Rheinisches

Odeon.

Herausgegeben

von

J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler.

Erster Jahrgang.

Coblenz, 1836.
In Commission bei J. Hölscher.

Inhalt.

		Seite
Bechstein, Ludw.,	Kindesrede	15
	Die Dichter	15
	Im Bade	18
Brandenbusch, C.,	Kriegers Tod	234
Braunfels, Ludw.,	Der Fischer von Cannes	206
	Hochzeitlieder aus der Bretagne	209
	Die schwarzen Raben	221
Cornelius, Pet. v.,	Sehnsucht	262
Czarnowski, O. v.,	Des Dichters Stammbaum	328
	Des Herzens Wünschelrnthe	329
De Noel, M. J.,	Die Philosophen-Büsten	237
	Der Leinenweber	239
	Licht und Schatten	240
Dörnberg, Carl,	Romanze	227
	Der Sohn der Nacht	229
Drimborn, F. G.,	Burg Stolzenfels	202
Egenter, J.,	Der Rosenkranz	20
	Im Walde	22
Fischbach, P. J.,	Sankt Arnolds Schnellritt	87
	Sehnsucht	91
	Das Seelenamt um Mitternacht	93
	Der Hain	97
Förster, Fr.,	Die wandernden Musikanten	241
	Thorheit	243
Freiligrath, Ferd.,	Der Reiter	337
	Der ausgewanderte Dichter	342

		Seite
Fuß, J. D.,	Naturae gaudia, felix, Pectore quem puro jussit amare Deus . . .	59
	In corde, quo fidus, quaere	118
Gasperini, Ed.,	Leid	245
Geib, Carl,	Die Kapelle auf dem Stromberg	136
Guth, P. J.,	Der junge Falke	121
	Das Bürschchen	123
	Lied einer Novize	125
Hoffmann, H.,	Bettlerlied	264
	Angedenken	268
	Vorgeschichte	269
	Die Nacht	270
Hohenhausen, Gert. v.,	Lieder	280
Hub, Ign.,	Der Rheinstrom	349
	Faliero	354
	Das Auto da Fe der Todten	360
	Der Wildhauer	363
Knelsel, C. M.,	Das Gelübde	144
Kreuser, J.,	Der Bramane	247
	Verwechselung	254
	Der Rangstreit	255
	Feste Freundschaft	260
Künzel, H.,	Das Nachtmahl zu Fulda .	193
	Leid und Lied	196
	Hic Caesar transibat . .	198
Landsermann, D. W.,	Ein Feierabend	65
	Heimweh	68
	Reiterstückchen	70
	Waldesleben	74
Lenné, C.,	Der Spruch des Confucius	24
Marées, Ad. v.,	Der alte Waidmann . . .	330
	Der junge Waidmann . .	332
	Sankt Gear	334

		Seite
Müller v. Nidda, O.,	Die Rebe und die Trauerweide	230
	Herz und Lilie	232
	Lied	233
Nänny, J. C.,	An den Gärtner	127
	Sprüche	128
Neumann, K. G.,	Akademisches Trinklied	76
	Licht	79
	Muſik	80
	Charlotte	83
	An ***	85
Nordeck, Baron v.,	Wahrmund	25
	König Hako	53
Oebeke, F.,	Simſons Tod	59
	Kaiſer Karl im Oſenberge	62
Reiff, J. J.,	Der Rhein	271
	Spohn's Tod	275
	Adele	278
Reinick, R.,	Kometenlied	321
	Frühlingsangen	323
	Thörichtes Spiel	325
Schepeler, B. v.,	Der Nachen	313
	Der Undank	317
	Natur und Schöpfung	318
Schlegel, A. W. v.,	An den Dichter des Ramayana	9
	Der nächtliche Beſuch	9
	Sprüche	10
Schnezler, Aug.,	Waldblätter	369
	Uferſpaziergang	373
	Edelmuth	373
	Die drei Savoyarden	374
	Iris	377
	Noah	377
	Albertus Magnus	378
	Schmied's Töchterlein	382
	Gib Acht	383
	Zwei Bildchen	384

		Seite
Scholler, K. F.,	Lied von der Sonne	306
	Der Weih	308
	Im Coliseum	310
	Entschluß	311
	Beruhigung	312
Seidel, H.,	Du	167
Smets, W.,	Heinrich Frauenlobs Bestattung	296
	Herrn Hugo's Pferd	299
	Die Gründung des Heiligen-Geist-Spitals zu Rom durch Papst Innozens den Dritten	301
	Todesahnung	304
	Beruhigung	305
Stieglitz, H.,	Der Thürmer	162
	Winterlied	164
	Der Wanderer	165
Stöber, Ad.,	Robin Hood	170
	Adlerhorst	181
Stöber, Aug.,	Das Mährchen vom Knäblein, vom Mägdlein und der bösen Stiefmutter	184
	Beim Brunnengraben	187
	Wolkenveste	188
Voigt, Aug.,	Herbstlied	132
	Frühlingsaufruf	134
	Schmetterlingsleben	135
Weih, W.,	Der Wunderbaum zu Nußberg	189
Wihl, Ludw.,	Der Knabe auf dem Berge	319
Wüst, J. F. A.,	Das erste Ach	225
Wüst, H. J. F.,	Im Friedhofe	286
	An die erste Frühlingsblume	289
	An die ferne Geliebte	291
	Schwanengesang	293

Rheinisches Odeon.

Gedichte

von

August Wilhelm von Schlegel.

Nach dem Indischen.

1.

An den Dichter des Ramayana.

Heil Valmikis, dem Waldsänger,
der zum Wipfel der Poesie
Nachtigallgleich sich aufschwingend
immer „Ramas, o Ramas!“ girrt.

2.

Der nächtliche Besuch.

Die Holde schleicht wankenden Tritts dem Trauten zu,
Sie sucht der Baumwipfel geheimste Schatten auf,
Vom Busen reißt bebend die Hand den Schleier weg,
Und birgt des Monds spähendem Strahl ihr Angesicht.

3.
Sprüche.

1.

Des Lebens gift'ger Baum bietet
zweierlei ſüße Früchte doch:
Edelgeſinnter Freund' Umgang,
und der Dichtung Ambroſia.

2.

Sinnreicher Poeſie Vortrag
kürzt die Stunden Verſtändiger;
Schlaf iſt des Thorenvolks Kurzweil,
wüſtes Gelag und Zänkerei.

3.

Gleichwie unſterblich, nie alternd,
wirb um Güter und Wiſſenſchaft;
Als faßte ſchon am Haupthaare
dich der Tod, übe Tugend aus.

4.

Von allen Gütern heißt wahrhaft
das vornehmſte die Wiſſenſchaft,

Als nicht käuflich, vor Raub ſicher,
jederzeit unerſchöpflich auch.

5.

Mit Jugend und Geſtalt prangend,
hohen Ahnen entſproſſen auch,
Der Unwiſſende gleicht dennoch
dem geruchloſen Tulpenbaum.

6.

Auch ein Thor kann am Hof glänzen,
prächtig mit Kleidern aufgeſtutzt.
So lang' er nicht den Mund aufthut,
glänzen kann er ſo lange wohl.

7.

Mutter und Vater ſind Feinde,
welche den Knaben nicht erziehn;
Wie bei Schwänen ein Rohrdommel
nimmt er am Hofe dann ſich aus.

8.

Durch Müh' gelingt ein Vorhaben,
durch unthätige Wünſche nicht:
In des ſchlafenden Leu'n Rachen
laufen Gazellen nicht hinein.

9.

Wen Gefahren zurückhalten,
der steigt nimmer zum Glück empor;
Doch wer Gefahren Troz bietet,
steigt empor, wenn er leben bleibt.

10.

Opfer, Schriftlesen, Almosen,
Buße, Treu', Festigkeit, Geduld,
Uneigennuz: die acht Stücke
heißen der Tugend Inbegriff.
Das erste Doppelpaar üben
manche vielleicht aus Heuchelei,
Das zweite Doppelpaar aber
wohnt in erhabnen Seelen nur.

11.

Vom Bösen Gutes annehmen,
das kann nimmer zum Heil gedeihn.
Wo sich ein nahes Gift beimischt,
wird selbst Nektar ein Todestrank.

12.

Der lebt geistlich, entsagt allem;
jener taumelt im Weltgewühl;
Dieser weiht sich dem Dienst Amors:
mannigfach ist der Menschen Sinn.

A. W. v. Schlegel.

Gedichte

von

Ludwig Bechstein.

1.

Kindesrede.

Mir sagte schon der Freunde Stimme,
Ich wäre, wie die Kinder sind;
Nun hör' ich's auch von Feindesgrimme,
Und vorwurfsvoll: daß ich ein Kind.
Sie schelten meinen heitern, kindlichen
Und unbefangnen Dichtersinn,
Und treten stolz mit unempfindlichen
Gemüthern höhnend vor mich hin.

Ich lächle zu des Vorwurfs Schwere. —
„Sucht, daß ihr werdet Kindern gleich;"
So klang des frommen Heilands Lehre:
„Denn ihnen ist das Himmelreich!"
Soll folgen ich den kleinen Meisternden?
Folg' ich dem größten Meister nach? —
Ihm nach, der liebend die begeisternden,
Die goldnen Wahrheitworte sprach.

Fern sei's von mir, mit euch zu rechten,
Viel gröb're Münze nahm ich ein;
Nicht Ehre bringt's, mit euch zu fechten,
Und — „Lob und Tadel muß ja seyn —„
Nur eurer kann mich nicht beleidigen,
Vorbei dem Ziel fliegt euer Pfeil;
Nicht braucht's der Wehr, mich zu vertheidigen,
Ich steh' am Ziel, zu meinem Heil.

Den Kindersinn will ich bewahren,
Ob ihr ihn scheltet oder lobt,
Und hoffe, gut dabei zu fahren,
Wenn ihr euch längst habt ausgetobt.
Und ob ihr euch mit hundertfältigen
Schmähungen gegen mich bemüht,
So werdet ihr nicht überwältigen
Die Liebe, die mein Herz durchglüht.

Ich bin der Wanderer der Sage,
Der mit dem weisen Stabe geht,
In trüber Nacht, am heitern Tage,
Und allen Höllengeistern steht.
Wenn euer Spuk in Truggestaltungen
Laut bellend mir vorübertost,
Pflück' ich die Blumen meiner Waldungen,
Und wandle fröhlich und getrost.

2.

Die Dichter.

Wir Dichter ſind berufen
Auf Sonnentempelſtufen,
Prieſter des Lichts, zu ſtehn.
Dort heil'ge Glut zu nähren,
Zu läutern uns, zu klären,
Bis daß in's Heiligthum wir gehn.

Kein Kröſus kann vergleichen
Sich uns, den reichſten Reichen,
Denn uns gab Gott die Welt.
Uns, Kindern ſeiner Liebe!
Gleich ihm vom Schöpfertriebe
Iſt mächtig uns die Bruſt geſchwellt.

Wir ſind des Worts Bewahrer,
Verkünder, Offenbarer,
Des Worts, das Liebe heißt.
Ja, dreimalheil'ges Lieben
Hat in das Herz geſchrieben
Uns gnadenvoll der Weltengeiſt.

Des Geiſtes ächte Söhne
Umfließt uns Götterſchöne,
Wie Morgenroth die Dſchinn.
Manch Herz in trüben Fernen
Blickt, wie nach Himmelsſternen,
Fromm, hoffend, ſehnend nach uns hin.

Doch treten wohl auch Schmäher
Uns zornvoll, haſſend, näher,
Gleich Söldnern Ahrimans.
Die freu'n ſich, zu entdecken
An unſrer Reine Flecken,
Und glüh'n im Eifer blinden Wahns.

Und die ſo ſtreng verdammen,
Sind auch nur Läutrungsflammen,
Ihr Wort iſt wie ein Brand,
Der wohl verſengt und peinigt,
Doch der von Schlacken reinigt
Das Gold, das ächt in uns entſtand.

In Strahlen reinen Lichtes,
Verklärten Angeſichtes,
Stehn wir um Gottes Tiſch,
Empfangend Himmelsſpeiſe;
Es geht herum im Kreiſe
Der Kelch voll Nektar, klar und friſch.

Wir wandeln rein, entſündigt,
Das Heil iſt uns verkündigt,
Der hohe Meiſter ſpricht:
„Geht hin und tauft mit Feuer,
Daß jeglicher Getreuer
Zum Leben geht, nicht zum Gericht.“

„Die Naphthaflamm' entzündet,
Und innre Glut verkündet!
Vermählt dem Brand Arom!
So folgt ihr meiner Lehre,
Und über'm todten Meere
Der Welt wogt euer Feuerſtrom. —“

3.

Im Bade.

Ueber mir der Himmel,
Unter mir die Fluth,
Ruh' ich so, wie Lakschmi
Auf der Ganga ruht.

Auf des Sees Fläche,
Rein und spiegelglatt,
Schwimmt mein grüner Nachen,
Ein Nelumboblatt.

Eine Lotosblume,
Leuchtend auf dem See,
Blüht empor zum Lichte
Meines Leibes Schnee.

Nicht am Ird'schen haftet
Leidenschaftbewegt
Meines Herzens Sehnen,
Das beruhigt schlägt.

In die Himmelstiefe,
In den blauen Schoos,
Senkt ſich meine Seele,
Ruhig, wünſchelos.

Und ich fühle ſchauernd,
Wonneſüß durchbebt,
Wie einſt über'm Waſſer
Gottes Geiſt geſchwebt.

Ludwig Bechſtein.

Gedichte

von

J. Egenter.

1.

Der Rosenkranz.

Ich hab' einen heiligen Rosenkranz
Von allen möglichen Farben,
Da ist abgezählt mein Leben ganz,
Gold'ne Minuten, die starben.
Ich zähle die Kügelchen ab und auf, —
Das ist mein Lebenslauf!
Und wie aus der goldenen Welt
Eine goldene Perle herniederfällt,
So geht mir ein Stich durch's Herz —
Es ist Todesschmerz! —
Sie ist eines Anderen Weib — —
Der Rosenkranz ist jetzt mein Zeitvertreib.
Es fliegen schreiende Raben um's Haus,
Aber mein Flämmchen löscht noch nicht aus!

Es brennen tiefer in Herz und Hand
Die Perlen vom glücklichen Liebesband;
Ach! freudvolle Thränenzeiten
Im Weiten!
Der letzte Schwur und der letzte Kuß,
Das iſt die Perle, mit der ich ſterben muß!
Habt Recht, ihr Raben!
Jetzt werd' ich begraben. —
Tod! willſt du meine Seele ganz,
Begrab' mich nicht ohne den Roſenkranz!

2.

Im Walde.

Ruhig, Bäume, mit dem Wehen!
Brauche nicht zu euch zu gehen;
Hab' es längst im Herzen stehen,
Daß das Schöne muß vergehen.

Ihr gefällten, schlanken Stämme!
Dürfet mich nicht ewig mahnen,
Daß man, in gerader Bahn
Jubelnd zu dem Himmel steigend,
Auf die Erde fallen kann.

Weg mit den verdorrten Zweigen,
Die, vom Stamme abgerissen,
Ihre Brüder füttern müssen!
Weiß schon lang die graue Lehre,
Daß der Tod das Leben nähre,
Leben selbst den Tod verwehre.

Weg Gedanken! weg Erinnrung!
Hebe nicht den blut'gen Schleier,

Liebe keine Todtenfeier;
Seh' ich Leben, ſeh' ich Freude
Täglich doch im Leichenkleide.
Ach! wozu Vergangenheit,
Was die Gegenwart mir beut?

Weg, ihr Blumen, die ihr düftet,
Weg! ihr alle ſeid vergiftet
Vom Verweſungsduft.
Jeder Athemzug der Luft,
Der uns freundlich jetzt erquickt,
Iſt vom Tode abgeſchickt.

Unbewußt verzehren
Wir bei unſern Jubelchören
Theure, aufgelöſte Reſte,
Die im Herzen wir verehren.

Ohr und Auge möcht' ich ſchließen,
Und gedankenlos zerfließen, —
Ja, mein Sterben heißt — Genießen!

J. Egenter.

Der Spruch des Confucius.

Von C. Lenné.

„Mein lieber Magiſter! Er iſt ja beleſen,
Iſt ſelbſt in dem Tempel der Dichter geweſen?
Das Wahre, das Schöne iſt Sein Element!
Ob Er auch den Spruch des Confucius kennt? —"
So fragte der Gutsherr in fröhlicher Laune
Den Meiſter der Schule, der ſtets die Poſaune
Des eigenen Wiſſens mit Dreiſtigkeit blies,
Und ſich als ein Licht der Gelehrſamkeit pries.
„Gewiß! Euer Gnaden! damit kann ich dienen;"
Verſetzte der Schulmann mit wichtigen Mienen:
„Ich las in der Weisheit urälteſtem Buch
Für Leben und Schule den herrlichſten Spruch:"

Ein trüber Geiſt auf heiterm Pfad;
Im beſten Fall der ſchlimmſte Rath;
In guter Zeit ein ſchlechtes Brod;
Ein kurzes Leben, langer Tod.

„Getroffen, Magiſter! oft hab' ich's geſehen,
So mag wol die Schule das Leben verſtehen!
O weiſer Confucius! Kern der Vernunft!
Wie athmet dein Geiſt in der lehrenden Zunft!"

C. Lenné.

Gedichte

von

Baron von Nordeck.

I.

Wahrmund.

1.

Der Günſtling und der Neider.

Am Hof des Tartar-Chanes lebte
Ein Mann von ſeltnem Wahrheitsſinn,
Der nicht nach Rang und Würden ſtrebte,
Noch nach verbotenem Gewinn.
Der Name Wahrmund ward ihm gern
Verlieh'n von ſeinem eignen Herrn,
Weil ſeine Worte nimmer trogen,
Und weil ſein Mund noch nie gelogen.

Des Chanes Marſtall, welcher ſtammte
Von Roſſen ächt arab'ſcher Art,
War anvertrauet ſeinem Amte,
In dem er Fleiß mit Kenntniß paart.
Stallmeiſter war er, und bekannt
Im ganzen weiten Tartarland,
Daß eine trügeriſche Kunde
Noch niemal kam aus ſeinem Munde.

Obwohl er in der Großen Bunde
Schon glänzet als der erſte Stern,
So wuchs er doch mit jeder Stunde
Noch höher in der Gunſt des Herrn,
Der hoch entzückt darüber war,
Daß Einer in der Diener Schaar,
Auch wenn er zu mißfallen wagte,
Ihm doch die reine Wahrheit ſagte.

Drob in der Bruſt der Neid entbrannte
Des Chanes mächtigſtem Vezier,
Den man bisher am Hofe kannte
Als ſeiner Großen erſte Zier.
Ihm keimte in der ſtolzen Bruſt,
Von Neid erzeugt, die böſe Luſt.
Kein Mittel kann ihm Ruh' erwerben,
Als ſeinen Todfeind zu verderben.

Doch ob er gleich zu vielen Malen
Verläumdungen ſich auserſann,
Und mit den feinſten Hofkabalen
Den neuen Günſtling feſt umſpann,
So ſcheitert dennoch alle Kunſt,
Ihm zu entzieh'n des Chanes Gunſt;
Vor Wahrmund's Worten ſchwand die Lüge
Wie Nebel vor dem Sonnenſiege.

Das wurmte tief im tiefſten Herzen
Den ſtolzerfüllten Großvezier,
Des Haſſes und des Neides Schmerzen
Verzehrten ihn wie Flammen ſchier;
Und als er einſtens zornbeſchwert
Vom Hof in ſeine Wohnung kehrt,
Läßt er, vor Wuth beinah' in Thränen,
Die Klagen alſo laut ertönen:

„Weh' mir! nicht länger kann ich's tragen,
Vor Kummer werd' ich untergeh'n,
Mich jetzt in meinen alten Tagen
Erniedrigt und beſchimpft zu ſeh'n!
Stets glänzt' ich als der erſte Stern
Am Hofe in der Gunſt des Herrn;
Schon Mancher mußte meinen Streichen
Mit Schimpf und Hohn am Hofe weichen.

Doch dieſen Wahrmund, der den Schlingen,
Die ich ihm lege, ſtets entgeht,
Vermag ich nicht zu Fall zu bringen,
So feſt auch mein Bemühen ſteht.
Könnt' ich nur einer Lüg' ihn zeih'n,
So würde ſich mein Herz erfreu'n,
Dann ſtürzt' er bald mit Ach und Wehe
Dem Abgrund zu von ſeiner Höhe.“

Das Wort vernahm, im tiefſten Herzen
Gerührt ob ihres Vaters Pein,
Die ſchlanke Hoſchendam mit Schmerzen,
Des Großvezieres Töchterlein.
Und ſie begann zum Vater drauf:
„Wenn du mir läſſeſt freien Lauf,
So will ich's dir bis Morgen fügen,
Daß Wahrmund ſoll den Chan belügen!“

„Kind,“ ſprach der Großvezier in Freuden,
„Wenn deine Klugheit dies erſinnt,
So will ich dich in Perlen kleiden,
Ich faſſe dich in Gold, mein Kind!
Thu' was du willſt,“ ſo ſpricht er drauf,
„Ich laſſ' dir gänzlich freien Lauf,
Nur ſuch' die Sache ſo zu fügen,
Daß Wahrmund muß den Chan belügen.“

Die Jungfrau eilte drauf von hinnen
Mit ſchnellem Schritt in ihr Gemach,
In's Werk zu richten ihr Beginnen,
Wie ſie dem Großvezier verſprach.
Dort holte ſie den Schmuck hervor,
Den ſie zu Feſten ſich erkor,
Juwelen, Perlen und Geſchmeide,
Hell funkelnd auf dem ſeidnen Kleide.

Geſchäft'ge Dienerinnen waren
Sie zu bedienen dort bereit,
Schön faſt wie ſie und jung an Jahren,
Daß ſie ſich ſelbſt des Anblicks freut.
Im Kreiſe, wo die Anmuth wohnt,
Die rings in Aller Mienen thront,
Begann ſie nun, ſich mit Entzücken
Gleich einer Königin zu ſchmücken.

Daß ſtrahlender noch ſei zu ſchauen
Der Schnee der Haut, der Stirne Glanz,
Färbt ſie mit Indigo die Brauen
Und auch der Wimper zarten Kranz;
Mit Spießglanz färbt ſie dann die Haut
Der Augenlieder, zart gebaut,
Und taucht, als dies geſcheh'n, behende
In Hennaſaft die ſchönen Hände.

In Atlas hüllt ſie drauf die Glieder,
Der feuerfarbig ſie umwallt,
Und flammend bis zum Knie hernieder
Umfloß die reizende Geſtalt.
Ein reicher Diamantenkranz
Umſtrahlt den Leib wie Sternenglanz,
Am Knöchel ſchimmert mit Geſchmeide
Das Unterkleid von weißer Seide.

Der weiße Nacken ward umzogen
Mit einem reichen Perlenring,
Der tief herab in weitem Bogen
Bis auf den Busen niederhing;
Und Stiefelchen von Saffian
Zitronengelber Farb' umfah'n
Den kleinsten Fuß, man darf es sagen,
Der je ein schönes Weib getragen.

Der reichste Turban, schön gebunden
Aus weißen Stoffen, ward zuletzt
Um Stirn und Locken ihr gewunden,
Mit Perl' und Edelstein besetzt.
Topas, Rubin, Smaragd, Saphir,
Durchkreuzen ihre Farben hier,
Und drüber in gefäll'gen Bogen
Sieht man des Reiherbusches Wogen.

Ein Glanz, der fast das Auge blendet,
Die reizende Gestalt umwand,
Und als sie gänzlich nun vollendet,
Und so im Kreis der Jungfrau'n stand,
Erschien sie einer Houri gleich,
Die aus des Paradieses Reich,
Durch Schönheit alles zu besiegen,
Zu Sterblichen herabgestiegen.

2.

Die Jungfrau und der Stallmeiſter.

Die Sonne war indeß geſunken,
Am Himmel ſtand des Mondes Pracht,
Und Hoſchendam, von Hoffnung trunken,
Vertrauend ihrer Schönheit Macht,
Umhüllt mit einem Schleier dicht
Ihr reizgeſchmücktes Angeſicht,
Und eilt aus ihrer ſtillen Klauſe
Zu Wahrmund's nah' gelegnem Hauſe.

Dort eilt ſie durch der Diener Schaaren,
Die auf den Stiegen, im Portal,
Zum Dienſt des Herrn verſammelt waren,
In den mit Glanz erhellten Saal.
Hier fand ſie den beglückten Mann,
Auf deſſen Untergang ſie ſann.
Allein mit ihm an dieſem Orte
Begann ſie täuſchend ſolche Worte:

„Verletzend alle Zucht und Sitte,
Der Frauen allerſtrengſte Pflicht,
Tret' ich beſorgt, mit ſcheuem Tritte,
O Wahrmund, vor dein Angeſicht!

Dein hoher Sinn, dein Edelmuth,
Hat mir der Liebe heiße Glut
Mit aller Qual, die sie verkündet,
In jugendlicher Brust entzündet!

Drum stoß' nicht grausam mich von hinnen,
Wenn ich dir unbekannt auch bin;
Nur kurzen Trost laß mich gewinnen
Für meinen tiefbetrübten Sinn!
Die Nacht nur laß' mich bei dir seyn,
Und deines Anblicks mich erfreu'n,
Und noch bevor die Sterne bleichen,
Will ich mich wieder heimwärts schleichen."

Sie sprach's, und Wahrmund, voll Entzücken
Ob solcher Anmuth der Gestalt,
Nahe ihr mit sehnsuchtsvollen Blicken,
Von heißer Liebesglut durchwallt.
Er faßt sie bei der schönen Hand,
Und zog bei sanftem Widerstand,
Es bebten schüchtern ihre Glieder,
Sie zu sich auf das Sopha nieder.

Drauf sprach er: "Fasse Muth mein Leben,
Vertreib die blöde Schüchternheit!
Als Sklave bin ich dir ergeben,
Zu jedem Dienste dir bereit!

Dein Nahen hat mich hoch beglückt,
Und deine Rede mich entzückt;
Du hauchteſt mir in's Herz die Liebe,
Schon fühl' ich ihre ſüßen Triebe.

Nie ſtrahlte Anmuth meinen Blicken,
Die mich mit ſolchem Zauber band;
Schön iſt dies Füßchen zum Entzücken,
Schön dieſe zartgeformte Hand;
Und wenn dein Antlitz, welches dicht
Der Schleier hüllet, dem entſpricht,
Bin ich von allen, die geboren,
Zum Hochbeglückteſten erkoren!"

„O du gewährſt mir neues Leben,"
Gibt jen' ihm drauf das Wort zurück,
„Denn deiner Macht iſt es gegeben,
Zu gründen meines Lebens Glück!"
„Wie das, Geliebte? rede, ſprich!
Was ich vermag iſt nur für dich!
Gebeut nur, und es ſoll dein Willen,
Wenn ich's vermag, ſich ſchnell erfüllen."

„Mir träumte dreimal nach einander,"
Fiel ihm darauf die Jungfrau ein,
„Wenn mir's gelänge', mit dir ſelbander
Zu ſchmauſen traulich im Verein

Von einem Roß des Chanes Herz
Und Leber unter frohem Scherz,
So würde treu mir sonder Wanken
Das Glück bis zu des Grabes Schranken.

Dies träumte mir in dreien Nächten,
Und was man dreimal träumt, wird wahr!
Den Faden meines Glück's zu flechten
Vermagst du drum für immerdar!"
„Weh' mir, Geliebte!" fiel darauf
Ihr jener in der Rede Lauf,
„Ein Roß des Chanes soll ich morden,
Das meiner Hut vertrauet worden?

Dies würd' ich büßen mit dem Leben,
Es streitet gegen meine Pflicht;
Gern will ich eins von meinen geben,
Doch von des Chanes Rossen nicht!
Das schönste wähl' aus meinem Stall,
Wenn dir's gefällt, so nimm sie all'!
Was mein ist, will ich dir gewähren,
Nur Unrecht wolle nicht begehren!"

„O, wär ich doch daheim geblieben!"
Fiel drauf die Jungfrau wieder ein,
„Du sprichst mir von der Liebe Trieben,
Und doch gewährst du solche Pein?

Du weigerſt hart die Bitte mir,
Die zu erfüllen ziemte dir!
Wird nur dem Chan Bericht geſendet,
An Krankheit ſei ſein Roß verendet,

So glaubt er's ohne Widerrede,
Und ſeine Gunſt bleibt dir beſteh'n!"
So ſprach ſie, und im Strom der Rede,
Als ſei's von ungefähr geſcheh'n,
Schlug ſie den Schleier halb zurück,
Und ſchaut ihn an mit tiefem Blick,
Und ihrer Reize ganze Fülle
Strahlt ihm entgegen ſonder Hülle.

Warm drang's ihm zu des Herzens Tiefen,
Das Aug' erblindet ihm beinah',
Gefühle weckt es, welche ſchliefen,
Er wußte nicht, wie ihm geſchah.
Und wenn ſie jetzt von ihm begehrt,
Den Chan zu morden mit dem Schwert,
Dem er mit Treue zugewendet,
Er hätt's in blinder Glut vollendet.

Sie ſind nach wenig Augenblicken
Im Marſtall, den bei Fackelſchein
Des Chanes Roſſe zahllos ſchmücken,
Zur Schau geſtellt in lange Reih'n.

Geſondert von den andern ſtand
Zunächſt dem Eingang an der Wand
Ein Rappe, der durch Schönheit Allen
Zuerſt in's Auge mußte fallen.

Schwarz glänzt er, wie des Raben Flügel,
Der Kreiſ' im Strahl der Sonne zieht;
Dem Hirſch, der über Berg und Hügel,
Durch Thäler und durch Wälder flieht,
Erſchien er gleich an Leichtigkeit,
An Kraft und an Behendigkeit;
Schnurgrade war ſein ſchlanker Rücken,
Und Feuer ſprüht aus ſeinen Blicken.

Viel Pracht iſt um ihn her zu ſchauen,
Die ſeiner Schönheit wohl entſpricht;
Die Krippe war mit Kunſt gehauen,
Aus Marmor, weißer als das Licht,
In welcher man zu jeder Zeit
Ihm Fülle goldner Körner beut,
Und unter ſeinen Hufen glänzet
Der Goldbeſchlag, der ſie bekränzet.

Die Jungfrau mit verſtelltem Triebe
Begann zu Wahrmund dieſes Wort:
„Nimm dieſen Rappen mir zu Liebe!“
„Wie, Theure, dieſen Rappen dort?

Das Lieblingsroß des Chanes? nein!
Den kann ich dir unmöglich weih'n!
Gern will ich alles dir gewähren,
Nur dieſes wolle nicht begehren!"

Die Jungfrau aber feſt vertrauend
Auf ihrer Schönheit Allgewalt,
Auf Wahrmunds heiße Liebe bauend
Begann zu jenem dergeſtalt:
„Hat denn die Liebe keine Pflicht?
Gewährſt du dieſen Wunſch mir nicht,
Verlaſſ' ich dich im Augenblicke,
Und kehre nie zu dir zurücke!"

Um Wahrmund iſt es jetzt geſchehen,
In ſchnellern Pulſen rollt ſein Blut,
Er kann nicht länger widerſtehen,
Ihn treibt der Liebe heiße Glut.
Der Dolch in ſeinen Händen blinkt,
Und ſieh', im Augenblicke ſinkt
Der Rappe, kaum ſo ſtolzen Muthes,
Zu Boden unter Strömen Blutes.

5.

Die Jungfrau.

Reich war die Nacht an Freud' und Wonne
Für Wahrmunds Herz, von Lieb' entbrannt.
Als ſich beim erſten Strahl der Sonne
Die Schön' aus ſeinen Armen wand,
Schien ihm die Seligkeit der Nacht
Ein Traum, aus dem er kaum erwacht,
Der täuſchend ihn verlaſſen eben,
Um bittern Qualen Raum zu geben.

Die Jungfrau, die mit falſchem Herzen
Und heuchelnd geſtern zu ihm kam,
Verließ ihn unter heißen Schmerzen,
Mit Thränen und in tiefer Schaam.
Verwandelt war ihr ſtolzer Sinn,
Sie neigte ſich zur Demuth hin;
Der, den ſie geſtern wollte morden,
War ihrem Herzen theuer worden.

Gefühle hatte ſie geheuchelt,
Die nie empfunden ihre Bruſt,
Und mit der Hoffnung ſich geſchmeichelt,
Zu feiern des Triumphes Luſt.

Sie hatte, trotzend der Gefahr,
Sich ſtärker wähnend, als ſie war,
Ein loſes Spielwerk ſich geſchaffen
Aus Amors fürchterlichen Waffen.

Sie wollte kühn ſich unterwinden,
Der Liebe zaubriſche Gewalt
In Wahrmunds Buſen zu entzünden
Durch ihre reizende Geſtalt;
Und wollte, kalt und ungerührt,
Durch keine Lockung ſelbſt verführt,
Das Opfer ihrem Stolze weihen,
Und ſeiner Qualen ſich erfreuen.

Doch furchtbar traf des Gottes Rache,
Mit deſſen Waffen ſie geſpielt;
Entſchlummert war des Herzens Wache,
Da ſie der Sinne Macht gefühlt;
Zu mächtig von der Glut bewegt,
Die ihre Schönheit angeregt,
War ſie dem Liebeskampf erlegen,
Auf Stärke bauend zu verwegen.

Und von demſelben Augenblicke,
Da ſie erlag der kurzen Luſt,
War jeder Haß und jede Tücke
Verſchwunden aus der falſchen Bruſt.

Sie fühlt es unter bitter'm Schmerz,
Daß ihr zerrißnes armes Herz
Gezwungen den Verführer liebte,
Der doch so bitter sie betrübte.

„Weh' mir, was hab' ich doch begangen?"
Rief sie verzweifelnd, „welche Noth
Hält mich durch eigne Schuld umfangen!
Den Untergang, den sichern Tod
Bereitet' ich mit Hinterlist
Dem Manne, der mir theuer ist,
Den zu erretten, tausend Leben
Ich jetzt mit Freuden würde geben!"

So klagte sie, als sie die Schwelle
Von ihres Vaters Haus betrat,
Wo ungeduldig ihr zur Stelle
Der Großvezier mit Fragen naht,
Und sie bestürmt, und sie beschwört,
Daß sie die Antwort schnell gewährt,
Ob glücklich ihre List gelungen,
Und das erwünschte Ziel errungen.

Die Jungfrau an des Hauses Pforte
Bestürmt mit Fragen unverseh'n,
Vergaß die Folgen ihrer Worte,
Und sagt' ihm alles, was geschehn.

Umfaßte alles ihr Bericht?
Nein alles, alles eben nicht.
Die Thränen und die Glut der Wangen
Bezeugten, was ſie überzangen.

Kaum aber war der Jungfrau Munde,
Die außer Faſſung ſich befand,
Entfloh'n die unheilvolle Kunde
Vom Rappenmord durch Wahrmunds Hand,
So fielen ihr mit Schreck und Schmerz
Die Worte glühend auf das Herz,
Die unbedachtſam und verblendet
Sie an den Großvezier gewendet.

Sie ſank mit flehender Geberde,
Im Herzen der Verzweiflung Drang,
Zu ſeinen Füßen auf die Erde,
Indem ſie ſeine Knie' umſchlang,
Und fleht den Vater kummervoll,
Zu unterdrücken ſeinen Groll,
Und ſchonend nicht zu offenbaren
Das, was er jetzt von ihr erfahren.

Allein der Großvezier im Grunde
Des falſchen Herzens hocherfreut
Durch dieſe ſo erwünſchte Kunde,
Die ſeinen Hoffnungen ſich beut,

Beachtet nicht der Tochter Fleh'n,
Und hieß sie unsanft von sich geh'n,
Indem er, spottend ihrer Bitte,
Das Haus verließ mit schnellem Schritte.

Jetzt stürmen der Verzweiflung Qualen
Auf Hoschendams gefoltert Herz;
Auf ihrem Angesichte malen
Sich Furcht und namenloser Schmerz;
Sie unterliegt des Kummers Macht,
Ihr Auge hüllet sich in Nacht,
Erschlaffend wanken ihre Glieder,
Und auf den Boden sinkt sie nieder.

4.

Der Tartar-Chan.

Auf goldnem Divan saß im Saale,
Umringt von königlicher Pracht,
Umleuchtet von der Hoheit Strahle,
Des Tartar-Chans erhab'ne Macht.
In tiefer Demuth aber stand,
Die Stirn' dem Boden zugewandt,
Der Großvezier, des Reiches Hüter,
Erwartungsvoll vor dem Gebieter.

„Nein,“ sprach der Chan zum Großveziere,
„Dein Argwohn irrt! es kann nicht seyn,
Daß eigner Vortheil ihn verführe
Zu Lügen oder falschem Schein!
Stets fand ich unter Ernst und Scherz
Der Wahrheit treu sein edles Herz;
Noch nimmer hat sein Wort getrogen,
Noch nie hat Wahrmund mich belogen!“

Allein der Großvezier dagegen
Begann in Demuth und verzagt:
„Vergib dem Sclaven, der verwegen
Dir, Herr, zu widersprechen wagt!
Ich fürchte, daß an diesem Ort
Mit falschem, heuchlerischem Wort,
Der, den du stets so hochgeachtet,
Noch heut' dich zu belügen trachtet.“

Darauf, als unverbürgte Sagen,
Erzählt er, was in vor'ger Nacht
Im Stall des Chans sich zugetragen,
Den Mord, den Wahrmund selbst vollbracht.
Doch daß es seine Tochter war,
Die jenen lockend in Gefahr
Zu solcher Frevelthat verführet,
Ließ er wohl weislich unberühret.

Der Chan, ſobald er dies vernommen,
Sprang ſchleunig auf von ſeinem Sitz;
Der Zorn war ſeiner Bruſt entglommen,
Verderben droht der Augen Blitz.
„Wenn's wahr iſt,“ ſpricht er, „was dein Mund
Mir eben gab durch Worte kund,
Wenn jener, ſein Vergeh'n zu decken,
Sich hinter Lügen will verſtecken,

Soll er ſein Haupt dem Henker geben!
Du ſiehſt, Vezier, ich wage viel;
Des Freundes mir ſo theures Leben
Verwegen ſetz' ich's auf das Spiel.
Doch Gleiches muß dem Gleichen ſteh'n,
Soll es nach Recht und Ordnung geh'n!
Bleibt jener wahr in allem Theile,
So fällt dein Haupt dem Henkerbeile!

Schon lang' iſt mir es nicht entgangen,
Wie du mit Hinterliſt und Kunſt
Dich eifrig müheſt, voll Verlangen,
Ihn zu berauben meiner Gunſt.
Dies iſt der letzte Wurf im Spiel,
Du ſtehſt jetzt nahe deinem Ziel!
Ob du's verloren, ob gewonnen,
Kommt bald an's helle Licht der Sonnen!“

Als kaum der Chan dies Wort geendet,
Tritt Wahrmund ein mit eil'ger Haſt;
Zu dem Gebieter er ſich wendet,
Indem er knieend ihn umfaßt.
„Herr!“ ſpricht er, „daß aus deinem Mund
Der Martertod mir werde kund,
Den meine Handlungen verdienen,
Bin ich in Demuth hier erſchienen!

Groß iſt die Schuld, die mich beſchweret,
Denn wiſſe nur, durch den Verluſt
Der Freude, welche dir gehöret,
Erkauft' ich frevelnd meine Luſt!“
Darauf erzählt er treu und klar,
Was vor'ge Nacht geſchehen war,
Und als er den Bericht geendet,
Er ſich zum Herrſcher alſo wendet:

„So mächtig wurzelt mir im Herzen
Des Böſen wuch'reriſche Saat,
Daß nicht einmal der Reue Schmerzen
Mich peinigen ob meiner That;
Denn mir erſcheint die vor'ge Nacht,
Die Wonne, welche ſie gebracht,
Ein Preis, für den ich gern das Leben
Zum zweitenmale würde geben.

Drum, Herr, laß keine Gnade walten,
Kein Mitleid werde mir beſcheert;
Laß ganz dein Herz für mich erkalten,
Ich bin der Milde nicht mehr werth!
Auch bürgt dir ferner kein Geheiß,
Daß ich nicht um denſelben Preis,
Wenn mir's an Feſtigkeit gebräche,
Noch mehr der Roſſe dir erſtäche!"

Er ſprach's im Wahn, daß er dem Grimme
Des Herrſchers werd' ein Opfer fall'n;
Allein der Wahrheit Zauberſtimme
Vernahm der Chan mit Wohlgefall'n,
Und ſchaute mit zufriednem Sinn
Nach dem Veziere ſpöttiſch hin,
Der bleich wie Marmor und in Zagen
Nicht wagt die Augen aufzuſchlagen.

Bevor indeſſen noch zum Worte
Der Chan eröffnete den Mund,
So gab ſich an des Saales Pforte
Ein plötzliches Geräuſche kund,
Und eine Jungfrau ſtürzt herein,
Im Antlitz Kummer, Angſt und Pein,
Und wirft mit ſtürmiſcher Geberde
Sich vor dem Herrſcher auf die Erde.

Sie war es ſelbſt, von Gram umfangen,
Die reizende Verführerin;
Es netzten Thränen ihre Wangen
Und perlten auf den Buſen hin.
Mit der Verzweiflung Jammerton,
Dem ſelbſt die Hoffnung ſchien entfloh'n,
Begann ſie, ſich zum Herrſcher neigend,
Und mit der Hand auf Wahrmund zeigend:

„Herr! ich beſchwör's bei meinem Leben,
Daß dieſer hier unſchuldig iſt!
Die Schuld von dem, was ſich begeben,
Trag' ich allein durch meine Liſt!
Ich bin's, die liſtig ihn verführt,
Die gleißneriſch ſein Herz gerührt!
Ich trag' allein die Schuld der Sache,
Mich treffe deine ganze Rache!“

Sobald er dieſe Kund' erhalten,
Beginnt der Chan: „Seltſam, fürwahr!
Hier muß noch ein Geheimniß walten,
Mir iſt das Ganze noch nicht klar!
Wer biſt du, Mädchen? rede, ſprich!
Mit welchem Namen nennt man dich?
Auch wie ſich deine Eltern nennen,
Mögſt du, der Wahrheit treu, bekennen!“

Gehorſam jene drauf bekennet:
„Was du gebeutſt, berichť ich dir:
Ich werde Hoſchendam benennet,
Mein Vater iſt der Großvezier.“
„Der Großvezier!“ voll Staunen ſpricht
Der Chan die Worte mit Gewicht.
„Der Großvezier? — ha! nun entſchwinden
Die Zweifel, welche mich umwinden!“

Er mißt den Saal mit langen Schritten,
Gedanken wälzend durch den Sinn,
Und über ſeine Stirne glitten
Des Zornes ſchwarze Wolken hin.
Doch endlich hält er an im Geh'n,
Und bleibt vor dem Veziere ſteh'n;
Und in des Unmuths düſtrer Fehde
Spricht er zu jenem dieſe Rede:

„Weh' dir! du biſt entlarvt, Verräther,
Denn jetzt durchſchau' ich deinen Plan!
Erbebe, bleicher Miſſethäter,
Bei des gerechten Richters Nah'n!
Verloren iſt dein kühnes Spiel!
Du ſtehſt an deiner Tage Ziel!
Du büßeſt auf dem Blutgerüſte
Für dein verbrecheriſch Gelüſte!

„Dir aber, Wahrmund, sei vergeben!“
Er sich darauf zu diesem kehrt,
„Denn solchen Reizen widerstreben,
Das ist, fürwahr, zu viel begehrt!
Bei solcher Schönheit Zaubermacht
Hätt' ich für eine süße Nacht
Auch keinen Augenblick verloren,
Den ganzen Marstall zu durchbohren.

Und weil du in dem festen Glauben,
Durch das, was mir dein Mund gestand,
Dich selbst des Lebens zu berauben,
Dennoch die Wahrheit treu bekannt,
So seh' ich's mit Entzücken ein,
Daß nie dein Wort kann unwahr seyn.
Du kannst hinfort auf mein Vertrauen
Noch sicherer als vormal bauen!

Ich will, daß du dir eine Gnade
Erbitten sollst von meiner Huld!
Wer immer auf der Tugend Pfade,
Wie du, gewandelt sonder Schuld,
Wird diese Gunst sich nur erseh'n,
Um etwas Gutes zu erfleh'n.
Drum was zumeist dein Herz begehret,
Es ist im Voraus dir gewähret!“

„Da ich, o Herr, durch mein Vergehen
Nicht würdig solcher Milde bin,
So darf ich nur für Andre flehen
Zu deinem gnadenreichen Sinn.
Was immer auch der Großvezier
Verbrochen haben mag an mir,
Verzeih ihm, Herr, schenk ihm das Leben!
Ich hab' ihm Alles schon vergeben."

„Wie?" spricht der Chan, und lenkt die Schritte
Zur Stelle hin, wo jener weilt,
„Du, dem der unbegrenzten Bitte
Gewährung im Voraus ertheilt,
Du nützest die Gelegenheit,
Die niemal dir sich wieder beut,
Zu flehen für des Feindes Leben,
Der dich dem Tode wollte geben?

Das muß ich wahrlich groß benennen!
O wandle stets auf diesem Pfad!
Die Götter müssen dir entbrennen
Vor Neid ob dieser schönen That!
Komm an mein Herz, du edler Mann,
Und fühle, daß es lieben kann!
An seinen Schlägen, Freund, erkenne,
Wie warm es für die Tugend brenne.

Erfüllen muß ich dein Begehren;
Doch halt' ich's jetzt für meine Pflicht,
Dir ungebeten zu gewähren,
Was deinem Wunsch zumeist entspricht.
Da nimm sie mit Entzücken hin
Die reizende Verführerin!
Empfang sie jetzt aus meinen Händen,
Sie wird der Tugend Lohn dir spenden!"

Er sprach's, und führte drauf die Schöne
In Wahrmunds Arme, dem beglückt
Die Worte deuchten heil'ge Töne,
Die aus den Sphären ihn entzückt.
„Da nimm sie, ewig sei sie dein!
Als Gatten glücklich im Verein
Vergeßt es nie, daß auf dem Throne
Der beste eurer Freunde wohne!"

Aus allen Mienen strahlt Beglücken,
Es knüpfte sich der Seelen Bund,
Der Herzen wonniges Entzücken
Gab sich durch Freudenthränen kund;
Und Alle lobten ihn zugleich,
Und priesen sein beglücktes Reich,
Daß durch der Götter Gunst in Frieden
Ihm solcher Fürst zum Herrn beschieden.

Und Früchte trugen seine Worte:
Der Großvezier entsagt dem Neid,
Es lebten bis zur Grabespforte
Die Liebenden in Fröhlichkeit;
Und nie mit dankerfülltem Sinn,
Bis zu den spätsten Jahren hin,
Vergaßen sie der schönen Stunde,
Die sie vereint im Liebesbunde.

2.

König Hako.

Was glänzt dort auf Nordlands eisigen Höh'n,
Was auf dem beschneiten Gefilde?
Hoch flattern die Banner im Windesweh'n,
Es blitzen die Schwerter wie Flammen so schön,
Hell blinken die glänzenden Schilde.

Wer ist der Held in der Männer Gewühl,
Im Panzer von bläulichem Stahle?
Tod säet sein Schwert, wo es niederfiel,
Sein Helmbusch wallt in der Winde Spiel
Bei der Sonne leuchtendem Strahle.

Dort kämpft mit der Feinde tapferem Heer
Held Hako, der Sieger im Streite;
Es stehen, gehüllet in blanke Wehr,
Und ringend mit Muth um des Sieges Ehr'
Die Helden dem König zur Seite.

Gewaltig ertobet die blutige Schlacht,
Auf Schilde drängen ſich Schilde;
Hier ſinket ein Held in Todesnacht,
Dort raſſeln Schwerter auf Schwerter mit Macht,
Es dampfen von Blut die Gefilde.

Doch ſiehe, mit dunkelem Nebelflor
Umhüllt ſich des Kampfes Getümmel,
Zuweilen nur zuckt es, wie Blitzen, hervor,
Es trifft ein dumpfes Getöſe das Ohr,
Wie ferner Donner am Himmel.

Auf feurigen Roſſen brauſen daher,
Die furchtbar ſchönen Walkyren,
Sie ſauſen wie Sturm durch das Nebelmeer
Dicht über den Häuptern der Helden daher,
Die zu Asgard's Wonnen ſie führen.

Noch Manchen erwartet die ſelige Luſt
In Odins wonnigen Hallen;
Noch Mancher, der jetzt ſich des Lebens bewußt,
Wird heut' als Held mit durchbohreter Bruſt
Im Kampfe dem Siegenden fallen.

Und wird, ehe Sool in die Fluthen ſinkt,
Bei'm Mahl in Walhalla erſcheinen,
Wo ewig das goldene Füllhorn winkt,
Aus welchem Entzücken der Tapfere trinkt,
Und keine Bekümmerten weinen.

Doch jetzt verſtummt das Getöſe der Schlacht,
Wer mochte den Sieg ſich erringen?
Den Wahlplatz deckt mit gewaltiger Macht
Des Nebels dicht umhüllende Nacht,
Sie kann kein Auge durchdringen.

Nur Einen ſeh' ich, er wandelt daher,
Sein Tagwerk hat er vollendet,
Durch dichten Nebel in bläulicher Wehr,
Geſenkten Haupts mit zerbrochenem Speer,
Zum Strande des Meeres gewendet.

Wer iſt der Mann? Es iſt Hako der Held!
Doch wo ſind ſeine Getreuen?
Den Knappen nur ſeh' ich, der treu ſich ihm hält,
Doch wo ſind die Andern, die ſtets ihm geſellt,
Die nimmer den Tod für ihn ſcheuen?

Der König ſchaute mit düſterem Blick
In der Wogen gewaltige Fehde,
Dann wandt' er ſich finſter zum Knappen zurück,
Denn entſchwunden ſchien ihm das lächelnde Glück,
Und ſprach zu jenem die Rede:

„Sag an, warum bin ich mit dir allein?
Wo iſt Biörn, der tapfere Skalde,
Wo Högen der Held, wo die Brüder Mertein,
Wo Alf mit des Auges glutrothem Schein,
Wo Oskar, der Jäger im Walde?"

„Herr, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Luſt ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlſtatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

„Wo iſt denn Yngurd, der feurige Held,
Und Frode, ſo kundig des Meeres?
Wo Jarl, der ſtets mir in Liebe geſellt,
Wo Nös, der muthig den Bären ſich ſtellt,
Und Erich, der Schwinger des Speeres?"

„Herr, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Luſt ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlſtatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

Der König verſtummt; keinen einzigen Laut
Entlocken die nagenden Schmerzen;
Nur eine perlende Thräne thaut
Auf dem Antlitz, als er zu Boden ſchaut;
Denn groß war der Kummer im Herzen.

Drauf wandt' er wieder zum Knappen das Wort:
„Geh', laß die Todten mir holen,
Und trage ſie mir an des Schiffes Bord,
Und ſchichte ſie auf dem Verdecke dort,
Gelagert auf eichenen Bohlen!"

Drauf wandert der König hinab an den Strand
Und beſtieg den geflügelten Drachen;
Doch jener, der ſeine Befehle verſtand,
Bemühte ſich eilig mit thätiger Hand,
Nach den Worten des Herrn es zu machen.

Und als er genau nun Alles vollbracht,
So zerrannen die nebligen Düfte;
Vor Dagur's erhellender Strahlenpracht
Entwich die düster umhüllende Nacht,
Und heiter wehten die Lüfte.

Und auf dem Verdeck, auf glänzendem Thron,
Da setzte der König sich nieder,
Er trug auf dem Haupte die goldene Kron',
In der Hand das Zepter, der Götterſohn,
Und Purpur umhüllte die Glieder.

Den Kreis durchschauend herrschenden Blick's,
Wie sonst er Stille geboten,
So saß er da, wie in Tagen des Glück's,
Besiegend die Qualen des herben Geschick's,
Und um ihn die riesigen Todten.

Da plötzlich empor aus des Schiffes Bauch
Schlug die Flamme verzehrende Gluten,
Und pfeilschnell segelnd im Windeshauch,
Hoch wirbeln die Flammen, hoch wirbelt der Rauch,
So schifft er hinaus in die Fluten.

Baron v. Nordeck.

Gedichte

von

Franz Oebeke.

I.

Simſon's Tod.

Zu Gaſa bei dem Dagons-Feſte
Ertönte lauter Jubelſchall:
Es ſaßen freudentrunkne Gäſte
Verſammelt die Philiſter all'.
Die lange Furcht war nun verſchwunden
Und Israel in ihrer Macht,
Seit Simſon's Heldenkraft gebunden,
Geblendet lag in Kerkers Nacht.

Und an dem lärmenden Gelage
Erhub ſich bald der Uebermuth;
Sie achten nicht das Dräun der Rache,
Nur ihrer Lüſte wilde Glut.
„Führt ihn herbei, daß wir uns weiden
An ihm, den bebend wir geſcheut!
Schuf er uns ſonſt viel herbe Leiden,
So dien' er unſrer Freude heut'!"

Es öffnen ſich des Kerkers Thüren;
Man löſet ihm die Feſſeln ab;
Ein Knabe muß den Starken führen,
Die Rechte ſtützt ein langer Stab.
So tritt er her in ſeiner Größe,
Stumm, auglos, fürchterlich zu ſchau'n:
Es ſchweigt urplötzlich das Getöſe,
Und durch die Menge zuckt ein Grau'n.

Doch bald ermannen ſie ſich wieder,
Und gießen Spott und bittern Hohn
Ohn' Unterlaß auf ihn hernieder,
Des Elends jammervollen Sohn.
Sie reichen ihm der Harfe Saiten:
„Hier brauche deine ſtarke Hand!
Dein Spiel ſoll unſer Feſt begleiten:
Du biſt als Meiſter ja bekannt."

Er ſtehet in dem frechen Schwarme,
Sein Mark durchwühlt vom Flammenſchmerz,
Kein Laut ſpricht von dem grimmen Harme,
Es weinet in der Bruſt ſein Herz.
„Und haſt du meiner ganz vergeſſen,
Du meiner Väter milder Gott?
Voll iſt der Leiden Maaß gemeſſen:
Herr, räche mich für ihren Spott!"

Die aber zwangen ſonder Weilen
Ihn fort und fort mit Frevelmuth, —
„So leitet mich zu jenen Säulen,
Worauf des Hauſes Feſte ruht!
Dort will ich euern Wunſch erfüllen,
In Ruhe an den Schaft gelehnt;
Ein neues Spiel ſoll euch enthüllen
Ein Wunder, was ihr nie gewähnt.“

Sie bringen eifrig ihn zur Stätte,
Sie drängen all' an ihn heran;
Da hebet er, wie im Gebete,
Sein dunkles Antlitz himmelan,
Und jählings mit den mächt'gen Händen
Faßt er der Pfeiler hohen Schaft:
„So mög' mit euch mein Leben enden!“
Er ruft's und neigt ſich voller Kraft.

Da bebt der Bau in ſeinen Fugen,
Die Säulen ſtürzen mit Gekrach,
Die Balken ſchmetternd niederſchlugen,
Zuſammen brachen Mau'r und Dach.
Vergraben ſtarben unter'm Schutte
Der Feinde Luſt und Simſon's Qual:
Von der Erſchlagnen dunklem Blute
Quoll's aus dem grauſen Todtenmaal.

2.

Kaiſer Karl im Deſenberge.

Eine weſtphäliſche Sage.

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mähr':
Noch lebt mit ſeinen Helden
Karol, der Kaiſer hehr.

Wol in dem Deſenberge
Ruht er von Siegen aus,
Und zaubermächt'ge Zwerge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruh'n auch in den Hallen
Seine Treuen langgereiht,
In trunknen Schlaf verfallen,
Von ſchwerem Bann gefeſ't.

Rings blanke Wehr im Kreiſe
Lockt ſchimmernd wie zum Krieg;
Sie aber athmen leiſe
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felſentiſche,
Das Haupt vom Arm geſtützt,
Im Antlitz Jugendfriſche,
In Mitten der Halle ſitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar;
Mit ſeinen Heergeſellen
Harrt er ſchon manches Jahr.

Oft iſt's, als ob ſie ſpüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Felsgemach.

Aufſteh'n all' die Genoſſen
Und greifen Schild und Speer;
Doch bleibt der Blick geſchloſſen,
Die Seele ſchlummerſchwer.

Dem Kaiſer nur erhellet
Sich Aug' und Geiſt zumal,
Er ruft, daß weit es gellet:
„Sagt Zwerge des Jahres Zahl!“

Und horcht und Dunkel wieder
Umſchattet ſein Geſicht:
„Legt Kämpen, legt euch nieder!
Die Zahl iſt unſ're nicht.“

Mit dumpfem Raſſeln gleiten
Zu Boden Mann an Mann:
Sie ſchlafen und warten der Zeiten,
Die löſen ihren Bann.

Und er ſitzt wieder am Tiſche
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiſer, voll Jugendfriſche,
Das Antlitz wunderbar.

Franz Oebeke.

Gedichte

von

Dietrich Wilhelm Landfermann.

1.

Ein Feierabend.

Drei Burſchen ſind am Feiertag
Allein beim Mahl geblieben,
Und einer nimmt das Glas und ſprach:
Nun gelt' es, was wir lieben!
Und was ich lieb', iſt mancherlei,
Und wo ich bin, da iſt es,
In Lüften wandert's ewig neu,
Wo ich hinwende, grüßt es.

Der andre hebt den Becher frei,
Und ſtülpt ihn luſtig nieder:
Und was ich lieb', iſt dreierlei,
Der Wein, das Schwert, die Brüder!
Der dritte mit dem trüben Blick
Hebt kaum das Glas zum Munde:
Ich liebe nur ein einzig Glück,
Das ſtarb zu früher Stunde.

Und aber geht der Becher rund
Mit rothem Blut der Trauben,
Da ſpricht des andern freud'ger Mund:
Es lebe, was wir glauben!
Und was ich glaube, iſt großer Kraft
Und hat euch all' geladen,
Ich glaube an gute Ritterſchaft
Und treue Kameraden.

Der dritte ſpricht und leert ſein Glas:
Ich glaube an Liebestreue,
Und glaube an feſten Manneshaß
Gegen das Loſe, Neue.
Der erſte meint mit leichtem Muth:
Mein Glauben iſt geringe,
Doch glaub' ich, daß ein friſches Blut
Aushelfe aller Dinge.

Und als beim Wein um Mitternacht
Die jungen Herzen offen,
Da ſpricht der dritte Burſch mit Macht:
Es lebe, was wir hoffen!
Was ich hoffe, ſteht zu guter Hand,
Ich hoffe auf lichte Zeiten,
Wo, was wir Liebes hier gekannt,
Die Heimat wird bereiten.

Der erſte meint: ich hoffe frei
Auf feine, traute Leute,
Und daß der Jubel ewig ſei,
Und oft ein Tag wie heute.
Der andre dann mit ernſtem Muth:
Eins hoff' ich zu erwerben,
Einen Eichenkranz bei Feindesblut,
Und dann ein ehrlich Sterben.

2.

Heimweh.

Ach hätte ich doch frisches Blut,
Wie die guten Kameraden,
Und käme auch mit leichtem Muth,
Wenn der Feiertag geladen;
Und jubelte die lange Nacht,
Bis der helle Morgen aufgewacht,
Und ließe andre sorgen.

O wär' ich doch ein Reitersknecht,
Wär' mit im Sturm gezogen,
Und hätte für das alte Recht
Den Säbel frei gewogen!
Jetzt schlief' ich wohl bei grünem Baum,
Und träumte meinen stillen Traum,
Bis der jüngste Tag mich weckte.

Ach wär' ich doch ein Gärtnersknab'
Im stillen Friedhofsgarten,
Und dürfte meiner Väter Grab
In treuen Ehren warten!

Und wenn mein junger Morgen graut',
Hätt' ich mir ſelbſt mein Haus gebaut,
Und dürft' mich bei ſie legen.

Ach wär' ich doch im Vaterhaus
Mit meinen Träumen blieben,
Hätt' nimmer in die Welt hinaus
Mein frecher Muth mich trieben!
Ich hütete die Blumen frei,
Die wurden jeden Sommer neu,
Ich ſelber mit den Blumen.

Nun ſitz' ich hier im Kämmerlein,
Und kann nicht leben, nicht ſterben,
Und kann nicht ſtill und heimlig ſeyn,
Und auch nicht muthig werden;
Und was ich will, iſt lange todt,
Und was die junge Welt mir bot,
Kann man das auch wol lieben?

3.

Reiterſtückchen.

1.

Mein Schatz iſt der Säbel,
Der Säbel muß ſeyn,
Er pfeift durch die Nebel
So freudig hinein.

Mein Schatz iſt das Rößlein,
Das Rößlein muß ſeyn,
Durch Klingen und Spieße
Trägt's treulich hinein.

Mein Schatz iſt die Fahne,
Die Fahne muß ſeyn,
Auf blutige Bahnen
Lockt ſie mitten hinein.

Mein Schatz iſt zu Hauſe,
Möcht' gern bei mir ſeyn,
Einſteck' ich den Säbel,
Und kehr' bei ihr ein.

2.

Mein Schatz iſt ein Reiter,
Ein Reiter muß ſeyn,
Mit dem Roß und dem Säbel
Iſt er ganz allein.

Da ſend' ich ihm Grüße
In die Ferne hinaus,
Die ſchirmen den Liebſten
In blutigem Strauß.

„Ihr fliegenden Boten,
Was wollt ihr bei mir?"
Nun treibt's in die Ferne,
Und zurücke zu ihr.

„Haſt du einſt mit dem Liebſten
Den Garten beſtellt,
Nun folg' auch dem Reiter
In's blutige Feld!

Nun hänge den Degen,
Mein Herzchen, nur ein,
Auf finſteren Wegen
Mit dem Reiter zu ſeyn!"

3.

Wenn ich den Weg nicht wußt',
Wußt' ihn mein Säbel.
Hätt' ich was gern gehabt,
Hab' ich's genommen.

Einen Weg wußt' ich nicht,
Auch nicht der Säbel.
Eins hätt' ich gern gehabt,
Durft' es nicht nehmen.

Als mein Kamerade blieb,
Den Weg, den er gangen,
Habe ich oft erfragt,
Und nicht erfahren.

Einen andern Kameraden
Hätt' ich so gern gehabt,
Den Tod werd' ich finden,
Aber keinen Kameraden.

4.

Als ich zog vor Mantua
Mit den Lanzenknechten,
Sprach die Mutter und war so bang:
Sohn, es wird dich reuen!

Mutter, gereuet hat's mich nicht,
Daß ich ausgezogen,
Aber eines iſt mir leid,
Daß ich wieder kommen.

Als mein Schatz das letzte Mal
Mir am Thor gewinket,
Dacht' ich auch, wenn ich wiederkäm,
Wollt' ich ſtille werden.

Als mein lieber Kamerad
Bleich und ſtumm geworden,
Merkt' ich, was ich haben muß,
Soll ich ſtille werden.

4.

Waldesleben.

Kannſt du es nicht begreifen,
Was aus dem Walde ſpricht.
Du kannſt vorüberſtreifen,
Dein Buſen regt ſich nicht:

So irr' auf fernen Meeren,
Und lade reiche Fracht,
Und darfſt du wiederkehren,
Merk', was die Buche ſagt.

In Schachten ſollſt du gehen,
Graben manch' ſauern Tag,
Dann wirſt du wohl verſtehen,
Was die ſchlanke Eſche ſprach.

Fern deinem ſüßen Kinde
Tritt einſam in den Wald,
Und merk', was aus der Linde
Zu deinem Herzen hallt.

O, in den Kerkernachten
Harr' nur ein banges Jahr,
Und was die Eichen dachten,
Wird dir gewißlich klar.

Und kannſt du ihn verſtehen,
Merkt er auch auf dein Wort,
Darfſt heimig dich ergehen,
An manchem trauten Ort.

Von Heimat, Liebe, Leben,
Und von der Freiheit Macht
Erzähl' ihm ſonder Beben,
Was dein junges Herz gedacht.

D. W. Landfermann.

Gedichte

von

A. E. Neumann.

1.

Akademisches Trinklied.*)

Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns die Jugendzeit gewährt:
So werde denn die Himmelstochter heute
Durch jubelnden Gesang verehrt!
Feierlich schalle der liebliche Sang
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

Sie welket bald, der Jugend schöne Blüthe,
Die heute noch uns alle schmückt:
Der Greis wird nicht wie wir vom Jubellede,
Von Wein und Rundgesang entzückt.
Hebt zum Preise der Jugend den Sang!
Feiert sie, Brüder, beim Becherklang!

*) Es entstand vor fast 50 Jahren, und dankte der schönen Melodie von Schnorr den Beifall, den es fand. Möge es in verbesserter Gestalt auf's Neue freundliche Aufnahme finden! A. d. V.

Bald iſt getrennt der Kreis vertrauter Brüder,
Und mancher, unſern Herzen werth,
Erhöhet heut das Feſt, der morgen wieder
Zurück zu ſeiner Heimat kehrt.
Fei're den Brudervereln, o Geſang!
Feiert ihn, Brüder, beim Becherklang!

Dort werden nicht ihm Jubelchöre ſchallen,
Wo kalter Zwang ihn rings umſchränkt,
Doch müſſe dann die Bruſt ihm höher wallen,
Wenn ſeiner hier der Bund gedenkt.
Schwört, des Fernen zu denken beim Sang,
Schwöret ihm Treue beim Becherklang!

Noch hält die Freud' uns alle hier umſchlungen,
Kein Mißton ſtört die Harmonie.
Der feſten Freundſchaft werd' ein Hoch geſungen!
Sie weich' aus unſerm Kreiſe nie!
Freundſchaft würzet den Jubelgeſang,
Hebet die Herzen beim Becherklang.

So lange Roſen noch die Scheitel kränzen
Und Kuß und Wein die Bruſt uns ſchwellt,
Soll heitre Luſt auf unſern Stirnen glänzen.
Ein Paradies iſt uns die Welt.
Kuß und Trauben würze Geſang!
Feuriger küßt ſich's bei Liederklang.

Der Tage, die wir feierten, wie dieſen,
Woll'n wir als Greiſe noch uns freu'n,
Im Geiſte ſie noch einmal dann genießen
Und in Erinn'rung glücklich ſeyn.
Unvergeßlich ſei uns der Geſang
Schwärmender Brüder beim Becherklang.

So lang ich denn noch athme, will ich trinken,
Mit fühlen, was mein Bruder fühlt,
Mit heitrer Stirn dem Schickſal ſtehn und ſinken
In's Grab, wenn mir's die Parze wühlt.
Denket, Brüder, dann mein im Geſang!
Denkt des Geſchiednen beim Becherklang!

Gewiß! wenn einer aus dem Kreis geſchieden,
Vom bleichen Tod gefordert ab,
Wir denken ſein und wünſchen ſtillen Frieden
In unſres Bruders frühes Grab.
Singt und wünſchet Ruh' hinab
In unſers Bruders frühes Grab!

2.
Licht.

Gott, du biſt Licht!
Das All iſt dir nur Harmonie und Klarheit.
Die Creatur zeigt ſich in nackter Wahrheit;
Dich täuſcht ſie nicht.

Die Welt iſt Licht.
In ſchwere, dunkle Maſſen zwar geronnen
Erſcheint es uns; die Form, die es gewonnen,
Behält es nicht.

Frei iſt das Licht.
Verwandelt ſehn wir ewig die Geſtalten;
Was Form hat, muß verwelken und veralten:
Es kehrt zum Licht.

Gedank' iſt Licht.
Wenn Nervenmark ſich mit dem Blut verbindet:
Was iſt's, das dieſe Maſſe hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

Auch ich bin Licht.
Die Nacht entweicht; bald iſt der Kerker offen:
Unſterblichkeit mein Sehnen und mein Hoffen.
Es täuſcht mich nicht.

3.

Muſik.

Ueber die Geiſter
Uebt der Töne Meiſter
Zaubergewalt:
Gefühlen, die verborgen ſchliefen
In des innern Herzens Tiefen,
Gibt er im Augenblick Geſtalt.

Er führet ſchnell durch alle Regionen
Der Leidenſchaft, erweckt und endet ſie,
Läßt Freud' und Kummer bei einander wohnen
Und beide zwingt er, kraft der Harmonie,
Daß ſie dem Schönen unterworfen bleiben,
Nicht regellos das Herz im Sturme treiben.

Der heil'gen Andacht Chor erhebet
Das Herz zu ſeinem höchſten Schwung;
In überird'ſchen Welten ſchwebet
Melodiſche Begeiſterung;
Die Engel ſtimmen feiernd ein:
Ja, Engel müſſen nahe ſeyn.

In Schlachten muß die Tuba ſchallen,
Daß voll von Muth und Feuer wallen
Die Herzen durch der Töne Klang.
Der Feige ſelbſt wird fortgeriſſen,
Er muß an's Heldenheer ſich ſchließen
Und geht mit Luſt den ernſten Gang.

Wenn die Liebe den Buſen engt,
Macht ſie durch Töne ſich Luft.
Nicht Namen hat, was das Herz ſo drängt;
Wer hat je in ein Wort gezwängt,
Was zur ſüßen Vereinigung ruft?
Doch hörſt du der Liebe Wonn' und Qual
In dem Schluchzen der Nachtigall
In milder Abendluft.

Wollen wir fröhlich ſeyn,
Laden wir Sänger ein.
Nur rohe Schwelgerei'n
Wecket der Wein,
Wenn nicht Melodien klingen,
Die ſelbſt den Rohen leicht zur Ordnung zwingen.

Der Schwermuth düſtern Nebel hellt
Der Töne wundervolle Welt,
Weckt die Sehnſucht, ſtillet ſie;
Zur Ruhe führet Harmonie.

Fröhlich in Tänzen
Schwebt an des Jünglings Arm
Das holde Mädchen
Im frohen Schwarm.
Harmoniſch muß der Takt die Schritte leiten,
Wenn wir im Tanz den hellen Saal durchgleiten.

Laſſet uns dem Meiſter danken,
Der uns zum Gefühl entzückt,
Der den froſtigen Gedanken
Schön durch Farb' und Wärme ſchmückt,
Der uns ahnen läßt, wie droben
Harmonie'n den Schöpfer loben.

4.

Charlotte. *)

(1792.)

Bin ich auf Erden noch? Sind's die Menſchen noch,
die mich umgeben?
Höheres hab' ich gehört,

Habe geſonnt mich in ihrer Nähe, begeiſternde Rede
Hab' ich vernommen von ihr.

Ihr Blick ruhte auf mir; ich hielt in der zitternden
Rechte
Ihre erbebende Hand.

Ahneſt du, was du mir biſt? Von dir geachtet
erhebt ſich
Höher die ſchlagende Bruſt.

---

*) Von der ſechsten Strophe an iſt dieſes Gedicht unter dem Namen: „Jean Paul's Lieblingslied" durch ganz Deutſchland bekannt. Als Knabe lebte der Verfaſſer eine kurze Zeit in der Nähe Jean Paul's, wo er mit ihm perſönlich bekannt wurde. Vor ſeiner Abreiſe hatte er das Gedicht einem nahen Freunde desſelben mitgetheilt, und als er nach einigen Jahren aus der Champagne nach Deutſchland zurückkehrte, hörte er die Schlußhälfte des Gedichtes als Lied im Munde des Volks. A. d. H.

Was du mir biſt — wie gäb' ich es kund? Armſelig, gemein ſind
Worte, ſind ſchallender Hauch.

Namen nennen dich nicht; dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach.

Lieder ſingen dich nicht; ſie klingen alle wie Nachhall
Früherer Zeiten von dir.

Wie du lebeſt und biſt, ſo trag' ich einzig im Herzen,
Himmliſches Mädchen! dein Bild.

Würde des Herzens Gefühl zur Sprache, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus auf dich.

Lieben kann ich dich nur: die Lieder, wie ich dich liebe,
Spar' ich der Ewigkeit auf.

5.

An ***

bei Ueberſendung des vorſtehenden Liedes.

(1835.)

Alſo der Jüngling einſt; ihn ergriffen die Stürme des Lebens,
Beugten zu Boden ihn oft,

Aber zerbrachen ihn nicht, noch mochten ſie löſchen die Flamme,
Die ihm den Buſen durchglüht.

Zwar hält Alter ihn jetzt mit den eiſernen Armen umfangen,
Aber noch legt' es ihm nicht

Eherne Rind' um's Herz, das, wie es geſchlagen dem Jüngling,
Selber dem Greiſe noch ſchlägt.

Jetzt noch netzet den Blick der Empfindung Zeugin, die Thräne,
Wenn's das Erhabene gilt.

Noch führt Phantaſus ihn zuweilen vom Staub der Gemeinheit
Weg in ein reineres Licht.

Nicht engherzig und kalt für fremdes Gefühl, iſt die Bruſt ihm
Offen für Freuden und Schmerz.

Dulden nur lehrt' ihn die Zeit und das Schickſal, aber die Liebe
Hat noch der Greis nicht verlernt.

K. G. Neumann.

Gedichte

von

P. J. Fischbach.

1.

Sanct Arnolds Schnellritt.

Arnold, den Aachens Kaiserschloß
Als zweiten David ehrte,
Stieg, seine Harfe mit Geschoß
Und Schwert vertauschend, einst zu Roß
Als Carols Jagdgefährte.

Rings um die Bürg*), des Kaisers Wald,
Ritt er, und sah die Bauern
In Strohgemächern, feucht und kalt,
Gerüttelt von des Nords Gewalt,
Und ohne Brennholz schauern.

---

*) Bei Arnoldsweiler, einem im Kreise Düren gelegenen Dorfe, in dessen Kirche der Heilige begraben liegt, und das zu seiner Ehre seinen frühern Namen Ginnerswеiler mit dem jetzigen vertauschte.

Das griff ihm in ſein fühlend Herz,
Und nicht ließ er's bewenden
Beim bloßen Mitgefühl und Schmerz,
Er ſah vertrauend himmelwärts,
Und ſann, die Noth zu enden.

Indeſſen ſchellt's zur Tafelrund'
Der nahen Burg; zum Speiſen
Bereitet Jäger ſich und Hund,
Doch erſt begann des Sängers Mund
Barmherzigkeit zu preiſen.

Beim Schluſſe beuget er das Knie,
Sein Wort ertönte leiſer:
„O Kaiſer, ich begehrte nie,
Doch Eine Bitt', gewähre ſie!"
„„Wie heißt ſie?"" ſprach der Kaiſer.

„Daß jener Theil mir zugehört,
Den ich, indem du ſpeiſeſt,
Vom nahen Wald umreiſen werd'."
„„Ja,"" ſprach der Fürſt, „„es ſei gewährt!
Dein iſt, was du umreiſeſt.""

Nach Arnolds Plane und Geheiß,
Der Marſchall folgte gerne,
Beſanden um des Waldes Kreis
Sich ſieben Pferde, ſchlank und heiß,
Getrennt in gleicher Ferne.

Und hurtig ſaß er auf, und jug
Vom erſten Punkt zum zweiten,
Und immer fort in ſolchem Flug,
Daß kaum der Sturmwind ſchnell genug,
Den Reiter zu begleiten.

Und eh' im Schloſſe noch das Mahl
Vom Tiſch iſt abgetragen,
Sprengt Arnold wie ein Wetterſtrahl
Zum Hof hinein, und ſteht im Saal,
Um ſeinen Lohn zu fragen.

„Schon wieder hier? wie manchen Baum
Haſt du dir denn umſchritten?“
So Carl, und er: „„Du glaubſt es kaum,
Ich hab' des ganzen Waldes Raum
Umreiſ't — ich bin geritten!

Komm, forſche nach des Schwertes Hieb:
Ringsum in hundert Eichen
Hieb ich, als ich die Renner trieb,
Daß bald die Klinge ſtecken blieb,
Mit meinem Schwert ein Zeichen.““

„Brav!“ rief der Fürſt, „die Liſt gelang.“
Da ſprach Arnold vergnüglich:
„„Ich friere nicht bei Klang und Sang,
Die Bauern hier den Wald entlang
Bedürfen Holz vorzüglich.““

Und gleich verſchenkte er den Wald
Den Weilern in der Runde.
Nun war's nicht mehr den Bauern kalt,
Des heil'gen Gebers Lob erſchallt
Noch jetzt aus ihrem Munde.

2.

Sehnſucht.

Bläulicher Stern,
Dämmernd ſo lieblich in himmliſcher Fern',
Wär' mir gegönnt, daß ich ſähe
Dich in der Nähe!

Biſt wol der Ort,
Wo nach den Stürmen des Lebens im Port
Die bis zum Tode Getreuen
Ewig ſich freuen.

Irdiſcher Schein
Miſchet ſich hier in das Göttliche ein;
Dort wol biſt nimmer du trübe,
Sonne der Liebe!

Dort wird uns klar,
Was uns auf Erden nur Dämmerung war,
Was uns, Geliebte! nach oben
Sehnend erhoben.

Fühlen auch noch
Unſere Seelen das irdiſche Joch,
Sucht uns auch Wahn zu umſchlingen,
Laß uns nur ringen!

Liebe iſt ſtark,
Lenkt in der Brandung uns ſicher die Bark',
Gießt in den Becher der Leiden
Höhere Freuden.

Treu bis in's Grab
Streifen in ihm wir das Irdiſche ab,
Schweben hinauf, wo die Treuen
Ewig ſich freuen.

3.

Das Seelenamt um Mitternacht.

Zwölf ſchlug es dumpf vom Thurm herab,
Stumm lag die Stadt gleich einem Grab,
Da ſchleicht verhüllt zum Schloß heraus
Ein Fürſt nach des Geſandten Haus.

Für deſſen Weib in Luſt entbrannt
Hatt' er den Gatten ausgeſandt,
Um ungeſtört an ihrer Bruſt
Zu ſchwelgen in verbot'ner Luſt.

Er ſchleicht am alten Dom vorbei,
Da hallt in dumpfer Melodei
Das „Miserere" ihm in's Ohr,
Und kerzenhell iſt Schiff und Chor.

Ein Seelenamt um Mitternacht!
Für wen wird dieſes dargebracht?
Und offen ſtand des Domes Thor —
Das alles kam ihm ſeltſam vor.

In ſeinen Mantel tief gehüllt
Sieht er hinein, und wie ein Bild
Von Marmor ſteht er plötzlich da,
Denn höret, was der König ſah!

Vor dem beflorten Hochaltar
Stand die beflorte Todtenbahr,
Sie ſtand auf einem hohen Thron,
Geſchmückt mit ſeiner Königskron'.

Und drüber ſchwebte wunderbar
Als Leuchter ein gewalt'ger Aar,
Der ein Gerüſt' mit Kerzen trug,
Hell flammend ſeinen Namenszug.

Der Biſchof hielt das Amt, und rings
Saß auf dem Chore rechts und links
Der ganze Hof, in Trau'r gehüllt;
Vom Volke war das Schiff gefüllt.

Am Fuße des Altares kniet
Die Königin, vor Gram verblüht,
Das Auge naß, die Wange bleich,
Faſt ſchien ſie einer Todten gleich.

Und zu der Orgel dumpfem Klang
Erſcholl der kräft'ge Leichenſang,
Das „Dies irae", ihm in's Ohr;
Es ſträubt ſich ihm das Haar empor.

Sein Knie erbebt, es wankt und bricht,
Er zittert vor dem Weltgericht;
Doch ſanft zerfließt ſein Herz in Weh'
Beim „Pie Jesu, domine!"

Im Dome ward es grabesſtumm,
Der Biſchof dreht zum Volk ſich um,
Er gibt ihm ſeinen Segen, dann
Hebt er die Leichenrede an:

„Der brave Landesvater ſtarb,
Der ſich des Volkes Lieb' erwarb,
Ein Selbſtbeherrſcher lenkte euch,
Drum war ſein Zepter ſegenreich.

Denn Selbſtbeherrſchung drängt zurück
Die freche Willkär, doch das Glück
Des Volkes, des Geſetzes Kraft
Erliegt, wo herrſcht die Leidenſchaft.

Du armes Volk, du fühlſt es ſchwer,
Dein Landesvater iſt nicht mehr,
Der Selbſtbeherrſcher ſank in's Grab,
Und mit ihm ſank dein Glück hinab!"

Und lautes Weinen unterbrach
Des Biſchofs Rede; der da lag
Am Thor, er lauſchte reuig hin,
Klar tagte ihm der Worte Sinn.

„Eu'r Vater wird vom Tod erſteh'n!"
Rief laut er aus; was er geſehn,
Verſchwand vor ſeinem Blick alsbald,
Und Eins mit Kraft vom Thurme hallt.

4.

Der Hain.

Empfange mich, o ſtiller Hain,
In deines Schattens ſanfte Kühle!
Hier will ich, fern vom Weltgewühle,
Der Einſamkeit ein Stündchen weih'n.

O Wonne, hier am klaren Bach,
Umſäuſelt von des Weſtes Flügel,
Zu ſitzen auf dem moos'gen Hügel,
Beſchattet von dem Blätterdach.

Aus der Geſchäfte Saus und Braus,
Wie ein Pilot aus wilder Brandung,
Fand ich ein Plätzchen hier zur Landung,
Und ruhe von den Stürmen aus.

Hier fühl' ich wieder, o Natur!
Mich deiner Mutterbruſt ſo nahe;
Ich ſinke dir an's Herz, empfahe
Von Neuem meinen Liebesſchwur.

In deinem Arme ſcheinen mir
Erweitert meines Daſeins Schranken,
Das Bild verklärt ſich zum Gedanken,
Der Ew'ge ſpiegelt ſich in dir.

Und knieend denk' und preiſ' ich ihn,
Der Hain wird mir zum Heiligthume,
Und zum Altare jede Blume,
Um ahnungsvoll vor ihm zu knie'n.

Nun lebe wohl, geliebter Hain!
Mich ruft die Pflicht in's Weltgedränge;
Doch wird es dort mir dumpf und enge,
So kehr' ich wieder bei dir ein.

P. J. Fiſchbach.

Gedichte

von

J. D. Fuss.*)

I.

Naturae gaudia, felix,
Pectore quem puro jussit amare Deus.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

L. L. Stolberg.

Freuden der ſchönen Natur wohl rühmeten Viele, doch konnten
Wen'ge der Göttlichen Lob ſingen in würdiger Weiſ'.

Willſt du ſie rühmen, o lerne zuvor, wie ſuß und entzückend,
Wie an Wundern, wie an reinen Genüſſen ſie reich!

*) Eigene Verdeutſchungen neuer lateiniſcher Originalien des Verfaſſers. A. d. R.

Würdig ſo ſangen die Alten ſie uns, ſo würdig die Neuern,
Wo in der Muſe gewandt glänzt genialiſche Kraft.

Denn die Natur, von der Dinge Beginn, war dem Menſchen dieſelbe,
So wie die leuchtende Sonn', ſo wie das Himmelsgewölb'.

Und mit nämlicher Huld, mit nämlicher Liebe ſie zeiget
Jedem, geſchaffen für ſie, zärtlicher Mutter Gefühl.

Stets an der nämlichen Bruſt ſie nähret die wechſelnden Völker,
Die noch blühen, die weit trennt die umwandelnde Zeit.

Immer dieſelbe, bewahret ſie treu, gibt treu ſie dem Manne
Wieder, was einſt ihr das Kind, was ihr der Jüngling vertraut.

Mancher noch ſpät aus des Lebens Tumult, auch Mancher von falſchen
Gütern getäuſcht, in den Schoos ſehnt ſich zurück der Natur.

Siegende Herrſcher, entſagend dem Glanz, entſagend dem Zepter,
Fanden den Frieden zuletzt, Freunde der Fluren, bei ihr:

Männer, wie Rom ſie bewunderend nennt, wie Carl, als der Krone
Laſt freiwillig dem Sohn müde des Thrones er gab.

Ah, weit über der Könige Rang, weit theurer, als Schätze,
Sei mir, heil'ge Natur, weiden das Auge an dir.

Hier zum Himmel erhebt ſich der Berg mit drohenden Felſen,
Und von der Klüfte Gewölb triefet ein ewiger Thau.

Bald an der Klipp' bricht dort ſich die Well' dumpf-brauſend, bald ſchmeichelt
Ruhig, geebnet von lind wehenden Lüften, das Meer.

Ueber dem Wanderer hoch hier ſauſet die wogende Waldung,
Einſam öffnet und ſtill dort ſich die Scene des Thal's.

Da durchſchweifet der Fluß mit niedrigem Ufer die Fläche,
Da von felſigem Rand ſtöhnet beenget die Fluth.

Hier fließt ruhig der Bach auf Auen in irrender Windung,
Hier vom Gipfel des Berg's wälzt ſich der murmelnde Quell.

Weit dort dehnet ſich aus das Gefild, und es ſchwind't die Begrenzung:
Blumige Wieſen und Saat prangen und Bäume darauf.

So biſt reich an Geſtalt du, Natur; in zahlloſer Miſchung
Mit der unendlichen Form wechſelt unendlicher Reiz.

Selbſt in der Strenge des Winters, wenn nun ausruhet der Pflüger,
Wenn am geſelligen Heerd ſitzen die Kinder der Flur;

Während der Schnee um den Aſt, den entlaubeten, ſchimmerend hänget,
Und vor dem Froſte die Saat ſchützet, die Hoffnung des Jahr's;

Während es ſtarrt im Forſt, und den Lauf Eis hemmet der Ströme:
Wer kann's läugnen? auch dann bleibeſt, Natur, du noch ſchön.

Doch bald folgte dem Winter, dem trägen, der liebliche Frühling.
Schon mit erneuertem Gras ſchmückt ſich verändert der Grund.

Und ſchon grünet der Zaun, ſchon grünen die Weiden, und zarte
Blätter zur Krone ſich hoch ragend entfaltet die Eich'.

Siehe die Erde, die Mutter, erweicht vom Hauche des Zephyrs,
Spendet aus ſchwangerem Schoos Gaben dem Menſchengeſchlecht.

Siehe, die Keim' der Blüth' durchbrechen die ſchwellenden Knospen,
Keime zur künftigen Frucht flechtend vermählenden Bund.

Schon lacht lieblich die Wies' mit mannigfaltigen Farben,
Und willkommenes Bett bietet den Rindern das Gras.

Und schon duftet Jasmin, schon Geißblatt duftet und Lilla,
Goldene Lilie schon duftet und purpurne Ros'.

Siehe, die Schwalbe vertrauet die Brust dem befreundeten Dache,
Weil in zartem Gesang klaget der Nachtigall Lieb'.

Und wetteifernd zum fröhlichen Chor stimmt jeglicher Vogel,
Wie auf offnem Gefild, so im belaubeten Wald.

Und schon nah' ist der Sommer; schon hoch mit gelblichem Halme
Wogt das Getreide, und schwer hat sich die Aehre geneigt.

Und mit der Saat wuchs reifende Hitz': hoch strahlet in weiten
Kreisen die Sonn', und lang wurden die Tage und schwül.

Müd' vom ſtaubigen Feld kehrt, Schweiß auf der Stirne, der Schnitter,
Und, kaum ziehend die Laſt, keuchet am Wagen der Stier.

Aber es ſchützet das dichte Gebüſch vor ſengendem Strahle,
Dunkele Windung des Thals ſchützet die weidende Heerd'.

Kühlende Laub' dir flechten des Weinſtocks Ranken, und zarte
Zweige zu lieblichem Flor miſchen die Linden gereiht.

Auch nicht fehlet der Bach, zu tränken die üppigen Auen,
Nicht der erfriſchende Quell fehlet zu ſtillen den Durſt.

Aber zerriſſ'nes Gewölk, ſieh', ſtürzt in rauſchendem Regen,
Finſter vom flammenden Blitz leuchtet der Himmel durchzuckt.

Durch den erſchütterten wälzt ſich grauſes Getöſe: mit Beben
Huldigt der ſterbliche Menſch ſeinem allmächtigen Gott.

Aber die dürſtende Erd' gern öffnet den Schoos ſie der Gabe:
Froh nun blüht ſie, erquickt, wie in verjüngendem Schmuck.

Fluren erfriſchen zugleich die Gewitter und lindern die Hitze,
Kühlere Lüfte ſie auch lindern des neigenden Tags.

Liebliche Nacht, von des Monds ſanftſchimmerndem Lichte gehellet,
Reizend verbreitete Ruh' über Gefilde und Wald!

Liebliche Nacht, in der ſchönen Natur nicht Schöneres fand ich,
Süßeres meinem Gemüth fühlt' in der ſüßen ich nicht.

Siehe, der Herbſt iſt da: ſchon füllet Getreide die Scheunen,
Und von reifendem Obſt beugt ſich beſchweret der Aſt.

Schon von milderem Saft ſchwillt purpurfarbig die Traube,
Und auf geſegneter Flur wächſet des Ackerers Müh'.

Fröhlich ſammeln ſie ein der gemeinſamen Mutter Geſchenke,
Daß ſich der Winter, des Gut's Fülle verzehrend, erfreu'.

Und ſie erheitern den Geiſt durch fröhliche Feſte des Dorfes.
Schon ſind die Abende kalt, lang ſchon geworden die Nacht.

Denn jetzt neigt ſich das Jahr, und Frühreif graut auf dem Felde,
Weil von zierendem Laub ſtehet beraubet der Baum.

Sinnbild neigenden Lebens, des kalt hinwelkenden Alters:
Schon von des Nordwinds Hauch trauert erſtarrend die Erd'.

So iſt mannigfaltig das Jahr: anmuthig nicht minder
Wechſelt des Tages Geſtalt· roſig erſcheinet die Früh',

Ueber Gebirg und Waldung verbreitend den lieblichen Schimmer,
Und mit perlendem Thau glänzet beſtreuet das Gras.

Siehe, der Erd' entſchwang ſich die Lerch', hoch ſchwebend im Aether
Mit frohwirbelndem Lied grüßt ſie des Tages Beginn.

Aber der wackere Pflüger erhebt ſich rüſtig vom harten Lager, und willigen Schritt's kommen die Stiere zum Joch.

Niedrig gelinde, verdoppelt die Glut in Mitte des Laufes
Kreiſend die Sonn': jetzt ſucht Schatten die irrende Heerd'.

Und durch ſchützenden Zaun abwehrend die brennenden Pfeile,
Freuen Beſteller der Flur müde ſich ländlichen Mahls.

Mäßiger ſinket die Sonn', ſtets ſchräger die Strahlen verſendend:
Mild in röthlichem Licht kündet der Abend ſich an.

Schweigend ihm folget die Nacht, jetzt glänzen Geſtirne, es glänzet
Wechſelnden Lichtes Geſtalt immer erneuend der Mond.

So die Natur blüht jugendlich ſtets, in unendlicher Vielheit
Ew'ger Geſtalten gehorcht ewig ſie ihrem Geſetz.

Drum ward Gleiches auch nichts vom menſchlichen Geiſte erſonnen:
Was da fruchtbar auch mag wechſeln und miſchen die Kunſt,

Jene bewundernd in Form, und den Reiz nachahmend des Schönen,
Doch weiß ſelbſt das Genie nicht zu erreichen ihr Werk.

Denn es bemüht ſich die Kunſt ihr ähnliche Bildung zu ſchaffen,
Und wie näher ſie kömmt, ſelber gefällt ſie auch mehr.

Und, nacheifernd dem myſtiſchen Sinn und der göttlichen Regel,
Will ſie in eigenem Werk finden die Hand der Natur.

So ſich Hügel und Bach, ſo bildet ſie Felſen und Grotte,
So nachahmend mit Wahl ordnet ſie Wäldchen und Quell.

Eiteles Streben! erhaben, in eigener Reize Verſchwendung,
Bleibt doch ſtets die Natur über Gebilde der Kunſt.

Hehrer erſcheint ſie dem Blick in eigener Wunder Entfaltung,
Süßer in eigner Geſtalt rühret ſie feſſelnd das Herz.

Drum nichts ſchöner, als ſie, in unendlich verändertem Schmucke,
Reizender nichts, als ſie, kennt das erhabne Genie.

Heiliger Einfalt gepaaret verehrt es die zaubernde Größe,
Womit innig der Sinn, innig die Bruſt ſie bewegt.

Darum ſieheſt du auch der Natur vor Allen die Sänger
Folgen in feierndem Chor, welche die Muſe geweiht.

Denn ſie ſelber erfreut ſich geſellt den Camönen, und alle
Schätze mit Liebe dem Blick breitet der Holden ſie aus.

Mächtig regt' ſie Homeros, die weltumfaſſende Seele,
Rührend die Saiten, geſtimmt ewigem Heldengeſang.

Und, wie in Hellas, göttlich erſcheint ſie in Latiums Muſen:
Hoher Lucrez, ſie weht durch dein entzückendes Lied,

Der du lehrteſt der Ding' Urſach' und Entſtehen und Ende,
Und wie nicht Göttergewalt ordnet des Sterblichen Loos.

Auch Virgilen den Mund ſie bildete, daß der Erhab'ne
Stimm' und Rhythmus ihr nachahmt' in melodiſchem Klang:

Sei's, wann plötzlich der Wind ſich brauſend erhebt und die Fluth ſchwellt,
Daß, von der Höhe des Meer's eilend zum ſicheren Strand,

Taucher ſich retten mit lautem Geſchrei, und, die Sümpfe verlaſſend,
Ueber das hohe Gewölk' ſchwingt ſich der Reiher empor;

Oder wann tief im Thale die Kraniche flieh'n vor der Schauer,
Und in die Naſe die Kuh ſchlürfet den kühlenden Thau;

Weil nach Regen die Kräh' auch ruft, und Vögel des Meeres
Reichlich beſprengen den Hals, eifernd in ſpielender Luſt;

Sei's, daß ſich heitert die Luft, und der Uhu kreiſchend ſich müdet,
Weil froh krächzend zum Neſt kehret der Rabe zurück.

Mit nicht minderer Kraft noch Anmuth auch, wie des Landvolks
Schlichtes Gemüth die Natur rege, Virgilius ſang,

Welchen das grünende Feld und einſame Wälder gefallen,
Welche bei weidender Heerd' nimmer vergeſſen der Lieb':

Wenn an heiligem Quell labt kühlender Schatten den Schäfer,
Den zum Schlummer die Bien' ladet mit ſanftem Geſumm;

Oder dem Trauernden tönt das Gesträuch von klagenden Grillen,
Oder die Blume zum Kranz seiner Geliebten er wählt.

Siehe, der Roma Gewühl und den Thurm, wo den tuskischen Ritter
Langweil' lassen nicht will, meidet sein trauter Horaz.

Denn dich suchet, Natur, in einsamer Gegend der Sänger;
Und nicht köstliches Mahl hält ihn, nicht Chloe zurück:

Wandelnd umher um Tibur, betrachtet er Hügel und Waldung,
Und, die in heiliger Grott' rauschet, Albuneens Fluth;

Felder mit Obst er betrachtet von rieselnden Bächen befeuchtet,
Und wie im Felsengeklüft, Anio, stürzet dein Strom.

Sieh', müd reisend zu Wasser und Land, gebt, bittet er, Götter,
Gebt mir Tiburs Gefild nahendem Alter zum Sitz!

Soll ich erwähnen in neuerer Welt von den Muſen Geliebte?
War nicht Allen gemein innige Lieb' zur Natur?

Soll ich dein tiefempfindend Gemüth in den Zeiten des Jahres,
Thomſon, oder das Werk rühmen, das Vaniere ſang,

Güter der Erd' mit Leben und Arbeit verbindend des Landmanns?
Soll ich rühmen den Glanz deiner Gedichte, Delille,

Der du, malend mit lieblicher Fülle lebendiger Farben,
Schilderſt die Reize der Flur, ſo wie der Reize Genuß?

Oder Petrarca, den zarten, mit göttlichem Geiſte, und jenen,
Welcher von Gottfried's Heer, welcher Arminia ſang?

Oder, wie gaukelndem Spiel zahlloſer Geſtalten aus deiner
Magiſchen Welt, Arioſt, wundervoll folgt die Natur?

Weil ich die Geiſter betrachte, die hohen, mit flammender Liebe,
Deutſchlands Muſe, wie regſt du mir gewaltig das Herz!

Nimmer verſuch' ich es, nein, erhabene Seelen, die Wunder
Göttergeſanges durch ſchwach tönenden Laut zu entweih'n.

Nimmer, im Arm der Natur dich, Schiller, zu ſingen, und wie ſich
Bruſt entflammet an Bruſt, Liebe umſchlungen mit Lieb'.

Nicht in den Schoos der Natur ziemt's meinem Geſang dich zu retten,
Wenn vor gräßlichem Bild wüthenden Lebens du fliehſt.

Glücklich, o, welchem die Muſen ein Gott, mit reinem Gemüthe,
Glücklich, o, wem der Natur Freuden zu lieben er gab!

Wahrhafter Güter Genuß ward ihm, der des üppigen Reichthums
Fälle zu fliehen gewohnt, ſo wie der Mächtigen Schwell'.

Sie gibt Trauernden Troſt und erquickende Ruhe den Müden,
Und mit ſchonender Hand jegliche Wunde ſie heilt.

Sie tilgt Uebel der Seele und ſcheuchet ſie trübende Wolken,
Sie ſtillt haſſenden Groll, ſtillet den leidigen Neid.

Sie auch bändigt den ſchwellenden Stolz, und mahnt uns, daß eines
Vaters doch Alle zugleich, Kleine und Große, wir ſind.

Eckel auch nimmer gebieret die Freud', die ſie uns gewähret,
Eckel, der gerne der Macht, gerne dem Golde auch folgt;

Der zu miſchen ſich pflegt in Jauchzen des gaffenden Pöbels,
Drückend im Circus ſich ihm und im Theater geſellt.

Denn unſchuldige Freuden, der Sanftmuth, der redlichen Einfalt
Freuden gewährt die Natur, Freuden des kindlichen Sinns.

Nicht auch kennt sie verschmäheter Liebe verzehrende Flammen,
Nicht in bethörender Lust welkender Blüthe Genuß.

Laß mich wandeln mit dir: wie den Säugling die Amme, auf deinem
Pfade mit liebender Hand, Heilige, führe du mich.

Daß, wenn müde ich bin, daß, zärtliche Mutter, an deinem
Busen ich himmlische Ruh' sauge und himmlische Lust.

Was mich immer bewegt, du warst mir des Herzens Vertraute,
Warst in Trauer mir Trost, trocknetest Thränen mir ab.

Süß du lächeltest mir an jeglichem Orte: in deinem
Schoos, o, lasse zuletzt wieder mich sehen mein Land!

Daß, wo einst ich dich liebte, beginnend die Blüthe des Lebens,
Wo ich als Knabe dich liebt', ich dich noch liebe als Greis.

2.

In corde, quo sidus, quaere.

Weiser Freund, wozu nach der Wahrheit Trugbild
Haschen? Wird doch nimmer die Welt dir ändern
Frommes Wünschen, nimmer Natur erhab'nen
Träumen sich fügen.

Suche nicht in eitlen Systemen, wie die
Menschheit sich entfalte: den ew'gen Kreislauf,
Den sie wandelt, lehrt dich der Welt Geschichte:
Diese nur frage.

Wie nach kurzer Blüthe das Laub verwelket,
Wie die Kraft des Mannes im Greis erstarret,
Wann die Sonne scheidet, wie Nacht bedecket
Wald und Gefilde:

So beharrt im Kampfe der schwarze Dämon,
So mit Zeus Sohn ringet der Erdgeborne,
Weil noch stets der Mutter Berührung neue
Kraft ihm verleihet.

Ohne Feind wie könnte der Gute ſiegen?
Soll der Streit aufhören, den ſelbſt der Schöpfer
Wollte, daß die Tugend erſchlaffe, nieder
Legend die Waffen?

Gold'ne Zeit uns rühmen des Alterthumes
Sänger, gold'ne Sitten, und Götter miſchend
Sich den Menſchenkindern, ein Leben froher
Einfalt und Liebe.

Aber nie blüht' unter dem Mond ein ſolches,
Noch war je glückſelig ein Sohn des Staubes
Bis zum Lebensende: das beſſ're Loos winkt
Ueber den Sternen.

Was ein Raub der Stunde, des Wunſches kleiner
Seelen acht' es würdig; des blinden Glückes
Gaben möge prahlend mit frecher Stirne
Häufen der Böſe.

Mit der Schande juble verbündet Trug und
Haß zum Sturz des Guten: nach ew'ger Wonne
Fremd hienieden, ſehnt ſich die Tugend nach der
Schöneren Heimat.

Froh des höchſten Lenkers Beſchluß verehrend
Und der Schöpfung nimmer gehob'nen Schleier,
Flieht des Zweiflers Frevel ſie, flieht der Thorheit
Rügen der Allmacht.

Heilig barg ſich irdiſchem Blick die Wahrheit;
Dicht in Nebel hüllet die Göttin ihren
Tempel: um ihn irren die Weiſen aller
Völker und Zeiten.

Keinem doch gelang zu erſpäh'n die Gottheit.
Scheue, wer dem Menſchen Verſchloſſ'nes forſchet,
Scheu' der Schulen Schattengebild' und ewig
Grübelndes Hadern.

Lies in reinem Herzen der Gottheit Zeugniß,
Lies des Laſters nimmer verſcheuchte Strafe:
Durch des Lebens Wogen und Klippen ſtets ſei
Dieſes dein Leitſtern.

J. W. Fuss.

Gedichte

von

P. J. Guth.

1.

Der junge Falke.

Ein Falke jung saß auf dem Ast,
Wo Mutter ihn erzogen;
Er traute nicht der Leibeskast,
Und hatt' noch nie geflogen.

Keck schaut er in die Sonnenglut,
Da hätt' er Lust zu baden;
Er sah der kleinen Vögel Brut
Die Lüfte flink durchwaden.

„Könnt's mir nicht auch so wohlig seyn?
Ich will die Flügel schlagen,
Und in der Wolken hohen Reih'n
Ein munter Wälzchen wagen!"

Huihü! huihu! er iſt entrückt.
Seht ihr die Blätter ſtieben?
Habt ihr dem Fluge nachgeblickt?
Wißt ihr, wo er geblieben?

2.

Das Bürſchchen.

Ein Bürſchchen, ſo luſtig wie Spinnegeweb',
Ging dämmern in's lachende Feld:
„Wenn die da ein einziges Küßchen mir gäb',
Ich kauft' es für all mein Geld!“

Das Dirnchen es hörte im ſchwellenden Klee,
Beguckte vom Kopf bis zu Fuß
Das Herrchen, in Leinenkamaſchen wie Schnee,
Und ward darob wenig konfus.

„Lieb Maidel, du ſchauſt mir ſo ſchelmiſch darein,
Dir iſt's wol um's Stehlen zu thun?
Ich fühl's, du haſt mir das Herzchen ſchon fein
Geangelt, wie räch' ich mich nun?“

„„Am Rächen da iſt's noch nicht dran, mein' Treu!
Laßt's Gräschen erſt wachſen und blüh'n.
Dann kommt noch der Mäher, dann wird es erſt Heu,
Dann darf man am Rechen erſt zieh'n!““

„Ach, Maidel! In Ehren, ich laſſe mich hier
Was nieder in's grüne Geſtreu. -
Du thuſt was du willſt, ich ſing' zum Plaiſir
Dir ein munteres Weiſ'chen dabei.“

„„Das Sitzen, o Herrchen, gewähr' ich Euch gern,
Wie Ihr es begehrt in dem Spreu;
Doch bleibet, ſo bitt' ich, der Senſe was fern,
Auf daß Euch zuletzt nichts gereu'!““

Dem Bürſchchen war's um's Singen juſt nicht,
Er zog ihr am Schürzchen was keck;
Da ſtrich ihm das Maidel was über's Geſicht,
Das wuſch er ſo flugs noch nicht weg.

Hoch ſprang in die Höh' das Bürſchchen, o Gott!
Nun wird's geh'n auf Leben und Tod.
Auf Leben und Tod rannt's Bürſchchen im Trott
Davon unter: Blitz und Schwernoth!

3.

Lied einer Novize.

Aus des Meeres Wirbelwogen
Rett' ich mich zum Hafen hin,
Morgen werd' ich angezogen,
Eine Urſulinerin.

Meine Güter, meine Schätze
Kamen Tauſende zu frei'n,
Warfen ihre feilen Netze
Fruchtlos in den Strom hinein.

Bin geborgen, bin entronnen
Ihres Angels falſchem Zahn;
Meine Sorgen wurden Wonnen,
Arme laben ſich daran. —

Iſt ſo leicht mir um die Seele,
Iſt ſo fröhlich mir zu Muth,
Denn, den ich mir anvermähle,
Iſt ein Bräut'gam, ſtill und gut.

Unter dieſer keuſchen Hülle
Spar' ich ihm ein reines Herz,
Und es lodert in der Stille
Ewig zu ihm himmelwärts.

Mögen Andre ſich entzücken
An der Erde Schmeichelei'n,
Du nur, Herr, kannſt mich beglücken,
Kann nur dir herzeigen ſeyn.

Wirſt die Schwäche mir verzeihen,
Wenn die Matutin mich weckt,
Und aus alten Träumereien
Jugendlicher Sehnſucht ſchreckt.

Ohne Harm und ohne Sorgen
Schau' am Pflug ich nicht zurück,
Und am Auferſtehungsmorgen
Meſſ' mit Jeder ich mein Glück.

P. J. Guth.

Gedichte

von

J. C. Nänny.

1.

An den Gärtner.

Hör' Gärtner, gib mir Rosen,
Doch keine Dornen dran!
„Ich habe solcher Rosen
Noch niemal eingethan.“

Hör' Gärtner, gib mir Pflaumen,
Doch sämmtlich ohne Stein!
„Dir solche Frucht zu pflücken
Wird gar nicht möglich seyn.“

So gib mir Rosen, Pflaumen,
So wie sie eben steh'n;
Wer alles will bedingen,
Wird leer von dannen geh'n.

2.

Sprüche.

1. Selbsttheilung.

Verwandle dich in Ich und Du,
Dann flüstert eins dem andern zu;
Das Ich wird gern das Du belehren,
Das Du wird gern den Bruder hören.

2. Raum und Zeit.

Herr Irgendwo, Herr Irgendwann,
Sie halten dich im strengen Bann,
Wohin du lenken magst die Schritte,
Sie nehmen dich in ihre Mitte;
Du magst nun zögern oder eilen,
Sie scheinen deinen Sinn zu theilen,
Und legst du dich zum Schlummer nieder,
Sie schließen dir die Augenlieder;
Erwachst du, sieh'! noch steh'n, ich wette,
Die beiden treulich dir am Bette.
Sei freundlich, nimm sie gern zu Rath,
Sie helfen dir mit Wort und That —
Mit Wort? — Doch nein, sie schweigen still,
Und lauschen schalkhaft, was man will.

3. Flora.

Möchte doch Flora, die blumenbeſorgende,
Ordnen das Heutige, ordnen das Morgende!
Wenn ſich die Stunden dann lieblich entfalten,
Wird ſich das Leben zur Blume geſtalten!

4. Die Begegnung.

Wo Gottesgeiſt und Menſchengeiſt
Sich ſuchen und ſich küſſen,
Da wird, wie der Prophet verheißt,
Das Glauben auch ein Wiſſen.

5. Aepfel.

Fällt vom Baum nicht oft der Apfel,
Eh' die Zeit er hat erreicht?
Und ſo kann es nie mich wundern,
Wenn ſo manches Lied ihm gleicht;
Denn die Lieder auch ſind Aepfel
An des Dichters Lebensbaum;
Wenn er oft und heftig ſchüttelt,
Halten ſelbſt die Knospen kaum.

6. Der leere Raum.

Zwiſchen mir und jenem Sterne
Welch ein Raum! Wie füllt er ſich?
„Zwiſchen dir und jener Ferne
Wandelt Gott und ſchaut auf dich!“

7. Freiheit.

Der Pfade viele ſind uns frei gegeben,
Denn nur durch Freiheit blüht des Geiſtes Leben;
Der Irrthum ſelbſt iſt ja der Freiheit Sohn,
Er kommt zuletzt auch vor der Gottheit Thron.

8. Das Wort.

Hoch geprieſen ſei das Wort —
Hat es nicht die Welt geſchaffen?
Drum entwürdigt nicht das Wort,
Fühlt ihr euern Geiſt erſchlaffen.
Dreimal heilig ſei das Wort,
Wenn ihr's braucht als Wehr und Waffen;
Donner Gottes ſei das Wort,
Gilt es, Böſes wegzuraffen;
Nur im Paradies des Schönen
Mag es mild wie Flöten tönen.

9. Das Buch.

Brüder! vor uns aufgeſchlagen
Liegt ein Buch, an Bildern reich;
Stellt an uns viel tauſend Fragen,
Gibt dann Antwort auch zugleich.
Leſ't! — Auf ſeinen Rieſenblättern
Findet ihr den höchſten Sinn;
Wie Magnete zieh'n die Lettern
Euch zur ächten Weisheit hin.

10. Der Liebende.

Ich liebe noch. — „Wie? Du, mit weißen Haaren,
Du liebſt? Fürwahr, du biſt der größte Thor
Von allen Thoren, die noch jemal waren!
Ich ſag' es laut, nicht leiſe dir in's Ohr.“
Und dennoch lieb' ich. „Wen?“ Ich will es ſagen,
Den Engel lieb' ich, der zuletzt mir winkt,
Wenn mir, ermattet von den Wandertagen,
Das Augenlied zum letzten Schlummer ſinkt.

J. C. Hänny.

Gedichte
von
August Voigt.

1.
Herbstbild.

Alles ist öd' und kalt,
Buchenhain, Eichenwald;
Nur auf der Tanne Grün
Mag noch der Blick verzieh'n.

Vögelchor, Sängerheer,
Finde sie nirgend mehr;
Blümchen, mit Laub bedeckt,
Hat sich so tief versteckt.

Felder und Wälder kahl,
Gräser gelb, Blätter fahl;
Wind über Stoppeln saust,
Tobend den Forst durchbraust.

Erde geſtorben iſt,
Und über kleine Friſt
Deckt ſie ein Leichhemd zu.
Herzchen, was ſchauderſt du?

2.

Frühlingsaufruf.

Eio, Herzchen, athme freier!
Auf den Blick, und ſchau' umher!
Sieh', des Frühlings Jubelfeier
Will die Herzen kummerleer.

Jubelnd zieht er durch die Lande,
Streuet Frohſinn rings genug;
Lächelnd löſet er die Bande,
Die der Winter um uns ſchlug.

Aus der Erde dringet Leben,
Aus der Höhle kreucht das Thier;
Schmetterling und Biene ſchweben,
Aus den Mauern ziehen wir.

Eio, Herzchen, in's Gedränge
Froher Weſen miſch' dich ein!
Stimm' in ihre Preisgeſänge;
Was ſie ſingen, iſt auch dein!

3.

Schmetterlingsleben.

Iſt gebleicht dein Röcklein ſchon,
Bunter Schmetterling?
Ja, der Sommer dir davon
Mit den ſchönſten Blumen ging.

Klage nicht: er ging zu ſchnell!
Nahmſt dein gutes Theil,
Warſt ein munterer Geſell;
Nicht die Länge bringt das Heil.

Haſt du nicht gelebt, geliebt,
Einen Sommer voll?
Wer mir deinen Sommer gibt,
Meine Jahre haben ſoll.

Auguſt Voigt.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Von

Karl Geib.

Am Rhein dort steigen felsig, wild und groß
Die sieben Höh'n zum Wolkenreich hinan;
Dem nahen Wald entragt' ein festes Schloß,
Wo Diether hauſt', ein edler Rittersmann.

Lang lebt' er auf den heimatlichen Au'n
Und seiner Burg von Schwarzeneck in Ruh':
Da schallt Trompetenklang durch alle Gau'n,
Und Mancher eilt der hohen Spira zu.

Wo Bernhard mit der Flammenrede Schwung
Der Ritter Waffen lenkt zum heil'gen Krieg;
Auch Diether folgt, wohin Begeiſterung
Ihn ruft, und träumt ſchon fernen Kampf und Sieg.

Er ſteigt zu Roß und zieht den Strom hinauf,
Und als am erſten Tag die Sonne ſchwand,
Nimmt gaſtlich ihn der alte Burgherr auf
Zu Argenfels, an gold'ner Hügel Rand.

Zwei Töchter hat der Greis: Mathilde, reich
An häuslich frommer Tugend, ernſt und mild,
Und Bertha, ſanft, der zarten Lilie gleich,
Harmlos und ſchön, ein wahres Engelbild.

Die Holde weckt bei'm erſten Anblick ſchon
In Diether's Bruſt der Liebe ſüße Glut:
„Ach!“ ſeufzt er, „wäre nicht der ſchönſte Lohn
Ein ſolches Weib für Treu' und Rittermuth?“

Es ahnet faſt dem edlen Mann, wie nah'
Auch ihm ſchon ſei der Jungfrau fühlend Herz:
Ihn dünkt, daß ſie bei'm Abſchied traurig ſah,
Und er entwallt in Hoffnung, Wonn' und Schmerz.

Ihm folgt das Bild weithin auf ſeinem Zug,
Auf's Meer, nach Aſia's Flur, wo Palmen weh'n;
Zu ihr entſchwebt der Seele heißer Flug
Fern nach des Rheines Thal und Eichenhöh'n.

Der Name Bertha ſcholl, wenn Diether kühn
Mit ſeiner Schaar in Feindeshaufen drang,
So daß ihn oft die Sarazenen flieh'n,
Und er den ſtolzen Lorber ſich errang.

Die hohe Stadt umſchließt der Franken Heer,
Den feſten Wall bedrängend Tag und Nacht;
Doch hält der Feind in muth'ger Gegenwehr,
Und fluthet jetzt heraus mit ſtarker Macht.

Heiß tobt der Kampf, und mancher Tapf're ſinkt;
Auch Diether liegt verwundet dort im Feld,
Und als nun Sieg der Chriſtenfahne winkt,
Iſt ein Gefang'ner ſchon der kühne Held.

Mehr als die Wunde brennt des Innern Schmerz;
Im öden Thurm, auf einer Binſenſtreu',
Fleht himmelan das tiefgebeugte Herz:
„O heil'ge Macht! Werd' ich des Kerkers frei,

Und iſt vergönnt der heimatlichen Au'n
Und meiner holden Bertha Wiederſeh'n,
Gelob' ich, dir ein Kirchlein zu erbau'n,
Des Dankes Maal, auf unſers Waldes Höh'n.“

Da horch, ein Sturm, horch! Spieß und Schwerterklang!
Die Franken nah'n — es tobt der wilde Streit
Von Mann und Roß die Gaſſen ſchon entlang:
Errungen iſt die Stadt und er befreit.

Er preiſt den Himmel, denkt der heil'gen Pflicht,
Und kaum geneſen eilt ſein Schritt an's Meer;
Bald fährt er hin im roſenfarb'nen Licht,
Und ſanfte Winde weh'n von Oſten her.

Schon grüßet er Venedig's reichen Strand,
Eilt über Alpen, Fluren, Ström', und ſieht
Mit Thränen jetzt das theure Vaterland,
Und ſeinen Rhein, vom jungen Lenz umblüht.

Im frohen Muth beflügelt er ſein Roß;
Die Liebe lenkt nach Argenfels den Lauf.
Doch Schrecken, ha! in Trümmern liegt das Schloß;
Laut pocht ſein Herz — er ſteigt den Berg hinauf.

Ach, was erblickt ſein Aug'? Verwüſtung nur,
Auf öden Mauern hohes Gras: er ſtreicht
Voll Angſt umher — von Menſchen keine Spur!
Nur Eulen flattern aus der Kluft geſcheucht.

Wie blitzgetroffen wankt der Ritter, geht
Hinab — als jetzt auf einer Wieſ', ihm nah',
Ein alter Hirt mit ſeinen Ziegen ſteht;
Dem ruft er ſchnell: „Sag', Freund, was hier geſchah!“

„O Herr, verſetzt der Mann, da ging es ſchwer!
Der wilde Meno, unſers Burgherrn Feind,
Rückt' an mit Uebermacht; es ſank dem Speer
Der muth'ge Greis, von allen rings beweint.

Doch fiel im Streit auch jener Böſewicht;
Von ſeiner Rotte ward die Burg zerſtört!
Die guten Fräulein — ach! man hat noch nicht,
Wohin ſie kamen, hier im Land gehört.“

Ein Dolchſtich für des Ritters Herz! Er eilt
Nach Schwarzeneck in unnennbarem Gram:
„Nie,“ klagt er, „wird die Wunde mir geheilt,
Die alle Hoffnung, alle Freude nahm!

Warum doch war ich fern von dieſem Strand?
Mein Arm — gebeugt hätt' er der Feinde Wuth;
O wär' ich dort im Paläſtin'ſchen Land
Gefallen in des Heldenkampfes Glut!“

Noch öder ſcheint ihm jetzt in ſolchem Leid
Die heim'ſche Burg, als Argenfels zu ſeyn,
Und er beſchließt, der frommen Einſamkeit
Im abgeleg'nen Thale ſich zu weih'n.

Schon irrt er hin auf mancher wilden Bahn,
Die Waffen mit dem här'nen Kleid vertauſcht,
Und kommt, ihm unbewußt, am Stromberg an,
Den bis zum Gipfel hoher Wald umrauſcht.

Da ſieht er eine Klauſe tief im Hain,
Und neben ihr ein ſteinern Kreuz erhöht;
Vor dieſem kniet in Siedlertracht allein
Ein Mädchen ſtill und weinend im Gebet.

Der Zell' entwallt ein ſüßer Roſenduft:
Er naht der Jungfrau ſacht', es klopft ſein Herz;
Sie blickt herum, und „Bertha! Bertha!“ ruft
Er laut — o Wiederſeh'n! o Wonn' und Schmerz!

Der Rittersmann erzählt, wie ihn das Leid
Um ſie gelenkt in dieſes Waldrevier;
Und thränend ſpricht zu ihm die junge Maid:
„Schon lange bin ich mit der Schweſter hier.

Als Argenfels ein ſchnöder Feind umdrang,
Hieß uns, geführt vom alten treuen Knecht,
Der Vater flieh'n durch den verborg'nen Gang;
Ein Köhler und ſein Weib, die ſchlicht und recht,

Hier hausen, fern vom Strande, tief im Wald,
Sie nahmen gern uns auf in Angst und Noth,
Als auch die jammervolle Kund' erschallt,
Verheert sei unser Schloß, der Vater todt!

Wir gaben, was uns blieb an Schmuck und Geld,
Und ließen hier der Andacht Sitz erbau'n,
Vereint mit diesem kleinen Gartenfeld,
Um nie die Welt, die böse, mehr zu schau'n."

Da tritt die gute Schwester auch herzu,
Und grüßet ihn; es spricht der edle Mann:
"O Fräulein, kommt auf meine Burg, wo Ruh'
Euch werden soll und aller Schutz fortan!

Und — Bertha! Wollt als Gattin Ihr mein Loos
Verschönen? Darf mein Herz —" Die Jungfrau schmiegt
Erröthend sich an ihrer Schwester Schoos:
Die Liebe hat, die Treue hat gesiegt!

Bald wird im Land kein seligeres Paar,
Als Diether und sein holdes Weib, geseh'n;
Mathilde doch will wohnen immerdar
In frommer Einsamkeit auf diesen Höh'n.

Da ließ er bauen ihr das Kirchlein dort
Und ein geräumig Haus zum Aufenthalt:
Auch ruht ihr Staub an jenem ſtillen Ort,
Wohin noch oft die Schaar der Beter wallt.

Karl Beib.

Das Gelübde.

Von

E. M. Kneisel.

Fern und dumpf erdröhnt des Sturmes Flügel;
Furchtbar wachsend trübt sein Ungestüm
Des durchfurchten Meeres Silberspiegel,
Und die Wogen branden unter ihm.
Immer schwärzer sinkt mit Adlerschnelle
Eine Grabnacht auf die Wasserwelt;
Und der Blitze fürchterliche Helle
Spaltet, Schlag auf Schlag, das Wolkenzelt;
Und der Donner langgedehntes Brüllen
Scheint des Aethers weiten Raum zu füllen.

Aus des Abgrunds bodenlosen Klüften
Steigt der Schuppenungeheuer Heer;
Neue Meere stürzen aus den Lüften
Rasselnd in das aufgewühlte Meer;
Sturmgepeitscht erbrausen dumpf die Wogen,
Bei der Elemente grauser Schlacht,

Schwellen bald empor zum Himmelsbogen,
Tauchen bald ſich in des Abgrunds Nacht.
Trümmernd ſcheint der Erdball zu vergehen,
Oder neu aus Trümmern zu erſtehen.

Maſtenlos, in Klippen ſich verwirrend,
Der Orkane und der Fluthen Spiel,
Schwimmt Idomenäens Flotte, irrend,
Ohne Steuer, ohne Landungsziel.
Selbſt der Schiffer muthigſte verzagen:
„Tod iſt unſer unvermeidlich Loos!“
Heulen ſie in dumpfen Jammerklagen,
„Unſer Grab: der Waſſer weiter Schoos!
Unſre Zukunft: an des Styxes Strande
Ew'ge Trennung von der Sel'gen Lande.“

Und der König ſchaut im Sturmgetümmel
Rings umher ein drohend offnes Grab;
Heftet flehend jetzt den Blick zum Himmel,
Senkt ihn trauernd jetzt in's Meer hinab:
„Höre mich auf deinem Götterſitze,
Weltumgürter! Bändiger der Fluth!
Sänftige mit des Tridentes Spitze
Huldvoll des empörten Meeres Wuth!
Laß der Stürme Grimm ſich friedlich legen!
Flügle mich dem Vaterland entgegen!

Als ich einſt zur Rache ausgezogen
In den heil'gen Kampf für Hella's Ruhm,
Trugſt du mich auf ſpiegelebn'nen Wogen
Vor das pflichtvergeſſ'ne Ilium;
Und, im Kampf mit blutigen Gefahren,
Sühnten wir des Treubruch's Frevelthat,
Vollgerecht, nach zehn Belagrungsjahren
In dem Glutbrand der zerſtörten Stadt:
Und nun ſollt' ich, nach ſo reichen Siegen,
Ruhmlos auf der Heimatfahrt erliegen?

O Poſeidon! höre einen Armen,
Der im Drang des Unglücks zu dir ſchreit!
Und, ſtatt Lohn, gewähr' ihm aus Erbarmen,
Was er dir gelobt mit heil'gem Eid!
Kehr' ich glücklich zu der Laren Herde
Unter deinem ſichern Schutz zurück,
Dann ſoll dir auf mütterlicher Erde
Gleich das erſte Leben, das mein Blick
Am Geſtad' erſpäht, von meinen Händen
Als ein Dank- und Sühnungsopfer enden!"

Und alsbald erlahmt des Sturmes Flügel;
Schnell verſtummt des Donners Ungeſtüm,
Ebnet ſich das Meer zum Silberſpiegel,
Sänftigt ſich der Elemente Grimm;

Und die Grabnacht flieht mit Adlerschnelle
Von der sanftbezähmten Wasserwelt;
Und des Sonnenballes freud'ge Helle
Strahlt vom unbewölkten Sterngezelt;
Und schon glänzet, wie in Dämm'rungsbläue,
Kreta's waldumkränzte Hügelreihe.

Doch, wie sich die Heimat nähert, dränget
Sich der Reue Glutpfeil in sein Herz;
Krampfhaft wird sein Innerstes verenget,
Und stets höher schwillt sein Flammenschmerz.
Ihn durchzucken finstre Ahnungsschauer;
Er verflucht den übereilten Eid,
Denkt, des Vorwurfs Raub, vertieft in Trauer,
Nicht des Wiedersehens Seligkeit,
Nur des Opfers, das er, wahngeblendet,
Dem Neptun als Rettungspreis verpfändet.

Endlich naht die Flotte sich dem Strande,
Landet glücklich im ersehnten Port;
Mächtig drängt mit unsichtbarem Bande
Seine inn're Nemesis ihn fort.
Er entsteigt dem Schiff; die Kniee beben;
Mörderangst entfärbt sein Angesicht;
Er versucht, den starren Blick zu heben,
Zaudert, wagt es, ach! und — kann es nicht.

Zitternd, und mit ungewiſſem Schritte,
Schwankt er vorwärts in der Kreter Mitte.

Ach! er höret nicht die Luſtgeſänge
Seines Volks, das jubelnd ihn empfängt,
Achtet nicht der freudetrunknen Menge,
Die den lang Erſehnten rings umdrängt.
Langſam hebt er endlich ſeine Blicke,
Sieht — und, wie zerſchmettert von dem Lohn'
Eines Rächerſtrahls, bebt er zurücke, —
Schaudernd ſieht er — ſeinen eignen Sohn.
Todesſchrecken ſchließt die Augenlieder;
Halbentſeelt ſinkt er zur Erde nieder.

Dieſer Sohn, den er mit weiſer Güte
Einſt im Knabenalter überhäuft,
War indeß in voller Jugendblüthe
Schon zum Heldenthum herangereift.
Auf des Vaters theure Rückkehr harrte
Er ſchon viele Monden ſehnſuchtsvoll;
Jetzt, als von des Pharus hoher Warte
Seiner Ankunft frohe Kunde ſcholl,
Flog er hin zum Port, um mit Entzücken
Den Geliebten an ſein Herz zu drücken.

Aber plötzlich, trüb' und immer trüber
Schwärzt ſich ihm die lichte Gegenwart;

Seine Wonne geht in Schrecken über,
Als ſein Vater, wie vor Schmerz erſtarrt,
Und im Kampfe marternder Gedanken,
Mit Entſetzen ſeinen Anblick flieht,
Als er ihn erblaſſen, zittern, wanken,
Sinken und in Ohnmacht ringen ſieht.
Gramerſchüttert ſtürzt er auf ihn nieder,
Wecket ihn mit Feuerküſſen wieder.

„Vater! theurer Vater! welche Trauer
Hält mit eiſ'gem Arme dich umſtrickt?
Fühlſt du dich nach langer Trennung Dauer
In der Deinen Kreis nicht hochbeglückt?
Kannſt du, neuverjüngt im Glanz des Thrones,
Fühllos deines Volkes Treue ſeh'n?
Und der heißen Liebe deines Sohnes
Mit gedämpfter Rührung widerſteh'n?
Blüht dir kein Erſatz für alle Leiden
In dem ſelbſtgeſchaff'nen Glück der Beiden?

Oder hab' ich, willenlos vermeſſen,
Meine Kindespflicht nicht ſtreng geübt?
Und vielleicht, aus Schwäche treuvergeſſen,
Deines Ruhmes Sonnenglanz getrübt?
Nenne mir, o Vater, das Verbrechen,
Deſſen Schwere dieſen Groll erzeugt!

Zög're nicht, an mir die Schuld zu rächen,
Deren Felſenlaſt dich niederbeugt!
Alles, auch das Herbſte, kann ich tragen:
Aber deiner Liebe nicht entſagen!“

Doch des Jünglings Liebesfleh'n erreichet
Nur des Königs Ohr, doch nicht ſein Herz
Jede ſanft're Seelenregung weichet
Seiner Reue ungeheuerm Schmerz.
Endlich löſen Seufzer ſeine Sprache:
„O Poſeidon! grauſam war mein Eid,
Aber härter noch iſt deine Rache!
Welch ein Opfer hab' ich dir geweiht!
Ha! um welchen Preis haſt du den Wogen,
Grauſam güt'ger Retter, mich entzogen!

Schleudre mich mit allgewalt'gen Händen
Auf das ſturmgepeitſchte Meer zurück!
Laß mich in den Wogenſtrudeln enden:
Mein Gelübde nur gib mir zurück!
Sterbend will ich meinen Frevel büßen!
Nimm mein Blut; denn Blut gelobt' ich dir:
Laß es dir zur Sühnungstilge fließen!
Räche dich, doch räche dich an mir!
Gern will ich zum Hades niederſchweben:
Schone, ſchone nur des Sohnes Leben!“

Und in dieſem Labyrinth verloren,
Das ihm keinen Rettungspfad gewährt,
Zieht er, um ſich ſelber zu durchbohren,
Graungepackt ſein treues Siegerſchwert:
„Meerbeherrſcher! mit dem eig'nen Leben
Kauf' ich meinen Sohn vom Tode los!“
Doch die Feldherrn, die den Freund umgeben,
Hemmen, ſorgſam ſchnell, den Todesſtoß.
„Götter! darf ich nicht mein Blut verſpritzen,
So zermalmet mich mit Rächerblitzen!“

Und in goldverbrämtem Feſttalare,
Um die Stirne das geweihte Band,
Würdevoll, in ſilberfalb'nem Haare,
Mit der Friedenspalme in der Hand,
Tritt jetzt, Blick und Wort zum Kreterkönig
Wendend, Neptun's Oberprieſter vor:
„Leihe, Fürſt, in Ehrfurcht unterthänig,
Meinem Seherſpruch ein prüfend Ohr,
Und vernimm aus ſeines Dieners Munde
Deine Pflicht und Gottes Gnadenkunde.

Güte iſt der Gottheit ew'ges Siegel;
Ihre Seligkeit iſt Menſchenglück.
Dieſe Liebe ſtrahlt uns aus dem Spiegel
Des geſammten Schöpfungsreich's zurück.

Alles Unglück, alle Erdenplagen
Schafft der Menſchen eigner, blinder Wahn;
Und, trotz ihrer Selbſtverſchuldung, klagen
Sie der Götter Härte frevelnd an;
Thürmen dann, des Himmels Zorn zu brechen,
Schuld auf Schuld, Verbrechen auf Verbrechen.

Wiſſe, Fürſt, nur durch ein edles Leben,
Nur durch Tugend und Gerechtigkeit,
Die den Menſchen himmelwärts erheben,
Nicht durch Martern, Mord und Grauſamkeit
Werden die Unſterblichen verehret.
Zittre, König, deinen blut'gen Schwur,
Der das innerſte Gefühl empöret,
Gegen die Geſetze der Natur,
Gegen deines Retters heil'gen Willen,
Durch des Sohnes Opf'rung zu erfüllen!

Eine Hekatombe weißer Stiere
Bringe deinem Schutzgott dankend dar;
Netze mit dem Blut der Opferthiere
Sühnend den bekränzten Weihaltar;
Deines Brandmahls heil'ge Lohe zeuge
Ihm von deiner Reue Flammenſchmerz;
Und in ſüßen Weihrauchdüften ſteige
Deiner Rettung Preislied himmelwärts.

Und Neptun wird dich des Schwur's entbinden,
Frieden und Verzeihung dir verkünden.“

Tief erſchüttert, aber nicht entmuthet
Ob der Trauermähre, ſteht der Sohn,
Trägt, wie ſchmerzhaft auch ſein Inner's blutet,
Doch der Liebe ſchönſten Sieg davon.
Wie von einem höhern Geiſt beſeelet,
Der ihn mächtig forttreibt, naht er ſich,
Zum Verſöhnungstod mit Kraft geſtählet,
Raſch dem König: „Ich beſchwöre dich,
Vater, bei den furchtbar'n Höllenmächten,
Die des Schickſals Nachtgewebe flechten!

Folge pflichttreu deiner innern Stimme:
Sie iſt Gottes Machtwort. Opf're mich!
Opf're mich Neptun's gerechtem Grimme!
Weihe mich dem Tod! nur rette dich!
Folge deiner Herrſcherpflicht; erſticke
Das Gefühl des Vaters jetzt in dir:
Sieh in dieſem wicht'gen Augenblicke
Nicht den Sohn, das Opfer nur in mir!
Achte nicht der Freundſchaft Rettungsahnung;
Höre nur der Gottheit Rachemahnung!

O, wie oft fleht' ich mit Glutverlangen,
Um dein Lebensglück den Himmel an:

Und ich ſollte jetzt verräth'riſch bangen,
Da mein freier Tod dich retten kann?
Um den Strahl von deinem Haupt zu wenden,
Der dem Eidesbruch Vernichtung droht,
Will ich gern mein junges Leben enden:
Ein willkomm'ner Freund iſt mir der Tod!
Ha! wie wird mich der Gedanke heben:
Meinem Tod entblüht des Vaters Leben.

Fürchte nicht, daß ich durch eine Zähre
Oder feige Luſt zum Leben dich,
Unſre Ahnen, und mich ſelbſt entehre!
Sieh, hier bin ich, Vater! tödte mich!
Freudig tret' ich dann im Schattenthale
Vor des großen Ahnherrn Richterthron,
Und — mir reift beim ew'gen Freudenmahle
In der Sel'gen Reich der ſchönſte Lohn.«
Doch der König ſtarrt zur Erde nieder;
Todesgrauſen zuckt durch ſeine Glieder.

Wahngebilde, finſt're Schreckgeſtalten
Foltern ſeinen Geiſt mit Ungeſtüm:
Plötzlich ſcheint der Boden ſich zu ſpalten,
Und ein Abgrund gähnet unter ihm;
Ihn umwogen düſterrothe Gluten,
Und der Eumeniden Rächerchor

Stürmt mit hochgeſchwung'nen Natterruthen
Zu des Frevels Strafgericht hervor.
Feſt in ihren Zauberkreis gezwänget,
Fühlt er ſich zum Morde fortgedränget.

Furchtbar ſträubt ſich jetzt ſein Haar; Verderben
Flammt ſein aufgeſcheuchter Blick und Wuth;
Sein verzerrtes Antlitz überfärben
Leichenbläſſe bald und Purpurglut.
Pfeilſchnell greift er plötzlich nach dem Schwerte,
Und durchbohrt kaum ſeiner noch bewußt,
Schneller, als der Freunde Arm ihm wehrte,
Im Verzweiflungsſturm — des Sohnes Bruſt.
Und ſchon fühlt der Mörder von den Schlangen
Der Erynnen Geiſt und Herz umfangen.

Schwergetroffen von dem Würgerſchwerte,
Noch im Tode liebelächelnd, ſinkt
Der verblüh'nde Jüngling hin zur Erde,
Die ſein edles Blut in Strömen trinkt.
Ach! er ſucht mit halberloſch'nem Blicke
Einmal noch das gold'ne Tageslicht;
Glanzgeblendet ſenkt er ihn zurücke,
Und ſein thränenſchwimmend Auge bricht.
Ihn umrauſcht des Todes Nachtgefieder,
Und ſein Schutzgeiſt ſenkt die Fackel nieder.

Wie die Lilie, die in Frühlingsauen
Kaum mit holdem Reiz das Herz entzückt,
Doch im schönsten Brautschmuck, von des rauhen
Nordsturm Hauch schon mitleidlos zerknickt,
Mit gesenkten Kelchen schmachtend endet,
Doch die Purpurweiße nicht verliert,
Und in matterm Glanz nur sanfter blendet:
Also ward, vom Todeskuß berührt,
Kreta's Hoffnung zu des Orkus Flüssen
In des Lebens Lenz hinabgerissen.

Seinem wilden Schmerz nicht mehr gebietend,
Zieht der Fürst, im Uebermaaß der Qual
Gegen sein verhaßtes Leben wüthend,
Nach vollbrachtem Mord den Todesstahl
Blutig rauchend aus des Lieblings Leiche,
Um auf selbstgebroch'ner Todesbahn
Sich dem theuern Sohn im Schattenreiche
Schuldentsündigt, trennunglos zu nah'n:
Doch Poseidon's Oberpriester schwächte
Schnell den Stoß der mordgezuckten Rechte.

„Falsche Götter! ist der volle Köcher
Eures Zornes noch nicht ausgeleert?
Bleibt mir, unerbittlich strenge Rächer,
Dieser letzte Trost sogar verwehrt?

Habt ihr mir im Zorn das nackte Leben
Und die Sehnſucht nach erlog'nem Glück
Nur zum Fluch und gröſs'rer Qual gegeben:
O ſo nehmt dies Giftgeſchenk zurück!
Streb' ich nach Glückſeligkeit vergebens,
Warum laſst ihr mir die Laſt des Lebens?

Armes Leben, das aus Jammerklagen
Mir der Parze Hand zuſammenſpann!
Deſſen ſtarre Feſſeln ich nicht tragen,
Auch nicht brechen, nur verfluchen kann!
Habt ihr euern Grimm auf mich gerichtet,
Warum ſprengt ihr nicht mein Eiſenjoch?
Habt ihr meine Menſchheit ſelbſt vernichtet,
Warum laſst ihr das Gefühl mir noch?
Wollt ihr dem Verderben preis mich geben,
Warum kettet ihr mich feſt an's Leben?"

Mitleid mit des Sohnes edelm Dulden,
Der ſo früh die Heldenlaufbahn ſchloſs,
Abſcheu vor des Vaters Selbſtverſchulden,
Der im Wahn der Unſchuld Blut vergoſs,
Uebermannt die Kreter und empöret
Ihr beleidigtes Naturgefühl;
Ihre zügelfreie Rache ehret
Keine Schranken, kein Geſetz, kein Ziel.

Drohend, in des Aufruhrs Schreckgeleite,
Schwingen sie die Waffen, wie zum Streite.

Und der Zwietracht Gifthauch facht den Funken
Mehr und mehr zur Riesenflamme an;
Tobend schreit das Volk, wie wahnsinntrunken:
„Fluch ihm und Verderben! Der Tyrann
Darf nicht länger mehr in Kreta weilen!
Laßt ihn fliehen oder seines Sohn's
Blut'ges Schicksal ohne Schonung theilen!
Auf! verbannt den Schänder unsers Thron's!
Fort mit ihm! Wird er doch den Erynnen
Und sich selbst nie, wenn auch uns, entrinnen!"

Selbst des Oberpriesters heil'ge Würde
Schärft den Meutern fruchtlos Sanftmuth ein:
„Kreter! wollt ihr euers Stammes Zierde,
Eurer Weisheit Ruhm so tief entweih'n?
Wollt ihr frevelnd mit den Göttern rechten?
Dürfet ihr den Sohn Deukalion's
Und den Enkel Minos, des Gerechten,
Den allein'gen Erben euers Thron's,
Der so oft sein Blut für euch vergossen,
Rechtlos aus der Ahnen Reich verstoßen?"

Doch gleich den zum Raub geschaarten Leuen,
Die des Hungers glüh'nde Gierde sticht,

Die ſich eher tödten, als zerſtreuen
Oder zähmen laſſen: alſo bricht,
Trotz des Prieſters frommer Warnungsſtimme,
Die umſonſt im Sturmgedräng' verhallt,
Jetzt das Volk mit ungeſtümerm Grimme
Seines Königs milde Erbgewalt:
„Soll der Strafe Richtſchwert dich verſchonen,
Schiff' in ſchneller Flucht nach fremden Zonen!“

„Rette dich, mein König,“ ruft der Seher,
Der dem Aufruhr nicht mehr ſteuern kann;
„Säume nicht! Stets dräuender und näher
Wälzt ſich die Gefahr auf dich heran.
Schnell zu Schiffe! Flieh' auf ſicherm Pfade!
Flieh', wohin dich Wind und Welle treibt!
Und vertrau' dein Heil der Gottheit Gnade,
Die der Reu' nie unverſöhnlich bleibt!
Rette dich! die Gunſt der Zeit verfließet —
Eh' der Rettungsweg ſich dir verſchließet!“

„Fort,“ ruft jetzt der König, „fort in's Weite!
Freunde! weg von dieſem Schreckensort!
Rings, wohin ich ſcheu die Blicke leite,
Seh' ich nur den ungeheuern Mord.
Weg von dieſem blut'gen Heimatherde,
Wo mein Lebensglück in Trümmer ſank!

Weg von dieſer fluchbelad'nen Erde,
Die das Herzblut meines Sohnes trank!
Unaufhaltſam, wie mit ehr'nem Bande
Zieht's mich fort aus dieſem Unheillande.

Ach! zu viel des Blut's iſt ſchon gefloſſen,
Und mir fließe jetzt kein Tropfen mehr.
Rief' ich meiner Siege Kampfgenoſſen
Zur Beſchützung ihres Freundes her:
Rächend würden ſie die wilden Haufen,
Die Empörung dürſten, niedermäh'n;
Blutig würd' ich mir den Thron erkaufen,
Oder ruhmvoll kämpfend untergeh'n.
Doch nur frei will ich des Schickſals Streichen,
Nicht des Volkes wilder Drohung, weichen!

Freunde! hinter allen Meeresfernen
Endet unſ'rer Irrfahrt flücht'ger Lauf.
Folgt mir! Jenſeits unter beſſern Sternen
Nimmt uns eine neue Heimat auf.
Wer mich liebt, verharrt zu meinen Seiten,
Schirmet mich in Stürmen und Gefahr,
Wird durch Tod und Hölle mich begleiten!"
Freudig ſchwört der Schlachtgefährten Schaar:
„Feldherr! wenn wir treulos dich verlaſſen,
Mag uns tauſendfacher Tod umfaſſen!"

„Kreter! lebt ſtets glücklich, lebt in Frieden!
Ewig bleibt mein Herz euch zugethan;
Habt ihr gleich von mir euch losgeſchieden,
Häng' ich doch euch unzertrennlich an.
Nimmer ſolt're euch der Tag der Reue,
Daß mich euer Undank weggebannt!
Leb' denn wohl auf ewig, — ich verzeihe —
Hartes, doch geliebtes Vaterland!"
Ruft's und ſchifft ſich ein mit ſeinem Heere,
Und durchſteuert ſchnell das Reich der Meere. *)

C. M. Kneiſel.

---

*) Bekanntlich gründete Idomenäus mit ſeinen Fluchtgefährten in der Folge ein neues Königreich in dem Lande der Salentiner in Italien.

Gedichte

von

Heinrich Stieglitz.

1.

Der Thürmer.

Hoch lodert die Flamme, wild wüthet der Sturm
Und rüttelt den feuergerötheten Thurm,
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.

Der Thürmer ſchwinget mit ſtarker Hand
Die Glocke, verkündend den lodernden Brand;
Laut jammernd umſtehen ihn Weib und Kind:
„O rette dich, Vater, o rett' uns geſchwind!“

Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon dringt der Qualm durch Sparren und Dach;
„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht,
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht.“

Laut praſſelt die Flamme, wild wirbelt der Sturm,
Und treibt ſie je höher und höher den Thurm;
Da ſtürzt die Glocke dumpfdonnernd herab,
Und deckt den Thürmer, und wird ſein Grab.

2.

Winterlied.

Blumen blüh'n an meinem Fenſter
Kraus und hell und lilienweiß;
Ach! es ſind nicht deine Blumen,
Sind ſo ſtarr wie Schnee und Eis.

Ohne Blüthe, ohne Leben,
Ohne Glut und ohne Duft
Seh' ich meine Winterblumen
Schwinden an der warmen Luft.

Aber Eine Blume weiß ich,
Die im ew'gen Lenze blüht!
Deine Treu' iſt's, trautes Mädchen,
Von der Liebe Hauch durchglüht.

3.

Der Wanderer.

O wie manche, manche Hütte
Muß ich noch vorübergeh'n!
Ach, und wie bei manchem Schritte
Bleibt mein Fuß verweilend ſteh'n!
Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden
Für den Wandernden hienieden?

Aber weiter, immer weiter
Treibt es ihn durch Thal und Höh',
Schon verlor er den Begleiter
In der weiten, tiefen See;
Ihm ward Ruhe, ihm ward Frieden,
Aber wandernd nicht hienieden.

Ja, vergebens ſuchſt im Wandern
Frieden du von Ort zu Ort,
Denn von einem zu dem andern
Treibt dich's unſtät fort und fort;
Für den Wanderer hienieden
Gibt nur Eines ſüßen Frieden.

Eines nur, wenn Lieb' um Liebe
Sich zum Wechſelbund vermählt,
Und die Fülle aller Triebe
Mit der Wahrheit Hauch beſeelt;
Dann iſt Ruhe, dann iſt Frieden
Auch im engſten Raum hienieden.

Heinrich Stieglitz.

Du.

Von H. Seidel.

Wol über Berg' und Gründe
Streb' ich mit Sorg' und Müh'
Dem Fernſten zu und finde
Der Heimat Fluren nie.

Wol winkt und lockt zur Seiten
Manch' holde Blüth' und Frucht,
Doch hat mein Wunſch im Weiten
Ein ſchöner Ziel geſucht.

Es weht auf ſchwüler Reiſe
Ein Wort mir Tröſtung zu;
Im Herzen flüſtert's leiſe:
O Du! mein ſüßes Du!

Hier darf ich mein dich nennen,
Hier, wo kein Ohr mich hört —
Die Flamme laut bekennen,
Die mich, nicht dich zerſtört.

Denn, ach! du willſt mein Sehnen,
Mein Lieben nicht verſteh'n;
Du könnteſt meine Thränen
Mit kaltem Lächeln ſeh'n.

Du gabſt und nahmſt dem Herzen
Sein Glück und ſeine Ruh';
All' ſeine Luſt und Schmerzen,
Sein ſüßes Weh' biſt — Du.

Und willſt du nie erhören
Was Wort und Seufzer fleh'n,
Mir keine Gunſt gewähren,
Und ſelbſt mein Leid verſchmäh'n;

Doch will ich dir zu eigen
Dem ſtrengſten Dienſt mich weih'n;
Will lieben, dulden, ſchweigen,
Treu, ohne Hoffnung, ſeyn.

Will meiden Luſt und Frieden
Auf einſam trübem Pfad,
Bis einſt dem Wegemüden
Erwünſchter Schlummer naht.

Drückt dann die letzte Stunde
Mein weinend Auge zu,
Bebt noch auf bleichem Munde:
O Du, mein süßes Du.

Heinrich Seidel.

Gedichte

von

Adolph Stöber.

I.

Robin Hood.*)

Altenglische Ballade.

1.

Der Grünſpecht ſingt auf ſeinem Aſt,
Läßt nicht mit Singen nach,
Er ſingt den wilden Robin Hood,
Den Räuberhauptmann, wach.

„Bei Gott!“ hub jetzt der Räuber an,
„Mir träumt' es heute Nacht,
Zwei Söldner fielen auf mich ein,
Da gab es harte Schlacht.

---

*) Dieſer Räuber lebte um's Jahr 1190 unter Richard I.; er ließ nur ſolche tödten, von denen er angegriffen wurde, und hatte, wie der alte Geſchichtſchreiber Major verſichert, unter allen Räubern am meiſten Rechtsgefühl.

Sie ſchlugen mich, ſie banden mich,
Und brachen den Bogen mein.
So wahr ich Herr in dieſem Gau,
Das muß gerochen ſeyn!

Heda, Klein John, den Bogen her!
Sollſt heute mit mir geh'n;
Will nach den ſchlimmen Häſchern gleich
In allen Wäldern ſeh'n."

Sie warfen den grünen Mantel um
Und ſchritten hinab den Wald,
Und mitten im Hohlweg zeigte ſich
Ein Lanzknecht alſobald.

Ein langes Schwert, ein blanker Dolch
An ſeinem Gürtel hängt,
Und von der Schulter bis auf die Zeh'
Ein Kittel ihn umfängt.

„Mein liebſter Meiſter," ſprach Klein John'
„Steh hier im Dicklicht ſtill;
Was der im Schilde führen mag,
Ich bald erkunden will."

„Mit nichten," verſetzte Robin Hood,
„Hier iſt vonnöthen ein Mann;
Der Meiſter ſelbſt beſtehen muß,
Was nicht der Geſelle kann."

Da ſchieden John und Robin Hood
Wol rechts und links am Steg;
Klein John der ging nach Barnesthal
Zurück den hohlen Weg.

Und als er kam nach Barnesthal,
Da fand er großes Leid,
Zwei Brüder lagen auf dem Gras,
Erſchlagen allebeid'.

Der Scheriff war heut' morgen früh
Geſchlichen in den Tann,
Und hatte rings die Höhl' umſtellt
Mit ſiebenmal zwanzig Mann.

„Jetzt gilt es einen guten Schuß,
Im Namen Jeſu Chriſt!
Den Scheriff bald gereuen muß
All' ſeine Hinterliſt."

Klein John den langen Bogen ſpannt,
Dem Scheriff zielt er nach,
Der Bogen aber von dünnem Holz
In tauſend Splitter brach.

„Fluch über dich, du falſches Holz,
Weh', daß du gewachſen am Aſt!
Weh', daß du mir, ſtatt Glück und Heil,
Verderben geſtiftet haſt!“

Der Pfeil nur ſchlaff geſchoſſen war,
Fiel doch nicht allzuſchlecht,
William von Trent zu Boden fiel,
Des Scheriffs erſter Knecht.

Viel beſſer wär's, William von Trent
Daheim in Krankheit läg',
Als daß er juſt dem Pfeile John's
Getreten in den Weg.

Doch wo ſich Männer treffen, thun
Halt fünfe mehr als drei:
Geknebelt ſchleifen die Söldner ſchon
Zum Scheriff ihn herbei.

„Du ſel'ſt durch Thal und Berg geſchleift,
Auf einem Felſen erhenkt!"
„Das kann mißglücken," ſprach Klein John,
„Wenn's Chriſti Willen lenkt."

Jetzt brechen wir vom Geſellen ab,
Vom Meiſter heben wir an,
Was der im Hohlweg mittlerweil
Dem Lanzknecht angethan.

2.

„Gut'n Morgen," ſpricht Robin, „Kam'rad,"
Der Lanzknecht lüpft ſeine Mütz' —
„Mir deucht, nach deinem Bogen da,
Du biſt ein guter Schütz'."

„Ich ſuch' im Wald den Robin Hood
Und ſeine Räuberſchaar,
Nähm' lieber dieſen ſchlimmen Mann,
Als hundert Thaler baar."

„Nun, lieber Lanzknecht, komm mit mir,
Den Robin ſollſt du ſeh'n,
Doch wollen wir zur Kurzweil erſt
Uns hier im Grünen ergeh'n.

Laß üben uns ein Meiſterſtück
Dort auf der Heide frei;
Wir locken wol den Robin Hood
Mit unſerm Schießen herbei.“

Sie hieben ſich zwei Aeſte gleich
Von einem Schlehdorn ab;
Dreihundert Schritt' weit ſteckten ſie
Zum Ziele ſich den Stab.

„Heb' an, Kam'rad!“ ſpricht Robin Hood,
„Der erſte Schuß iſt dein.“
„Bei Gott!“ verſetzt der Lanzknecht, „nein!
Du ſollſt der erſte ſeyn.“

Den erſten Schuß hat Robin Hood,
Er fehlte nur einen Daum;
Der Lanzknecht war ein guter Schütz',
Doch jetzo wagt' er's kaum.

Der Lanzknecht hat den zweiten Schuß,
Er traf wohl in den Kranz;
Doch Robin Hood noch beſſer traf,
Den Stab zerſpält' er ganz.

Der Lanzknecht rief: „Ein Meiſterſchuß!
Sag' an, wie heißt dein Nam'?"
„Den ſollſt du wiſſen," ſprach der Schütz',
„Wenn ich erſt deinen vernahm."

„Mein Aufenthalt iſt dieſer Wald,
Bis Robin Hood erblich:
Wer mir den rechten Namen ſagt,
Heißt Guy von Gisborn mich."

„Und hier in dieſem Waldrevier
Steht meine freie Schlucht:
Bin Robin Hood von Barnesthal,
Den du ſo lang geſucht."

Wer Freund nicht, noch Verwandter war,
Dem wär's ein luſtig Schau'n,
Zu ſeh'n die beiden Männer jetzt
Mit ihrem Schwert ſich hau'n.

Robin an eine Wurzel ſtieß,
Fiel rücklings drüber hin,
Sir Guy von Gisborn flink genug
Hieb in die Rippen ihn.

„Ach! liebe Frau," rief Robin Hood,
„Du Mutter und Maid zumal!
Mir deucht, bevor ſein Stündlein ſchlug,
Kein Mann verſchied niemal."

Er dacht' an unſ're liebe Frau
Und raffte ſich auf mit Macht,
Und hat mit einem Streich auf's Hirn
Sir Guy zu Fall gebracht.

Ein iriſch Meſſer zog er nun,
Schnitt ihm in's Antlitz ein,
Daß wol kein Auge mehr errieth,
Weß Haupt dies mochte ſeyn.

Drauf warf er ſeinen Mantel ab
Und deckte den Leichnam zu,
Und hüllte ſich in den Söldnerrock
Vom Hals bis auf die Schuh'.

„Mit deinem Bogen und kleinen Horn
Will ich von dannen geh'n,
Muß wieder heim gen Barnesthal,
Nach meinen Geſellen ſeh'n."

Das Hörnlein ſetzt' er an den Mund,
Blies einen hellen Ton;
Der Landſcheriff von Nottingham
Der hörte das Klingen ſchon.

„Horcht!" rief der Scheriff alſogleich,
„Es kommt ein guter Bot';
Sir Guy von Gisborn ſtieß in's Horn,
Den Robin ſchlug er todt.

Das iſt fürwahr ſein kleines Horn,
Er bläſt zu rechter Zeit,
Da kommt er ſelbſt geſchritten ſchon
In ſeinem Kittel weit.

Willkomm, Sir Guy, nun bitte nur,
Es ſoll dir alles geſcheh'n."
„Ich will dein Gold nicht," ſprach der Held,
„Und nicht dein Ritterlehn.

Doch weil ich ſchlug den Meiſter todt,
Laß mich die Geſellen fah'n;
Das iſt der Lohn, deß ich begehr',
Mag keinen andern empfahn."

Der Scheriff ſprach: „Und wärſt du klug,
Du hätt'ſt bekommen ein Lehn;
Doch weil dein Bitten ſo gering,
Soll's gerne dir geſcheh'n."

Klein John den Meiſter wohl erkennt
Und merkt die Hinterliſt.
„Jetzt werd' ich bald erlöſet ſeyn,
Das gebe Jeſus Chriſt!"

Und Robin gibt ihm einen Wink,
Ihn löſen will er jetzt;
Doch hat der Scheriff und ſein Troß
Ihn allzunah' beſetzt.

„Zurück! was drängt ihr mich ſo ſehr?
Nie galt es hier zu Land,
Daß einer des andern Ohrenbeicht
Zu horchen ſich unterwand."

Robin ſein iriſch Meſſer zog
Und löſt ihm Hand und Fuß,
Gab ihm den Bogen von Sir Guy
Und wünſcht ihm guten Schuß.

Klein John ergriff den Bogen ſchnell
Sammt einem ſpitzen Pfeil;
Wie das der Scheriff kaum geſeh'n,
Entrann er in aller Eil'.

So lief er heim gen Nottingham,
Wie ein gejagter Dieb,
All' ſeine Geſellen hinterdrein,
Nicht Einer zurücke blieb.

Der Scheriff war nicht flink genug,
Nicht ſchnell genug ſein Roß,
Klein John ihm einen ſcharfen Bolz
Noch in den Rücken ſchoß.

2.

Adlerhorſt.*)

Erzitternd ſtieß der Nachen auf am Strand;
Die Kette werfend um die Uferweide,
Schwang hurtig unſer Schiffer ſich an's Land,
Und aus dem Boote ſtiegen drauf wir beide,
Mein Freund und ich. Vor uns mit friſchen Ranken
Lag eine würzereiche Kräuterheide,
Und drüben hob ein Fels die Rieſenſchranken
Funfhundert Fuß hoch, Adlerhorſt genannt.
Es hielt ein Eichwald ſeine mächt'gen Flanken
Mit dunkelgrünem Gürtel rings umſpannt,
Darüber wölbte ſich in ſtolzer Breite
Die nackte, weiße Bruſt der Marmorwand,
Und aus dem Felſenhaupt in blauer Weite
Flog um den Horſt ein Adler kreiſend auf,
Und ſeine Jungen übten ſich im Streite:
So ſtand er da, vom Fuße bis zum Knauf
Mit Kraft und Stolz gewappnet, wie ein Rieſe.
Wir ſchauten voll Bewunderung hinauf,

*) Ein durch ſein Echo berühmter Felſen bei dem obern See von Killarney in Irland.

Da blies dicht hinter uns, am Saum der Wieſe,
Des Schiffes Waldhornſpieler alſo ſacht,
Als ob er nur aus weiter Ferne bliese;
Und plötzlich, von dem leiſen Hauch entfacht,
Stand hell der mächt'ge Fels in Klangesflammen,
Und voll und voller, wie mit Zaubermacht,
Die Töne von der Höhe niederſchwammen
Und ſchlugen, wie ein gold'ner Waſſerguß,
Lindſpülend über unſerm Haupt zuſammen.
Es war, als müßt' in plötzlichem Erguß
Ausſchütten ſich das ganze Herz des Rieſen,
Als müßt' er in der warmen Laute Fluß
Ein lang verhaltenes Gefühl ergießen.
Wir ſtanden lange da; nun hörten wir
Die letzten Klangeswellen fern zerfließen.
Ergriffen ſah mein Freund in's Auge mir
Und mußte mir die Hand vor Freude drücken —
Mein guter Freund! — So wie zu Muthe dir,
So glänzten mir die Augen vor Entzücken
In jener Stunde, da zum erſtenmal
Dein Herz ſich offenbarte meinen Blicken.
Er war ein Jüngling — alle Nerven Stahl —
Vom Haupte bis zum Fuß mit Kraft gerüſtet —
Dem Aug' entblitzte raſcher Kühnheit Strahl,
Und ſtolz, als hätten Adler drin geniſtet,
Erhob er ſeine Stirne ſonnenwärts:
So ſtand er, wie der Felſen, hochgebrüſtet.

Verſchloſſen aber war ſein ſtolzes Herz;
Nicht wiſſend von gemüthlichen Ergüſſen,
Und fremd der Liebe tiefem Seelenſchmerz —
So ſchien es mir. Ach! nie erwärmt von Küſſen
Und Liebesworten, hatt' er, eine Waiſe,
Im Schoos der Eigenſucht erwachſen müſſen;
So blieb ſein Herz verengt im fremden Kreiſe.
Da ward ich eines Tags ihm zugeführt,
Ich ſprach zu ihm ein liebend Wörtlein leiſe,
Das hat ſo tief ſein Innerſtes gerührt,
Daß alſobald die Bruſt ihm überquoll
Von Liebesfülle, die er nie verſpürt;
Sein Herz mir auszuſchütten reich und voll,
Drängt' ihn der Liebe langentbehrt Beglücken,
Und frei der Fluß der warmen Rede ſchwoll.
Mein feuchtes Auge glänzte vor Entzücken —
Das ahnt' ich nicht in dieſer ſtolzen Bruſt!
Ich mußte ſeine Hand vor Freude drücken,
Wie jetzt er mir gethan im Drang der Luſt.

Adolph Stöber.

Gedichte

von

August Stöber.

1.

Das Mährchen vom Knäblein, vom Mägdlein und der böſen Stiefmutter.

1.

Die böſe Stiefmutter ſitzt und ſpinnt,
Und drüber manch' böſe Mähr' erſinnt.

Das Knäblein ſpringt luſtig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, gebt mir ein Aepfelein!“

„„Du weißt in der Kammer da ſteht die Truh',
Drin liegen viel Aepfel, ſo roſig wie du!““

Das Knäblein hebt auf den Deckel ſchwer;
Die böſe Stiefmutter iſt hinter ihm her.

Das Knäblein ſtrecket den Kopf hinein,
Will greifen das ſchönſte Rothäpfelein.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh';
Der ſchwere Deckel klappt drüber zu.

2.

Die böſe Stiefmutter ſitzt und ſpinnt,
Und drüber manch' böſe Mähr' erſinnt.

Das Mägdlein ſpringt luſtig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, wo iſt mein Brüderlein?„

„„Dein liebes Brüderlein naſcht allein
In der Kammer die ſüßen Rothäpfelein.„„

„Frau Mutter, möcht' auch nach den Aepfeln ſchau'n!„
„„So hol' dir den ſchönſten, doch laß dir nicht grau'n!„„

Das Mägdlein hebt auf den Deckel ſchwer;
Die böſe Stiefmutter iſt hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh';
Der ſchwere Deckel klappt drüber zu.

3.

Die böſe Stiefmutter ſitzt und ſinnt,
Am Rocken blutige Fäden ſie ſpinnt.

Der Vater tritt ſpät zur Thür' herein:
„Wo ſind meine lieben zwei Kinderlein?“

„„Die Kinderlein liegen in guter Ruh',
Sie ſchlafen ſelbander in einer Truh'.““

Es flattert, es pickt an's Fenſterlein;
Zwei ſchneeweiße Vöglein ſchauen herein.

„Frau Mutter, habt Dank für die Aepflein roth!
Frau Mutter, habt Dank für den ſüßen Tod!“

Die fällt vom Seſſel zu Boden ſchwer;
Der Platz iſt hinter dem Rocken leer.

Ein ſchwarzer Vogel die Kammer durchſauſt,
Und ächzend, krächzend durch's Fenſter brauſt.

2.

Beim Brunnengraben.

Sie haben tief gegraben
Nach einem ſüßen Quell,
Der kommt hervorgeſprudelt
Durch Rinnen, ſilberhell.

Der ſoll dem Durſt'gen laben
Sein durſtig Herz und Mund,
Der ſoll im Thal erfriſchen
Den trock'nen Wieſengrund.

Auch mir hat ſich erſchloſſen
Ein Born, doch labt er nicht;
Ob ſeinem Todesſpiegel
Stirbt jede Blume licht.

Durch blaſſes Feld gefloſſen,
Zerrinnt er, wenig hell;
Er führt nur bitt're Waſſer,
Und heißt der Thränenquell.

3.

Wolkenveſte.

Hoch wölbt ſich am Himmel die Wolke,
Streckt duftige Spitzen empor,
Umſäumet wie Thürmlein und Warten
Mit ſilbernem, ſchimmerndem Flor.

Kampfluſtig erhebt ſich die Lerche,
Steigt jubelnd über den Wall,
Und aus der eroberten Veſte
Tönt ſchmetternd der Siegerin Schall.

August Stöber.

Der Wunderbaum zu Nussberg.

Von

W. Weiß.

Wer mag das Kind im Garten dort,
Das arme Kind wol seyn?
Es schlich sich aus dem Hause fort,
Und weint für sich allein.

„Mein Kind, warum bist du betrübt
Und weinest du so sehr?“
„„Ach, Vater! weil mich niemand liebt,
Drum weine ich so sehr.““

„Weil ich dir nichts hab' mitgebracht,
Weinst du, mein Kind, gesteh'!“
„„Ja, weil du mein noch nie gedacht,
Das thut mir, Vater, weh'!““

„Ich lieb' dich wie mein Augenlicht,
Mein armes Kind, doch sieh'!
Ich darf ja vor der Mutter nicht,
Denn sie verzieh' mir's nie!

Den Brüdern und den Schweſtern dein
Iſt ſie noch hold geſinnt,
Und will nicht deine Mutter ſeyn,
Weil du nicht biſt ihr Kind!„

Da weint das Kind noch mehr und fällt
Dem Vater in den Arm;
Der Vater es umſchlungen hält,
Weint ſelbſt, daß Gott erbarm'!

Und ſucht in allen Taſchen nach
Vor Jammer und Verdruß,
Doch in den Taſchen fand er, ach!
Nur eine Haſelnuß.

Da reicht er ſie dem Kind und ſpricht:
Iſt alles, was ich hab',
Nun ſei nur ſtill und weine nicht,
Biſt ja mein lieber Knab'!

Drauf gibt er ihm noch einen Kuß,
Und geht in's Haus hinein;
Der Knabe bleibt und gräbt die Nuß
Tief in den Boden ein.

Und kniet an demſelben Platz,
Verrichtet ein Gebet,
Und hütet jetzt wie einen Schatz
Den Kern, den er geſä't.

Wenn Morgens ihn der Vater weckt,
Und vor er ſchlafen geht,
Kniet er, die Aermlein ausgeſtreckt,
Wo er den Kern geſä't.

Und als das Knäblein einſt erwacht
Aus ſüßem Unſchuldstraum,
Und ſich zu ſeinem Plätzchen macht,
Da ſteht, o ſieh', ein Baum!

Und Wunder! auf dem Baume iſt
Ein and'rer Baum erblüht,
An dem der Heiland, Jeſus Chriſt,
Einſt für die Welt verſchied.

Und als das Wunder Glauben fand,
Da ſtrömten augenblicks
Die Chriſten aus dem ganzen Land
Zum heil'gen Kruzifix.

Wer in des Baumes Schatten saß
Nur einmal, und war krank,
Der ging von dannen und genaß,
Und wußt' es Christo Dank.

Wer aber kniet im Priesterkleid
In Nußbergs Kirchlein dort?
Das ist der Knabe, gottgeweiht,
Verkündet Gottes Wort.

W. Weitz.

Gedichte

von

Heinrich Künzel.

1.

Das Nachtmahl zu Fulda.

Am heil'gen Bonifaciustage,
Des Abends in dem Stift,
Da ſitzen beim reichen Gelage
Die geiſtlichen Hirten der Trift.
Der Abt von Fulda pflegte
Zu Speiſen und Wein und Fiſch,
Die in Kellern und Küchen er hegte,
Sie laden alljährlich zu Tiſch.

Die Thüren werden verſchloſſen,
Daß nichts die Andacht ſtört;
Doch ehe wird eingegoſſen,
Eins noch der Herr Abt begehrt:

„Bevor wir trinken und eſſen,
Nimm jeder zur Hand ſein Brevier;
Ihr habt es doch wol nicht vergeſſen
Und ſprechet den Segen mit mir!“

Prälaten, Kapläne ſahen
Mit großen Augen ſich an;
Sie mußten es endlich bejahen,
Daß nicht ſie das alſo gethan.
Sie hatten am langen Tage
Gebetet, geſungen mit Haſt;
Ein jeder war dann zum Gelage
Geſprungen als hungriger Gaſt.

Der Oberhirt fing drum alleine
Das Kyrie Eleyſon an,
Doch auf die Flaſchen mit Weine
Die geiſtlichen Herren nur ſah'n.
Kaum hatte in Chriſti Namen
Geendet der fromme Abt,
So ruft zwar ein jeder ſein Amen,
Doch gleich eine Flaſch' ſich auch krappt.

Sie greifen dann ſchnell in die Taſchen;
Sie ſuchen wol nach dem Brevier?
Was werden ſie drinnen erhaſchen?

Alle Wunder! — Einen Pfropfenzieh'r!
Den ſetzen ſie ſchnell an die Stöpfſel
Und gießen die Gläſer ſich voll;
Was gibt es da für ein Getröpfſel,
Was gibt's für ein lautes Getoll!

Das Aebtlein will anfangs verbeißen
Auf den Lippen die heimliche Luſt,
Will's gar ſeinen Gäſten verweiſen:
Doch lachet er voll aus der Bruſt.
Und alle lachen und klingen:
„Es leb' der Herr Abt von Fuld!“
Und es ſahen die Gäſte blinken
Aus den Aeuglein die äbtliche Huld.

2.

Leid und Lied.

Junge Lieder, junge Leiden
Sind des Dichters höchste Luſt,
Und es graben ſich die beiden
Auch am tiefſten in die Bruſt.

In dem jungen Liede ſchäumet
Wild der Jugend Rauſch und Braus,
In dem jungen Liede träumet
Sich die erſte Liebe aus.

In dem jungen Liede gähret
Feurig unſrer Jugend Wein,
Seiner Wogen Gold verkläret
Sich im lichten Morgenſchein.

Junge Leiden ſchneiden kräftig
Ein ſich in des Lebens Mark;
Junge Wunden bluten heftig,
Machen Jünglingsſeelen ſtark.

Junge Leiden wählen zeitig
Sich zum Bett das junge Herz,
Daß in ihm ſich himmelsfreudig
Spiegelt einſt der Ehe Schmerz.

Keine Lieder ohne Leiden,
Jedem Lied das tiefſte Leid;
Und ich lebe aus in beiden
Meine ſchöne Jugendzeit.

3.

Hic Caesar transibat.

Vom Hohenſtaufenſchloſſe,
Kaum hebt die Sonne ſich,
Eilt ſchon der Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Hinab zu der Kapelle
Am untern Bergeshang;
In alle Gauen helle
Des Glöckleins Läuten drang.

Es rufet die Bewohner
Des Berges zum Gebet;
Des deutſchen Reiches Throner
Auch unter ihnen geht.
Es wallt um ſeine Glieder
Das härene Gewand,
Als Büßer ſteigt er nieder,
Ein Kreuz in ſeiner Hand.

Und ehe noch die Schwelle
Berührt des Kaiſers Fuß,

Sinkt nieder er zur Stelle,
Spricht leiſe ſeinen Gruß.
Tritt dann, die Bruſt bekreuzend,
In die Kapelle ein,
Um's Tabernakel reizend
Spielt goldner Sonnenſchein.

Der Prieſter ſingt die Meſſe
In ahnungsvollem Drang,
Der Orgel tiefſte Bäſſe
Begleiten ſeinen Sang.
Er öffnet's Tabernakel
Und zeiget die Monſtranz,
Das Brodwandlungsmirakel
Geht vor in heil'gem Glanz.

Auf ſeinen Knieen lieget
Der Rothbart ſtill und fleht,
In Himmelsruhe wieget
Ihn ein ſein fromm Gebet.
Und während ſchon die andern
Aus der Kapelle fort
Zum Schloſſe aufwärts wandern,
Kniet noch der Kaiſer dort.

In Andacht hingegossen
Denkt er an's heil'ge Grab,
Und reiche Zähren flossen
Von seinen Wangen ab.
„Du bist für mich gestorben,
Du Gottes ew'ger Sohn;
Durch deine Gnad' erworben
Hab' ich des Reiches Thron!

Du hast mir Kraft gegeben,
Was wär' ich ohne dich?
Mein Leben und mein Streben
Weiht dir nur fortan sich.
Ich zieh' zum heil'gen Lande,
Wo wandelte dein Fuß;
Wo einst der Engel sandte
Der Jungfrau seinen Gruß.

Den Richtplatz will ich grüßen,
Ausweinen meinen Schmerz;
Die heil'ge Erde küssen,
Und läutern mein Herz.
Und dort, wo du gedulbet
Den Welterlösungstod,
Büß' ich, was ich verschuldet,
Im späten Abendroth!"

Fort zog in seinen Ehren
Der greise Held beglückt;
Als Sieger dacht' zu kehren
Nach Staufen er zurück.
Doch sah er nicht die Stätte,
Worin der Heiland lag;
In Selephs Wogenbette
Sein Heldenauge brach.

Versunken sind die Hallen,
Versunken ist sein Schloß;
Mit Konradin gefallen
War Staufens letzter Sproß.
Nur die Kapellenpforte,
Durch die der Kaiser trat,
Blieb stehen mit dem Worte:
„Hic Caesar transibat!"

Heinrich Künzel.

Burg Stolzenfels.

Von F. G. Drimborn.

1.

Am blauen Himmel schwebet der königliche Aar;
Den mächt'gen Sturm beherrschet sein starkes Flügelpaar;

Auf seinem Haupte trägt er zwei Kronen allzumal;
Mit seinen Blicken späht er hinunter in das Thal.

Es ragt zum blauen Himmel ein Felsen stark und fest:
Drauf will ich mir erbauen ein unersteiglich Nest;

Darauf will ich mir bauen ein königliches Schloß,
Dran jeder Sturm zerschelle und jegliches Geschoß!

Stolz schaut der Bau zum Himmel, schaut weit hinein in's Land,
Die schönste Burg am Rheine, Schloß Stolzenfels genannt.

Wohl ist daran zerschollen manch kühn gewagter Sturm;
Noch steht er unerstiegen, der stolze Felsenthurm.

Doch hielt' der Aar auch selber die königliche Wache,
Den stärksten Feind, den hat er noch nicht zur Ruh' gebracht.

Und zög' mit tausend Schwertern er selbst hinaus zum Streit,
Viel stärker als Stahl und Eisen ist die allmächtige Zeit.

2.

Der Rhein mit seinen Wellen geht ruhig seinen Lauf;
Die Nachtgespenster kommen im Nebelflor herauf.

Des Stromes Wellen lispeln gar wundersame Mähr;
Aus seinem Schoße tauchet der Träume buntes Heer.

Es öffnen seine Fluthen den sagenreichen Mund;
Der Träumer schaut hinunter auf den kristall'nen Grund.

Da ragen stolze Burgen mit Thürmen mannigfalt,
Draus weithin in die Lande die Lärmtrommete schallt.

Hei, wie die Schwerter blitzen aus kühnem Männertroß!
Wie nächtlich Wetterleuchten umbräut's das stolze Schloß.

Sie zieh'n mit ihren Mannen den Weg zur Burg hinan;
Vom Huf der Rosse zittert des Rheines Spiegelplan.

Vom Klang der Waffen bebet des Rheines tiefſter Grund; —
Wer ſind denn die ſeltſamen Gäſte zur ſpäten Abendſtund'?

Die Wellen ziehen vorüber. Die Mährchen wunderſam,
Sie hat ein Schwan geſungen, der auf dem Strome ſchwamm.

5.

Und wieder ſteh' ich hierunten — vor mir die Gegenwart.
Die Gräber alter Zeiten, ſie liegen aufgeſcharrt.

Ein Aar ſitzt auf dem Felſen und thürmet Stein auf Stein,
Bis Burg und Zinnen glänzen im neuen Morgenſchein.

Die Zeit hat weggeworfen ihr abgetragnes Kleid;
Auf ihrem Haupte prangt nun der Krone Goldgeſchmeid.

Den Purpurmantel gürtet ſie um den ew'gen Leib;
Der Adler hält umſchlungen das königliche Weib.

Das Alles kann ich ſehen im feuchtazurenen Blau,
Und kann viel mehr noch ſehen, je tiefer drein ich ſchau!

Ich ſehe, wie zum andern gereift die junge Saat,
Die alten Mährchen werden zur neuen Heldenthat;

Wie über tauſend Jahren der blaue Himmelsdom
So klar wie heute ſpiegelt in dem kriſtallenen Strom.

Der ſtarke Fels dort oben — wie heute ſteht er noch,
Nur daß er abgeſchüttelt das ſtolz gethürmte Joch.

Auf ſeinem Haupte aber wiegt herrlich, wunderbar,
Sein goldenes Gefieder der königliche Aar.

Aus Staub und Aſche ſteigt er, ein andrer Phönix, auf;
In freiem Fluge zeigt er der goldnen Zeiten Lauf:

Indeß der alte Träumer in Thaleseinſamkeit
Den Traum hinüber träumet in alle Ewigkeit.

F. G. Drimborn.

Gedichte

von

Ludwig Braunfels.

1.

Der Fiſcher von Cannes.

Die Sonne glänzt im Mittag
Auf dem verſchwiegnen Meer;
In tiefer Küſtenhöhlung
Erſeufzt die Woge ſchwer.

Der Fiſcher mit dem Knaben
Steigt aus dem Kahn an's Land;
Sein Töchterlein, das ſtreckt ihm
Entge'n die kleine Hand.

Auf einer Felſenplatte,
Die Laub und Gras nicht hat,
Da ſiehſt du fernhin Cannes,
Die kleine Hafenſtadt.

Da ſetzt ſich hin der Fiſcher,
Blickt lang in's Land hinein:
„Wie haſt für mich geſorget,
Mein kleines Töchterlein?“

„Konnt' heute wenig bringen;
Bin gar ſo müd' und matt.
Ach kämeſt du, mein Vater,
Doch ſelbſt einmal zur Stadt!“

„Mein Kind! mag nicht nach Cannes;
So weh thut mir der Ort,
Seit ich im Jahre fünfzehn
Mit Ihm gelandet dort.“

„War heut in Cannes, Vater,
Mit Fiſchen ſchön und friſch;
Sie wollten nicht abkaufen
Den allerkleinſten Fiſch.“

„Mein Kind! ſie müſſen laſſen
Uns ja die weite See,
Und von dem großen Frankreich
Hier dieſe Felſenhöh'.

'S iſt ja ein Fels in Frankreich,
Allwo ich ſterben kann;
Auch Er ſtarb auf 'nem Felſen,
Und fern im Ocean!"

2.

Hochzeitlieder aus der Bretagne.

1.

Werbung.

Brautwerber.

Ihr alle, feſtlich verſammelt,
Ich grüß' euch allzumal.
Wir ſind gar friedliche Wandrer;
Wie nennt ihr dies Haus im Thal?

Brautführer.

Den Gruß, den geb' ich euch wieder.
Mögt brave Leute wol ſeyn:
Doch geht mir nur ſäuberlich weiter!
Nichts hab' ich mit euch gemein.

Brautwerber.

So läßt du mich hier auf der Gaſſen
Gepeinigt vom Sonnenbrand?
Du bieteſt dem frommen Wandrer
Nicht die brennende Pfeife zur Hand?

Du ſchenkſt, dem Gruß zu Danke,
Kein Brod, kein Schlückchen Wein?
Sag', ſollteſt du wol ein Ketzer,
Ein Sohn des Geizes ſeyn?

Brautführer.

Oft kamen Bettler zum Hauſe,
Und aßen mehr als mir gefiel.
Doch ſeid ihr ſo müd' und hungrig,
Setzt euch auf den Beſenſtiel.

Brautwerber.

Ich komm' allhier, wie die Bibel
Vom Elieſer beſagt;
Der aber ward hochgeehret,
Und nicht von der Schwelle gejagt.

Brautführer.

O käm' hier ein Elieſer,
Den Frommen empfing' ich ſo gern!
Doch heute verſpricht man ein Meer oft,
Und gibt keinen Haferkern.

Brautwerber.

Wie ein Stern glänzt über der Wüſte,
So erſchien Elieſer'n die Magd.

Das Haus ſtand offen dem Fremdling,
Und Speiſe, ſo viel ihm behagt;

Doch werben wollt' er, nicht eſſen.
Auch ich will werben allhier:
Ihr habt ein Mädchen im Hauſe;
Ich hab' einen Jungen dafür.

Er liebt ſie, der gute Junge;
O thut es, thut es ihr kund!
Sie liebet ihn mehr denn alle,
Die betreten Bretagne's Grund.

Er hat des Geldes und Gutes
So viel ſich brauchen läßt;
Er will an ihr junges Leben
Sein Leben binden ſo feſt.

Brautführer.

Wir werfen verſengte Aehren
Vor die Füße des Wandrers hin.
Die Jungfrau gibt ihr Herz nicht
Dem Fremdling zum leichten Gewinn.

Brautwerber.

Er iſt ſtark, er iſt kühn, er iſt mannhaft;
Er rudert auf ſtürmender See;
Und ſtürzet der Pflug beim Ackern,
Er hebt ihn allein in die Höh'.

Im Kampf iſt von Erz ſein Buſen,
Seine Fauſt von Stahl in der Schlacht;
Das Schwert des Kriegers erzittert,
Wenn ſein Meſſer am Gürtel erwacht.

Brautführer.

Sahſt du, wie ſie blühendem Mohn gleich,
Holdſelig das Haupt bewegt?
Und Milch, die ſie ſelbſt gemolken,
Anmuthig und ſcherzend trägt?

Nie hat ſie ihr Aug' auf des Mannes
Begehrlichen Blick gewandt;
Wenn der Tanz beginnt, ſie bleibet
An der Mutter, der Freundin Hand.

Doch ſie hat nun den Vater verlaſſen;
Sie zog in die Fremde fort.

Und willſt du ſie immer umwerben,
So ſuche ſie ſelber dort.

Brautwerber.

Die Weide neigt ſich auf Gräbern;
Die Roſ' iſt dem Gärtner werth.
In des Mannes Haus iſt ein Mädchen,
Was die warme Glut auf dem Herd.

Komm, führe ſie her; und wir ſetzen
Sie dann zum Hochzeitmahl,
Gegenüber dem Blick der Eltern,
Und neben dem lieben Gemahl.

2.

Brautſchau.

Brautführer.

Nun, willſt du's haben, Geſelle,
So ſprech' ich die Magd dir zu.
(Eine alte Frau bringend)
Nimm hier dies gute Röslein,
Und laß mich fürder in Ruh'.

Brautwerber.

Einſt hat dies Röslein geblühet;
Nun bleiben Dornen ihm nur.
Mein Röslein bluhet köſtlich
Als ſchönſte der jungen Flur.

Brautführer.

(Eine junge Wittwe bringend.)

So nimm! ſie iſt ſanft wie der Abend;
Ihre Wangen ſind klar wie die See;
Ihre Augen ſind hell wie der Himmel,
Und thun dem Herzen ſo weh.

Brautwerber.

Ja wohl! Doch hat nicht ein Säugling
Gelegen an dieſer Bruſt?
Ein Kuß dieſe Lippen geöffnet,
Dies Herz der Liebesluſt?

Brautführer.

(Ein kleines Mädchen herbeiführend.)

Du willſt nicht Dorn ohne Roſe,
Und die offene Roſe nicht;
So nimm dies artige Knöspchen,
Und mach' ein zufrieden Geſicht.

Brautwerber.

O kleine Rebe! du mußt noch
Lang reifen im Sonnenſtrahl.
Meine Rebe harrt nur des Winzers,
Zu prangen beim Hochzeitmahl.

Brautführer.

Und weil du ſo klug und beſonnen,
So öffne ſich freundlich die Thür.
Komm, Jungfrau! komme, du Jüngling,
Und tretet ſchweigend zu mir.

Feſt haltet die Hände zuſammen,
Bis Todeshand ſie trennt.
Du haſt nun ein Weib zu ſchirmen;
Weh, wenn ihr Schmerz dich nennt!

Laß nie an der Schwelle ſie ſitzen
Als Fremdlingin, thränenſchwer!
Wer ſchwach iſt und Thränen weinet,
Den rächet Gott der Herr.

3.

Gruß.

Brautwerber.

Gegrüßet sei du Haus mir,
Du bestes im Kernenland,
Und alle, so drin entschlummern
Am Abend in Gottes Hand!

Als die Mutter mich trug im Arm noch,
Da wünsche' ich zu sehen ein Haus,
Drin weilet die schönste Jungfrau,
Und Reichthum blicket heraus.

Ihr habt euch lange geliebet;
Nun ist es Allen kund.
Hört mich, und füll', o Christe,
Mit Weisheit meinen Mund!

Komm, Mädchen, neige das Antlitz,
Und beug' dem Vater dein Knie.
Du weinst! — Deine Eltern weinen;
Sonst weinte dein Vater nie.

Ihr habt ſie gewiegt und geführet;
Nun gebt ihr noch Einen Blick,
Noch Einen Segen! ſie kehret
Zu euch nicht lebend zurück.

Und habt ihr ſie fromm geſegnet,
Gehört ſie euch nicht mehr an.
Steh auf als ein ſtarkes Weib nun;
Du gehörſt dem ſtarken Mann.

Ihr alle, feſtlich verſammelt,
Laßt eure Kinder zum Tanz.
Herr Pathe, und ihr, Frau Pathin,
Ihr flechtet den Trauungskranz.

Wer feſtlich kommet zum Feſte,
Der komm' und genieße ſein Theil!
Die Todten will ich nicht laden,
Will ſteh'n für ihr Seelenheil.

4.

Des Bräutigams Klage.

Am Sonntag Morgen ſtand ich auf,
Tief beklommen.
Die Sonne war vom Meer herauf
Hell entglommen;
Ich nahm zum Wald den alten Lauf.
Fahr' wohl, du Jugend!

Dort ſang ein Vöglein hell und klar;
Wollt' ihn faſſen.
Er hatt' ein raſches Flügelpaar;
Mußt' ihn laſſen.
Sonſt war ich flinker, wie der Aar!
Fahr' wohl, du Jugend!

Es ſprach ein Greis am Waldesſaum:
„Sag', wo's fehlet?
Iſt's wohl ein Herzleid, iſt's ein Traum,
Was dich quälet?“
Mein Jünglingsmuth zerſtäubt wie Schaum!
Fahr' wohl, du Jugend!

O Greis, es fließt mir bittre Pein
Durch die Glieder!
O gib der Jugend Sonnenſchein,
Gib ihn wieder!
Dann ſchenk' ich dir vom beſten Wein.
Fahr' wohl, du Jugend!

„O Knabe, mache du mich jung;
Will's vergelten!
Wie waren wir bei Tanz und Sprung
Rechte Helden!
Wie hatt' ich Geld und Luſt genung!
Fahr' wohl, du Jugend!„

Beim Tanz führt' ich den frohen Schwarm
Keck und tüchtig;
Jetzt führ' ich, ach! mein Weib am Arm
Ernſt und züchtig.
Ich hab' ein Weib und Sorg' und Harm.
Fahr' wohl, du Jugend!

5.

Brautklage.

Ich war ein ſchönes junges Blut;
Mein Herz war heiß, mein Herz war gut.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Mein Herz war heiß; für alles Gold
Verkaufen hätt' ich's nicht gewollt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Umſonſt nun hab' ich's weggeſchenkt;
Ich hab' mein Boot in's Meer verſenkt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Nur Müh' und Schmerz und Kinderſchrei;
Am Herde ſteh'n der Wiegen drei.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Zum Tanze fliegt, zur Kirche gehe!
Ich kann nicht mehr; es iſt zu ſpät.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Ich habe Thorheit mir gewählt;
Bin eine Sklavin, bin vermählt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

X.

Die ſchwarzen Raben.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Ein Prieſter lag geſchändet dort unter'm Waldesdom;
Ihm floß aus ſeiner Seele der Schmerzen bittrer Strom.
Mitleidig ihn umrauſchte der Buchen edler Staat;
Die hielten ſtill zuſammen und freundlich ihren Rath.

Ein Prieſter lag geſchändet in Waldeseinſamkeit.
Nicht Oel und Salbung hatt' ihn zum Tempelknecht geweiht;
Er diente keinem Gotte, der Kirchen ſtolz bewohnt:
Dem Gotte, der in Thaten des freien Mannes thront.

Er hatte nie gepredigt die ew'ge Kettenpflicht,
Nie zu des Altars Kerzen verbraucht das Himmelslicht;
Deß lag er nun geſchändet, ein Menſchenantlitz kaum!
Und in den Schmerzen kam ihm ein wunderſamer Traum.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

In Dämmrung hingeſunken da lag ein göttlich Weib;
Kein Lebensathem zuckte durch ihren Rieſenleib.
Der Sturm durchſauſt ihr Haupthaar; das Meer ſchlägt ihren Fuß:
Kein Lebenshauch gab Antwort auf Meers- und Sturmesgruß.

Ein andres Rieſenbildniß erhub ſich nun im All:
Das ſchwang in ſeiner Rechten des Lichtes großen Ball;
Deß warf es ſieben Strahlen dem Weib an's ſtumme Herz,
Daß ſie ſich wand und auffuhr im erſten Lebensſchmerz.

Da wandelt ſie gewaltig das All hinab, hinauf,
Und haucht den Gruß der Liebe zum Licht, dem ew'gen auf;
Und Volk an Volk urfreudig entſproßt aus ihrem Hauch,
Doch unter ihrem Wandeln der Menſchheit Raben auch.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Die ſchwarzen Raben ſammeln zum Himmel ſich hinan;
Sie ſperren dicht, als Wolken, dem Licht die freie Bahn.
Sie krächzen Angſt und Grauſen in jede Bruſt hinein,
Und bohren blut'ge Kreuze in jede Bruſt hinein.

Und was da Leben fühlte, und was die Sonne ſah,
Liegt all in Strömen Elends, ein Spiel der Raben da;
Und was da Leben fühlte, blind ſtürzt es auf die Knie:
Verloren hat's die Erde; den Himmel findet's nie!

Und ſie, die große Mutter, es welkt ihr Angeſicht;
Sie wankt in Strömen Elends, durchbohrt ihr Augenlicht;
Die Rieſenglieder brechen in ungeheurer Qual:
Da ruft der Tod die Raben zum großen Göttermahl.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Und ſieh, ein drittes Bildniß ſchwebt aus dem Norden her:
Das hält in ſeiner Rechten des Donners heißen Speer;
Den warf's durch alle Lüfte dem Rieſenweib an's Herz,
Daß ſie ſich wand und auffuhr im neuen Lebensſchmerz,

Und griff mit ſtarken Fäuſten hoch in die Luft heraus,
Und ſchlug mit ſtarken Fäuſten die Rabenbrut zuhauf.
Und durch die todten Augen ein Blitz allmächtig geht;
Und aus dem Blitz der Augen ein neu Geſchlecht erſteht:

Ein neu Geſchlecht von Prieſtern, die ſä'n des Lichtes Saat;
Ein neu Geſchlecht von Männern, von Männern freier That! —
Das ſchaut im Traum der Prieſter, den Gott der Herr geweiht,
Und ſtirbt in Qual verlaſſen in Waldeseinſamkeit.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Ludwig Braunfels.

Das erſte Ach.

Von J. F. A. Wüſt.

Im dunkeln Buſch,
Am Erlenbach,
Ein Herze ſtöhnt
Sein erſtes Ach!

Da ſchwirrt vertraut
Die Nachtigall
Um's Weibchen her
Am Waſſerfall.

Nur Liebesklag'
Iſt ihr Geſang,
Und klagt und harrt
So Nächte lang.

Das Mädchen liegt
Am Silberquell,
Im Auge glänzt
Die Thräne hell.

Mit fremdem Weh,
Mit trübem Sinn,
Schaut's weinend zu
Den Wellen hin.

Und um das Herz
So voll ihm ist,
Daß es der Welt
Umher vergißt.

Es fühlt erstaunt:
Es fehlt ihm was;
Erröthend fragt's:
Was ist doch das?

Und stöhnt dann leis
Sein erstes Ach
Im dunkeln Busch,
Am Erlenbach.

J. F. A. Wüst

Gedichte

von

Carl Dörnberg.

I.

Romanze.

Abendnebel zieh'n am Himmel,
Dumpfig fährt der alte Sturm,
Mitten in dem Windgetümmel
Steht ein Greis dort auf dem Thurm.

„Neunzig Jahre lebt' ich eben
Mit der Vorwelt Geistern traut,
Freudig hörte ich ihr Toben
Und ward selbst mit ihnen laut.

Eure Zeit ist längst verloren,
Weh! die Zeit ist wüst und leer;
Glücklich, der ich mich verschworen,
Euch, der Vorwelt großes Heer

Nehmt mich auf in eure grauen Lüfte,
Tragt mich zu dem fernen Alten weit;
Nehmt mich auf in eure dunklen Grüfte,
Weg! hinab zur alten Zeit!“

Sprach's, ihn greift hinab ein Wagen;
Wolken fahren um den Thurm,
Und wie alte Geister jagen
Wirbelnd sie im wilden Sturm.

Brausend schlinget es den Alten,
Fasset ihn mit wilder Eil',
Und er kann sich nicht mehr halten,
Wankt vom Thurm in's Windgeheul.

Und den Alten sieht man fallen
Hoch herab aus dumpfer Luft,
Rumpelt durch die alten Hallen
Tief in eine alte Gruft.

2.

Der Sohn der Nacht.

Wer fährt noch dahin durch die ſpäte Nacht?
Wer jaget noch wild wie auf Geiſter zur Jagd?
Wer kreiſet dort wild um die rieſige Linde,
Wer wirbelt die Worte hinein zum Winde?

„Ich leb' in der Nacht, mich zeugt' ja die Nacht,
Mich freut ihr Getöſ', ihre finſt're Pracht;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Wenn formlos ihr ſchwarzes Getümmel ſich hebt,
Da fuhl' ich mein Herz mir ſo wonnig durchbebt;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Da fahr' ich dahin auf der Wolkengeſtalt
Und ſtürz' mich hinab in die dunkle Gewalt;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Da ſchlürf' ich den Becher des finſteren Graus
Und weit hinaus lach' ich in's wilde Gebraus;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Ich bin nur von Nacht, nur durch Nacht geht mein Lauf,
Mich nimmt in den Schoos einſt die wüthende auf;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht!“

Carl Dörnberg.

Gedichte

von

Otto Müller von Nidda.

1.

Die Rebe und die Trauerweide.

An eines Baches Ufer ſtand
Ein Trauerweidenbaum,
Der in die Fluthen hingewandt
Wohl träumte ſchweren Traum.

Senkt in das Waſſer tief ſein Reis,
Und tiefer ſtets hinab:
O Waſſer! Waſſer! ſpül' mich weiß,
Des Heilands Blut waſch' ab!

Mit meinen Zweigen ſchlug man ihn
Einſt vor Pilatus Thron;
An meinen Zweigen ſah man glüh'n
Das Blut von Gottes Sohn.

O Waſſer! Waſſer! ſpül' mich rein,
Waſch' ab des Heilands Blut!
So klagt der Baum, und tiefer ein
Senkt er ſich in die Fluth.

Der Weide Klagen hört die Reb';
Manch' Thräne wohl ſie weint,
Und hat in innigem Geweb'
Sich mit dem Baum vereint.

Schlang ſich hinauf um ſeinen Stamm,
Mit ihm ſein Leiden theilt,
Und wenn des Sommers Ende kam,
Der Weide Schmerz ſie heilt.

Reicht ihre Frucht dem Winzer dar,
Gereift in Purpurglut;
Und naht ein Armer dem Altar,
Sie labt ihn durch ihr Blut.

2.

Herz und Lilie.

Auf dunkler Au die weiße Lilie blüht,
Ein himmlisch Bild, das durch die Nächte winkt;
Ein Glühwurm tief aus ihrem Kelche glüht,
Deß rother Strahl das dünne Blatt durchdringt.

Die Lilie wohl den Glühwurm eng umschließt,
Labt ihn durch ihren reinsten, süßen Duft;
Der Glühwurm alles andre gern vergißt,
Er sehnt sich nicht aus seiner Todtengruft.

So, gleich der Lilie blüht in unsrer Brust,
Der dunklen, auch ein liebewarmes Herz;
Auch es umschließt mit süßer, schwerer Lust
In tiefen Gründen den geheimen Schmerz.

Und wie des Glühwurms Strahl das Blatt durchdringt,
So glänzt das Leiden durch der Seele Wand;
Und wie die Lilie liebend ihn umschlingt,
So bist du, Herz, des Kummers Heimatland.

3.

Lied.

Ich ſtreute Roſen in den Bach:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſchaute den ſchwimmenden Blumen nach —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb.

Ich ſchaute nach den Wellen hin:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſah die blauen Wolken zieh'n —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb.

Ich ſchaute in das Abendroth:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſah der Sonne ſtillen Tod —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb!

Da ſchaut' ich in deinen blauen Blick:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Sonne, Wolken, Roſen kehrten zurück —
O Schmerz, wie hab' ich dich lieb!

Otto Müller von Nidda.

Kriegers Tod.

Von C. Brandenbusch.

Es zog durch deutsche Lande
In Armuth und mit Gram
Ein Krieger, sonder Schande,
Dem Gott die Stütze nahm.

Auf Leipzigs weiten Fluren
Da sucht er seine Ruh',
Wo deutsche Helden schwuren
Den Tod dem Franzmann zu.

Wo seine Brüder fielen,
Da will er auch sein Grab;
Ihm ist ja nichts geblieben,
Als Schmerz und Bettelstab.

Auf Leipzigs großem Felde
Zu Nacht sitzt er allein.
Die Nacht und du, mein Helde,
Ihr mochtet stille seyn.

„Ich muß an euch mich weiden,
Ihr Sternlein, ſtill im Glanz,
Kennt ihr auch meine Leiden?
Bringt mir den Todtenkranz!

Wohl ſah ich Sterne glänzen
Bei manchem feilen Knecht,
Ich ſah mit Lorberkränzen
Verſpotten jedes Recht!“

Der Mond, der hört den Krieger,
Er birgt nicht mehr ſein Licht,
Er ſchaut dem grauen Sieger
In's trübe Angeſicht.

Die Sternlein ſind gezogen
Zur ſchönſten Feier heran;
Am weiten Himmelsbogen
Verließen ſie die Bahn.

Dann füllt die weite Runde
Ein Glanz gar wunderbar.
Der Kaiſer rief zur Stunde
Der ganzen Heldenſchaar.

Das Auge ſtrahlt dem Krieger
Vom goldnen Sternenſchein;
Der Kaiſer führt den Sieger
Zu alten Helden ein.

Man grub am andern Morgen
Auf Leipzigs Flur ein Grab,
Da liegt der Leib geborgen,
Da ruht der Wanderſtab.

C. Brandenbuſch.

Gedichte

von

M. J. Delloel.

1.

Die Philoſophen-Büſten.

Ein reicher Morgenländer, der vor Zeiten
Aus Wißbegierde nach Europa kam,
Von Ländern, Städten, Menſchen, Seltenheiten
Und andern Sehenswürdigkeiten:
Von Weiſen und Gelehrten Kunde nahm,
Verlangte deren einige zu kennen,
Und als er nun mitunter hier und da,
Die, ſo der Ruf gewöhnlich pflegt zu nennen,
Gemalt, in Gips, in Erz und Marmor ſah,
Da ſprach er: „Das ſind wunderliche Weſen!
So hab' ich mir die Männer nicht gedacht,
Wovon ſo gar viel Rühmens man gemacht,
Von denen oft in Büchern wir geleſen.

Der Ersten Kopf ist flach wie eine Wand;
Ist Flachheit hier vielleicht der Weisheit Zeichen?
Der Wohnsitz für den menschlichen Verstand
Ist trotz dem Kürbis hirnlos bei den Vielchen,
Die nach der äußern Form nur Menschen gleichen.
Die Harten sind zwar nicht wie jene hohl,
Doch so massiv und schwer, daß man verlegen
Darauf verzichtet, nur um einen Zoll
Von ihrem Standpunkt je sie zu bewegen.
Sie mögen, glatt und glänzend von Gestalt,
Zur Zierde wohl in Prunkgemächern dienen,
Doch gar zu erzgelehrt und marmorkalt
Verkünd'gen sich die Herrn durch Stoff und Mienen.
Daß alle ohne Körper sie dasteh'n,
Bezieht sich wol auf das, was sie geschrieben;
Drum sind sie, ihren Werken gleich zu seh'n,
Vermuthlich ohne Hand und Fuß geblieben!"

Was solch ein Morgenländer in der That
Ein seltsam Urtheil von Gelehrten hat!

2.

Der Leinenweber.

Ein Leinenweber, drauf bedacht,
Bequemer fürderhin zu leben,
Erſann in langer Winternacht
Das Plänchen, Seidenſtoff zu weben,
Und zwar wie folgt: Zur Kette nahm
Er Sommerfäden und bekam
Den Einſchlag gratis von den Spinnen.
Nun ließ was Rechtes ſich gewinnen!
Nach leichter Arbeit kurzem Raum
Erblickt er, des Erfolgs gewärtig,
Sein Kunſtgewebe fix und fertig:
Er ſpann es ab, da war's — ein Traum.

Wenn, wache Träumer, wir im Leben
Ein Glück aus Hirngeſpinſten weben,
Und illuſoriſch in die Luft
Paläſte bau'n aus Aetherduft:
Sagt, ob wir nicht dem haſtig reichen,
Getäuſchten Leinenweber gleichen?

3.

Licht und Schatten.

„Entferne dich von meiner Seite,
Erlaß mir deiner Nähe Schmach,
Mich quält dein hämisches Geleite!“
Die Tugend zur Verläumdung sprach.

Da trat die Wahrheit in die Mitte
Und sprach zur Tugend: „Zürne nicht!
Erfahre, daß bei keinem Schritte
Auch mein Geleite dir gebricht.

So wie, der Sonne Glanz zu heben,
Zum Licht der Schatten sich verhält,
So ward als Gegensatz dir eben
Die Schmähsucht dienend zugesellt.“

M. J. Dellnoel.

Gedichte

von

Fr. Förſter.

1.

Die wandernden Muſikanten.

Die Sänger in dem Hain,
Sie mögen gerne wandern
Von einem Ort zum andern,
Weit in die Welt hinein.
Wenn hier zu Land das Bächlein friert,
Gleich wird wo anders muſizirt.

Hinaus! hinaus! hinaus!
Wir ſind auch Muſikanten,
Getreue Kunſtverwandten,
Wir bleiben nicht zu Haus.
Wir fahren durch die weite Welt
Und weilen, wo es uns gefällt.

Uns hält mit ſtrenger Hand
Kein finſtrer Herr gefangen,
Wir fliegen, eh' wir hangen,
Zu einem freien Land,
Und wer den Keller ſchließen läßt,
Der hält uns nimmermehr nicht feſt.

Und wird es kalt da drauß,
Wir ſuchen uns das Warme
Und ruhen in dem Arme
Der Treugeliebten aus.
Ach! fänden wir der Liebſten Haus,
Wir flögen nimmer wieder aus.

2.

Thorheit.

Was hätten wir doch an der Welt,
Wenn's nicht ein Bischen Thorheit gäbe?
So hab' ich mich denn, weil ich lebe,
Den andern Thoren zugesellt.

Ich sitze gern beim gold'nen Wein,
Es muß das Blut in Wellen schlagen;
Und mögt ihr auch den Thor beklagen,
Er trinkt und schenkt sich lustig ein.

Dann bin ich wohl, ich will's gesteh'n,
Zwei schönen Augen nachgegangen,
Da riefen sie: der Thor mag hangen!
Ich dachte doch, du mußt sie seh'n.

Auch bin ich öfter eingekehrt
Und sang mit euch, ihr guten Brüder,
Sie nannten's freilich Schelmenlieder,
Wir aber sangen unverwehrt.

Und hat uns auch die Welt verkannt,
Laßt uns bei unſ'rer Thorheit bleiben,
Kein Kaiſer braucht den Brief zu ſchreiben,
Wir treiben's gern auf eig'ne Hand.

Fr. Förſter

Leid.

Von Eduard Gasperini.

Mir iſt ſo trüb, mir iſt ſo ſchwer,
Ich irre hin, ich irre her;
Es treibt mich fort
Von Ort zu Ort;
Kein Frühlingstag, kein Lerchenſchlag,
Kein Lied erfreut mich mehr.

Zum Meere eil' ich ſonder Ruh',
Schau' ſtumm den tiefen Wogen zu.
Und wie die See
So iſt mein Weh,
So tief und ſtill, ſo einſam fern.
Ich möcht' hinab, hinab ſo gern!

Am Mittag, bei der Sonne Brand,
Steh' ich auf ſchroffer Felſenwand.
Tief unten lacht
Des Thales Pracht,
Doch mit dem Aar, hoch über'm See,
Wie gern' ſtrebt' ich zur Himmelshöh'!

Und ſingt der Hirt den Abendgruß,
Sitz' ich an dunkeln Hügels Fuß,
In Abendgluth
Die Hütte ruht;
Mir wird ſo trüb, mir wird ſo ſchwer,
Seh' ich der Hütte Dach nicht mehr.

Eduard Galsperini

Gedichte

von

J. Kreuſer.

1.

Der Bramane.

In Feſſeln lag das edle Hindoſtan,
Doch nicht der wilden Chriſtenkrämer,
Denn Akber war ein Muſelmann,
Ein Kaiſer, Weiſer, Herzennehmer:
Humalun's Sohn, der Menſchenſegen,
Der durch Geſetz, Gerechtigkeit,
Sein weites Reich, wie Gottes Regen,
Den Heiden wie Bramanen freut.
„Die Vögel wechſeln ihr Gefieder,
Die Sprachen reden mannigfach,
Die Völker beugen ſtill ſich nieder
Vor Gott dem Höchſten Nacht und Tag.
Was liegt am Namen, liegt am Kleide?
Der ſchuf und weiß, deſſ' iſt das Amt,

Daß er die Farben unterſcheide,
Ihm ja zu Ehren jede flammt.
Drum her, Bramanen, und vertrauet,
Wir ſind in Gottes Augen gleich.
Der uns ernährt, den Reis bethauet,
Lieh' zum Verwalter mich dem Reich.
Drum bitt' ich, euern Brauch zu künden,
Daß, wenn wir alles gut erwägt,
Wir bald ein neu Geſetz begründen,
Gerecht, wie's jeder Stamm verträgt."
Und ſtille hörten's die Bramanen,
Ein Alter doch hob ſich empor
Und ſprach: Heil, Kaiſer, deinen Fahnen,
Doch klopfe nicht an unſer Thor.
Sei nicht unweiſe wie die Chriſten,
Von denen ferner Ruf erſchallt;
Die wild bekehren oft mit Liſten,
Oft mehr mit herriſcher Gewalt.
Was hat dein Staat mit Gott zu ſchaffen,
Wer übergab dir Herzensrecht?
Die Himmel lohnen, Höllen klaffen,
Für ſich ſteht Kaiſer oder Knecht.
Jedweder, wie er ſich berathen,
Empfängt der eig'nen Werke Lohn
Nach ſeinen guten, böſen Thaten,
Der einzle ſchwache Menſchenſohn.

Du kannſt für mich nicht Strafe erben,
Wenn ich hier Strafenswerthes that;
Den Himmel kannſt du nicht erwerben,
Ging ich hier der Gerechten Pfad.
Des eig'nen Thuns genießet Jeder,
So geh' auch Jeder ſeinen Weg;
Der Herr der Welten iſt kein Blöder,
Er machte Grad und machte Schräg.
In vielen Sprachen, Farben, Weiſen,
Will ſchaffend er geehret ſeyn:
Drum bleibe du in deinen Kreiſen,
Wir ſchweifen nicht in deine ein.
So ſprach der Alte: wohl erwogen
Gibt Akber innerlich ihm Recht,
Die Erd' iſt gleich dem Regenbogen,
Und allwärts Gottes, nirgends ſchlecht.
Doch muß es heimlich ihn verdrießen,
Daß die Bramanen insgeſammt
Der Weisheit Tempel ihm verſchließen,
Der aus uralten Zeiten ſtammt.
Und kann er's offen nicht erreichen,
So ſucht er nun mit gut'ger Liſt
Zum lieben Ziel ſich hinzuſchleichen,
Das werth ihm ob der Weisheit iſt.
Und Felzi, ſeinen lieben Knaben,
Den ſendet heimlich er hinaus,

Daß er der weiſen Inder Gaben
Als Mann heimbringe ihm nach Haus.
Die Bramen glauben den Gerüchten:
Verloren hat der Bramenſohn
Die Eltern beid' nach den Berichten,
So jung zwiefach verwaiſet ſchon.
Und liebreich nehmen ihn die Bramin,
Erziehen ihn am heil'gen Ort;
Sä'n freundlich alles Wiſſens Saamen,
Und lehren ihn das heil'ge Wort.
Und lehren ihn die heil'gen Schriften,
Die Veda's, reicher Wunder voll,
Auf deren heil'gen Blumentriften
Kein Ungeweihter weiden ſoll.
Es wuchs an Geiſt und Leib der Knabe
Wie eine Palme ſchlank hinan,
Natur gab ihm der Schönheit Gabe,
Und auch ſein Herz war wohlgethan.
Des Bramen Stolz, der ihn erzogen,
Verſchmäht ihn nicht der Männer Schaar,
Sie waren Alle ihm gewogen,
Der Jüngling, Mann und Weiſer war.
Schon freut ſich Akber ſeiner Liſte,
Zurück ſoll Feizi nun nach Haus.
Ach! wenn's der arme Brame wüßte,
Er riß das graue Haar ſich aus.

So liebend hat er dich erzogen,
So weiſe Weisheit mitgetheilt,
Mit Vaterſorge dein gepflogen,
Der trugesvoll bei ihm geweilt!
So ſoll ich meinem Vater lohnen
Vertrau'n und Liebe mit Verrath?
Fort, Kaiſer, wo die Veden wohnen,
Da keimt nicht des Verrathes Saat.
Und ſeinem milden Pflegevater
Wirft Feizi ſich gerührt zu Fuß:
Sei, wie du warſt, auch jetzt mein Rather,
Dann duld' ich, was ich dulden muß.
Arg ward dein liebend Herz betrogen,
Ich bin kein Inder, — Bramenſohn;
Als Muſelmann ward ich erzogen
An Akbers Hofe, nah' dem Thron.
Nun rufet mich ſein ſtrenger Wille,
Daß ich der Weiſen Unterricht,
Die heil'gen Veda's ihm enthülle,
Und frevle gegen Eid und Pflicht!
Den Bramen faſſet ſtarr Entſetzen,
Als er den argen Trug durchſchaut,
Er will den Dolch an's Herz ſich ſetzen,
Weil ihm vor ſeinem Zögling graut.
Doch Feizi lächelt wehrend linde:
Vertraue, Vater, deinem Sohn!

Werth bleib' ich der Bramanenbinde,
Doch geh' ich zu des Kaisers Thron.
Und eilig fliegen seine Füße,
Bald hat er Akbers Hof erreicht.
Willkommen, rufen tausend Grüße,
Der Kaiser selbst die Hand ihm reicht.
Doch Feizi bleibt gelassen stehen,
Und spricht bescheiden und gefaßt:
Herr, laß uns ruhig klar besehen,
Was du mit mir begonnen hast.
Zum Truge hast du mich entsendet,
Wenn nun der Trug, Herr, gegen dich
Nach Trugesweise sich gewendet,
Wirst du es loben, frage ich?
Der Kaiser muß betroffen schweigen,
Der Jüngling fähret ruhig fort:
Das Heiligthum soll ich dir zeigen,
Doch bindet Pflicht mich, Hand und Wort.
Die Weisheit will und kann nur lehren,
Sie ist und wenn sie Keiner weiß;
Zu ihr bezwingen und bekehren,
Das bleibt ein thörichtes Geleis.
Gott könnt es, wenn es ihm behagte,
In einem Wink und Augenblick;
Doch er, aus dem die Sonne tagte,
Schließt in sich selber sich zurück!

Er läßt die Erde willig gehen,
So wie sie will und wie sie mag;
Er könnte weise Völker sehen,
Doch sieht er Thoren Tag für Tag.
Willst du nicht mehr als Gott verlangen,
So laß die Erd' in ihrem Gleis.
Ich bin von Schwur und Pflicht befangen,
Und geh' zum lieben Bramenkreis.

2.

Verwechſelung.

Es trieb mich die Jugend in's Leben hinaus,
Da ſah ich nur Maien und Lenzen;
Ein Regen von Blüthen und Strauß an Strauß,
Als wollten ſie alle mich kränzen.
Da hofft' ich mit fröhlicher Zuverſicht:
Nur ſtärker, du Regen von Blüthenſchnee,
Schwell' an zum Strome, zum duftigen See!

Und einige Tage nur waren vorbei,
Da trieb es mich wieder in's Freie.
Die Blüthen ſo duftig und mancherlei
Falb lagen ſie Reihe an Reihe.
Da dacht' ich mit inniger Traurigkeit:
Der Frühling verſpricht, der Sommer ſticht,
Schneeblüthen ſie ſchmelzen am Sonnenlicht.

3.

Der Rangſtreit.

Sieht Merlin, der munt're Junge,
Einſt ein wunderlich Geſicht.
Pflanz' und Stein hat eine Zunge,
Auch das Element es ſpricht.
Aber ſchnell verſchwinden
Alle die Geſtalten,
Denn der Tod hielt ſein Gericht.

Da erwacht Merlin mit Schrecken,
Und ſein Ohr trifft ein Geſchrei.
Kron' und Schwert ſieht er ſich necken,
Und das Gold kam auch herbei.
Jedes ſprach zum Andern:
Ich nur bin der Beſte,
Und der Streit begann auf's neu'.

Wer wol mag ſich mir vergleichen?
Sprach die Krone blitzend wild.

Bin ich doch des Königs Zeichen
Und der Allmacht höchstes Bild.
Dienen müßt ihr alle,
Thuen oder laſſen,
Wie mein Willen es befiehlt.

Hatte kaum das Wort geſprochen,
Kam der Tod unſichtbar her.
Und zerſplittert und gebrochen
War die Krone bald nicht mehr;
Denn die Stein' und Perlen
Raſch wie Staub verflogen
In der Luft' endloſes Meer.

Da begann das Schwert zu ſprechen:
Thor, die Ehre ziemt nur mir.
Meine Kraft kann Kronen brechen,
Kronen nehmen nach Willkür;
Denn der ſtarken Klinge
Muß ja Alles dienen,
Kron' und Erde für und für.

Hatte kaum das Wort geſprochen,
Lacht der Tod ſo hämiſch ſchaal,
Und die Klinge lag zerbrochen
Und vernichtet war der Stahl.

Aber mit den Scherben
Spielete ein Kindlein,
Und nicht riht' es ſich einmal.

Sprach das Gold nun hämiſch liſtig:
Brüſtet euch nur hoch und breit!
Ja, ein blöder Thor ſeyn müßt' ich,
Reizt' ich eure Eitelkeit;
Aber bald im Stillen
Sollt ihr's hart mir büßen,
Denn mir dienet Welt und Zeit.

Hatte kaum das Wort geendet,
Blies der Tod es grinſend an,
Und Merlin ſtand wie geblendet
Vor dem feur'gen Knochenmann.
Doch das Gold verwandelt
Flog als wolk'ge Aſche
Durch der Lüfte weiten Plan.

Und den Jüngling faßt ein Schrecken
Kalt und fieberfroſtig an;
Denn er fürchtete den Recken
Und ſein unausweichlich Nah'n.
Angſt lief durch die Glieder,

Daß das Haar erbleichte,
Und wie Eis ſein Blut gerann.

Da erhob ſich aus der Ecke
Leichten Flugs ein Federkiel.
Den ſah kaum der Knochenrecke,
Als ihn ſtumme Angſt befiel.
Eilig er entwiſchte,
Doch dem grauen Knaben
Die Geſtalt gar wohlgefiel.

Und er ſah, was ſie geſchrieben,
Und las Wunderdinge dort,
Wie's der Tod von je getrieben,
Seit Uranfang fort und fort.
Und was er erſchlagen,
Rettete ſie fleißig
Im lebend'gen ſtillen Wort.

Wunderbar erſchien dem Knaben
Dieſes ſeltſamliche Spiel,
Und vor allen Erdengaben
Ehrt' er nun den Federkiel.
Was war, iſt begraben;
Was kommt, will er haben,
Ihr der Tod nicht ſtehen will.

Und Merlin legt ſeine Krone
Und ſein Gold ab und ſein Schwert;
Doch dafür ward ihm zum Lohne
Seherkunſt vom Kiel beſcheert.
Was kommt und geweſen,
Konnt' er deutlich leſen,
Ward als Weiſer hochgeehrt.

4.

Feſte Freundſchaft.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Du hältſt getreu den Füßen aus,
Und achteſt nicht auf Stand und Haus.
Der Lahme kann auf dich vertrau'n,
Der Blinde bau'n.
Es iſt 'ne Luſt, dich anzuſchau'n.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Die Freunde zieh'n ein ſchief Geſicht,
Sie weichen aus und kennen nicht;
Beim Unglück ſind ſie nicht zu Haus,
So wie bei'm Schmaus;
Es iſt ein Eckel und ein Graus.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Die guten Freunde kommen, geh'n,
Du bleibſt in Luſt wie Trauer ſteh'n,

Und gibst die Wahrheit rund heraus:
Im Lenz den Strauß,
Im Winter Frost und Schneegebraus.

Du alte Erde, treu und feste,
Von allen Freunden bleibst du doch der beste!
Der Ein' ist warm, der And're platt,
Der Dritte roh, der Vierte matt,
Du bist und bleibst dir immer gleich,
Und Arm und Reich
Ernährst und hältst du warm und weich.

Du alte Erde, treu und feste,
Von allen Freunden bleibst du doch der beste!
Daß du verlassen je den Freund,
Weiß Keiner, weil die Sonne scheint.
Und geht's uns oben gar zu schlecht,
Machst du es recht,
Und legst uns warm in's Bett zurecht.

J. Kreuser.

Sehnsucht.

Von Peter von Cornelius.

Es glühet die Stirne,
Es siedet die Brust,
Es drücket, es lastet das Haus.
Zu büßen, zu kühlen
Die sehnende Lust,
Hinaus in das Leben, hinaus!

Wohl woget und wirbelt
Und wanket umher
Das Leben in Ebbe und Fluth.
Tief muß ich mich stürzen
In's purpurne Meer,
Zu stillen die sehnende Glut.

Doch siehe, es kochen
Die Wogen zu Schaum,
In den Tiefen ist Sumpf und Morast.
Es durstet die Seele
Im Wellenraum,
Der sie flammenwogend umfaßt.

Und über mir ziehen
Die Wolken daher,
Nichts stillet, nichts kühlet die Brust.
Wol über den Wolken,
Tief unter dem Meer
Nur büßet, nur kühlt sich die Lust.

P. v. Cornelius.

Gedichte

von

H. Hoffmann

I.

Bettlerlied.

Hört ihr Frauen zart, ihr schönen Herr'n,
Wollt zum armen Tom ihr kommen,
Euren Pfennig gebt ihr herzlich gern,
Wenn ihr seine Mähr' vernommen.

Ein Geselle war ich wild und jung,
Hatt' ein Auge auf die Mädchen;
Eine Liebste war mir nie genung,
Immer hat ich mehr am Fädchen.

Mit den Augen macht' ich mir zu thun,
Doch der Mund war mir noch lieber,
Konnt' ich einer gar im Schooße ruh'n,
Nichts ging auf der Welt mir drüber.

In das ſtille Thal am Mühlenbach
Hatt' die Schöne mich beſchieden:
Mitternacht, Geliebter, bin ich wach,
Und wir freuen uns in Frieden.

Trüb aus Wolken ſah des Mondes Licht,
Sah mich nach dem Bache ſchleichen;
Aus dem Thale ſtieg der Nebel dicht,
Ach, es war ein böſes Zeichen.

In dem Nebel ſah ich etwas ſteh'n,
Weiß in Tücher eingehüllet,
Und die Zipfel kräuſeln ſich und weh'n,
Wie ein Segel windgefüllet.

Wie iſt Liebchen jetzt ſo kalt und ſtill,
Hat mich erſt ſo heiß gedrücket!
Ob ſie nicht ein Wörtchen ſprechen will?
Ob ſie nicht zum Gruße nicket?

Doch es wird der trotzig ſtarre Sinn
Sich gewiß gar bald verlieren,
Wenn ich nur erſt wieder bei ihr bin,
Hand mit Händen ſich berühren.

Und ich eilte ſchnell und ſchneller fort,
Denn die Sehnſucht gab mir Flügel;
Unterwegens ſtieß ich hier und dort
An ein Kreuz und Grabeshügel.

Weh', o weh'! wer hätte das gedacht?
Das iſt Käthchen nicht zur Stunde!
Dieſer fließet ja in finſtrer Nacht
Blut aus tiefer Todeswunde!

„Kenneſt du Feinliebchen denn nicht mehr,
Der ſo oft du Treu' geſchworen?
Hab' geliebet dich ſo heiß und ſehr,
Daß ich bin durch dich verloren.

Denn das Meſſer ſtach ich mir in's Herz,
Als mich deine Treu' verlaſſen.
Ach, es war ein grimmig bitt'rer Schmerz,
Und ich kann dich noch nicht haſſen.

Liebſter komm und ruh' in meinem Arm,
Wie ſo oft du haſt geruhet!
Bin ich auch lebendig nicht und warm,
Fühl' ich doch, wie ſanft es thuet.“

Was nun weiter ist mit ihm geschehn,
Kann der arme Tom nicht sagen —
Am Weg haben sie ihn liegen sehn
Und in ein Spital getragen.

Helfet, helfet ihm in seiner Noth,
Denn er ist ja nicht bei Sinnen;
Gebt ihm nur ein kleines Stückchen Brod,
Gehet nicht so kalt von hinnen!

2.

Angedenken.

Die blauen Augen ſeh' ich immer,
Den lieben, ſtillen Blick,
So ſtill und lieb, wie Mondesflimmer
Aus Wellen ſtrahlt zurück.

Ich ſeh' die weichen, braunen Locken,
Die liebliche Geſtalt,
Ich hör' der Stimme Silberglocken,
Es wird mir nimmer alt.

Und fühl' mich zwecklos umgetrieben,
Find' nirgends Raſt und Ruh';
Ich kann nicht haſſen, kann nicht lieben,
Das Herz iſt mir wie zu.

Wenn man das Köſtlichſte genoſſen,
Wenn heilig man geliebt:
Dann bleibt die ganze Welt verſchloſſen,
Das Leben iſt getrübt.

3.

Vorgeſchichte.

Ich ſehe Geiſter niederſteigen,
Im Nebel kommen ſie herab,
Sie ſtehen ſtill und ſchweigen
Und ſchauen auf ein friſches Grab.

Ich hör' es ſummen, wie Geſänge;
Der Pfarrer kommt, er tritt hervor,
Er ſtehet im Gedränge,
Doch was er ſpricht, hört nicht mein Ohr.

Den Todten kann ich nicht erblicken,
Des Sarges Deckel iſt ſchon zu.
Sie muſſen ihn beſchicken,
Und bringen ihn zu ſeiner Ruh'.

Wer mag doch in der Ecke ſtehen
Mit Hut und Flor und Mantel da? —
Nun kann ich recht ihn ſehen,
Ich bin, ich bin es ſelber ja!

4.

Die Nacht.

O laſſet mich nur immer ſchlaflos ſeyn,
Denn in der Nacht da weinet ſich's allein.
Das Licht des Tages klemmet mir die Bruſt,
Doch in der Nacht ſaug' ich geheime Luſt.

Bei Tage bin ich ſtill, verwirrt und ſcheu,
In ſtiller Nacht da werd' ich wieder frei,
Da regt im Buſen ſich die alte Kraft,
Die mir den Himmel und die Hölle ſchafft.

H. Hoffmann.

Gedichte

von

J. J. Reiff.

1.

Der Rhein.

Dem Strom, der aus dem Alpenland
Uns bringt den Gruß der Freien,
Ihm laßt uns Freunde, geiſtverwandt,
Das Lied des Frohſinns weihen!
Der alte Hort, der treue Rhein,
In Liedern oft beſungen,
Er ſpendet uns den goldnen Wein,
Deſſ Lob gar oft erklungen.
Rhein!
Wein!
Hallt es wieder
Hoch im Klang der Lieder.

Staunt an das edle Rebenholz
Und preiſt den Werth in Liedern!
Vor Fürſten gibt ee Männerſtolz,
Macht Bettler uns zu Brüdern;

Selbſt Feinde macht der Rebenſaft
Uns zu willkommnen Gäſten;
Fürwahr, des Weines Wunderkraft
Schafft Hütten zu Paläſten.
Saft,
Kraft,
Freud' und Leben
Geben uns die Reben.

Erkauften Ruhm für Sklavenſold
Verſchmäht das Volk am Rheine;
Es trinkt der Trauben flüſſig Gold
Und fröhnt nicht Flitterſcheine;
Ein Volk, nur durch Geſetze frei,
Genießt beglückt das Leben,
Es bleibt dem Vaterlande treu
Mit Gut und Blut ergeben.
Frei,
Treu,
Ja der freie
Rhein bewährt die Treue.

Wie iſt das Leben doch ſo ſüß
Am ſchönen Rheingeſtade;
Ein Thor nur ſucht das Paradies
Auf weit entlegnem Pfade.

Der Welten Gründer ſchuf nur zwei:
Für Engel dort das eine,
Und für ein Volk, das treu und frei,
Ein zweites hier am Rheine.
Gut,
Muth,
Sieg und Frieden
Bleib' dem Rhein beſchieden.

Und naht der große Augenblick,
Die Trennung wird nicht ſchmerzen;
Des Sanges Gut, der Liebe Glück,
Bewahren wir im Herzen;
Und dieſer Güter Hochgenuß
Folgt uns zur Heimat droben;
Dann erſt der Liebe Abſchiedskuß
Auf Wiederſeh'n dort oben.
Gruß,
Kuß,
Euch dort oben,
Allen hier und droben!

Drum laßt uns an dem edlen Rhein
Bei minniglichen Frauen,
Beglückt durch Kuß und Sang und Wein,
Aus Reben Hütten bauen!

Wohlan! es gilt dem frohen Rhein —
Stoßt an die vollen Becher!
Die Frauen hoch und unſer Wein
Und alle muntern Zecher!
Singt!
Trinkt!
Hoch! ihr Brüder,
Liebe, Wein und Lieder!

2.

Spohn's Tod.

Singt ihr von jenen Helden,
Verdient um Volk und Thron,
So soll mein Lied euch melden
Vom Heldenjüngling Spohn.

Er stand auf fernem Posten
In der December-Nacht,
Eh' noch im düstern Osten
Der blut'ge Tag erwacht.

Und sonder Furcht und Zagen
Stand rings die Heeresmacht,
Bereit am Tag zu schlagen
Die Austerlitzer Schlacht.

Er dachte treu der Seinen,
Möcht' gern bei ihnen seyn,
Wo traulich sich vereinen
Die Mosel und der Rhein.

Die Waffen in dem Arme,
Das Kreuz auf seiner Brust,
Schlug ihm das Herz, das warme,
Voll Muth und Kampfeslust.

Da hört er, daß verwegen
Sich ihm ein Reiter naht;
„Wer da!“ ruft er entgegen, —
„„Dein Kaiser, Kamerad!““

Und weiß von Schneesflocke
Hielt vor ihm wohlgemuth
Der Mann im grauen Rocke
Und welthistor'schen Hut.

Da blinken Feindsgeschosse
Den Hügel rings herauf;
Der Kaiser steigt vom Rosse,
Der Jüngling schwingt sich drauf.

„Auf Feinden sich zu betten,
Das ist des Kriegers Pflicht;
Den Kaiser muß ich retten“ —
Er spricht's, und zögert nicht.

Ihn trägt des Kaiſers Schimmel,
Drum lacht er der Gefahr,
Und ſtürzt ſich ins Gewimmel
Der Don'ſchen Reiterſchaar.

Und trotz der Wunde Schmerzen
Kämpft er mit Löwenmuth,
Bis ſeinem rhein'ſchen Herzen
Entſtrömt ſein rheiniſch Blut.

Vor Freude jauchzt ſich heiſer
Der Feind voll Rachegier,
Er glaubt den großen Kaiſer
Im braven Grenadier.

Der Kaiſer war gerettet
Zur Schlacht beim Morgenroth,
Der Jüngling lag gebettet
Auf Feindesleichen todt.

3.

Adele.

Im einſamen Thal, dort über den Höh'n,
Da weiß ich im Schatten der Linden
Ein friedliches Hüttchen zu finden;
Ein ländliches Hüttchen, ſo reizend ſchön,
Wie's wol der Wanderer nie geſeh'n,
Und drinnen die herrlichſte Seele,
Die Blume der Frauen — Adele.

Sie kannte nicht Flitter, ſie hatte nicht Gold,
Doch war ihr mit innerem Frieden
Der Adel der Seele beſchieden;
Dem wandernden Sänger reichte ſie hold
Die ſchönſte Blume zum Minneſold;
Denn ob ſie der Welt ſich entzogen,
Dem Sänger doch blieb ſie gewogen.

Und wenn er weilend die Liebe beſang,
So griff ſie kühn in die Saiten,
Das tönende Lied zu begleiten;

Und wenn das blumige Thal entlang
Verhallte der bebenden Saiten Klang,
So deuteten perlende Thränen
Des Herzens geheimeres Sehnen.

Oft wird es dem Sänger im Herzen ſo ſchwer,
Oft ſtimmt er die Saiten zur Klage,
Gedenkt er der ſeligen Tage;
Denn öd' iſt das Thal, das Hüttchen leer,
Und die er dort ſuchet, iſt nicht mehr;
Doch ſteht's auf dem Grabe geſchrieben,
Daß treu ſie der Liebe geblieben.

J. J. Reiff.

Lieder

von

Gertraud von Hohenhausen.

Bächlein, gingst durch Blüthenwiesen
Einst zu meines Liebchens Haus,
Sahest Lieb' und Blumen sprießen,
Nun ist alles, alles aus.
Du liegst starr in Wintereis,
Wie mein Liebchen, leichenweiß.

Winde spielen mit dem Schleier,
Mädchen spielen mit der Liebe,
Aber Lieb' und Schleier reißen
An den Dornen mancher Brust.
Dann, o Mädchen, klagt ihr bange,
Dann, o Winde, klagt ihr ängstlich
Um das Spielzeug eurer Lust.

Um das Chriſtusbild, das morſche,
Rankt ein junges Epheureis,
Hält den Gott mit ſtarken Armen,
Zu des Volkes Lob und Preis.

Dieſe Liebe, die er lehrte,
Ward der Pflanze eingeprägt,
Und wie dem Verfall ſie wehrte,
Liebe uns durch's Leben trägt.

Zieh' auch mich an ſel'gem Bande
Aus dem wirren Leben fort
Nach dem ew'gen Vaterlande,
In den einz'gen Ruheport.

Ich weiß, ich bin die Erſte nicht,
Der du in Lieb' entbrannt,
Und was auch warm mein Herze ſpricht,
Ich bleibe auch die Letzte nicht,
Die du „mein Lieb'!“ genannt.

Doch ſelbſt nur in der Mitte ſteh'n,
Iſt überſüßes Glück,
Und von der Berge Gipfel ſeh'n,
Wie Sterne auf und untergeh'n,
Wirft holden Glanz zurück.

Doch möcht' ich nicht der Berge Kron',
Ein Thal nur möcht' ich ſeyn,
Wo deiner ſüßen Liebe Lohn
Mein Herz erwählt zum ſtillen Thron —
Ein Gott im kleinen Schrein.

Um Zukunft und Vergangenheit
Schwebt klares Farbenlicht;
Wenn auch die Gegenwart uns freut,
Sie blendet, reißet hin, zerſtreut,
Zum Anſchau'n wird ſie nicht.

Und in der Liebe Hochgenuß
Iſt der Moment zu groß,
Ein Blitzſtrahl iſt des Theuern Gruß,
In Fieberſchauer brennt ſein Kuß,
Als Ahnung glüht er blos.

Doch wenn der heiße Traum entſchwand,
Belebt ſich erſt ſein Bild,
Und ſchmiegt, wie weicher Wellenband,
Um's Herz ſein duftig Blumenband,
So ſinnig und ſo mild.

Und iſt die Zukunft ernſt und trüb,
Kein Hoffnungsſternchen lacht,
Doch was vom Glücke einzig blieb:
Erinnerung an Luſt und Lieb'
Sei Glanzpunkt dieſer Nacht.

Liebeslieder, heiße Tropfen,
Die des Herzens Glut vergießt,
Ihr ſeid Thau, der ſehnſuchtträufelnd
Eine Roſenknoſp' erſchließt.

Und die Blume will ſich baden
In des jungen Tages Licht,
Da erſcheint ein ſchlanker Reiter,
Der ihr gleich den Stengel bricht.

Schöner, heit'rer Sommermorgen,
Wie du mir die Stirne kühlſt,
Und mit allen meinen Sorgen
Nur wie mit Cypreſſen ſpielſt,
Die die gold'ne Landſchaft heben
Mit des Schattens dunkelm Grund,
Und wie Aeolsharfen beben
In die trunk'ne Freudenſtund'.

Gieße deine Strahlenhelle
In des Herzens trüben Raum,
Um der ſchwarzen Wolken Schwelle
Webe deinen Purpurſaum.
Um die Landſchaft meines Lebens
Lag're ſanft ſich dein Azur;
Sie verbeſſern wär' vergebens,
Sie verſchönern kannſt du nur.

Frisches, zartes Wiesengrün,
Schlängelst dich am Bache hin,
Tändelst mit den Wellen!
Herz, mein Herz, was zieht dich hin?
Bist nicht mehr so jung und grün,
Mußt am Schmerz zerschellen.

Trauerweide, neigtest dich,
Als dein Bruderstamm erblich,
Weinend in die Fluthen.
Auch mein süßes Lieb' entwich,
Herz, mein Herz, was sträubst du dich?
Mußt ja doch verbluten.

Gedichte

von

H. J. F. Wüst.

1.

Im Friedhofe.

Glänze, Luna, glänze,
Dieſe Epheukränze
Dünken Roſen mir.
Wehe, Lüftchen, wehe,
Wehe mir, ich ſtehe
Heitern Muth's vor dir.

Einſt in Knabenjahren
Mir ein Gräuel waren
Grab und Leichenſtein;
Hügel meiner Brüder
Lieb' ich jetzt, und Lieder
Laſſ' ich ferne ſeyn.

Keine Welt voll Engel
Träumt ich mir; ſelbſt Mängel
Machen ſchöner ſie.
Doch daß keine Thränen
Mein Geſchick verſöhnen,
Das verſchmerz' ich nie.

Engel, hier im Leben
Mir von Gott gegeben,
Komm, verkünd' mir jetzt,
Daß bald aus Erbarmen
Endlich mich den Armen
Todesſchlummer letzt.

Weißt ja, was ich bitte,
Weißt, wofür ich ſtritte
Mit dem Menſchenheer;
Weißt ja, wie entſchwunden
Jede meiner Stunden
Mir ſo trüb und ſchwer.

Fruchtlos kämpft hienieden
Für der Seele Frieden
Mancher Schmerzenſohn;
Doch den Wahrheitſucher
Lohneſt du mit Wucher
Unbekannter Thron!

Auch ich werde finden
Unter dieſen Linden
Ruh' und Freud' umher;
Unter einem Steine
Schlaf' ich dann und weine
Ewig nimmermehr.

2.

An die erſte Frühlingsblume.

Wo du immer auch blühſt, Tochter der jungen Freud',
Die im grünenden Thal wärmerer Weſte Hauch
Aus dem Schooße der Erde
In ein früheres Leben rief.

Duft' dem Böſewicht nicht, wenn er vorüberzieht,
Nicht dem Praſſer, der dort leichte Verdauung ſucht,
Nicht dem Sünder an Unſchuld,
Nicht dem Heuchler, dem Frömmler nicht.

Nur Unſchuldigen, nur edelem Selbſtgefühl
Dufte lieblich und mild; duft' auch mir Armen, mir,
Daß mein Auge dich finde,
Wenn mir's trübe und öde wird.

Raſſen Blickes ſodann ſitz' ich zur Seite dir,
Indeß Alles um mich jubelt und froh genießt,
Was ein blindes Geſchick geuſt
Aus der Urne mit voller Hand.

Wie beneide ich dich! ſtille und unbekannt
Fließt dein Leben dahin, ferne von Menſchenſpott,
Fern von Gottes Geſchöpfen,
Die mein Leben vergifteten.

Schließeſt einſam den Kelch, den noch kein kühner Stich
Einer Weſpe entweiht, welkeſt wol Morgen ſchon —
Könnt' ich mit dir verwelken,
Und bald ruh'n in der Raſengruft!

3.

An die ferne Geliebte.

Einſam wandle in mich gekehret ſchweren
Trittes ich am Ufer des Ulmenſees;
Sende durch die Lüfte dir meine Grüße
Ach! aus der Ferne.

Jeden Abend lauſch' ich der Silberpappel
Mildem Säuſeln, lauſche der Aſpe Liſpeln
Und dem Rohrgeflüſter, ob meine Grüße
Hold du erwiederſt.

Wann den Purpurmantel der Abendhimmel
Faltet, und der Dämmerung ſuße Schauer
Mich durchzittern, denk' ich voll Wehemuth des
Tages der Trennung.

An die Weimouthskiefer gelehnet, heilig
Mir, weil oft du ruhteſt an ihrem Fuße,
Träum' ich tief beweget die erſten Tage
Seliger Liebe.

Welcher Winkel birgt dich, du traute Seele,
Du Geſpielin meiner verlebten Jugend?
Wohin kehr' ich mich, daß du meines Herzens
Sprache vernehmeſt?

Scheu und lautlos ſchleichen die Abendwinde
Durch des Sees Schilf, durch die Tannengänge,
Wo dein Freund, ein Seliger einſt, dich fand, jetzt
Gramvoll verweilet.

Menſchen haben, neidend der Liebe Himmel,
Zwiſchen uns, ach, Länder und Meer' geworfen,
Darum ruft vergebens der Sehnſucht Stimme
Dich mir zurücke.

Lebe wohl! es hallt ſchon die Abendglocke
Durch den Hain, ſie ruft mich in's ſtille Dörfchen,
Und der Vollmond winkt aus dem Silberſee mir
Sanfte Vollendung.

4.

Schwanengesang.

Einſt zwiſchen öden Mauern
Stand ich im Abendſchein
Mit tiefem Seelentrauern
In nie empfund'ner Pein.

O daß die Qual doch ende!
So ſeufzte ich und ſann
Des Lebens Sonnenwende,
Und Thrän' auf Thräne rann.

Kaum zog beim letzten Strahle
Der Abendſtern heran,
Da wehte aus dem Thale
Ein ſanfter Hauch mich an.

Es glitt aus weiten Räumen
Ein Bild zu mir herab,
Das ich in meinen Träumen
Gar oft geſehen hab'.

Zwar wußt' ich's nicht zu deuten,
Doch ſchien es mir bekannt;
Es ſchien herab zu gleiten
An eines Vaters Hand.

„Warum mußt du erſt kommen
An meines Lebens Rand,
Da Alles mir genommen,
Da Alles mich verkannt?

Gibſt du der Qual Befehle,
Und minderſt du die Laſt?
Es hat in meiner Seele
Die Marter nimmer Raſt.“

„„Wohl geb' ich ihr Befehle,
Wohl mind're ich die Laſt;
Bald hat in deiner Seele
Die Marter immer Raſt!

Hier trink' aus dieſer Schaale,
Sie iſt die Panace,
Sie kreiſt am Göttermahle,
Sie lindert Ach und Weh'!““

Und ſieh da, ich griff trunken
Nach dieſer Zauberſchaal' —
Kaum hatte ich getrunken,
Zuckt' ich zum letztenmal.

Jetzt werd' ich Ruhe finden
In dieſes Vaters Haus,
Jetzt ſchlaf' ich unter Linden
Des Lebens Stürme aus.

H. J. F. Wüſt.

Gedichte

von

W. Smets.

I.

Heinrich Frauenlobs Beſtattung.

Zu Mainz am Mainſtrom möchte wohl
Ein braver Sänger ſterben,
Könnt' er ein ſolches Grabgeleit,
Wie einſt zu Meiſter Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobeſan,
Ein Domherr gar aus Meißen,
Der ward nach ſeiner Liederart
Zu Lob und Preis der Frauen zart
Ein Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen

Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter ſtill
Die Bahr' mit ſammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um ſie,
Ihr Lob geſungen ſpät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann ſenkten ſie den Leichnam ein
Mit lautem Weh' und Weinen,
Und Kränz' und Blumenſträuß' zuhauf
Mit vollen Händen ſtreuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch, das Beſte kam zuletzt.
Aus großen Zubern floſſen
In Kannen blank und Becher fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeſchoſſen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen unverdroſſen
Aus Kannen blank und Bechern fein,

Auch manches Thränlein tropfte drein,
Mit Wein das Grab begoſſen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze ſchwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab,
Zwar iſt's ſchon lang, daß ſich's begab,
Die Zeiten ſind vorüber!

Drum möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Sänger ſterben,
Könnt' er ein ſolches Grabgeleit',
Wie einſt zu Meiſter Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

2.

Herrn Hugo's Pferd.

Herr Hugo reitet in dem Wald,
Weiß nicht, wo aus, wo ein;
Es iſt ſo finſter und ſo kalt,
Er mag verirrt wol ſeyn.

Er kommt aus ſeines Liebchens Arm,
Und doch gedankenſchwer,
Als wenn zur Seite Reu' und Harm
Mit ihm geritten wär'.

Und immer finſtrer wird der Wald,
Und fremder Weg und Steg;
Horch, horch! was für ein Summen hallt?
Was werden Tritte reg?

Er iſt gelangt zum Waldesſaum,
Ein Friedhof liegt daran.
Iſt's doch, als wollt' ein düſtrer Traum
Hier ſeiner Seele nah'n.

Nein, nein, es naht ein Trauerzug,
Wehklagen rufet laut,
Es iſt, bei Gott! kein Sinnentrug,
Nein, Hugo's todte Braut!

Und wie der Prieſter im Gebet
Thut ihren Namen kund,
Und ew'ge Ruh' der Seel' erfleht,
Flucht Hugo'n jeder Mund.

Zum Wald zurück Herr Hugo kehrt,
Ihn ſah kein Auge mehr;
Doch manchen Andern trägt ſein Pferd
Bis heut' noch hin und her.

3.

Die Gründung des Heiligengeiſt-Spitals zu Rom durch Papſt Innozens den Dritten.

Es malt der Sonne früher Strahl
Sankt Peters hohen Dom,
Und von Gewerben ohne Zahl
Wird's laut im alten Rom;
Da nahet ſich ein Fiſcher auch
Dem dunkeln Tiberſtrom.

Er wirft ſein Netz vertrauend aus,
Und ſieh', gleich iſt's ſo ſchwer,
Als wenn's, ihn bleichen Freud' und Graus,
Sankt Petri Fiſchzug wär:
Denn zu der nahen Kirche ſchritt
Papſt Innozens einher.

Doch, als das Netz er aufwärts zog,
Hört' man ihn jammernd ſchrei'n:
Weh' mir, wie mich die Fluth betrog,

Was für ein Fang ward mein!
Es trug das Netz im feuchten Schoos
Drei todte Knäbelein.

Wie da der Papst den Fang erschaut,
Ihn Mitleid tief bewegt;
„Du arme Roma,“ ruft er laut,
„Die solchen Gräuel hegt,
Daß, von des Mangels Qual erdrückt,
Das Mutterherz nicht schlägt!“

Und sinnend, nach dem heil'gen Amt,
Betritt er den Palast;
Das Herz vom heil'gen Geist entflammt
Er rasch den Vorsatz faßt:
Ein Haus zu gründen, groß und reich,
Für manchen armen Gast.

Bald hebet sich der hohe Bau,
Nach Gottes Geist benannt,
Durchströmet von des Mitleids Thau,
Gleich wie aus Gottes Hand:
Wer arm und krank und älternlos,
Hier Trost und Rettung fand.

Und über'm Thor, bis dieſen Tag,
Dem Mitleid uns zu weih'n,
Ragt hoch das Bild der Noth und Schmach
Aus hartem Marmelſtein,
Wie jener Fiſcher fand im Netz
Drei todte Knäbelein.

4.

Todesahnung.

Wie glänzen rings die Haine
Im goldnen Sonnenſtrahl,
Wie glüh'n vom Purpurſcheine
Die Roſen in dem Thal!

Ich aber wandle düſter
Auf ſonnenheller Bahn,
Es weht mich wie Geflüſter
Von Grabeshügeln an.

Denn meiner Sonne Prangen
Ging längſt zur Rüſte ſchon,
Das Roth von dieſen Wangen
Iſt, ach! vor Gram entfloh'n.

Und blüh'n beim Sonnenglänzen
Die Roſen ſtill im Thal, —
Sie blühen, bald zu kränzen
Mein frühes Todtenmaal.

5.

Beruhigung.

Getroſt mein Herz, wenn auch die Stürme wüthen,
Wenn auf des Lebens ungeſtümer Fahrt
In finſtrer Nacht kein Stern ſich offenbart,
Kein Port ſich aufthut, freundlich dich zu hüthen.

Getroſt, zerſtört der Reif auch deine Blüthen,
Als blieb' nicht eine mehr dir aufbewahrt,
Getroſt, wenn Neid und Pöbelſinn verpaart
Auf deinen Untergang im Stillen brüten.

Halt aus, mein Herz, vertrau' der ew'gen Liebe,
Die eine Blüthe ſtets für dich erzieht,
Und einen Balſam miſcht für deine Schmerzen.

Das iſt der edelſte der edeln Triebe,
Vor dem des Unmuths düſtrer Geiſt entflieht,
Die reine Neigung nahverwandter Herzen.

W. Smets.

Lieder aus Italien.

Von

K. Fr. Scholler.

1.

Lied von der Sonne.

(Venedig.)

Sonne, die mit blankem Schilde durch den tiefen Himmel rennt,
Glänzt in tauſend vollen Perlen, wann ſie durch die Wolken brennt.
Ruhig flammt der Meeresſpiegel, wann er nicht in Wogen grollt,
Weich und weit und helle ſchwebend in dem heißen, rothen Gold.

Wie der Hörner und Poſaunen Schall im dunkelgrünen Wald
Schmetternd in die Felſenklüfte lange brauſt und wiederhallt,
Zieh'n die Waſſerwogen Bogen in die wilde Weite lang,
Und lebendig lodert Feuer im bewegten Wellengang.

Stille, die auf ſchwerem Flügel über Thal und Höhen ſtreift,
Und aus Abendqualm und Schwüle athmend in die Wolken greift,
Kühlt im Thau der Erde Wölbung, die ihn mit Entzücken trinkt,
Wann der Feuerball des Himmels ſterbend in die Wogen ſinkt.

Klarer glüht in tiefer Welle, Sonnenheld, dein ew'ger Brand,
Spielt erwacht im grünen Walde, ſpielt im rothen Ufersand,
Spielt im Blau der Meeresfläche, ſpielt im Lichtkriſtall der Luft,
Und ein ſüßes Opfer ſteiget unter Klängen all der Duft.

2.

Der Weih.

(Rom.)

Auf goldnen Federn flog ein Weih
In's Wolkenmeer.
Er brach der Nebel Rand entzwei
Und ſah nicht mehr.
Ihn zog in's unbekannte Land
Gewaltig auf ein tiefes Band
Hinan!

Ein Schütze zog zur freien Jagd
In's grüne Feld
Mit Horn und Sporn, wo Blüthe lacht
Und niederfällt.
Gefällt ihm Eins, gefällt ihm Eins,
Iſt's Herzensglut und Blut des Weins
Geſellt.

Er lief ſo leicht, wie 'n Waldesreh
Zum Schattenquell.
Er ſpäht hinan zur Wolkenhöh'
Und ſpäht ſo hell.

Der ſcharfe Blick entzückt und zuckt,
Da er den Wolkenweih erblickt,
Die Senn.

Der Falke fiel, vom Pfeil ereilt
Und angebohrt;
Der Schütze lacht, der ihn gepfeilt,
Die Dogge ſchmort.
Der Falke fiel in's rothe Blut
Hinab, hinab — wie Sonnenglut
Im Glanz.

3.

Im Coliſeum.

(Rom.)

Welch Grauſen faßt mich hier, wo einſt der Löwe brüllte
Und rings das Römervolk die Marmorſitze füllte,
Das Freudenruf erhob, wenn unter Pantherkrallen
Und Leuenzahn ein Menſch, ein armer Menſch gefallen!

Blutgierig, lechzend ſchau'n, mit Mord im Aug' die Leuen
Die Völkerſchaaren an, die ſolche Blicke ſcheuen,
Mit neuem Barbarblut die Ungeheuer tränken
Und froh den feigen Blick in ſolche Schauder ſenken.

„Nur ſolches Spiel und Brod! da läßt ſich's fröhlich hauſen!“ —
Hör' ich den Schreckensruf durch's Blutgefilde brauſen,
Und rings der Wölbung Rand vom Donnerworte wanken,
Als ſchaudre kalter Fels dem römiſchen Gedanken.

O daß der Ocean mit ſeinen Waſſern allen
Aufquöll', der Menſchen Wuth und Wahn zu über-
wallen,
Auf daß der tiefe See die weite Welt begrabe,
Und nichts darüber ſchweb', als ſtill ein Leichenrabe.

Todt ſchwiege dann das Meer bis in die tiefſten
Tiefen,
Und Wirbel kreiſ'ten auf, worein die Waſſer liefen,
Und mit Gewitterpracht, um roth die Nacht zu hellen,
Entſtieg ein voller Mond den ſchwarzen Leichenwellen.

4.

Entſchluß.

(Somma-Paß hinter Spoleto.)

Wohl viele Menſchen ſah ich untergeh'n,
In's Wirbelmeer verlorner Zeiten tauchen,
Wie Nebel ſich um Alpenhörner dreh'n
Und vor der Sonne Feuerkraft verrauchen.
Weß Leben aber ein lebendig Weh'n
Und Wirken reicher Saat in meinen Augen,
An deſſen That will ich mit Luſt mich weiden,
Und keine Seele will ich je beneiden.

5.

Beruhigung.

(Als ich auf Capri krank war.)

Unter Palmen, Prachtgranaten,
Unter Goldorangenwald,
Folgt' ich gerne frühen Pfaden,
Machte fröhlich Aufenthalt,
Wenn der Morgenröthe Gold
Um die Wolkenklippen rollt'.

Aber, ach, im bleichen Jammer,
Wo das matte Herze bricht,
Lieg' ich in der Krankenkammer,
Schaue nach dem blauen Licht,
Dessen holder Liebesschein
Aus der Freie dringt herein.

Leben strömt in vollen, reichen
Wunderbächen, quellenreich;
Wenn sich auch die Aeste neigen,
Fallen nicht die Früchte gleich.
Drum gesund' ich bald und stark,
Denn das frische Blut ist Mark.

K. Fr. Scholler.

Gedichte

von

Berthold von Schepeler.

I.

Der Nachen.

Auf des Lebens dunkelm Meere
Einſam ſchwankte hin mein Kahn,
Und wo Land zu finden wäre,
Zeigte mir kein Stern die Bahn.

Nirgend war ein Lichtesſchimmer,
Rings um mich nur dunkle Nacht,
Ausgelöſcht der Sterne Flimmer,
Wolken trieb des Sturmes Macht.

Plötzlich durch die hohen Wogen
Schwebt' ein Nächen zu mir her,
In des Ruderſchlages Bogen
Funkelte das dunkle Meer.

Sieh', ein Jüngling hohe Wellen
Muthig mit dem Ruder bricht,
Weithin ſeine Blicke hellen,
Frohſinn ſtrahlt vom Angeſicht.

Und es ſteht ein Knab' am Steuer,
Goldgelockt wie Sonnenglanz,
Sein Gewand ein weißer Schleier,
Um die Stirn' ein Blumenkranz.

Lächelnd blickt er in die Tiefe,
Lächelnd zu den Wolken auf,
Als ob er den Stürmen riefe,
Regelte der Wellen Lauf.

Und mein Schiffchen war im Sinken,
Waſſer ſchon bis an den Rand,
Da ſah ich den Knaben winken,
Und der Jüngling reicht die Hand.

Hebt mich durch der Wogen Dringen
Rettend in den ſchwanken Kahn,
Und erſchöpft vom langen Ringen
Halt' ich mich an's Steuer an.

Fromm wie eine Heil'ge kniete
Hier ein Mädchen, engelſchön;
Sanft das ſchwarze Auge glühte,
Betend zu des Himmels Höh'n.

Ueberwältigt und mit Beben
Sink' ich ihr zur Seite hin,
Wage kaum den Blick zu heben
Nach der ſchönen Beterin.

Und der Knabe lächelnd windet
Einen Kranz um ſie und mich,
Und des Sturmes Brauſen ſchwindet,
Eine Inſel zeiget ſich.

„Dorthin, ſeht, ein Stern euch winket
Leuchtend von der Sonne her,
Wenn er hell am Abend blinket,
Sirius ſteigt aus dem Meer.

Bei der Sonne Untergehen,
Jenſeits an der Inſel Strand
Werdet ihr den Nachen ſehen,
Und wir rudern euch in's Land.

Wo euch winket Ruh' und Wonne,
Wo kein Sturm bewegt die Fluth,
Wo der Stern wird helle Sonne,
Wo er wärmt mit ew'ger Glut."

So der Knabe, und wir ſteigen
Wohlgemuth an's Ufer hin,
Warten hier der Sonne Neigen,
Und den Kahn zum Weiterzieh'n.

2.

Der Undank.

Der Stolz am Herzen eines Engels nagte,
Er ſchuldet Dank, jedoch den Eitlen quält
Der Gottheit Anblick, die ihn auserwählt
Für ihre Liebe, und der Hochmuth plagte.

Der erſte Undank jede Schaam verjagte;
Der Engel fiel, und Satan überzählt
Bald große Heere, die das Anſchau'n quält
Der Liebe, die den Hochmuth überragte.

So gab der Wohlthat Anblick auch das Leben
Dem Undank, der ſich jetzt beſtändig nährt
Von edlen Thaten, hohen Dankes werth.

Den Edlen nur wird edle That erheben
Zum Dankgefühl, die niedre Seele bebt,
Wenn ihr der Edelmuth vor Augen ſchwebt.

3.

Natur und Schöpfung.

Ohne Schöpfung iſt Natur ein Wort,
Leer an Sinn, ein leerer, todter Raum,
Wo wie ankerlos am leichten Saum
Der Gedanke ſtreift von hier zu dort.

Ohne Weſen iſt der Raum ein Wort,
Leer an Sinn, ein Schatten ohne Baum,
Und des leeren Daſeyns hohler Traum
Schwindet mit dem Luftgebilde fort.

Was iſt Weltall ſelbſt mit Lebensſtrom,
Wenn ein Geiſt nicht ſchaffend es durchwebt,
Nicht die Liebe aus den Wellen ſchäumt?

Ew'ger Geiſt erſchuf das Weltatom,
Schuf den Geiſt, der leeres Nichts durchſchwebt,
Schuf die Liebe, die bis Jenſeits träumt.

Berthold v. Schepeler.

Der Knabe auf dem Berge.

Von Ludwig Wihl.

Es trieb mich einſt als kleinen Knaben
Zum ſteilſten Berg, zum höchſten Baum;
Dort hielt ich mich für hocherhaben,
Ein König in dem weiten Raum.

Ich wollte mit dem Adler ſchweifen
Zum lichten, goldnen Himmelsglanz,
Ich wollte Wolkenmaſſen greifen
Mit ihrem goldnen Sternenkranz.

Die Wolke ſchien mich zu beklagen,
Mir troffen Thränen in die Hand;
Die Sterne ſchienen mich zu fragen:
Wann kommſt du, Knabe, zu Verſtand?

Mit wundem Herzen ſtieg ich nieder,
Gebrochen war mir alle Kraft,
Es währte lange, bis ich wieder
Dem Mißbehagen mich entrafft.

Bis ich gefühlt, daß nur der Flügel
Des Geiſtes uns zum Himmel trägt,
Daß hinter unſres Herzens Riegel
Der Himmelsſchlüſſel iſt gelegt.

Da hub mein Geiſt ſich ein Titane
Gewaltig zu der Himmelsnacht,
Die Wolken dienten ihm als Fahne,
Die Sterne ſtrahlten ihm in Pracht.

Und ſtimmten ein in meine Klänge,
Und öffneten den goldnen Mund.
So bringt der Zauber der Geſänge
Den Himmel mit der Erd' in Bund.

So hat dem Manne himmliſchſtrahlend
Sich in Begeiſt'rung zugewandt,
Was ſich der Knabe ſinnlich malend
Erfaſſen wollte mit der Hand.

Ludwig Wihl.

Gedichte

von

R. Reinick.

1.

Komtentlied.

Im Weinkeller.

Tag, wie biſt du doch ſo ſchüchtern
Gegen ſolche nächt'ge Stunde!
Erde draußen, wie ſo nüchtern
Gegen dieſe Kellerrunde!
Draußen jene eine Sonne
Dörrt die Kehlen uns zuſammen,
Aber hier aus einer Tonne
Strömen tauſend naſſe Flammen.

Und ein jedes Glas wird Sonne,
Sonnen werden Aller Augen;
Freunde, Freunde! welche Wonne,
Solche Strahlen einzuſaugen!

Und ihr Alle, als Planeten,
Dreht euch ſchon in Sonnenkreiſen,
Während ich gleich dem Kometen
Meine eigne Bahn muß reiſen.

Platz gemacht, ihr Weltenbrüder!
Sphärenmelodieen, klinget!
Denn in's dunkle Nichts hernieder
Der Komet ſich jetzo ſchwinget.
Und ich ſag' euch: widerſtreben
Darf kein Weltball meinen Flammen,
Denn ſonſt bricht mit grauſem Beben
Auch das Weltall rings zuſammen.

Ha, ſchon ſchweb' ich, ha, ſchon heb' ich
Mich empor durch alle Himmel!
Schon umbrauſt mich, ſchon umſauſt mich
Rings der Welten laut Getümmel.
O du ſel'ge Himmelsfriſche!
Wie du kühleſt meine Flammen! —
Weh'! da lieg' ich mit dem Tiſche,
Und das Weltall brach zuſammen!

2.

Frühlingsgang.

Wann im Lenz der blaue Himmel
Nachts ſich ſchmückt mit ſeinen Sternen,
Die wie lauter Liebesaugen
Sich in deine Seele ſaugen
Und dich winken zu den Fernen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Kommt der Morgen, läßt den Blüthen
Lichte Perlen niederthauen,
Daß ihr Auge voller Thränen
Dir erweckt ein weiches Sehnen,
Wann ſie dir entgegenſchauen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

Drauf der Mittag ſtill ſich breitet,
Und es ſchweiget in die Runde;

Leiſe rauſchet nur die Welle
Und es blinken wunderhelle
Augen aus des Waſſers Grunde:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

Und am Abend, und am Abend,
Wann in Gärten allerwegen
Holde Kinder ſich ergehen,
Und gar heimlich nach dir ſehen
Aus den grünen Laubgehegen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

3.

Thörichtes Spiel.

Läßt mein Liebchen auf ſich warten,
Muſſen ſtets die dümmſten Grillen
Mir die Langeweile füllen!
Heute noch in meinem Garten
Fiel mir ein: das Blumenleben
Muß doch rechte Freuden geben!
Ei, ſo will ich Blume ſeyn,
Bis mein Liebchen kommt herein.

Und bald lag ich auf dem Rücken,
Alle Glieder weit gerecket,
Gleich den Blättern ausgeſtrecket,
Blumenſehnſucht in den Blicken.
War mir's ſelber auch poſſierlich,
Macht' ich es doch ſehr natürlich;
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär'.

Wärmte mich die liebe Sonne,
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderſchöne Lieder,
Und ich fühlte nichts als Wonne.

Kamen Wolken, kam ein Regen,
Gab mir ſeinen kühlen Segen,
Und nicht rührt' ich Hand noch Bein,
Wollte gänzlich Blume ſeyn.

Und nun ging es an ein Summen:
Kamen Käfer, Spinnen, Mücken,
Und zuletzt gar voller Tücken
Setzte ſich mit gier'gem Brummen
Eine Bien' auf meine Naſe!
Ach! wie flog ich aus dem Graſe!
Lief, als wär' ich ganz berückt,
Bis mein Liebchen ich erblickt.

Faſt gebraten im Geſichte,
Von den Mücken faſt gefreſſen,
Meine Kleider voller Näſſen,
Klagt' ich ihr nun die Geſchichte,
Sagte, daß nur ihretwegen
Ich als Blume da gelegen;
Und — wie hätt' ich's nur gedacht!
Liebchen hat mich ausgelacht.

„Armer Knabe, laß dir ſagen:
Hätt' ich dich auch wollen pflücken,
Müßt' ich ja dich auf dem Rücken

Als ein Blümlein mit mir tragen;
Und das kannſt du nicht verlangen.
Merk', willſt du als Blume prangen,
Darfſt du nur ein Mägdlein ſein,
Nicht ſolch großer Junge ſeyn."

R. Reinick.

Gedichte

von

Otto von Czarnowski.

1.

Des Dichters Stammbaum.

Des Dichters Stammbaum reicht in ferne Zeiten,
Kein Adel mag an Ahnen sich ihm gleichen,
Des Ursprungs Alter adelt er durch Zeichen,
Die ewig ungeschwächte Jugend deuten.

Des Wappens Sinnbild wird ihn stets begleiten,
Es ist der Lebensbaum — wie ihn die reichen
Blüthen bedecken, Früchte noch nicht beugen,
Die, sie zu kosten, in Versuchung leiten.

Der Dichter stammt aus Paradieses Garten,
Noch eh' der Apfel reift' und auch die Sünde,
Eh' Blüthen noch Erkenntnißfrucht gegeben.

Er muß des Baum's und seiner Blüthen warten,
Daß mit der Frucht ihm nicht die Unschuld schwinde:
Nur Blüthen lassen seinen Stammbaum leben.

2.

Des Herzens Wünschelruthe.

Der Erde Reichthum sicher zu ergründen,
Quält Mancher sich mit eitelem Bemühen;
Wo Gold und wo die Edelsteine blühen,
Glaubt er mit einem Zauberstab zu finden.

Doch nimmer wird Natur sich dem verkünden,
Unwillig wird sie seine Neugier fliehen,
Getäuscht wird nur die leeren Nieten ziehen,
Wer zu der Selbstsucht Frohndienst sie will binden.

Doch Geist wird sie dem Geiste offenbaren,
Dem Herzen gern verwandte Herzen zeigen,
Wenn es sie emsig sucht in heil'gem Triebe.

Und wo ein Schatz des Guten und des Wahren
Verborgen liegt, dahin wird bald sich neigen
Des Herzens Wünschelruth': das Aug' der Liebe!

Otto v. Czarnowski.

Gedichte

von

Adolph v. Marées.

1.

Der alte Waidmann.

Ich bin ein alter Geſelle,
Sie geben mir neunzig Jahr';
Hab' eben nicht nachgezählet,
Doch mein' ich, daß daran fehlet
Ein Jährlein oder ein Paar.

Ich habe luſtig gelebet,
Da ward mir nicht lang die Zeit;
Hoch hielt ich nur die drei Sachen:
Jagen, Küſſen und Lachen,
Und 's iſt mir noch nicht leid!

Sie ſagen: biſt alt geworden
Und das Alles iſt nun vorbei!

Ei, treib' ich doch, was ich getrieben:
Jagen, Lachen und Lieben,
Wie in der Jugend frei!

Noch zieh' ich jeden Morgen
Mit der Büchse zum grünen Wald,
Wo Hirsch' und Rehlein weiden,
Wo Gras die Mägdelein schneiden,
Wo's Lied der Vöglein schallt.

Und soll ich denn bekennen,
Was anders geworden ist?
Mein Wildstand hat sich gemehret,
Grasmägdelein hat sich bekehret,
Daß sie ganz freiwillig mich küßt.

Und nie will's Winter werden
In meinem lieben Revier;
So grün war der Wald noch nimmer,
Und es singen die Vöglein immer
Von Frühlingslust zu mir.

So sprach der alte Geselle;
Längst taub und blind er war;
Er saß in enger Zelle,
Kam nicht mehr über die Schwelle
Hinaus seit manchem Jahr.

2.

Der junge Waidmann.

Am feuchten Herbſtesmorgen
Steh' ich im Wald verborgen;
Verdeckt zu beiden Seiten
Die Schützen ſich verbreiten.

Es iſt ſo ſtill, nichts regt ſich,
Kein Zweig, kein Blatt bewegt ſich;
Da hallt ein Schuß zur Seite,
Und näher gleich der zweite.

Die Büchſe faſſ' ich feſte,
Der Blick ſtrebt durch die Aeſte;
Rings um mich her ſinkt wieder
Die tiefſte Ruhe nieder.

Da horch, verſtohlner Weiſe
Raſſelt's im Laube leiſe!
Dem Odem möcht' ich wehren,
Ich kann den Herzſchlag hören.

Umſonſt ich lauſch' und ſchaue;
Ein Blättlein ſchwer vom Thaue
Thät' von dem Zweig ſich löſen,
Sonſt iſt es nichts geweſen.

Es rauſcht und rauſcht auf's neue!
Iſt es das Reh, das ſcheue?
Ich achte' es nur geringe,
Schon denk' ich andrer Dinge.

Das Reh tritt aus den Büſchen,
Lächelnd ſeh' ich's entwiſchen;
Jetzt hätt' ich um mein Leben
Ihm nicht den Tod gegeben.

3.

Sankt Goar.

Legende.

Sankt Goar war ein frommer Mann,
Viele Mirakel hat er gethan.
Er wohnt' in einer Schlucht am Rhein
Vor langen Jahren ganz allein.
Es wuchsen da noch nicht die Reben,
Doch war dem Heiligen Kraft gegeben,
Daß er des Rheines grüne Fluth
Mocht' wandeln in der Traube Blut.
Und weil er Wein so wohlfeil hatt',
Gab er dem Geize keine Statt,
Wer nur bei ihm vorüberschritt,
Dem theilet er vom Labsal mit.
So ist es, sagt man, denn gekommen,
Daß zu ihm wallten viele Frommen.
Solch ein Gewerbe hätte jetzt
Die Schenken all' in Brand gesetzt;
Allein zu der Zeit nahmen bloß
Daran die Pfäfflein viel Anstoß.

Sie mußten den Wein ſich kaufen theuer
Konnten nicht Waſſer machen zu Feuer.
Auch war noch locker des Glaubens Grund;
Ich trinke für euch, ſprach wohl ihr Mund,
Doch den halben Heiden war es eben,
Als hätt' man ihnen nichts gegeben.
Zu trocken ſie die Predigt fanden
Und ſich zu Goars Zelle wandten.
Die Pfäfflein gingen voll Verdruß
Drob klagen beim Biſchof Ruſticus.
Als der zu Trier nun vernahm,
Wie's Goar triebe ſonder Schaam,
Und daß er ſogar den Zehnt geweigert,
Da ward des Hirten Zorn geſteigert;
Er rief: Bringt her den Wundermann,
Hier ſoll er zeigen, was er kann!
Sankt Goar hatte nichts dagegen,
Den Boten labt' er mit ſeinem Segen
Und iſt dann mit ihm eingezogen
Durch der porta nigra alten Bogen.
Der Biſchof ſitzt zuſammt dem Rath
Im weiten Saal in großem Staat;
Es dränget ſich des Volkes Schaar, —
Vielleicht gibt es ein Feuer gar.
Sankt Goar tritt gelaſſen ein
Und grüßt den Biſchof, die Väter ſein.

Der Biſchof ſpricht: Häng auf deinen Hut!
Das dünket auch dem Heiligen gut.
Er blickt hinauf, hinab die Wand,
Einen Nagel nicht ſein Auge fand.
Und wie ſchon Gelächter anhebt im Saal,
Da fällt durch's Fenſter ein Sonnenſtrahl;
Sankt Goar mit dem Hut ihn trifft,
Feſt hängt der dran, wie am güldnen Stift.
Das war dem Biſchof noch nicht genug,
Mit hoher Stimm' er den Heiligen frug:
Wenn du vom Geiſt erleuchtet biſt,
So ſage wer der Vater iſt
Vom Säugling auf des Weibes Arm
Dort unten in des Volkes Schwarm!
Sankt Goar ſchauet ſich langſam um,
Hebt auf den Finger ernſt und ſtumm.
Der Säugling, kaum zwei Wochen alt,
Thut auf ſein kleines Mündlein bald
Und ruft in verſtändlicher Rede Fluß:
Mein Vater iſt Biſchof Ruſticus!
Den Biſchof faſſet frommer Graus,
Ohne Spruch ſchickt er den Heiligen nach Haus.

Adolph v. Marées.

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

I.

Der Reiter.

Er lenkte ſchweigend durch die Schlucht ſein Roß;
Bleich war ſein Antlitz; lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Bruſt und Achſel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er ſeufzte düſter durch die Finſterniß
Der Föhren: »Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruh'ten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten.

Und Keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin, und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, was bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht; ich ſage: ſehet da!
Ich bin ergeben! ich bin Seneka,
Als in die Wanne rauſchten ſeine Adern!
Die Dichtkunſt ſagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir, iſt die Poeſie —
Doch will ich nicht mit meinem Schickſal hadern.

O, hielten ſie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, dieſe Balſam und Verband,
Und die, mein Blut zu ſammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich ſtill zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Bruſt von eines Jägers Stich
Durchbohrt, ein Hirſch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten ſie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten ſie nur grauſam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gaſſen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verſchließen eher noch mich tödten muß,
Als, pochenden Schlafes, ihn verrieſeln laſſen.

O, ließen geh'n mich meine Wege ſie,
Und fragten nicht: Sprich! was iſt Poeſie?
O Gott, wie oft vernahm ich ſchon die Frage!
O, lächelten und lachten ſie nur nicht,
Wenn, träumeriſch, mit glühendem Geſicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen ſage:

Wenn man im Forſt auf einen Eichbaum ſteigt,
Und ſich zum Sitze wählt ſein weit verzweigt
Und rauſchend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und ſinnend dann, die Arme ſtumm verſchränkt,
An die Geliebte, welche fern iſt, denkt,
Und in das Neſt ſchaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von ſeinem Schaum benetzt,
Sich einem Fiſcher auf die Schultern ſetzt,
Und ſich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar,
Und ſingt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närriſchen Geſellen!

Und wenn auf muth'gen Roſſen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang geſtreckten Renner ſchnauben;
Ihr beugt euch ſpornend vor; ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Iſt Poeſie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,
Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Und Poeſie auch iſt's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuh'n
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich, und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm in's Angeſicht, ſo glüht
Euch, wie ein Stern, das Weiße ſeiner Augen.

Und Poeſie auch würd' es ſeyn, wenn jetzt
Dies ſchwarze Roß von Dänenzucht, entſetzt,
Sich bäumete auf dieſer düſtern Stelle,
Mich ſchleuderte an dieſes Felſenſtück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beſchienen von der Abendſonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Geſenkten Halſes auf mich niederſäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz ſchnöbe. "

2.

Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren-
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.

Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den ſchnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber ſeine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen;
Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn ſchwirrt, und von der Hinde ſcheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen.
Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen;
Der Alligator iſt an's Land geſchwommen,
Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.

Die Fiſche ſpringen, und die Vögel ſchlagen;
Die Knospen berſten, und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weiſel will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimatlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen,
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begruben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchliefſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wol der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſeyn? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſah'n ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich ſchauen!"

Ferdinand Freiligrath.

Gedichte

von

Ignaz Hub.

1.

Der Rheinſtrom.

Der alte Gotthard jauchzt, des Greiſes Locken flammen
Von Schnee und Eis, im Feuerbrand der Sonne,
Den Kräfte Mark durchwühlet ſeine Adern —
Da bricht der Rhein in jugendlicher Wonne
Hervor aus hohen Felſenquadern,
Genähret von der Milch der Gletſcherammen.

Und unaufhaltſam fließet, voll Verlangen,
Der reiche Born aus ihren Mutterbrüſten,
Gewürzet von den friſchen Alpenlüften.
Und weiter eilt der Knabe, voll Gelüſten,
Von Fels zu Thal, auf grüne Triften,
Und hält entzückt die Almenflur umfangen.

Verwundert grüßen ihn die Lerchentannen,
Und baden ſich in ſeinem Wellenſchooße;
Die Herden läuten zum Empfang die Glocken,
Und ſchüchtern lugen aus dem grünen Mooſe,
Zu netzen ihre Balſamlocken,
Die Blumenmädchen, ſo ihn lieb gewannen.

Ein junger Hirte treibt in frohem Tanze
Er ſeine Lämmer weidend von der Klippe,
Willkommner Gaſt den friedlich ſtillen Thalen.
In Gold erglüht die blanke Waſſerſchippe,
Und zarte Purpurgluten malen
Der Roſenbänder Pracht im Abendglanze.

Das Echo hallt und ſchallt von Hald' zu Halde
Vom Alpenruf der Hörner und Schalmeien,
Die Berge donnern ihre Abſchiedsgrüße;
Der Senner ſchickt in welchen Melodeien
Der Sennin ſeiner Sehnſucht Küſſe —
Des Siedlers Glöcklein klingt Gebet vom Walde.

Und leiſer lauſcht der Rhein den zarten Klängen,
Der Wehmuth Flötenton vom Hüttendache,
Und möchte nicht vom Heimatlande wallen.
Er hört des Herzens heime, ſtille Sprache,
Der Einfalt treue Stimmen lallen,
Und Welle ſieht an Welle man ſich drängen.

So zieht der Schweizerjüngling durch die Hügel
Des Hirtenthals in unbekannter Ahnung,
Und weiter treibt's ihn fort in ſüßem Wehe.
Da ſtürzt er ſich auf hoher Wogenbahnung
Voll Ungeſtüm von jacher Höhe,
Und donnernd brauſt des Wellenſchlages Flügel.

Wild ſchäumt und bäumt die Fluth in Wirbelbogen,
Vom heißen Strudelbett empor getragen,
Und jagt dahin in ungemeſſ'ner Eile.
Nichts hält ihn mehr zurück; im kecken Wagen
Entlädt er ſeine Waſſerpfelle,
Und fährt hinab auf den geſchnellten Wogen.

An Deutſchlands Marke iſt er vorgedrungen,
Das biedre Volk erwecket ſein Vertrauen,
So ſchlicht und ſtark und wahr und unbefangen;
Das goldne Haar, das Himmelaug' der Frauen
Voll Reiz; und Töne auch erklangen,
Noch nie gehört, das Lied der Nibelungen.

Die Gaue ſchaut er und die Kaiſerſtädte,
Voll Majeſtät und Kraft im ew'gen Ruhme,
Mit ihren Kuppeln hoch im Wolkenſtrome.
Um graue Burgen aus dem Alterthume,
Wie zum Gebet am Felſendome
Gereiht, die Rebennymphen Kett' an Kette.

Er hört die Sagen aus der Sänger Munde,
Hervorgetaucht aus des Gemüthes Bronnen,
Zum Klang des Bariton voll Kraft und Milde.
Und wo er weilt, entſprießen neue Wonnen,
Und Frohſinn herrſcht bei Pflug und Gilde,
Und Becherklang erſchallt in weiter Runde.

Und reich und ſtattlich wogt er durch die Lande,
Zu ſeinem Dienſt erſcheinen die Genoſſen,
Und folgen ihm als ihrem Herrn und Meiſter.
Geſattelt auf den weißen Waſſerroſſen
Geleiten ihn die friedlich guten Geiſter,
Der Nixen Sang ertönt vom Uferrande.

Und Liebe ſinnt den wunderſamen Tönen,
Die weich und bange durch die Seele gleiten,
Den ſchönen Traum beſeelen und zernichten.
Die Lurlei greift melodiſch in die Saiten,
Und locket an die Felſenſchichten
Den Schiffer durch die Zaubermacht des Schönen.

Des Berges Pagen, ſeine Gnomen, wachen,
Wo himmelan die ſieben Hügel ragen,
Um ſeiner Zelte königliche Gruppe.
Dort haben ſie ein Wunderſchloß geſchlagen
Von ſeltner Art auf ſteiler Kuppe,
Da rauſcht die Sage nieder von dem Drachen.

O Rhein, warum nicht länger hier verweilen?
Was flieh'n die Reize lieblicher Geſtalten,
Wo Paradieſe froh dich noch umfangen?
Du eilſt hinab, die Stirn' voll düſtrer Falten,
Den grünen Mantel umgehangen —
Was ſchlug die Wunde dir, was ſoll ſie heilen?

Das Alter naht, da gilt's ein mürriſch Sinnen,
Die Größe nicht, die Luſt nicht will behagen,
Das Alter folget gern den eignen Grillen.
In dürre Steppen hat er ſich geſchlagen,
Und ſeht, die Sandvampyre ſchwillen
Von ſeinem Blut — ſein Leben muß zerrinnen.

2.

Faliero.

Venedig war verſtummt, auf ſchwarzen Elberbunen
Entſank die Nacht und wob den Flor um die Lagunen.

Die Stadt mit ihrer Pracht, den fluthumkränzten Wällen
Entſchläft, es ſchweigt der Lärm und der Piazza Gällen.

Der alte Doge ſaß noch einſam im Palaſte,
Gereizter Stolz und Groll erboten ſich zu Gaſte.

Verhöhnet ſah der Fürſt des jungen Weibes Tugend,
Der Dogareſſa Schimpf entflammt ſein Mark voll Jugend.

Es tobt ſein wildes Blut und ſeine Nerven zittern —
So folgt dem ſichern Blitz der Donner in Gewittern.

Zu ſeinen Füßen lag die reiche Herzogmütze,
Zu arm, daß Herrſcherprunk den ſtolzen Herzog ſchütze.

Und tiefen Ernſtes ſchaut er auf Sankt Markus nieder,
Die ſtille Nacht nur hallt vom Meergeſtöhne wieder.

Er rollt den Blick: „O Stadt, der alte Henker nachtet,
So deine Nobili beim Morgenglühen ſchlachtet.

Ihr Vierzigherr'n, ihr Zehn, voll Schrecken in Beſchlüſſen,
Der Herzog darf ſie ſeh'n, mit ſeinem Siegel küſſen!

Du feile Signorie, du Rath voll Martertücke,
Die böſe Stunde naht, daß euch der Wolf zerſtücke!

Nicht will Marino ſich ſo frecher Willkür beugen —
Sankt Markus ſei's Signal, Sankt Markus ſoll's bezeugen!“

Schon herrſchte Mitternacht; im gelben Mondlichtflimmer
Umarmt der ſtille Golf der Pauluskirche Trümmer.

Der Doge ſchaut bewegt; dort ruhen ſeine Ahnen,
So groß und mächtig einſt, auf Ordelafo's Fahnen.

Da ſchaudert ihn — es drückt der Schlaf die Augenlieder,
Zu kurzer Ruhe ſtreckt auf's Lager er die Glieder.

Bald leitet Schlummer ihn in's ſtille Reich der Träume,
An Piaveſella's Strand, in ſeiner Heimat Räume.

In Farben, friſch und reich, geſtalten ſich die Bilder
Vor ſeinem Blick und fliehn gelaſſen bald und wilder.

Da drückt den Nacken nicht des Alters ſchwere Bürde,
Da übt er freie Macht, Podeſta ſeiner Würde.

So malt Erinnerung in oft grotesken Zügen,
Und ſtrafet ihr Gebild' im Gegenſatze Lügen.

Und ſtill, der Doge, ſtill! wie bang er ſeufzt, er lallet!
Was iſt's nur, das ſo tief durch ſeine Seele wallet?

Doch ſeht, aus ſchwarzem Duft in gräulichen Conturen
Entrollt ein Schaugemäld' unheimlicher Naturen.

Zu ſeinen Füßen kriecht, es der Monſtranz zu klagen,
Der Biſchof im Ornat, geſchmähet und geſchlagen.

Der hebt zum Schwur die Hand, als ruf' er Gott zum Zeugen:
„Wie du den Herrn gebeugt, wird dich der Himmel beugen!“

So ſchlägt der ſchwere Fluch gewaltig ihm zu Ohren;
Was einſt ein Tag geſchaut, hat jede Nacht geboren.

Noch hört er's an mit Graus, da wechſeln die Geſtalten,
Wo Säulen blutigroth ſich am Balkone halten.

Er hört zum erſtenmal Venedigs Gruß erſchallen,
Wo der Gerechtigkeit die Miſſethat verfallen.

Ein grauer Nebel drückt die Stätte ſchwer und düſter,
Und in des Volkes Ruf miſcht Ahnung ihr Geflüſter.

So war es einſt. Doch wie, was ſucht er jetzt? Es ſtarret
Sein Auge regungslos nach einem Ort und harret.

Im Saal des großen Rath's da ſteh'n die Herzogbüſten,
Nach einem Ehrenrang mocht' drinnen ihn gelüſten.

Doch wie? Entſetzlich! Iſt ſein Thatenruhm verſtummet,
Daß ringsum Trauerflor ſein Bildniß tief vermummet?

Du Held von Iſtria, wo iſt dein Ruhm geblieben?
Wer hat der Ungarn Macht bei Zara aufgerieben?

Ein hohler Schatten dehnt ſich um des Marmors Rinde,
Um ſeine Lorbern webt Vernichtung ihr Gewinde.

Ein bang Geſicht, fürwahr! Im Traum erzeugt — zerſtoben!
Doch ſchaut der Geiſt oft klar, was Zukunft hat gewoben.

Deß harret des Signals vom fürſtlichen Rebellen
Die elderprobte Schaar der finſtern Bundgeſellen.

Die Waffen liegen blank, ſchon grüßt aus tauſend Augen
Der Tod Venedig an, ſein Herzblut auszuſaugen.

Er blickt aus jedem Dolch, er lauſcht in Feuerſchlünden,
Im ſchrecklichen Ruin Verderben anzuzünden.

Nicht ſchläft Verrath. Schon ſaß verſammelt rings im Chore
Der Giunta hoher Rath im Haus San Salvadore.

Da horch! ein dumpfer Klang ſchallt von Sankt Markus nieder,
Der Glocke düſtrer Ton hallt voll Entſetzen wieder.

Und jeder Mund verſtummt, die bangen Blicke fragen —
Der Herzog läutet Tod; ſein Klang will ihm behagen.

Umſonſt, es ſiegt Verrath. Die Würfel ſind gefallen!
Die Marterkammer zwingt der Folterklage Lallen.

Die Seufzerbrücke führt voll Jammer zu den Dächern,
Wo die Verzweiflung wühlt in ſchaurigen Gemächern.

Zu Häupten kocht das Blei der Sonnenbrand, o Grauſen!
Und ſiedet das Gehirn in ſtummen Wahnſinnpauſen. —

An einem frühen Tag erblickt man einen Alten
Auf ſeinem letzten Gang die Hände betend falten.

Ein grauer Nebel drückt die Stätte, ſchwer und düſter,
Und in des Volkes Ruf miſcht Ahnung ihr Geflüſter.

Venedigs Herrſcher wirft hinweg die Purpurſchleppe,
Und blutig rollt ſein Haupt hinab die Rieſentreppe.

Beim Fackelſchein der Nacht da wogt auf leichtem Kahne
Ein ſtummer Leichenzug zu Ordelafo's Fahne.

Entſetzen aber hielt im Kloſter Clara-Santa
Die Signorie der Nacht — die Capi de' Quaranta.

3.

Das Auto da Fe der Todten.

Im Kloſtergang zu Avila
Dort hält um Mitternacht
Der Prior von Segovia
Auf ſeinem Grabe Wacht.

Die Domuhr zu Sevilla ruft
Den Kardinal zur Beicht;
Mit Stab und Inful aus der Gruft
Der alte Sünder ſteigt.

Herr Ferdinand von Aragon
Verläßt ſein Todtenſchloß;
Der Ständerath von Tarragon
Geleitet ſeinen Troß.

Und dumpf erdröhnt zu Avila
Der Grabesriegel Klang;
Den Prior von Segovia
Gemahnet der Empfang.

Die Gäſte nah'n in ſtummer Qual
Mit der Verzweiflung Hohn;
Im Scharlachkleid der Kardinal,
Der König mit der Kron'.

Im ſchwarzen Habit der Prior
Zur Beichte ſitzt bereit.
Es brauſt dem Kardinal in's Ohr:
„Verflucht in Ewigkeit!“

Der ſtreckt empor den Knochenarm:
„Du ſei verwaledeit,
So wahr ſich nie die Höll' erbarm',
In alle Ewigkeit!“

Der König wirft die goldne Kron'
Vom Haupt im bittern Spott:
„Mir Fluch und euch von Tarragon,
Dir Fluch, dem Rächer, Gott!“

Und durch den öden Gang erſchallt
Ein Wehruf tauſendfach,
Daß es durch Spanien wiederhallt
Und weckt die Opfer wach.

Der Mönche Schwarm in Ordenstracht,
Die Familiares all',

Erheben ſich aus Grabesnacht,
Als ging's zu Feſt und Ball.

Dann wallt das Armeſünderheer
Der Inquiſition
Im gelben Sanbenito her
In langer Prozeſſion.

Die ſpitzige Koroza baß
Auf ihren Schädeln kahl,
So geht der Zug ohn' Unterlaß
Und rächt ſein Tribunal.

Inmitten trägt ein Todtenchor
Drei Särge, roth geflammt;
In einem lieget der Prior,
Im andern der in Sammt.

Im dritten der in Hermelin,
Bedeckt von Alterſchnee —
So wallt die Todtenſchaar dahin
Und hält Auto da Fe.

Und ſchrecklich hallt wie Donnerſchlag
Ihr Fluch durch Welt und Zeit:
„Verflucht bis an den jüngſten Tag,
Verflucht in Ewigkeit!“

4.

Der Wildhauer.

Am Sprung des Felſenforſtes hervor an kahler Flüh'
Graſet ein armer Aelpler mit Lebensangſt und Müh'.

Er ſchleudert über Klippen das friſche Weidenkraut,
Das von den Schichten einſam zur Alpung niederſchaut.

Da unten prangt im Thale der zarte Güldenklee,
Hoch oben aber ſikert durch Gletſcher-Eis der Schnee.

Der Arme darf nicht mähen in jenem Maienthal,
Um ſchroffe Firnen ſucht er ſich ſein Erwerb zumal.

Und wie er auf die Harke ſich lehnt zu kurzer Raſt,
Sein Aug' an Salzlikinen ein Gemſenpaar erfaßt.

Und raſch durch Dorngeſtrippe verfolgt er ihren Gang,
Verderblich ſcheint das Wagniß, doch reizend iſt der Fang.

Er klimmt an Zackenfelſen empor von Eiskriſtall,
Rings vom Lawinendonner erdröhnt der Wiederhall.

Vor ſeinen Blicken öffnet der Abgrund ſeine Kluft
In ſtummen Labyrinthen, wo nur der Sperber ruft.

Schon glaubt er ſich am Ziele; ein keckes Wagen nur —
Da plötzlich wie verſchwunden iſt vor ihm jede Spur.

Und kann nicht vorwärts dringen und kann nicht mehr hinab,
Dort ſtarren jähe Schründe, hier gähnt das offne Grab.

Und keine Leiter führt ihn durch einen Felſenſpalt,
Das Blut vom Riß der Hände gewährt ihm keinen Halt.

Und keine Rettung, keine, was auch Verzweiflung ſucht,
Da ſtürzt er ſich vom Abhang hinunter in die Schlucht.

Und ſieh, die Wolken tragen ihn ſanft, ihn wiegt's wie Flaum
Auf unſichtbaren Schwingen, den Augen traut er kaum.

Und linde ſetzt's ihn nieder auf einem Bett von Moos,
Die Wieſenanemonen verkünden ihm ſein Loos.

Die ſilbernen Narziſſen erſchließen ihre Bruſt,
Und Hyazinth' und Lilas verhauchen ſüße Luſt.

Von Hängebirken wölbet ſich über ihm ein Dach
In milder Frühlingsfarbe, das ſchönſte Prunkgemach.

Und bunte Vögel ſingen ihr Lied am Waſſerfall,
Aus duftigen Boskетten frohlockt die Nachtigall.

Im leichten Tanze ſchaukelt durch Rosmarin der Bach
Und Silberſchwäne ziehen ein Muſchelkähnchen nach.

Drin ſitzt der Fürſt der Sylphen im funkelnden Gewand,
Er hält den Lilienzepter in ſeiner zarten Hand.

Ein Diadem von Roſen, von Myrtengrün umlaubt,
Umfängt im Kuß des Lenzes ſein ſchönes Lockenhaupt.

Er winkt — ein Maienwölklein, gegoſſen aus Lazur,
Zu ſeinen Füßen ſinket und trägt ihn auf die Flur.

„Dich hat“ ſo ſprach er lieblich zum Aelpler hingewandt,
„Der böſe Geiſt der Gnomen auf jene Schicht geſandt.

In einer Alpenroſe verborgen, tief am Spalt,
Gewahr' ich an dem Forſte des Feindes Aufenthalt.

Hoch auf des Schreckhorns Scheitel, in ſeiner Kammern Nacht,
Da ſchmiedet er Verderben mit ungeſtörter Macht.

Er ſchicket ſeine Boten durch alle Berge aus,
Sie ſtürzen von den Säulen der Eiswand mit Gebraus.

Sie heulen in dem Wildbach, der über Klippen rollt,
Und hämmern in Gekläften, wenn dumpf ein Ruff grollt.

Oft wenn auf dunklen Pfaden der Wandrer ſich verirrt,
Verrammeln ſie die Wege und machen ihn verwirrt.

Und Mancher liegt an Felſen in Todesnacht, zerſchellt;
Die Guten zu beſchützen, iſt meine Macht beſtellt.

Ich kenne dein Bemühen und deinen regen Fleiß,
Zieh heim! Du ſiehſt die Pfade gebahnt auf mein Geheiß.“

Der Wildrer zog von dannen — um ihn ein Luſtrevier —
Darüber wob den Schleier der Himmel von Sapphir.

In blauer Ferne ſtanden die Gletſcher vor ihm ſtill,
Celadongrün die Bänder, den Mantel von Beryll.

Und als der Abend mildig die Roſenſchleifen band,
Da malten duftig luftig die Gletſcher ihr Gewand.

Es trieben von den Triften die Herden allzumal,
Und von der Alme ſtieg er hinab in's Sennerthal.

Da prangten Quitten golden, noch ſang am ſtillen Ried
Sich wiegend auf den Dolden der Emmerling ſein Lied.

Und tauſend Blumen blühten vor ſeiner Hütt' am Hag,
Und drinnen gab's ein Jubeln, als wär' ein Feſtgelag.

Geſchmückt mit Laubgewinden, erleuchtet ſtand das Haus,
Da gingen viele Gäſte gar ſeltſam ein und aus.

Sie grüßten ihn gar freundlich im ſchallenden Toaſt:
„Willkommen Herr vom Hauſe! Glückauf zu Jägerraſt!“

Sie ſangen und ſie tanzten, kredenzten ihm den Wein,
Und zechten und frohlockten die ſpäte Nacht hinein.

Derweil umarmt der Schlaf ihn, zur Rache aber goß
Der Gnom' in ſeinen Schachten ein ſicheres Geſchoß.

Der Sylphenkönig raubt es — ſchon blitzt im Morgenſtrahl
Dem Wilderer entgegen der Waffe blanker Stahl.

Von Träumen noch umfangen verſucht er bang das Spiel;
Doch welche Wunderwaffe! nie fehlet er ſein Ziel.

Er holt aus hohen Lüften in's Thal den ſtarken Weih,
Er bohrt im ſteilen Horſte des Adlers Herz entzwei.

Da graſt fortan am Forſte der Aelpler nimmermehr,
Bald ſchaut verwundert Alles auf ihn und ſein Gewehr.

Und Tell, den Schützen, preiſen die Schweizer weit
und breit;
Er hat einmal getroffen, das war zu rechter Zeit!

Ignaz Hub.

Gedichte

von

Auguſt Schnezler.

I.

Waldblätter.

1.

Horch! ein Abendlüftchen ſäuſelt
Durch den ſtillen grünen Wald,
Und der Weiher, leichtgekräuſelt,
Rauſchet ihm die Antwort bald.

Und die Blätter miſchen alle
Traulich flüſternd ſich hinein,
Und mit ſehnſuchtsvollem Schalle
Fallen alle Vögel ein.

Nun im Wald ſo ſchönes Klingen,
Ueberall aus allen Zweigen,
Dichter! nun wenn Alle ſingen,
Soll die Menſchenſtimme ſchweigen?

2.

Horch, die Käfer
Summen leiſe
Um den Schläfer
Ihre Weiſe:
„Sprühn herunter
Thauperlfunken,
Wir ſind munter,
Wir ſind trunken.“
Sommerſchwüle
Drückt ſo ſchwer,
Bächlein kühle
Rauſchen her,
Sägemühle
Klingt fern her;
Tannenbäume
Säuſeln Lieder,
Flüſtern Träume
Auf mich nieder,
Von dem lauten
Mühlenrädchen,
Von dem trauten
Müllermädchen —
Was ich fühle
Niemand weiß,
Sommerſchwüle
Drückt ſo heiß!

3.

Der Köhler wandelt um den Meiler ſtill,
Und wo nur irgend aus dem Krater auf
Die Flamme ungeduldig brechen will,
So wirft er ein Paar Schaufeln Erde drauf.

Ach! aus wie manchem Herzen bricht die Glut
Spät oder früh ſich einen Weg herauf,
Bis jener Mann kommt, welcher es beruht,
Und ſchüttet ein Paar Schaufeln Erde drauf.

4.

Dort zwiſchen den grünen Bäumen
Da ſäuſelt der friſche Wind,
Dort drüben über dem Stege
Da wohnet des Jägers Kind.

Wir haben einander ſo gerne,
Wir haben uns gar zu lieb;
Der Vater hält aber uns ferne,
Er meinet, ich wär' ein Dieb.

Ich droh' ja mit keinen Schüſſen
Den Hirſchlein in deinem Bann,
Dein Töchterlein will ich nur küſſen,
Du grämlicher alter Mann!

5.

Ich lag auf ſchwellendem Mooſe gelagert im grünen Wald,
Da kam mit ſüßem Gekoſe der Reigen der Träume bald,
Und führte weit mich von dannen auf ſchwindliger Wechſelbahn,
Vorüber ſchwanden die Tannen, mich lachten Orangen an,
Vorüber ſchwanden die Klüfte, die zackigen Alpen flohn,
Es hauchten würzige Düfte, klang ſüßerer Vögel Ton;
Wohin ich ſchaute war Segen, der Himmel ſo wunderblau,
Mir lachten Augen entgegen ſo feurig und liebeſchlau,
Mir war im Buſen darinnen ſo ſelig und weit und klar,
Vor meinen ſchlummernden Sinnen der Nebel gefallen war, —
Schon ſah den Himmel ich offen, da ward ich geweckt geſchwind,
Von Tannenzapfen getroffen, geſchüttelt vom deutſchen Wind.

2.

Uferſpaziergang.

Der Geiſt des Weins am Ufer ſtund
Und rief hinab zum Waſſergrund:

„O Geiſt des Waſſers! komm herbei
Du wunderholde Waſſerfei!“

Der Weingeiſt und die Waſſerfei,
Vertraulich wurden bald die zwei.

Ein Weinwirth ſegnete den Bund,
O läg' der Pfaff im tiefſten Sund!

3.

Edelmuth.

Ich hab' ein Männchen kennen gelernt,
Das war ſo edel, ſo edel!
Es hat die Fliegen nur entfernt
Mit einem Fliegenwedel.

Es hat noch keiner weh gethan,
Noch keine todt geſchlagen,
Das war ein frommer, chriſtlicher Mann
In unſern ſündigen Tagen!

4.

Die drei Savoyarden.

Wie wirbelt der Schnee! horch! wie ſauſet der Wind!
Schon dämmert der Abend heran,
Und über die knarrende Bahn
Mit fliegenden Schritten, geſchwind, geſchwind,
Denn es wird kälter und trüber,
Ziehn noch drei Wandrer vorüber.

Drei kleine Savoyarden ſind es,
Vertraut mit jedem Ungemach
Des rauhen Froſtes und des Windes,
Von Kindheit ohne Dach und Fach;
Allein in dieſer Schule lernten
Sie früh ſchon die Zufriedenheit,
Die Millionären und Beſternten
Nur ſelten ihre Würze leiht.

Wohin denn noch heute? Paris iſt das Ziel;
Dort hoffen ſie reichen Gewinn,
Und fröhliche Lieder im Sinn,
Im zitternden Arme das Saitenſpiel,

Das Murmelthier zum Begleiter,
So geht es ſorgenlos weiter.

Sie denken ſchon auf alle Arten
Ihr künftiges Gewerb ſich aus,
Sie ſchicken ſchon von dem Erſparten
Den armen Eltern was nach Haus,
Die, einſam im Gebirge lebend,
Dem rauhen Mangel bloßgeſtellt,
Ach! zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend,
Die Kinder ſchickten in die Welt.

Scharf ſchneidet die Kälte, da ſinket die Nacht
Herab auf die waldige Flur,
Vom Wege verliert ſich die Spur,
Es ſeufzet die Eiche, die Fichte kracht,
Von ſchwerer Schneelaſt gebeuget,
Die neu ſich immer erzeuget.

Doch fruchtlos ſchmiegen ſich die Kleinen
In das zerriſſene Gewand,
Ein jeder haucht mit bitterm Weinen
Sich oft in die erſtarrte Hand;
Dem Mund entſchlüpfen leiſe Klagen,
Die Augen ſind vom Schlafe ſchwer,

Und ach! die wunden Füßchen tragen
Faſt die Ermüdeten nicht mehr.

Hell leuchtet der Schnee über Berg und Thal,
Da dämmert der Morgen herauf,
Die Sonne beginnet den Lauf,
Doch öffnet ihr freundlicher, warmer Strahl,
Die eiſigen Augenlieder
Der Savoyarden nicht wieder.

O ſeht! ſie liegen feſt umſchlungen,
Noch wie der Schlummer ſie befiel,
Erſtarrt das Murmelthier, geſprungen
An ihrem Haupt das Saitenſpiel.
Am Fuße drei verſchlungner Eichen
Entſchliefen ſie zur letzten Ruh,
Und die vereinten Bruderleichen
Deckt ſanft ein einzig Schneebett zu.

5.

Irid.

Einen ſchönen Irisbogen
Sah ich geſtern Nacht gezogen
Plötzlich um mein Kerzenlicht.
Meine Blicke waren feuchte —
Regenbogenſchimmer leuchte!
Hoffnung! bleibe kein Gedicht!

6.

Noah.

Noah ſandte ſeine Taube
Sehnſuchtsvoll auf Kundſchaft aus,
Und ſie kam mit grünem Laube
Wieder in ſein ſchwimmend Haus.

Meine Hoffnung, eine Taube,
Mädchen! hab' ich dir geſchickt;
Doch ſie kehrt nicht mehr, ich glaube,
Du haſt ihr das Herz geknickt.

7.

Albertus Magnus.

An dem alten braunen Tiſche
Einſt Albertus Magnus ſaß,
Langte ſich aus dunkler Niſche
Manches Buch und ſchrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinneweben.

Eifrig thät' er ſich befleißen
Der geheimen Wiſſenſchaft,
Spähte nach dem Stein der Weiſen,
Und nach der Geſtirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menſchen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur ſchwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er ſo tief verſunken ſaß,
Forſchend nach dem Unbekannten
Das Bekannte faſt vergaß,
Oeffnet ſtille ſich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an ſeinem Tiſch herfür,
Haltend einen Lilienſtengel.

Glanz umſtrahlet ihre Locken
Wie aus himmliſchem Gefild,
Und Albertus ſieht erſchrocken
Plötzlich dieſes Wunderbild;
Doch die Jungfrau ſpricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket,
„Sag', Albertus! welch ein Wahn
Hielt ſo lange dich umſtricket?

In der Weſen Quell zu dringen
Mühſt du dich vergebens ab,
Kann der ſchwache Menſch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab?
Willſt du denn im Bücherſtaub
Suchen deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Gibt dir beſſ're Offenbarung!

Auf! beginn ein neues Leben!
Noch fünf Jahre ſind jetzt dein,
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben ſelig ſeyn!
Drum von heut an ſollſt du nie
Ueber Welt und Gott mehr grübeln,
Solcherlei Philoſophie
Iſt das Schlimmſte von den Uebeln."

Mit dem Lilienſtengel leiſe
Rührt das Mädchen Alberts Stirn,
Hell auf wunderſame Weiſe
Fühlt der Greis nun ſein Gehirn;
All ſeine Philoſophie
Drin vergeſſen und verſchwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich ſo leicht und wohl befunden.

Und die Jungfrau war geſchieden,
Hin, woher ſie kam zurück,
Und der Greis fand endlich Frieden,
Endlich das erſehnte Glück.
Alle Bücher ſchlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenſchriften.

Einſtmal einen Lilienſtengel
Hielt er ſinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel,
Der einſt mahnend vor ihm ſtand;
Denn fünf Jahre waren um —
Sanfter Schlaf umfieng den Greiſen,
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weiſen.

8.

Schmied's Liebchen.

Wenn mein Schatz den Hammer ſchwingt,
Alles hell im Thal erklingt,

Und ſein feurig Auge blitzt,
Wie das Eiſen Funken ſpritzt;

Liebſter Schmied, mein liebſter Schmied,
Komm und ſing' mir auch ein Lied!

Schau, die Sonne geht zur Ruh,
Schließe nun die Schmiede zu!

Komm und trink den kühlen Wein,
Deine Liebſte ſchenkt dir ein.

Laß den Ambos und das Erz,
Horch an deiner Liebſten Herz!

Horch, da drinnen ohne Ruh'
Pocht ein Hammer immer zu;

Wenn dein Herz an meinem ruht,
Pocht es friſch in heller Glut.

Laß uns Aug' in Auge ſeh'n,
Vor die rechte Schmiede geh'n.

Du biſt meines Glückes Schmied,
Komm und ſing mir auch ein Lied!

O wie brennt's in voller Glut,
Wenn dein Herz an meinem ruht!

9.

Gib Acht!

Die ſchöne junge Müllerin
Die kommt mir nimmer aus dem Sinn.
Einſt ging ich an dem Mühlenbach,
Da rief ſie mir ſo ſchelmiſch nach:
„Gib Acht! gib Acht!
Du fällſt gewiß in Bach!“

Und immer wandl' ich jenen Weg,
Da winkt ſie mir vom Mühlenſteg,
Und um und um das Rad ſich dreht,
Und der Verſtand mir ſtille ſteht:
Gib Acht! gib Acht!
Dein Köpflein wird verdreht!

Das Mühlenrädchen klappert ſehr,
Das Müllermädchen plappert ſehr;
Und fall' ich ihr mit Küſſen drein,
So ruft das loſe Mägdelein:
„Gib Acht! gib Acht!
Willſt du gepudert ſeyn?“

10.

Zwei Bildchen.

Ein Fräulein geht ſpatzieren ganz funkelnd voll Geſchmeid,
Ganz nach der letzten Mode im bunten Flitterkleid;
Sie macht ſo zarte Schrittlein behutſam und genau,
Und fürchtet naß zu werden von jedem Tropfen Thau.

Ein Mägdlein geht ſpatzieren durch Wald und Wieſenplan,
In einem weißen Kleidchen, braucht kein Geſchmeide dran;
Vor ihrem Liebreiz ſcheinen die reichſten Fräulein arm,
Wie ſchmiegt ſie ſich ſo innig an ihres Buhlen Arm!

Das ſind verſchiedne Bildchen, und was bedeuten ſie?
Es iſt Gelehrtenſtuben- und Volkes-Poeſie.

August Schnezler.

Coblenz, 1836.
Druck und Papier von Wilh. Mainzer.

Rheinlands-Album.

Herausgegeben

von

Ferdinand Freiligrath.

Zum Besten der Ruine.

Köln am Rhein.
M. DuMont-Schauberg.
1840.

G.R. BIBL. z. WEIMAR.

Der erhabenen

Besitzerin der Ruine Rolandseck,

Marianne,

Prinzessin Wilhelm von Preussen

Königlichen Hoheit,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Baurede.

Juli 1840.

Nun, Meiſter und Geſelle,
Verlaſſt mir das Gerüſt!
Legt ab nun Schurz und Kelle,
Ruht aus zu dieſer Friſt!
Umſonſt nicht kam geflogen
So mancher gute Stein:
Vollendet ſteht der Bogen,
Und ſpiegelt ſich im Rhein!

Hinunter nun die Stangen,
Die ſchlank den Bau umſtehn!
Ich hab' ein groſs Verlangen,
Die Trümmer frei zu ſehn!
Frei ſoll ſie ſtehn und ragen
Und ſteigen himmelan,
Damit ſie laut es ſagen
Und es bezeugen kann:

„Es fuhr durch meine Reſte
Der Sturm der Winternacht;
Da ſank an mir das Beſte:
Des Bogens alte Pracht.
Der keck von einer Strebe
Zur andern überſprang,
Anſchnob durch Buſch und Rebe
Der Nordwind ihn: — er ſank!

„Da kam des Wegs ein Wandrer,
Ein dreiſt Poetenblut.
Der ſprach: Hier ſchweig' ein Andrer,
Hier heißt es: laut und gut!
Hier heißt es: gib den Winden
Ein friſch, ein fliegend Blatt;
Es wird den Weg ſchon finden,
Wen es zu fliegen hat! —

„Und friſch und laut und brauſend
Erhub ſein Lied ſich gleich:
Das war von vielen tauſend
Sein jüngſter dummer Streich!
Er warf mit dreiſten Würfen
Durchs Rheinland ſein Gedicht;
Nach Mögen und nach Dürfen
Frug er im Eifer nicht.

„Er dacht' in ſeinem Sinne:
Der Berg iſt herrenlos;
Um Roland's graue Zinne,
Da wuchert Kraut und Moos.
Bald wird ſie ganz zerbröckeln,
Wenn du ſie nicht verjüngſt,
Wenn aus des Volkes Seckeln
Du keinen Mörtel ſingſt!

„Des Volkes iſt die Sage,
Es gab das Volk ſie kund;
Drum, Roland's Segen, rage
Durch Volk und Dichtermund!
O Freude ſonder Gleichen,
O Freude ſeltner Art,
Wenn ſo ihr Mal und Zeichen
Die Sage ſich bewahrt! —

„So waren ſeine Träume,
Und ſo war ſein Geſchick:
Auswarf er ſeine Keime,
Goldregen kam zurück;
Von Dank und Gruß und Spende
Scholl weit das Land umher,
Des Gebens war kein Ende,
Sein Helm blieb nimmer leer.

„Und Alles war zur Stelle,
An Mörtel fehlt' es nicht,
Bereit ſchon lag die Kelle —
Da ſcholl ein dumpf Gerücht:
Du treibſt uns ſchöne Sachen,
Schütt' uns nur deine Truh'!
Für Roland's Burg zu wachen,
Steht einer Fürſtin zu!

„So war's! — der Dreiſt' und Frohe,
Er trieb es allzu keck!
Sein Lied vergaß die hohe
Burgfrau von Rolandseck.
Doch die, als er nun ſchüchtern
Bereute, ſprach ein Wort:
Begeiſtrung ziemt euch Dichtern,
Steh auf und baue fort!

„Du mit des Rheines Spenden
Vollende friſch dein Werk!
Ein andres zu vollenden,
Mir ſei es Augenmerk!
Ich laſſe gern mir ſchenken,
Was ihr dem Ritter ſchafft;
Ich will indeß gedenken
Im Thal der Burgmannſchaft!

„Am Fuß von Roland's Berge,
Da wohnt ein arm Geſchlecht,
Schiffsziehr nur und Ferge,
Bootsknecht und Ackerknecht.
Der Schul' am Ufer gerne
Aufſchließ' ich meine Truh',
Daß man vom Roland lerne,
Und Anderes dazu! —

„Da hoben ſich die Stangen,
Da ſchaffte Fuß und Hand!
So iſt es zugegangen,
Daß neu ich auferſtand!
Der Tuffſtein zum Baſalte —
So ſtieg ich ſchroff und rauh;
Mit Riß und Mauerſpalte
Beherrſch' ich neu den Gau.

„Und ſo nun iſt geſchlichtet,
Was ein poetiſch Blut
Vorwitzig angerichtet
In Haſt und Eifermuth.
Gelegt iſt jede Irrung
Um Roland's morſches Thor;
Aus Unruh' und Verwirrung
Ging Herrliches hervor!" —

So ſoll die Trümmer zeugen,
Mit Epheu grün umwebt;
Soll auf das Schulhaus zeigen,
Das bald im Thal ſich hebt!
Hinab drum mit den Stangen,
Die ſchlank den Bau umſtehn!
Es faßt mich ein Verlangen,
Den Bogen frei zu ſehn!

Doch, Meiſter und Geſelle,
Nicht eher vom Gerüſt,
Als bis auf hoher Stelle
Ein Spruch geſprochen iſt!
Die Gläſer hebt, die Kannen,
Drei Worte ſind genug:
„Das Rheinland Mariannen!“
Das iſt der Zimmerſpruch!

Vorwort.

Wer den Aufruf und die Taufrede gelesen hat, kennt die Geschichte des eingestürzten und wieder aufgerichteten Schwibbogens der Ruine Rolandseck. Nichts desto weniger, um ein- für allemal sämmtlichen Mißverständnissen zu begegnen, die über die Sache im Publicum obgeschwebt haben und vielleicht noch obschweben, scheint mir eine kurze Darstellung des Hergangs in ehrlicher Prosa wünschenswerth. Lesern, die dem Rheine fern wohnen, ist sie's möglicher Weise doppelt.

Die Sache verhält sich so: Der Bogen stürzte in der stürmischen Nacht vom 28. auf den 29. December v. J. ein, und mit ihm verschwand einer der Anhaltspuncte an die schönste und innigste Sage des Rheines. Das poetische Moment des Ereignisses ergriff mich, und ohne lange zu überlegen, ob die Ruine nicht vielleicht Privateigenthum sei, ließ ich meinen Aufruf zur Wiederherstellung der Trümmer in Nr. 12 der diesjährigen Kölnischen Zeitung abdrucken. Der Erfolg übertraf meine Erwartung. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen

mir Beifall zu, und unbekannte ſchöne Hände ſogar verſchmähten es nicht, den Helm des „Rolandsknappen" mit Kranz und Band zu ſchmücken, oder buntgeſtickte Seckel an ſein Wehrgehenk zu befeſtigen. Ich kam mir vor wie der ſiegende Troubadour eines Blumenſpiels, ich war ſehr glücklich.

Da erfuhr ich plötzlich, die Ruine ſei ein Privatbeſitzthum der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen Königlichen Hoheit, und nun verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich meine Sammlung einſtellte und der hohen Frau, in deren Eigenthumsrechte ich mir unwiſſend einen Eingriff erlaubt hatte, den weitern Verlauf der Sache anheimgab. Und auch hier war mir das Glück günſtiger, als meine Voreiligkeit es verdient hatte. Der huldvolle Endbeſchluß Ihrer Königlichen Hoheit fiel dahin aus, daß es mir erlaubt ſei, den Bogen mit den eingegangenen Beiträgen wieder aufzurichten, wogegen ſich die juſt im Bau begriffene Schule des benachbarten Dörfchens Rolandswerth der Gabe eines anſehnlichen Dotirungsfonds Seitens Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen haben ſolle, — Letzteres, damit doch auch die Beſitzerin der Ruine Gelegenheit habe, ihre Anhänglichkeit an „ihr liebes Rolandseck" irgendwie werkthätig an den Tag zu legen.

So war denn Alles gut, und Mehr und Beſſeres war aus meinem unbedachten Eifer hervorgegangen, als ich's mir je hätte träumen laſſen. Mit den Arbeiten am Bo-

gen wurde unverzüglich der Anfang gemacht. Herr Bauinſpector Zwirner, der treffliche Wiederherſteller des kölner Doms, hatte die Freundlichkeit, ihre Leitung zu übernehmen. Pfingſten begann der Bau, und heute iſt er ſo gut wie vollendet. Der Eindruck, den die Reſtauration macht, iſt durchweg ein würdiger, befriedigender. Die Streben, ſtellenweiſe nur verſtärkt, um die Wucht des neuen Bogens dauernder tragen zu können, ſind ganz die alten geblieben, und was den Bogen angeht, ſo iſt dieſer, zum größten Theil aus dem identiſchen Material des eingeſtürzten, in ſo trefflicher Weiſe ausgeführt worden, daß es nur des Regens und des Wetterſchlags einiger Jahre bedarf, um auch ein kundigeres Auge rückſichtlich ſeiner Entſtehungszeit irre zu führen. Ein minder kundiges überſieht ſchon jetzt den modernen Zuwachs. War ich doch ſelbſt vor ein paar Tagen Zeuge, wie eine junge Engländerin ſorgfältig ein Steinchen von der kaum gemauerten Verſtärkung des weſtlichen Pfeilers losbröckelte, es der älteren Gefährtin mit den Worten: „**I have a piece**!“ triumphirend vorwies, und es dann, wahrſcheinlich zum Mitnehmen über den Canal, wohl eingewickelt ihrem Reiſekörbchen anvertraute. Ich mußte lächeln, aber es war mir doch eine Freude. Es ſind ja nicht die Steine, es iſt ja nicht der Kalk und der Traß: die gerettete Form des Bogens, die Fenſterbrüſtung, die herabſieht auf Nonnenwerth — ſie ſind es, die die Sage feſthalten, die den Rahmen bilden für die bleiche, trauernde Geſtalt,

die den Ort geheiligt hat. Laßt nur noch ein paar Jahre durchs Land gehn. Sturm und Schnee und Schlossen, Moos und Epheu und Farrenkraut werden schon das Ihrige thun. Was gilt's, es wird der alte Bogen wieder, grau und ernst und von der Glorie des Alterthums umschimmert, wie weiland! Wer weiß, wie oft und aus wie gelehrtem Munde es einst noch schallen wird: „I have a piece!“ —

Soll ich noch ein Wort über die Entstehung dieses Büchleins hinzufügen? Es erscheint zum Besten der Ruine — das erklärt und entschuldigt! Dem Besteiger von Rolandseck ist es vielleicht kein unwillkommner Genoß, sonst macht es keine Ansprüche auf einen Werth, den es nicht hat. Die Auswahl war eine leichte Sache. Neu und interessant, auch für den ernsteren Forscher, dürfte übrigens die treffliche „Kritik der Sage“ sein, die mir ein gelehrter Freund eigens für die Zwecke des Albums zu schreiben die Gefälligkeit hatte. Ich bring' ihm öffentlich den herzlichsten Dank dafür!

Und einen gleichen nochmals allen freundlichen Spendern und Spenderinnen zum Werke auf Rolandseck!

Unkel, über Rolandseck, 31. Juli 1840.

F. Freiligrath.

Rolands-Album.

Rolandseck

von

August Kopisch.

Von Spanien kam die Kunde, wie jener Held von Stahl,
Roland, gefället worden im Thal von Roncesval.

Da nahm den frommen Schleier die schöne Hildegund,
Gelobte Gott die Seele mit todesbleichem Mund.

Doch bald viel andre Kunde sandt' aus der grüne Rhein:
Kein Schwert konnt' ihn besiegen, die Liebe nur allein!

Es ward die schärfste Lanze ihm durch das Herz gerannt,
Als Hildegund, die Schöne, er Gott vermählet fand!

Auf hohem Felsen thät er sich eine Klause baun,
Von da zu ihrem Kloster im Rhein hinab zu schaun.

Da scholl von grüner Insel der Nonnen Sang empor:
Die holde Stimme wähnt' er zu hören aus dem Chor.

Wie Blumenseim die Biene, sog er den süßen Schmerz.
Bis Minne ihm gebrochen das tapfre Heldenherz.

Roland, der treue Paladin,

von

Adelheid von Stolterfoth.

Von der Veſte ſchaut der Ritter
Starr hinab zum Gotteshauſe,
Wo in ihrer ſtillen Klauſe,
Leiſ' umrauſcht von Wind und Fluth,
Die Geliebte ſterbend ruht.

„Ritter Roland, wilder Reiter!
Willſt du nicht zu Roſſe ſteigen?
Möcht' dir meinen Falken zeigen,
Denn er iſt, wie keiner, kühn. —
Siehſt du dort den Reiher ziehn?"

„„Reit' allein hinab, mein Jäger,
Nimmer werd' ich mit dir gehen,
Nimmer deinen Falken ſehen —
Bring ein Eichenreis vom Wald,
Flinker Jäger, bring es bald.""

„Ritter Roland, guter Zecher!
Willst du nicht die Flasche leeren,
Einer schönen Maid zu Ehren?
Nimm den schäumenden Pokal,
Trink ihn aus mit einem Mal."

„„Trink allein, mein freyer Mundschenk,
Hab' kein holdes Lieb hienieden,
Was ich liebte, schläft in Frieden.
Nimm den Becher, er sei dein,
Nimmer trink' ich edlen Wein.""

„Ritter Roland, kühner Streiter!
Willst du nicht die Rüstung schauen,
Kampfespreis von süßen Frauen,
Und die Kette, schön und blank,
Deines Kaisers letzten Dank?"

„„Keine Rüstung, junger Knappe,
Keine Kette will ich haben,
Und ihr sollt mich nur begraben
Mit dem alten, starken Schwert,
Mit dem Schilde, gut und werth!""

„Ritter Roland, Liederkenner!
Soll ich nicht die Harfe ſchlagen?
Hab' ein Lied aus alten Tagen
Von der wilden Maurenſchlacht
Stolz zu deinem Ruhm gemacht."

„„Horch, o horch, getreuer Sänger!
Eine Glocke hör' ich ſchallen
Und den Grabgeſang verhallen — —
Sänger! ſing' das Schlachtenlied,
Deines Helden Seele flieht.""" —

Und ſo ſchläft der treue Roland
Ruhig ein im Abendglanze.
Aber mit dem Eichenkranze,
Hundertjähr'gem Baum geraubt,
Schmückt der Sänger ſtill ſein Haupt.

Rolandseck

von

K. Simrock.

(1840.)

Eine junge Gräfin, ein edler Held,
Sie ſchwuren ſich Lieb und Treu;
Er kam aus der Schlacht, er zog zu Feld:
Die Liebe war immer neu.

In Spanien ſtritt die fränkiſche Kraft,
O Roncesval, blutiges Thal!
Da fiel die Blüthe der Ritterſchaft,
Held Roland fiel da zumal.

„Nun Ade dir, Welt! dein ſüßer Gewinn
Betrüglich iſt er fürwahr!
Maria, himmliſche Königin,
Dir weih' ich mein goldenes Haar."

Das Kloſter beſchaut ſich mitten im Rhein,
Noch hallen die Glocken im Thal.
Da ſchallt ein Huf, wer mag es ſein?
Der Todte von Roncesval?

Nein, Roland ſelbſt, er leibt und lebt.
Ja, wärſt du, wäreſt du todt!
Denn wiſſe, daß ſie das Kloſter begräbt,
Die dir zu leben gebot.

„Und begräbt das Kloſter Schön Hiltigund,
So ſetz' ich mich hier auf den Stein
Und ſchaue zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloſter im Rhein."

Im Kloſter betete Hiltigund,
Held Roland ſaß auf dem Stein
Und ſchaute zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloſter im Rhein.

Kloſter Nonnenwerth

von

A. B.

1.

Es liegt ein Kloſter Nonnenwerth
Auf einem Werder im Rheine,
Die Nönnlein all ſind ehrenwerth,
Doch die Held Roland liebt und verehrt,
Iſt Hildegunde die Reine.

Lang' eh ſie dem Herrn ward angetraut,
Warb er um ihre Minne,
Doch, ach! die ſel'ge Gottesbraut,
Nie drang von irdiſcher Liebe ein Laut
Zu ihrem himmliſchen Sinne.

Und Roland ging und kühlte den Schmerz
Im Sarazenenblute.
Da brach ſein Schwert manch armes Herz,
Viel Zeugen ſendet' er höllenwärts
Von ſeinem grimmigen Muthe.

Und als er am heiligen Grabe ſtand,
Nicht ward ihm der Seele Frieden.
Es ragt eine ſtarre Felſenwand
Dem Kloſter genüber an Rheinesſtrand,
Da hofft er ſich Ruh' beſchieden.

Bald hängt ein mächtiges Ritterſchloß
Hoch über dem Adlerneſte,
Doch von der Warte zum Erdgeſchoß,
Da iſt nicht Thürmer, Knappe noch Roß,
Er hauſ't allein in der Veſte.

Dort blickt er hinüber und ſchaut und ſchaut
Hinab ins Kloſtergehege.
Und ſchimmert es weiß, er hofft und vertraut,
Es ſei die erſehnte Herzensbraut,
Die ſich im Garten bewege.

Und wenn die Glocke zum Hochamt läd't,
Und die Prieſter die Menge ſegnen,
Da beugt er ſein ſtolzes Knie und fleht,
Der Geliebten Geiſt doch im Gebet
Vor Gottes Stuhl zu begegnen.

Und als das ſiebente Jahr entſchwand,
Normannen ſtreifen und wüthen;
Schon liegen viel Kirchen in Schutt und Brand,
Und Roland ſammelt ein Heer im Land,
Das Kloſter im Thal zu behüten.

Stolz rückt er heran, was lichtet die Nacht?
Hell ſteht das Kloſter in Lohe.
Da blitzt ſein Schwert in grimmer Schlacht,
Und leuchtend in ernſter Siegespracht
Vertilgt die Heiden der Hohe.

Und löſcht die Flammen, und Beut' und Gut
Gibt er dem Heiligthum wieder.
Hildegund in ſeinen Armen ruht;
Er ſtellt ſie zurück in des Kloſters Hut,
Und ſinket verblutend nieder.

2.

Die Nonne wankt die Hallen entlang
Zu ihrer friedlichen Zelle.
Doch wie ſie tritt in den Säulengang,
Da zieht ſie des Herzens heißer Drang
Hinunter zur Kapelle.

Und vor Mariens Altarbild
Verſagen ihr die Glieder:
„O blicke nicht ſo gnädig und mild,
Ich kann's nicht tragen, nein, zürn' und ſchilt
Auf mich Verbrecherin nieder.

„Mein junges Herz, dir ſchlug es allein,
Zu dir war ſein Verlangen.
Es hing an deiner Glorie Schein,
Doch ſiehſt du's, blickſt du jetzt hinein,
In irdiſcher Liebe befangen.

„Wie durfte die eitle ſündige Gluth
Sich in dein Heiligthum wagen?
Er liebte mich, ich war ihm gut,
Doch ward ich auf der Wünſche Fluth
Zu dir emporgetragen.

„Du nahmſt mich auf; an deinem Altar,
Du Heilige, hab' ich geſchworen.
Doch ſeine Treue ſo manches Jahr,
Sein Harren und Dulden immerdar,
Sie gingen ihm nicht verloren.

„Mir bangte vor dir, von Tag zu Tag
Wuchs meines Buſens Pochen.
Heut', als ich im Arm des Retters lag,
Da fühlt' ich an meines Herzens Schlag,
Daß ich den Schwur gebrochen.

„Nun ſtrafe, du Reine, die Sünderin,
So ſchützt ſie das Grab vor Verderben.
Den Leib ertödte, den Geiſt nimm hin,
Und laß ihn, Himmelskönigin,
Das ewige Leben erwerben."

So fleht ſie, und ſieh, es neigt ſich das Bild,
Als wolle ſie's nicht verſagen.
Da wird der Ritter mit Panzer und Schild
Aus Wunden lächelnd, heiter und mild
Zur Kloſtergruft getragen.

„So hat er vollendet und iſt im Streit
Für Gottes Kirche geblieben!
Es öffnen des Himmels Pforten ſich weit,
Schon iſt er den Scharen der Engel gereiht, —
Die Engel darf ich lieben.

„Dank, Heilige, dir, es hat dein Flehn
Mein Herz von Sünden gereinigt.
Nun wag' ich's wieder emporzuſehn,
Und darf mich bald mit ihm ergehn,
Den himmliſchen Chören geeinigt."

Und Nacht umfängt ſie, und hell und klar
Durchlodern ſie roſige Flammen.
Maria ſteigt herab vom Altar,
Bringt ſie dem ſeligen Freunde dar;
Dort wandeln ſie ewig zuſammen.

Nonnenwerth

von

Agnes Franz.

Freistatt der Ruh', du stille Klostermauer,
Von hoher Linden dunklem Kranz umstrickt,
Du lichter Stern, auf den in Wonn' und Trauer
Einst hoffnungslose Sehnsucht hingeblickt;

Und du, o Rolandseck, des graue Zinne
Von jenes Ufers Felsen niederschaut,
Unsterblich durch die Sage treuer Minne,
Wie durch die Hand, die trauernd dich erbaut,

Denkmäler frommer Liebe, aufgerichtet
Im Schooße der erhabensten Natur,
Schwermüthig ernst, und doch so hold gelichtet
Durch ferner Tage abendhelle Spur;

Die Zeit, die Felsen um euch her verheerte,
Die auf der Siebenberge grauem Haupt
Der hohen Wolkenburgen Pracht zerstörte,
Und ihres Ruhmes Kunde uns geraubt:

Sie ging vorbei mit ſchonend leiſem Schritte
An eures Ufers friedlicher Geſtalt,
An dieſem Lindenhain, aus deſſen Mitte
Der Himmelsbräute frommes Lied geſchallt.

Und ſtürzte auch die Rolandsburg in Trümmer,
Ein Pfeiler blieb, den willig ſie vergaß,
Es iſt das Fenſter, wo im Morgenſchimmer
Als Leiche noch der treue Ritter ſaß.

So wahrt die Zeit ſelbſt liebend noch die Sage,
O Nonnenwerth, die deinen Reiz erhöht,
So pflegt ſie an dem morſchen Sarkophage
Der Lieb' ein Lorbeerreis, das nie vergeht.

Rolandseck und Nonnenwerth

von

Thomas Arens.

Auf allen Bergen angefacht
Glühn Freudenfeuer durch die Nacht.
Aus allen Thälern schallt Gesang,
Musik und lauter Jubelklang.
Die Erde will noch nicht zur Ruh',
Der Himmel lächelt mild dazu.
Er lieget in durchsicht'ger Pracht
Und feiert mit Johannisnacht.

Die Freunde sind so laut. So stumm
Bin ich, sie schelten mich darum.
O könnt' ich mit die Becher schwingen,
Wie ihr, von Wein und Liebe singen!
Doch euer Lied von Lieb' und Treu',
Mir macht es alte Schmerzen neu.
Ich reiß' aus euerm Kreis mich los —
Was soll der Ernst in eurer Mitten? —
O heil'ge Nacht, in deinen Schooß
Den tiefen Kummer auszuschütten.

Zu des Vergeſſens Meeren trag'
Du ihn hinab in duft'ger Decke,
Auf daß verjüngt der neue Tag
Zu neuem Sein mich auferwecke.
Der Ort iſt heilig, wo ich ſteh',
Die Liebe iſt es, die ihn weihte.
Und jeder Stein, den ich beſchreite,
Spricht mir von Lieb' und Liebesweh.
Vom ſtolzen Bau iſt keine Spur,
Den dieſer Berg getragen weiland,
Ein Fenſterbogen ſchauet nur
Einſam hinaus nach jenem Eiland.
Der Bogen iſt's, wo nimmer müde
Hinausgelehnet einſt der Ritter,
Hinhorchend nach dem frommen Liede,
Hinſchauend nach dem ſtillen Gitter.
Ich ſchau' hinaus, wie er geſchaut,
Es fließt der Rhein, wie ehedem,
Es klingt die Inſel, überthaut
Vom Mondenſchein, wie ehedem.
Die Sterne ziehen abendwärts
In goldner Zier, wie ehedem.

Mir iſt es, wie dir ehedem,
Das iſt der alte Liebesſchmerz!

Zwei Sterne über meinem Haupt
Seh' blinkend ich die Lichter tauſchen,
Den Buchenwald, der mich umlaubt,
Hör' ich von alten Liedern rauſchen,
Dann weht vom Kloſter her ein Klang,
Wie Orgelton und Chorgeſang —
Ich will bald hier-, bald dorthin lauſchen.

1.

Ins Land hinaus der Thurmwart ſingt:
Willkommen, Tag!
Und von der Veſte drüben klingt
Es luſtig nach.
Das iſt Trompetenruf zum Streit,
Schon bäumt das Roß,
Der Ritter greift zum Panzerkleid
Und winkt dem Troß.
Ihn ruft's zu neuem Strauß,
Zu neuem Ruhm hinaus.

Mir klingt das Klosterglöckelein
So tief, so tief ins Herz hinein.

Wohl weckte längst nicht mehr mich auf
Trompetenschall,
Die Rüstung hängt am Säulenknauf
In öder Hall'.
Der Schiffer zieht sein Boot hinaus
Die Fluth des Rheins,
Sein Tagwerk rufet Jedermann,
Mich rufet meins —
Und hab' ich einen Laut
Erhorchet und erschaut,
Ein Bild gleich eines Engels Bild,
Dann ist mein Tagewerk erfüllt.

2.

Des Tages, da ich den Schleier nahm
Und mir die Locken fielen ab,
Da war es mir so wundersam,
Als legten sie mich todt ins Grab.
Gestorben sei mein Liebster, kam die Kunde,
Da starb auch ich an solcher Todeswunde.

Mir war so still, so märtyrhaft,
Der Welt war ich geworden quitt;
Der Heil'gen dacht' ich immerdar,
Und an den Liebsten dacht' ich mit.

Und Abends stand ich am Fensterrand,
Und Morgens bei dem ersten Schein,
Und sah zur Burg, die einsam stand,
Und in das tiefe Blau hinein.
Und als ich einst den Blick empor gehoben,
Da sah ich ihn lebendig sitzen droben.
Lebendig! Herschaun unverwandt,
Da lebt' ich auf. Da wurd' ich wach,
Des Liebsten dacht' ich immerdar
Und keines Heil'gen mehr hernach.

Bei ihm, der da droben winkt und schaut,
Bei ihm ist Herz, Gedank' und Blick.
O weh, ich bin des Himmels Braut,
Und er, der Liebste, kehrt zurück!
Tags sing' ich mit den Schwestern im Vereine,
Nachts sitz' ich in der Zell' am Fenster und weine.

Umsonst. Nicht löset sich der Bann,
Ich klammre mich um todten Stein,
Die Locken wachsen nicht mehr an,
Und lebend schließt das Grab mich ein.

3.

Wär' mir's einmal nur vergönnt,
Daß ich dich umfassen könnt'!
Einmal Alles zu vergessen,
Alle Sehnsucht auszupressen,
Ach, in einen langen Kuß,
Einen heißen Thränenguß!
Und die Thränen von den Wangen
Küßt' ich wieder; stumm umfangen
Wollt' an dir ich sprachlos hangen.
Oder sonnen nur einmal
Mich an deines Auges Strahl,
In die lichten, selig blauen
Tiefen tief hinab mich schauen.
Bind' und Schleier nicht geregt,
Der um Haupt und Brust sich legt.
Nonne, dein Gelübde ehr' ich,

Nur das Aug', das Aug' begehr' ich,
Schaut' ich das, o ſehend wär' ich!

Oder lauſchen möcht' ich ſtets
Nur dem Murmeln des Gebets,
Ob nicht durch die heil'gen Klänge
Heimlich ſich ein Namen dränge.
Ach, ich prieſe mein Geſchick,
Könnte dir mein ſtarrer Blick
Folgen von der fernen Stelle
In den niedern Raum der Zelle,
In das Dunkel der Kapelle.

Doch, wie klein ich's auch begehrt,
Nicht das Kleinſte iſt gewährt.
Lange Stunden, lange Tage
Harr' ich nun am Fels und trage
Meinen Blick in heißer Gier,
Dem Gefangnen gleich, zu dir.
Doch dein Antlitz iſt mir ferne!
So am Himmel ſtehn die Sterne
Ewig leuchtend, ewig ferne.

Schon erklang der Glocken Erz,
Schärfe, Blick, dich — ſtill, o Herz!
Lange Reihen ſeh' ich wallen,
Eine ſuch' ich unter Allen.
Sie, die Letzte in dem Chor,
Wendet ſcheu das Aug' empor,
Betet nun am Monumente.
Wer mir's einmal nur vergönnte,
Daß ich ſie umfaſſen könnte!

4.

Chorgeſang.

O Geiſtbeſchattete, o Gottgeweihte!
Mit deiner Hand, die ihn umfangen,
Der Lippe, die an ihm gehangen,
Der Demuth, die ihn einſt empfangen,
Bitte für uns, Maria!

(Eine Stimme.)

„Auch du haſt einſt geliebt, Gebenedeite,
Da iſt mein Herz, o ſiehe, ſiehe!"
Als du ihn ſahſt, durchſtochen ſeine Seite,

Durchgraben ſeiner Hände Mitten,
Da ward auch dir das Herz durchſchnitten:
Bei jener Pein, die du gelitten,
Bitte für uns, Maria!

„Auch du haſt einſt geliebt, Gebenedeite,
Da iſt mein Herz, o ſiehe, ſiehe!"

Verklärt durchwandelſt du des Himmels Weite
Und throneſt auf der Wolken Throne,
Ach, rechte nicht mit uns! Verſchone!
Bei deinem Herrn und deinem Sohne
Bitte für uns, Maria!

„Auch du haſt einſt geliebt, Gebenedeite,
Da iſt mein Herz, o ſiehe, ſiehe!"

5.

Nebel ziehen um der Berge Seiten,
Und ſeine Strahlen läßt der Mond entlang die Wellen gleiten.
Geſtalten formet Licht und Duft,
Hell liegt Kloſter, Berg und Luft.
Ich denke alter Zeiten.

Denke Schlachten, Kreuzesbanner fliegen,
Ich seh', wie einst, o heil'ge Stadt, dich silbern vor mir liegen —
Aus dichtem Kampfgewühle wehn
Helmbusch, Turban, Rossesmähn',
Die Kreuzstandarten siegen. —

Und dann seh' ich der Moskeen Zinnen,
Wo kühle Haine ringsum wehn, wo Wasserbäche rinnen —
Und dann ist Alles Wüstensand,
Endlos Dunkel ausgespannt.
Zwo Palmen stehn darinnen —

Mann und Weib, die sich in Liebe gatten,
Er beut dem Gast ein kühles Dach, sie süße Frucht dem Matten.
Da weht ein Sturm heran mit Macht,
Beugt ihr Haupt, sie schwankt, sie kracht,
Sie stirbt in seinem Schatten.

Einſam ſteht er nun. Vor bitterm Leide
Verzehrt im Innern ſich das Mark, erbleicht des Haupts
Geſchmeide.
Ich bin der Stamm, der einſam ſteht,
Du vom Winde umgeweht —
Langſam hinſterbend Beide.

6.

Luſtig ſtehn des Gartens Beete,
Meines liegt verwachſen ganz.
Was ſoll mir der Schmuck? Ich bete
An dem todten Roſenkranz.
Von der Liebe
Sang ich froh vordem,
Jetzo ſing' ich dumpf und trübe
Unſrer Liebe Requiem.

Aber vom Breviere gleiten,
Ach, zu ihm die Blicke hin,
Und in alte Minnezeiten
Drängt ſich der beklommne Sinn.

Süßes Bangen,
Luſt, zu hoch, zu tief,
Wann mich ſeine Arm' umſchlangen,
Wann im Schooß ich ihm entſchlief.

Seine Wangen ſind geblichen,
Und das Haar ergraute ſchnell.
Reiz und Jugend iſt entwichen,
Nur das Auge glänzt ſo hell.
Ach, ich mache
Dir die Wange bleich,
Ich das Auge hell — ich lache,
Und ich weine doch zugleich.

Wellen, die ihr drunten fließet,
Habt ein Eiland ſchon umſpült,
Eine Jungfrau ſchon gegrüßet,
Die mit Waſſerlilien ſpielt;
Die im Schleier
Nächtlich Lieder ſingt,
Daß vom Wunderton dem Freier
In der Bruſt das Herz zerſpringt;

Die mit ihrem Blick, dem bleichen,
In ſein glüh'ndes Auge ſieht,
Bis ihm Wang' und Aug' erbleichen,
Leben ihm und Reiz entflieht.
Weiter ſpielet
Wohl die böſe Fei.
Ach, der gleiche Schmerz durchwühlet
Stets die bleiche Lorelei.

7.

Schwer iſt mein Auge, dennoch wacht's gewaltſam,
Kein Schlaf umfängt die müden Glieder.
Es treibt mich auf vom Lager unaufhaltſam,
An meine Fenſterbrüſtung wieder.
Der Liebesdrang ſchläft ewig nicht,
Und in die Finſterniß ſchau' ich, als ſei ſie licht.

Nicht ſeh' ich drüben Burg und Felſen ragen,
Noch weithin Berg an Berg ſich fügen;
Wo dumpf die Fluthen an das Ufer ſchlagen,
Da muß die Inſel grünend liegen.
Da iſt mein Kloſter, wo es ſchimmert
Vom Schein der ew'gen Lampe, die am Fenſter flimmert.

Es liegt mein Leben vor mir, will mir deuchten,
Wie dieſe Nacht ſo ſchwer und trübe.
Nur eine ew'ge Lampe ſeh' ich leuchten,
In deinen Augen deine Liebe.
Erlöſche dieſes Licht, dann wär'
Ein wüſtes, ſchweres, ew'ges Dunkel um mich her.

8.

Das Todtenglöckchen hört' ich ſchlagen
Im Traum. Wohl weiß ich, wem es galt.
Die wir zuletzt zur Gruft getragen,
Sah ich in engliſcher Geſtalt.
Zur Gruft tragt ihr mich bald,
Mich in der Jugend frühen Tagen,
Sie ſtarb, des Lebens ſatt und alt.

Ich habe viel geliebt. Vergeben
Sei viel mir, wie der Sünderin.
Vor deinem Blick liegt, Herr, mein Leben,
Zu deinen Füßen ſink' ich hin
Mit Thrän' und Kuß und Liebesſinn.
O eile du, mich zu erheben,
Sprich du: In Frieden gehe hin!

Ans Fenſter tragt mich, daß die laue
Lenzluft mir warm ins Antlitz weh',
Daß ich noch einmal in das blaue
Geliebte Freundesauge ſeh'.
Wie löſ't ſich alles Weh...
Grabt ſo das Grab, daß ich ihn ſchaue,
Ihn ſchaue, wenn ich auferſteh'.

(Chor.)

Die hier zu deines Hauſes Thür gekommen,
Ihr öffne, Heil'ge, nun des Himmels Thür.
Die der Entſagung Schleier hat genommen,
Gib ihr der Ehren Krone nun dafür.
Dem Staub gehört der Leib, die Seele dir.
Es beten für die ihre heut' die Frommen,
Für welche beten ſie zuerſt nach ihr?

V.

Daß ich Falkenaugen hätte,
Daß die Sonne lichter wäre!
Bange Pein! — Qualvolle Stätte,
Hinzuſtarren in das Leere!

Zieht der Zug in die Kapelle, ha, wie zählt,
Ha, wie forſcht das Auge! Alle ſeh' ich,
Nur die Eine nicht; vergebens ſpäh' ich,
Die ich ſuche, weh, ſie fehlt!

Glockenton! — Sie nahen leiſe,
Eine Todte — Todeslieder!
Wind und Fluth tönt dumpfe Weiſe,
Keine fehlt, ich ſeh' ſie wieder.
Sie iſt todt; wie bin ich reich und arm zugleich,
Frei und leicht: ſelig hab' ich ſie wieder!
Nicht zur Erde ſchau' ich mehr hernieder,
In des Himmels goldnes Reich.

Neue Grabgeſänge ſchallen,
In die Gruft werd' ich getragen.
Pfeiler, Thürm' und Mauern fallen,
Ueberwachſ'ne Trümmer ragen.
Unter Reben ſind die Gräber ungekannt,
Raſtlos, gleich dem Strome, fliehn die Zeiten,
Doch ich wandle durch des Himmels Weiten
Mit ihr, ſelig, Hand in Hand.

Die Nonne

von

Ludwig Uhland.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O, wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſein,
Und Engel darf ich lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand in lichtem Scheine:
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh',
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Die Nonne.

(Volkslied.)

Stand ich auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein,
Ein Schifflein sah ich schweben,
Drei Grafen tranken drein.

Der jüngste von den Grafen
Hub auf sein römisch Glas,
Thät mir damit zuwinken:
„Feinslieb, ich bring' dir das.“ —

„Was thuſt du mir zutrinken
Kühlen Wein aus einem Glas?
Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf.“ —

„Ei Jungfrau, wärt ihr ein wenig reich,
Wärt ihr ein edler Zweig,
Fürwahr, ich wollt' euch nehmen,
Wär'n wir einander gleich.“ —

„Und ob ich schon nicht reiche bin,
Aller Ehren bin ich voll.
Mein Ehr will ich behalten
Bis daß meins Gleichen kommt.“ —

„Kommt aber deines Gleichen nicht,
Was fängst du darnach an?“ —
„Darnach geh' ich ins Kloster,
Zu werden eine Nonn'.“

Des Nachts wohl um die halbe Nacht,
Da träumt es dem Grafen so schwer,
Wie daß sein herzallerliebster Schatz
Ins Kloster gangen wär.

„Steh auf, steh auf, lieber Reitknecht mein,
Satt!' mir und dir zwei Pferd,
Wir wollen zum Kloster reiten,
Der Weg ist reitenswerth.“

Und als er vor das Kloster kam,
Ans Thor da klopft er an:
„Gebt raus die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an.“

„Keine Nonn' iſt angekommen,
Keine Nonne kommt heraus." —
„So wollen wir das Kloſter anſtecken,
Das ſchöne Gotteshaus." —

Da kam ſie hergeſchritten,
Schneeweiß war ſie gekleidt:
„Mein Haar iſt abgeſchnitten,
Leb wohl in Ewigkeit."

Der Graf entſetzt ſich in der Still',
Saß da auf einem Stein;
Er weint die hellen Thränen,
Konnt' ſich nicht wieder freun.

Sie bot ihm wohl zu trinken,
Zu trinken aus dem Glas,
Das Glas thät ihm zerſpringen,
Zerſpringen auch ſein Herz.

Mit ihren weißen Händen
Grub ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraunen Augen
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihrer hellen Stimme
Sang ſie den Grabgeſang,
Mit ihrer ſchönen Zunge
Schlug ſie den Glockenklang.

So geht's den Junggeſellen,
Die trachten nach großem Gut,
Sie hätten gern ſchöne Weiber,
Sind aber nicht reich genug.

Roland

von

Wilhelm von Waldbrühl.

Der Jüngling kam aus dem heiligen Krieg,
Wollt' grüßen nun ſein ſchönes Lieb,
Dem er treu angelobt die Hand,
Dem treu er überall beſtand.

Er geht und pocht ans hohe Thor;
Der Pförtner ſprach: Wer ſteht davor?
Der Rechte iſt es, ſprach er laut,
Er kommt für ſeine junge Braut. —

Die Braut, ſo ihr zu ſuchen kommt,
Iſt drinnen nicht, die Jungfrau fromm.
Im Kloſter drüben iſt ſie geweiht
Zum Dienſt des Herrn in Ewigkeit. —

Ich wollt' ihr geben meine Hand,
Ich wollt' ihr geben mein Herz zum Pfand,
Ich wollt' ihr geben meine Kron'
Und Land und Leute ihr zu Lohn. —

Dein Land und Leut' und deine Kron'
Sind mir zu viel, mein Königsſohn,
Der Fürſtin bring ſie unverzagt
Und bring ſie nicht der niedern Magd.

Mir iſt geſchoren ſchon das Haar,
Du ziehſt zu deinem Schloſſe klar,
Ich bleibe hier dem Herrn geweiht
Und bete für dich in Ewigkeit. —

Ich meint', ich wär' ſo hoch und reich,
Hab' Alles verloren hier zugleich.
Drum will ich bleiben an dieſem Ort
Und Trauer tragen immerfort.

Nonnenwerth

von

Nicolaus Delius.

I.

Zu Nonnenwerth im Rheine erhebt ſich der Geſang,
Der aus der Nonnen Munde allabendlich erklang,
Die Stimmen gottgeweihter Jungfrauen, hell und klar,
Die drangen in die Ferne, ſo weit und wunderbar.

Und droben auf dem Felſen, dem ſchroffen Rolandseck,
Da ſaß der edle Ritter, der Saracenen Schreck;
Da lauſcht' er dem Geſange, der aus dem Thal erſcholl,
Bis daß beim holden Klange das arme Herz ihm ſchwoll.

Und eine Stimm' vor allen, die aus dem Chor ſich hob,
War's, die mit ſüßen Banden des Helden Herz umwob;
Nie mehr zu blut'gen Fehden ſtieg er ins Thal hinab.
Dem Sang nur mocht' er lauſchen da droben bis ans Grab.

II.

Zu Nonnenwerth im Rheine erhebt ſich der Geſang
Von zechenden Studenten bei muntrem Becherklang,
Die klingen und die ſingen im alten Kloſterſaal,
Und die Flaſchen und Gläſer blinken im Abendſonnenſtrahl.

Und droben auf den Trümmern von Roland's ſtolzem Bau,
Da ſtand mit ihrem Gatten die ſchönſte Britenfrau:
Mylord beſchaut die Gegend, hat bald daran genug;
Mylady zeichnet die Inſel ins zierliche Reiſebuch.

Drauf ſtieg vom Berg hernieder ins Wirthshaus das engliſche Paar.
Mylord ging bald zu Bette, ſo ſchläfrig wie er war,
Doch ſeiner ſchönen Gattin ward drum die Zeit nicht lang:
Die lauſchte ſtill am Fenſter dem ſchallenden Geſang.

Und arg und ärger tobte da drüben der Saus und Braus,
Und ſpäter ward's und ſpäter, noch lehnt ſie zum Fenſter hinaus;
Von nie empfundner Sehnſucht ihr ſüßes Herz entbrennt,
Und leiſe, leiſe ſeufzt ſie: „O, wär' ich ein Student!"

THE BRAVE ROLAND.

BY TH. CAMPBELL.

The brave Roland! — the brave Roland! —
False tidings reached the Rhenish strand
That he had fallen in fight;
And thy faithful bosom swooned with pain,
O loveliest maiden of Allémayne!
For the loss of thine own true knight.

But why so rash has she ta'en the veil,
In yon Nonnenwerder's cloister pale?
For her vow had scarce been sworn,
And the fatal mantle o'er her flung,
When the Drachenfels to a trumpet rung —
'Twas her own dear warrior's horn.

Woe! woe! each heart shall bleed — shall break!
She would have hung upon his neck,
Had he come but yester-even;
And he had clasped those peerless charms
That shall never, never fill his arms,
Or meet him but in heaven.

Roland der Held.

Nach Thom. Campbell von Ferd. Freiligrath.

Roland der Held! — Roland der Held! —
Falſche Zeitung, daß er fiel im Feld,
Schlug an des Rheines Strand;
Da erlag dein treues Herz in Pein,
O du Schönſte auf und ab am Rhein,
O du Schönſte rings im Land!

Und den Schleier nahm ſie unverweilt,
Wo am Werth der Strom vorübereilt; —
O zu raſch! — bald klirrt ein Sporn! —
Umſonſt! — der Schwur und die Locke fällt,
Als am Drachenfels die Trompete gellt —
Ihres Ritters luſtiges Horn!

O, nun bricht ihr Herz, von Gram verzehrt;
Und wär' er geſtern heimgekehrt,
Sie hätt' ihn glühend geküßt;
Und die Reize hätten ihn all' beglückt,
Die er nimmer, nimmer ans Herz nun drückt —
Wenn es nicht im Himmel iſt!

Yet Roland the brave — Roland the true —
He could not bid that spot adieu;
It was dear still'midst his woes;
For he loved to breathe the neighbouring air,
And to think she blessed him in her prayer,
When the Hallelujah rose.

There's yet one window of that pile
Which he built above the Nun's green isle;
Thence sad and oft looked he
(When the chant and organ sounded slow)
On the mansion of his love below,
For herself he might not see.

She died! — He sought the battle-plain;
Her image filled his dying brain,
When he fell and wished to fall:
And her name was in his latest sigh,
When Roland, the flower of chivalry,
Expired at Roncevall.

Doch der Ritter treu, und der Ritter kühn,
Er ſitzt ab, er kann nicht von dannen ziehn,
Es hält ihn mit Gewalt.
Er will athmen nur, wo ihr Athem weht,
Wo für ihn auch aufſteigt ihr Gebet,
Wenn das Hallelujah ſchallt!

Noch ein Fenſter hebt ſich, längſt ergraut,
Von dem Schloſſe, das er ſich gebaut,
Wo der Rhein am Werth ſich bricht.
Dort zu Mettenklang und Orgelbraus
Sah er nieder auf der Liebſten Haus,
Doch ſie ſelber ſah er nicht.

Sie ſtarb! — Er ritt ins Schlachtgefild;
Vor ſein ſterbend Hirn noch trat ihr Bild,
Als er fiel des Tapfern Fall;
Ihren Namen mit der letzten Kraft
Rief er aus, die Blume der Ritterſchaft,
Roland zu Roncevall!

ROLAND'S TOWER.

A Legend of the Rhin.

BY L. E. LANDON.

O heaven, the deep fidelity of love!

Where, like a courser starting from the spur,
Rushes the deep-blue current of the Rhine,
A little island rests; green cypresses
Are its chief growth, bending their heavy boughs
O'er gray stones marking long-forgotten graves.
A convent once stood here, and yet remain
Relics of other times, pillars and walls,
Worn away and discoloured, yet so hung
With wreaths of ivy that the work of ruin
Is scarcely visible. How like this is
To the so false exterior of the world!
Outside all looks so fresh and beautiful;
But mildew, rot and worm, work on beneath,
Until the heart is utterly decayed.
There is one grave distinguished from the rest,
But only by a natural monument:

Roland's Thurm.

Eine Sage vom Rhein.

Nach L. E. Landon von O. L. B. Wolff.

Himmel! der Liebe tiefe Treue!

Wo gleich dem Roß, das vor dem Sporn ſich bäumt,
Der dunkelblaue Strom des Rheins dahinrauſcht,
Ruht eine kleine Inſel; größtentheils
Entſpringen nur Cypreſſen dort dem Boden,
Die ſchweren Zweige über Steine ſenkend,
Die Gräber, lang' vergeſſene, bezeichnen.
Einſt ſtand ein Kloſter hier; es finden ſich
Noch Trümmer andrer Tage, Pfeiler, Mauern,
Verwittert und entfärbt, doch ſo bedeckt
Mit Epheukränzen, daß der Zahn der Zeit
Kaum ſichtbar wird; wie ähnlich ſind ſie doch
Dem überfalſchen Aeußeren der Welt:
Die Außenſeite zeigt ſich friſch und ſchön,
Doch Brand und Wurm und Fäulniß wirken drunter,
Bis endlich ganz zu Trümmern wird das Herz.
Dort zeichnet ſich ein Grab vor allen aus,
Nur durch ein ganz natürlich Monument:

A thousand deep-blue violets have grown
Over the sod. — I do love violets:
They tell the history of woman's love;
They open with the earliest breath of spring;
Lead a sweet life of perfume, dew and light;
And, if they perish, perish with a sigh
Delicious as that life; on the hot June
They shed no perfume: the flowers may remain,
But the rich breathing of their leaves is past; —
Like woman, they have lost their loveliest gift,
When yielding to the fiery hour of passion:
The violet-breath of love is purity.

On the shore opposite a tower stands
In ruins, with a mourning-robe of moss
Hung on the gray and shattered walls, which fling
A shadow on the waters; it comes o'er
The waves, all bright with sunshine, like the gloom
Adversity throws on the heart's young gladness.

Es wuchsen tausend dunkelblaue Veilchen
Ueber der Stätte. — Veilchen lieb' ich sehr.
Sie künden uns die Mähr von Frauenliebe;
Sie öffnen sich dem ersten Frühlingshauch,
Aus Düften, Licht und Thau webt sich ihr Dasein,
Und sterben sie, so enden sie mit Seufzern,
Schön wie ihr Leben; — in des Juni Hitze
Versenden keine Wohlgerüche sie,
Die Blumen mögen bleiben, doch der Duft,
Der reiche Duft der Blätter ist dahin;
Das Köstlichste verloren sie, gleich Frauen,
Die sich der wilden Gluth der Leidenschaft
Hingaben in verhängnißvoller Stunde; —
Die Reinheit ist der Liebe Veilchenhauch. —

Am Ufer gegenüber steht ein Thurm
In Trümmern, mit dem Trauerkleid von Moos,
Das auf den eingestürzten Mauern hängt,
Die ihren Schatten auf die Fluthen werfen;
Er überzieht die sonnenhellen Wogen
Gleich jenem Dunkel, das ein traurig Schicksal
Wirft auf des Herzens junge Fröhlichkeit.

I saw the river on a summer-eve:
The sun was setting over fields of corn, —
'Twas like a golden sea; — and on the left
Were vineyards, whence the grapes shone forth
like gems,
Rubies, and lighted amber; and thence spread
A wide heath covered with thick furze, whose flowers,
So bright, are like the pleasures of this world,
Beautiful in the distance, but, once gained,
Little worth, piercing through the thorns which grow
Around them ever. Wilder and more steep
The banks upon the river's other side:
Tall pines rose up like warriors; the wild rose
Was there in all its luxury of bloom,
Sown by the wind, nursed by the dew and sun:
And on the steeps were crosses gray and old,
Which told the fate of some poor traveller.
The dells were filled with dwarfed oaks and firs;
And on the heights, which mastered all the rest,
Were castles, tenanted now by the owl,
The spider's garrison: there is not one

Ich ſah den Fluß an einem Sommerabend:
Die Sonne ging in Korngefilden unter —
Sie glichen einer goldnen See; zur Linken
Sah man Weinberge; ihre Trauben glänzten
Rubinen gleich — und jenſeits breitete
Sich eine weite Haide, dicht bedeckt
Mit Ginſter, deſſen helle Blüthen gleichen
Den Freuden dieſer Welt, ſchön in der Ferne,
Doch, wenn erreicht, nur von geringem Werth,
Und durch die feſten Dornen ringsum dringend.
Es zeigte wilder noch und ſteiler ſich
Das Ufer an des Fluſſes andrer Seite;
Gleich Kriegern hoben hohe Fichten ſich.
In ihrer Blüthe ganzer Ueppigkeit
Wuchs dort die wilde Roſe, ausgeſä't
Vom Wind, vom Thau genährt und von der Sonne.
Am Wege ſtanden Kreuze grau und alt,
Die armer Wandrer Schickſal kündeten.
Zwergeichen füllten, Föhren rings die Schluchten,
Und auf den Höhen, die das Uebrige
Beherrſchten, ragten Burgen hoch empor,
Von Eulen jetzt und Spinnen nur bewohnt:

Without some strange old legend of the days,
When love was life and death,— when lady's glove
Or sunny curl were banners of the battle. —
My history is of the tower which looks
Upon the little island.

Lord Herbert sat him in his hall: the hearth
Was blazing as it mocked the storm without
With its red cheerfulness: the dark hounds lay
Around the fire; and the old knight had doffed
His hunting-cloak, and listened to the lute
And song of the fair girl who at his knee
Was seated. In the April-hour of life,
When showers are led by rainbows and the heart
Is all bloom and green leaves, was Isabelle:
A band of pearls, white like the brow o'er which
They past, kept the bright curls from of the forehead;
thence
They wandered to her feet — a golden shower.
She had that changing colour on the cheek

Doch keine ohne alte Wundersage
Aus jener Zeit, wo Liebe, Tod und Leben,
Als Frauenhandschuh oder goldne Locke
Zum Banner dienten in der wilden Schlacht.
Von jenem Thurme auf der kleinen Insel
Berichtet meine Sage. —

In seiner Halle Herbert saß; das Feuer
Des Heerdes flammt', als spottet' es des Sturms
In seiner Gluthen Lustigkeit; es streckten
Ringsum die Rüden sich; der alte Herr
Entledigte sich seines Jagdgewandes,
Und horchte auf die Laute und den Sang
Der Jungfrau, die zu seinen Füßen saß —
In jener ersten Frühlingszeit des Lebens,
Wo Regenbogen Regenschauer bringen,
Und wo das Herz in voller Kraft und Blüthe,
War Isabelle; eine Reihe Perlen,
Weiß wie die holde Stirne, die sie schmückten,
Hielt ihre Locken ab vom Antlitz; doch
Die wallten bis zu ihren Füßen nieder —
Ein goldner Guß. Die Farbe wechselte

Which speaks the heart so well; those deep-blue
eyes,
Like summer's darkest sky, but not so glad —
They were too passionate for happiness.
Light was within her eyes, bloom on her cheek,
Her song had raised the spirit of her race
Upon her eloquent brow. She had just told
Of the young Roland's deeds, — how he had stood
Against a host and conquered; when there came
A pilgrim to the hall — and never yet
Had stranger asked for shelter and in vain!
The board was spread, the Rhenish flask was
drained;
Again they gathered round the hearth, again
The maiden raised her song; and at its close, —
„I would give worlds," she said, „to see this chief,
This gallant Roland! I could deem him all
A man must honour and a woman love!" —
„Lady, I pray thee, not recall those words,
For I am Roland!" From his face he threw

Auf ihrer Wange, die so deutlich zeigt,
Was sich im Herzen regt; die blauen Augen,
So dunkel wie der Sonnenhimmel, waren
Jedoch so fröhlich nicht; zu leidenschaftlich
Erschienen sie, um reines Glück zu zeigen.
Es strahlt' ihr Blick, und ihre Wange blühte;
Ihr Lied erweckte ihres Stammes Geist
Auf ihrer Stirn; des jungen Roland Thaten
Beendigte sie eben, wie ein Heer
Er ganz allein bekämpft' und überwand.
Da trat ein Pilger in die Halle — nie
Bat dort ein Fremder um den Schutz vergebens!
Man spreitete das Mahl; der Rheinweinbecher
Ward froh geleert; dann sammelten sie wieder
Sich um den Heerd; die Jungfrau sang von Neuem,
Und als das Lied geendet, rief sie aus:
„Ich gäbe Welten drum, den Held zu sehn,
Den tapfern Roland; er vereint in sich,
Was Männer ehren, Frauen lieben müssen." —
„O Herrin, nimm die Rede nicht zurück,
Denn ich bin Roland!" — und von seinem Antlitz

The hood and pilgrim's cloak, — and a young knight
Knelt before Isabelle!

They loved; — they were beloved. Oh, happiness!
I have said all that can be said of bliss,
In saying that they loved. The young heart has
Such store of wealth in its own fresh wild pulse;
And it is love that works the mind, and brings
Its treasure to the light. I did love once —
Loved as youth — woman — genius loves; though now
My heart is chilled and sear, and taught to wear
That falsest of false things — a mask of smiles;
Yet every pulse throbs at the memory
Of that which has been! Love is like the glass,
That throws its own rich colour over all,
And makes all beautiful. The morning looks
Its very loveliest, when the fresh air
Has tinged the cheek we love with its glad red;
And the hot noon flits by most rapidly,
When dearest eyes gaze with us on the page
Bearing the poet's words of love: and then

Riß er die Kappe, warf das Kleid von ſich,
Vor Iſabelle kniet ein junger Ritter.

Sie liebten, mit Erwiederung der Liebe. —
Was man Glück nennen kann, ich ſprach es aus,
Das junge Herz in ſeinen wilden Schlägen
Hat ſolchen Reichthum, und die Liebe bringt
Der Liebe Schätze an das Licht. — Einſt liebt' ich,
Wie Jugend, Frauen, Genius lieben — jetzt
Iſt kalt und wüſt mein Herz, und hat gelernt,
Der falſchen Dinge falſcheſtes zu tragen:
Ein lächelnd Antlitz — eine Larve nur.
Doch jeder Puls ſtürmt bei dem Angedenken
Vergangner Zeiten! Lieb' iſt wie ein Glas,
Das Alles nur in ſeiner Farbe zeigt
Und es verſchönt. — Am herrlichſten des Morgens,
Wenn hold ſein friſcher Hauch die Wange färbte,
Die uns entzückt; der heiße Mittag flieht
So ſchnell vorüber, wenn geliebte Augen
Mit uns die Blätter überfliegen, die
Des Dichters Liebesgruß enthalten; dann
Das Wandeln in der ſtillen Dämmerung,

The twilight-walk, when the linked arms can feel
The beating of the heart; upon the air
There is a music never heard but once, —
A light the eyes can never see again;
Each star has its own prophecy of hope,
And every song and tale that breathe of love
Seem echoes of the heart.

And time past by —
As time will ever pass, when Love has lent
His rainbow-plumes to aid his flight — and spring
Had wedded with the summer, when a steed
Stood at Lord Herbert's gate, — and Isabelle
Had wept farewell to Roland, and had given
Her blue scarf for his colours. He was gone
To raise his vassals, for Lord Herbert's towers
Were menaced with a siege; and he had sworn
By Isabelle's white hand, that he would claim
Its beauty only as a conqueror's prize.
Autumn was on the woods, when the blue Rhine
Grew red with blood: — Lord Herbert's banner flies,
And gallant is the bearing of his ranks.
But where is he who said that he would ride

Wenn der verſchlungne Arm des Herzens Schlagen
Kann fühlen; dann ruhn Klänge in der Luft,
Die man noch nie vorher vernahm, ein Licht,
Das nimmer wieder unſre Augen ſchauen;
Ein jeder Stern bringt ſüße Hoffnungsbotſchaft,
Und jede Sage, jedes Lied, die uns
Von Liebe reden, ſcheinen nur ein Echo
Des eignen Inneren. —
Die Zeit verfloß,
So wie ſie ſtets verfließt, wenn ihr die Liebe
Die bunten Flügel leiht — es hatte Frühling
Mit Sommer ſich vermählet — als ein Roß
Vor Herbert's Pforte ſtand — und Iſabelle
Ihr Lebewohl in Thränen Roland ſagte
Und eine blaue Schärpe ihm geſchenkt. —
Fort zog er, die Vaſallen aufzubieten,
Denn Herbert's Thürmen droht Belagerung,
Und Roland ſchwur bei Iſabellens Hand,
Als Sieger nur um ſie ſich zu bewerben.
Der Herbſt lag auf den Feldern, als der Rhein
Mit Blut ſich färbte. — Herbert's Banner wallt,
Und tapfer halten ſeine Mannen ſich.

At his right hand to battle? — Roland! where —
O where is Roland?

Isabelle has watched
Day after day, night after night, in vain,
Till she has wept in hopelessness and thought
Upon old histories, and said with them,
„There is no hope in man's fidelity!“
Isabelle stood upon her lonely tower;
And as the evening-star rose up, she saw
An armed train bearing her father's banner
In triumph to the castle. Down she flew
To greet the victors: — they had reached the hall
Before herself. What saw the maiden there?
A bier! — her father laid upon that bier!
Roland was kneeling by the side, his face
Bowed on his hands and hid; — but Isabelle
Knew the dark curling hair and stately form,
And threw her on his breast. He shrank away
As she were death, or sickness, or despair.
„Isabelle! it was I who slew thy father!“
She fell almost a corpse upon the body.

Doch wo weilt er, der ihm zur Rechten wollte
Im Felde kämpfen — Roland?

Iſabelle

Wacht Tag für Tag, wacht Nacht auf Nacht vergebens,
Bis hoffnungslos ſie bittre Thränen weinte,
An alte Sagen dachte, rief mit ihnen:
„Auf Mannes Treue baut ſich keine Hoffnung!“
Sie ſtand allein auf ihrem hohen Thurm,
Und ſah, als ſich der Abendſtern erhob,
Ein ſiegreich Banner rücken in die Burg.
Sie eilt hinab, die Kämpfer zu begrüßen,
Die Krieger waren in der Halle ſchon —
Doch was erblickt ſie dort? — weh! eine Bahre,
Und auf der Bahre lag ihr theurer Vater.
An ſeiner Seite kniete Roland nieder.
Das Angeſicht verhüllend mit den Händen —
Doch Iſabelle kennt ſein Lockenhaupt,
Die ſtattliche Geſtalt und warf in Trauer
Sich an ſein Herz — er aber wich zurück,
Als brächte ſie Verzweiflung, Krankheit, Tod.
„Ich war es, der den Vater Dir erſchlug.“
Ohnmächtig ſank ſie auf den Leichnam hin.

It was too true! With all a lover's speed,
Roland had sought the thickest of the fight;
He gained the field just as the crush began; —
Unwitting of his colours, he had slain
The father of his worshipped Isabelle!

They met once more; and Isabelle was changed
As much as if a lapse of years had past:
She was so thin, so pale and her dim eye
Had wept away its luxury of blue.
She had cut off her sunny hair, and wore
A robe of black, with a white crucifix: —
It told her destiny — her youth was vowed
To Heaven. And in the convent of the isle
That day she was to enter, Roland stood
Like marble, cold and pale, and motionless:
The heavy sweat upon his brow was all
His sign of life. At length he snatched the scarf
That Isabelle had tied around his neck,
And gave it her, — and prayed that she would wave
Its white folds from the lattice of her cell

Ach, es war nur zu wahr! — In Liebeshaft
Stürzt Roland ſich ins dichteſte Gefecht,
Das Feld erreichend, als der Kampf begann,
Und ſeine Farben nicht erkennend, traf
Sein wildes Schwert den Vater Iſabellens.

Sie ſahen ſich noch ein Mal — Iſabelle
Erſchien, als wäre lange Zeit vergangen;
Sie war ſo bleich, ſo hager, ihre Thränen
Verwiſchten ihrer Augen reichen Glanz.
Sie hatte ihre Locken abgeſchnitten,
Und trug ein ſchwarzes, finſteres Gewand
Mit einem weißen Kreuz; es kündete
Ihr Loos: dem Himmel weiht ſie ihre Jugend.
An dieſem Tage trat ſie in das Kloſter.
Wie Marmor kalt und bleich und regungslos
Stand Roland dort — des Lebens einzig Zeichen
War nur der kalte Schweiß auf ſeiner Stirn. —
Endlich ergriff er die geliebte Schärpe,
Die Iſabelle einſt um ſeinen Nacken ſchlang,
Und gab ſie ihr — und bat ſie, hinterm Gitter
Der Zelle jeden Abend ſie zu ſchwingen,

At each pale rising of the evening star,
That he might know she lived. They parted: —
Never
Those lovers met again! But Roland built
A tower beside the Rhine, and there he dwelt.
And every evening saw the white scarf waved,
And heard the vesper-hymn of Isabelle
Float in deep sweetness o'er the silent river.
One evening, and he did not see the scarf, —
He watched and watched in vain; at length his hope
Grew desperate, and he prayed his Isabelle
Might have forgotten him: — but midnight came,
And with it came the convent's heavy bell,
Tolling for a departed soul; and then
He knew that Isabelle was dead! Next day
They laid her in her grave; and the moon rose
Upon a mourner weeping there: — that tomb
Was Roland's death-bed!

Damit er wiſſe, daß ſie noch am Leben.
Dann ſchieden ſie, und kamen nimmermehr
Zuſammen. — Roland baute einen Thurm
Jenſeit des Rheins, und wohnte dort und ſah
Die weiße Binde jeden Abend flattern,
Und hörte Iſabellens Abendhymnus
Im ſüßen Ton zu ihm herüber dringen. —
Doch — eines Abends ſah er nicht die Schärpe,
Er wartete vergebens, bis zuletzt
Sich ſeine Hoffnung in Verzweiflung wandelt'.
Er flehte, daß ihn Iſabelle möchte
Vergeſſen haben — es ward Mitternacht,
Und mit ihr kam des Kloſters dumpfe Glocke,
Für eine Abgeſchiedene geläutet. —
Da wußt' er, Iſabelle ſei geſtorben,
Am andern Tage ſenkt man ſie ins Grab. —
Der Mond beſchien, als er am Himmel aufging
Mit ſeinem bleichen Strahl, auf jener Stätte
Dort einen Trauernden — und jenes Grab
War Roland's Todesbett.

ICK STONT OP HOGHE BERGHEN.

(Altholländischer Text des deutschen Volksliedes S. 34. Abgedruckt aus H. Hoffmann von Fallerslebe⁰, Horae Belgicae, P. II., p. 128.)

Ick stont op hoghe berghen,
Ick sach het seewaert in,
Ick sach een scheepken drijven,
Daer waren drie ruiters in.

Den alderjongsten ruiter,
Die in dat scheepken was,
Die schone my eens te drinken,
De coele wijn uit een glas.

Ick brenct u, clein haveloos meisjen,
Dat u god segheuen moet!
Gheen ander soud ick kiesen,
Waert ghy wat rijker van goet. —

Ben ick een clein haveloos meisjen,
Ick en bens alleine niet;
In een clooster wil ick rijden,
God loons hem dit my riet. —

Hy sprack, wel schone joncfrouwe,
Als ghy int clooster gaet,
En als ghy wijdinghe ontfaet,
Hoe gaerne soude ick weten,
Hoe u de nonnecledercn staen? —

Maer doen sy in dat clooster quam,
Haer vader die was doot,
Men vant al in mijns heren lant
Gheen rijker kint en was groot.

De ruiter haddet so haest vernomen,
Hy sprack: sadelt my mijn peert,
Dat sy int clooster is ghecomen,
Dat is dat mijnder herten seer deert. —

Maer doen hy voor het clooster quam,
Hy clopte aen den ringe:
Waer is de jongste nonne,
Die hier lest wijdinghe ontfinc? —

Dat alderjongste nonneken
En mach niet comen uit,
Sy sit alhier besloten
En sy is Jesus bruit. —

Sit sy hier in besloten
En is sy Jesus bruit,
Mocht ick se eens sien of spreken,
Sy soude wel comen uit. —

Dat alderjongste nonneken
Ghinc voor den ruiter staen,
Haer hairken was afgheschoren,
De minne was al ghedaen.

Ghy meucht wel t'huiswaert rijden,
Ghy meucht wel t'huiswaert gaen,
Ghy meucht een ander kiesen,
Mijn liefde is al vergaen.

Ritter Toggenburg

von

Schiller.

„Ritter, treue Schweſterliebe
„Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erſcheinen,
„Ruhig gehen ſehn.
„Eurer Augen ſtilles Weinen
„Kann ich nicht verſtehn.“

Und er hört's mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß,
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm;
Ihrer Helme Büſche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muſelmann;
Doch das Herz von ſeinem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:

„Die ihr ſuchet, trägt den Schleier,
„Iſt des Himmels Braut.
„Geſtern war des Tages Feier,
„Der ſie Gott getraut."

Da verläſſet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Pärenes Gewand.

Und er baut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Geſichte,
Saß er da allein,

Blickte nach dem Kloſter drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Still ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſein.
Und ſo ſaß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang,

Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenſter noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah.

Rolandseck

von

F. Freiligrath.

(Aufruf zur Wiederherſtellung der eingeſtürzten Ruine; abgedruckt in der Köln. Zeitung vom 12. Jan. 1840.)

1.

Es war ein Tag um die Drei-Königs-Zeit;
Der Rhein trieb Eis, die Gegend war verſchneit.
Ich ſah zu Haus die Weihnachtskerzen ſchimmern.
Dann in die Domſtadt führte mich mein Schritt;
Die Schellenkappe trug ich lachend mit,
Und kehrte heim anjetzt zu meinen Trümmern,

Die wild und trotzig, wie aus Fels gehaun,
Hoch vom Gebirge mir ins Fenſter ſchaun
Aus ihren Tannen und aus ihren Eichen,
An deren Fuß den meinen ich geſetzt,
Und einen Herbſt an ihm verlebt bis jetzt,
Wie ich zuvor verlebte keinen gleichen.

'S war auf der Poſt; kalt pfiff es übern Rhein;
Ich hüllte mich in meinen Mantel ein;
Ich ſtrich den Reif aus meinen Schnurrbarthaaren.
Mir gegenüber ſaß ein ernſter Mann;
Er ſprach: „Der Winter läßt ſich grimmig an!
Für mich der erſte jetzo ſeit fünf Jahren!"

Er kam aus Algier! — Auf dem Atlas ſtand
Und ſchaut' er um ſich; — über blut'gen Sand
Schritt er einher, ein blutbedeckter Sieger!
Dann ſchifft' er über in das Land des Cid,
Schoß ſich herum im Thore von Madrid —
Es war ein ernſter, ein gerüſter Krieger!

Er ſah zerbröckelnd auf den Pyrenä'n
Der Navarreſer alte Burgen ſtehn;
Er band ſein Roß an ihre morſchen Bögen;
Was Caſtilianer und was Maure ſchuf,
Er ließ es hören ſeinen Kriegesruf;
An Burgos' Prachtthor lehnt' er ſeinen Degen.

Der Rhein? — Seit heut erſt kannt' er ſeinen Lauf! —
Los brach mein Stolz — ich ſtieß ein Fenſter auf:
'S war Godesberg — ernſt ſah es in den Wagen.
Fort, Poſtillon! — Und nun das Fenſter da!
Der fremde Krieger ſagte ſtaunend: Ha!
Den Fels des Drachen ſah er ſteilrecht ragen!

Fort, Poſtillon! — die Rollen ſind getauſcht!
Der Deutſche redet und der Spanier lauſcht!
Dort Rolandseck ſchon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich ſchnell den Blick; —
Ich ſchau' empor; — ich fahr' entſetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verſchwunden iſt der Bogen!

Wie Fieberſchütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben ſtehen nackt
Und fröſtelnd da im kalten Flockenſchimmer.
Schaut hin, ihr Andern! — Iſt's ein Gaukelſpiel? —
Nein! — Wo des Ritters ſtille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Ich wußte nicht, daß es der Sturm gethan. —
Fort, Postillon! — Die Pfeiler sah ich an
Ein einzig Mal noch; — ach, ihr Stolz gebrochen!
Auf Nonnenwerth die Linden rauschten hohl;
Bis ich dem Fremden sagte: Lebewohl!
Hab' ich kein Wort im Wagen mehr gesprochen.

2.

Wollt ihr erschauen, was ich selber sah?
Es liegt an euch! — Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!

Todt ist sein Roß, das übers Meer ihn trug!
Wo jetzt das Schwert, das seine Feinde schlug,
Das er geführt mit beiden starken Händen?
Wo blieb sein Goldschild, der Turniere Schreck?
Wo Sporn und Harnisch? — Rings auf Rolandseck
Nichts zu versetzen mehr und zu verpfänden!

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich ſelbſt bin arm, wie es Poeten ſind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich ſinnend denn mein einſam Haupt;
Aus meiner Laute, die ich ſtumm geglaubt,
Erſchallt ein Griff: Ihr ſollt den Schutt erheben!

Rings auf den Märkten und den Bergeshöh'n
Laßt eh'rne Bilder funkelnd ihr erſtehn;
Ein Denkmal prangt, wohin der Blick ſich wendet!
Ihr ſchmückt den Altar und das Gotteshaus,
Ihr bauet Thürme, führet Dome aus,
Die uns die Vorzeit nachließ unvollendet!

Hier iſt kein Dom, kein Monument, kein Thurm!
Nur eine Trümmer ſchützt mir vor dem Sturm,
O, ſchützt den Reſt von Roland's grauer Halle!
Die letzten Steine rüttelt wild der Nord;
Im dürren Epheu rauſcht es fort und fort:
O, ſchützt und wehrt, daß ich nicht ganz zerfalle!

Und flüſternd klagt es auf dem Nonnenwerth:
Weh', daß auch dich die grimme Zeit zerſtört!
O, baut den Bogen, baut ihn mir aufs Neue!
Daß ich die Stätte fürder ſchauen kann,
Wo er am Fenſter ſtand, ein bleicher Mann,
Ein ernſtes Bild der echten Mannestreue! —

O, laßt die Mahnung nicht vergebens ſein!
Ich ſteh' und heiſche: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift euch ans Herz, die ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

Gedenkt der Zeiten, die ihr oben war't!
Der ſtill und einſam, Jener bunt geſchart,
Der an der Braut, Der an des Freundes Arme;
Der auf den Rhein, Der in die Ferne ſpäh'nd,
Der tief und heiß in ſchöne Augen ſeh'nd,
Der düſtern Blickes und „mit ſtummem Harme"!

Denkt an die Feuer, die bei dunkler Nacht
In der Ruine flackernd ihr gefacht!
Denkt an die Blumen, die ihr oben pflücktet!
Denkt an die Becher, die ihr dort geſchwenkt!
Des Drucks der Hand — und auch der Thräne denkt,
Die ihr dort oben ungeſtüm zerdrücktet!

Wem hat das Auge keine je genäßt?
Wer hat kein Lieb an ſeine Bruſt gepreßt?
Wer kennt kein Scheiden und wer kennt kein Meiden?
Beglückt, entſagend — wo und wer ihr ſeid,
Denkt an des Ritters und der Nonne Leid!
Baut auf die Trümmer, ſetzt ein Denkmal Beiden!

Noch einmal ruf' ich: Jeder einen Stein!
Ich will des Ritters Seckelmeiſter ſein!
O, ehrt des Rheines wunderbarſte Sage!
Bei Lieb' und Schwur, bei Poeſie und Kuß,
Hört meine Mahnung: Euren Obolus!
Bringt euer Felsſtück — Roland's Bogen rage!

Kritik der Sage.

Von

K. S.

Der treffliche Archivar, jetzt Weihbischof Günther in Trier, dem wir den unschätzbaren **Codex rheno-mosellanus** verdanken, ereifert sich in einer Note gar heftig über die Volkssage von Roland und Hildegunden, die in jeder Reisebeschreibung wieder aufgewärmt werde. „Den ernsten Geschichtsforscher", fährt er fort, „ekeln solche Romanen-Mährchen. Er weiß, daß man zu Karl's des Großen Zeiten in unsern Rheingegenden noch keine, wenigstens keine Frauen-Klöster kannte." Im Eifer behauptet auch der Gelehrteste und Gründlichste leicht zu viel. Der Würdige vergißt, daß schon Karl's des Großen Aeltermutter, Plectrudis, mit der in Köln von ihr gegründeten Kirche St. Marien im Capitol eine klösterliche Stiftung verband; daß nach Eginhard (Cap. 18) Karl's einzige Schwester Gisla (Roland's Mutter, wenn er Karl's Neffe war) im Kloster starb. Ueberdies weiß Günther die spätere Stiftung des Inselklosters nicht nachzuweisen. Seiner Behauptung (I. 30), daß es erst unter Erzbischof Arnold (1138—49) gegründet worden, widerspricht dessen Urkunde von 1143, worin er dem Kloster dessen sämmtliche Besitzungen bestätigt, darunter auch den Busch bei Bachem, welchen sein Vorfahr Friedrich den genannten Mägden Gottes geschenkt habe. Er

muß daher S. 278 selbst gestehen: da außer Friedrich auch die Brüder Metfried von Wied und Richwin von Kempenich, die 1093 bei der Stiftung Laachs zugegen waren, unter den Wohlthätern des Klosters aufgeführt seien, so *scheine* dasselbe *wenigstens* zu Anfang des 12. Jahrhunderts schon entstanden zu sein. Urkundlich ist also nur erwiesen, daß es in dieser frühen Zeit, zu der Urkunden selten hinaufreichen, schon bestand; wir wissen aber nicht, wann es entstanden ist, noch wer es gegründet hat. Mithin widerspricht die Geschichte der Sage nicht, und Hr. Günther verwirft ihr Zeugniß ohne allen Grund.

Nicht anders verhält es sich mit dem Schlosse Rolandseck. Wenn Günther zu der Urkunde von 1328, worin es zum ersten Mal erwähnt wird, in der Note bemerkt, es gehe daraus hervor, daß es nicht zu Karl's des Großen Zeiten von dessen angeblichem Neffen Roland erbaut worden, so muß ich das geradezu läugnen; denn weder über den Erbauer des Schlosses, noch über die Zeit seiner Erbauung findet sich in dieser Urkunde auch nur die leiseste Andeutung. Wenn Günther hinzufügt: „Es gehörte dem Erzstift Köln, war *vermuthlich* von dessen Erzbischöfen, *vielleicht* von Erzbischof Arnold erbaut worden", so weiß er weder jenes „vermuthlich" noch dieses „vielleicht" mit Gründen zu stützen, und die Thatsache, daß es um 1328 dem Erzstifte gehörte, in dessen Sprengel es lag, beweis't

nicht das Mindeſte gegen die Annahme der Sage, daß Roland der erſte Erbauer geweſen. Wohl aber läßt der in der Urkunde deutlich geſchriebene Name „Rolandseck" einen Erbauer des Namens Roland vermuthen, und der verwandte Name des Kloſters, das in den Urkunden immer Rolandswerth heißt, nicht, wie jetzt gebräuchlich, Nonnenwerth, deutet auf einen nahen Bezug des Einen auf das Andere, welchen die Geſchichte nicht zu erklären weiß, die Sage befriedigend erläutert. Ueberdies iſt es erfreulich, aus dieſer Urkunde zu vernehmen, daß ſchon damals Rolandseck von Leuten aus allen Ständen häufig beſucht wurde; denn der übermäßige Zulauf, der ſich nicht immer in den Schranken hielt, bewog das Stift St. Mariae ad Gradus zu Köln, die Weinberge, durch welche der Weg hinaufführte, dem Beſitzer der Burg, dem Dechanten des St. Caſſiusſtiftes in Bonn, käuflich abzutreten.

Dem diplomatiſchen Geſchichtsforſcher iſt der Eifer gegen alles, was ſich nicht urkundlich erweiſen läßt, natürlich und verzeihlich. Doch ſollte er bedenken, daß ſelbſt der Geſchichtſchreiber der Sage nicht entbehren kann, daß der Geſchichte wenig übrig bliebe, wenn die Sage all ihr Eigenthum zurückfordern wollte, daß alle Geſchichte mit Sage beginnt, und der volle Tag der Geſchichte erſt ſpät aus der Dämmerung der Mythe hervorbricht, in der gleichwohl ein ſcharfes, geübtes Auge nicht verzweifeln darf, hiſtoriſche Geſtalten zu erſpähen.

Niebuhr hat gelehrt, welcher Gewinn für die Geschichte sich aus der Sage ziehen läßt. Die Ueberlieferung des Volks ist selten oder nie ohne historischen Gehalt, man muß ihn nur in dem Schmelztiegel der Kritik herauszuscheiden wissen. Ueberdies ist die Sagenforschung, seit sie die Grimm, Uhland u. A. auf die gegenwärtige Stufe gehoben haben, ein Studium für sich, das über den Geist, die Anschauungen der Zeiten und Völker viel reichere Aufschlüsse gewährt, als die urkundliche Geschichtsforschung, die es zunächst nur mit vereinzelten, stummen Thatsachen zu thun hat.

Echte Volkssagen haben gewöhnlich einen doppelten Gehalt: einen historischen, so fern sie für eine wirkliche äußere Begebenheit Zeugniß ablegen, und einen ethischen oder geistigen, welcher eine innere Thatsache bekundet, nämlich die Aufnahme der in ihr veranschaulichten Idee in das Bewußtsein des Volks.

Kann unsere Sage aus der Geschichte nicht widerlegt werden, so ist ihr historischer Gehalt doch allerdings problematisch, und die Geschichte wird sich ihr Zeugniß nicht aneignen dürfen, bevor es nicht wenigstens ein Anfang schriftlichen Beweises, um mit unserer Gesetzgebung zu sprechen, bestätigt. Noch ist aber keine historische Nachricht zum Vorschein gekommen, die ihr auch nur in einem einzelnen Puncte zur Beglaubigung diente. Im Gegentheil macht sie dem Kenner eben das verdäch-

tig, was sie dem Laien in der historischen Kritik empfiehlt: ich meine ihre poetische Schönheit und ihre große Uebereinstimmung mit der landschaftlichen Scene, worin sie spielt. Drückt sie nicht dieselben Empfindungen aus, welche die unaussprechlich schöne Lage, sowohl der Burg als des Klosters im Rhein, dem prächtig gestalteten Siebengebirge gegenüber, in jeder fühlenden Brust erweckt, und sollte man nicht glauben, die Phantasie der Rheinanwohner habe, angeregt von dem Zauber der Natur und der Glorie der Romantik, die längst den Namen Roland's umstrahlte, eine Dichtung geschaffen, die beiden so vollkommen entspricht? Indeß wäre es gegen alle Erfahrung, wenn die Sage aus Nichts etwas geschaffen hätte; auch die schöpferischste Phantasie bedarf der Bausteine zu ihren Palästen. Jedenfalls bliebe auch bei dieser Annahme der Name Roland übrig, und die Deutung desselben auf den Paladin ist es wohl, was man ohne Gefahr, zu irren, für die historische Grundlage der Sage halten darf.

Ganz aus der Luft gegriffen scheint zwar Hundeshagen's Behauptung: niederländische Schriftsteller wüßten noch, daß sich Roland's Palatinat von den Küsten des deutschen Meeres bis hieher erstreckt habe. Schwerlich haben niederländische Schriftsteller je mehr von Roland gewußt, als Eginhard, Karl's des Großen Geheimschreiber und Biograph, der in dem Bericht von der Niederlage des Frankenheers in den Pyrenäen, der einzigen

Geſchichtsſtelle, die ſowohl der Roncevalſchlacht, als des berühmteſten Helden der fränkiſchen Sage gedenkt, auch den **Hruodlandus, brittannici limitis praefectus**, unter den Gefallenen nennt. Wenn es indeß ſchon damals eines Hüters der Nordſeeküſte, die allerdings unter dem **limes brittannicus** verſtanden ſcheint, gegen die Einfälle der Normannen bedurfte, ſo mochte die dem Roland zum Schutz befohlene Provinz wohl bis Rolandseck gereicht haben, da jene Räuber hernach, von der Schwäche der Nachfolger Karl's ermuthigt, noch weit höher hinauf ſtreiften. Es iſt ferner nicht unerheblich, was derſelbe Autor anführt: daß auch die kölniſche Erzdiözeſe eigentlich nur bis Rolandseck reichte, da der Uferſtrich von Oberwinter bis zu dem erſt unter Friedrich Rothbart an Köln gekommenen Andernach dem Grafen von Jülich gehörte. Man weiß, wie das Gebiet des kölniſchen Stiftes größtentheils den Pfalzgrafen entriſſen ward, und wie es erſt dem Begründer dieſes Kirchenſtaats, dem herrſchſüchtigen und gewaltthätigen Anno, gelang, die pfalzgräfliche Macht und überhaupt die unmittelbare Reichshoheit in der Provinz völlig zu zertrümmern und die Herrſchaft des Krummſtabs an die Stelle zu ſetzen. Der Zuſammenhang der karolingiſchen Palatine mit den Pfalzgrafen, die wir unter den Ottonen, zuerſt bei Aachen, alſo eben in unſerer ripuariſchen Provinz, auftauchen ſehen, iſt zwar noch nicht aufgeklärt, aber höchſt wahrſcheinlich, und jene Palatine dürften daher wohl dasſelbe Gebiet inne gehabt haben,

aus welchem ihre Nachfolger, die Pfalzgrafen, von den Erzbischöfen verdrängt wurden. Den Titel des Paladins, welchen der Roland der Sage gleich seinen Genossen führt, legt ihm schon eine geschichtliche Quelle bei, da der **Poëta Saxo**, indem er von der Pyrenäenschlacht redet, ausdrücklich sagt: **Palatini quidam cecidere ministri.**

Hat die nüchterne Prüfung des historischen Gehalts unserer Sage kein glänzendes Ergebniß geliefert, so entschädigt dafür vielleicht die Betrachtung ihrer Idee, die uns gleich deutlicher entgegentreten wird, sobald wir sie mit den verwandten Sagen vergleichen. Wir glauben nämlich, eine mittelalterliche Verkleidung der Liebessage in ihr zu erkennen, von der wir schon anderwärts bemerkt haben, daß sie in vielen Gestalten umgeht und sich immer wieder von Neuem zu erzeugen scheint. In „Pyramus und Thisbe", „Tristan und Isolde", „Romeo und Julie" erkennen wir dieselben der Idee entsprechenden Grundzüge wieder; alle diese Sagen sind nur Variationen, Metamorphosen, zeitgemäße Verjüngungen des uralten Mythus, welcher die Idee der Liebe und ihr tragisches Geschick auf die einfachste und natürlichste Weise darstellt. Als den gemeinschaftlichen Gedanken dieser Liebessagen habe ich anderswo folgenden angegeben:

„Die Liebe sagt sich, um ihr Ziel zu erreichen, von den Bedingungen des irdischen Daseins so weit los,

daß der kleinste Zufall hinreicht, das schwache Band völlig zu zerreißen, das sie noch an die Außenwelt fesselt. Jener Zufall würde ihr aber nichts anhaben können, wenn er für sie ein bloß Aeußerliches bliebe: er muß sich also in die Liebe selbst verkleiden und ihr einen Irrthum über den geliebten Gegenstand beibringen. Hat er dies bei dem einen Theile vermocht, und hat dieser dann freiwillig das Band aufgelöst, das ihn noch mit der Erde verknüpft, so hat sich für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit verwandelt. Er folgt dem Vorangegangenen, und beide flüchten aus diesem verkümmerten Dasein in ein höheres, seligeres Leben, wo sich das ganz erfüllen wird, was sich hier vergebens zu verwirklichen strebte. Somit sind die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt, als an der Liebe selbst untergegangen."

Sehen wir, wie sich dieser Gedanke an den genannten drei Liebessagen offenbart. Pyramus hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrissenes, von der blutriefenden Löwin beflecktes Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande. Jetzt kommt Thisbe aus der Höhle hervor, in die sie vor der Löwin geflüchtet war, findet den Geliebten in seinem Blute und ersticht sich mit seinem noch blutenden Schwerte. Tristan hält Isolden für todt oder untreu, weil ihm die andere Isolde, die weißhändige genannt, die falsche Botschaft überbringt, auf

dem nach ihr ausgesandten Schiffe sei nicht das für den Fall ihres Kommens verabredete weiße Segel, sondern ein schwarzes aufgezogen. Bei dieser Nachricht sinkt der verwundete Tristan trostlos zurück, sein Herz bricht, und das seiner herbeieilenden Geliebten über seiner Leiche. Romeo hält seine scheintodte Geliebte für wirklich gestorben und ersticht sich; da erwacht Julie, findet den Geliebten todt und nimmt sich verzweifelnd das Leben. Wie einfach sind diese gemeinschaftlichen Motive! Keiner der Liebenden mag ohne den Andern leben: es bedarf also, um sie beide zu tödten, nur des Irrthums des Einen über des Andern Sterben.

In der Sage von Roland und Hildegunden tritt nun an die Stelle des wirklichen Todes eine dem Mittelalter eigenthümliche Art, sich freiwillig der Welt zu begeben. Hildegunde, da sie den Geliebten für todt hält, geht ins Kloster; Roland wird Einsiedler, da ihm alle Hoffnung auf den irdischen Besitz der Geliebten genommen ist:

„Und begräbt das Kloster Schön Hildegund,
So seh' ich mich hier auf den Stein
Und schaue zeitlebens, zum Tode wund,
Hinab auf das Kloster im Rhein."

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Schiller in seinem Ritter Toggenburg wohl schwerlich unsere

Rolandssage im Auge hatte. Nicht Rolandseck und Nonnenwerth, sondern Schloß Toggenburg und Kloster Fischingen sind der Schauplatz seiner Ballade. Ausdrücklich gedenkt er der Schweiz, und die Einwendung ist kleinlich, daß Graubündten in den Zeiten der Kreuzzüge noch nicht zu dieser gerechnet wurde. Ich verkenne die auffallende Aehnlichkeit zwischen seiner Dichtung und unserer Sage nicht; aber die Unähnlichkeit ist nicht minder groß, die Abweichung betrifft einen Hauptpunct: des Toggenburger's Liebe bleibt unerwiedert, während Hildegunde nur aus Verzweiflung über den Tod des ewig Geliebten den Schleier genommen hat. Bei Schiller ist es nicht mehr die Liebessage, ja, kaum noch die Liebe, denn zur vollen Liebe gehört Eine mehr als Einer. Auch würde Schiller, wenn er von Roland gewußt hätte, wohl keinen Ritter Toggenburg an die Stelle des berühmten Helden der fränkischen Sage gesetzt haben.

Offenbar war es das Bestreben, die rheinische Rolandssage mit Schiller's Darstellung in Einklang zu bringen, was einige Bearbeiter der erstern vermochte, einen von Karl dem Großen unabhängigen, in den Zeiten der Kreuzzüge lebenden Roland dem Pair von Frankreich unterzuschieben.

Inhalt.

	Seite
Baurede	V
Vorwort	XV

Poetiſche Bearbeitungen der Rolandsſage.

Rolandseck von Auguſt Kopiſch	3
Roland, der treue Paladin, von Adelheid v. Stolterfoth	4
Rolandseck von K. Simrock	7
Kloſter Nonnenwerth von K. S.	9
Nonnenwerth von Agnes Franz	15
Rolandseck und Nonnenwerth von Thomas Arens	17
Die Nonne von Ludwig Uhland	33
Die Nonne. (Volkslied.)	34
Roland von Wilhelm von Waldbrühl	38

Nennenwerth von Nicolaus Delius . . . . .
The brave Roland. By Th. Campbell . . .
Roland der Held. Nach Th. Campbell von Ferd. Freiligrath . . . . . .
Roland's Tower. By L. E. Landon . . .
Roland's Thurm. Nach L. E. Landon von O. L. B. Wolff . . . . . .
Ick stont op hoghe berghen . . . . . .
Ritter Toggenburg von Schiller . . . . . .

Aufruf zur Wiederherstellung der eingestürzten Ruine. Von F. Freiligrath . . . . . .
Kritik der Sage. Von K. S. . . . . .

Seite
40
42
43
46
47
66
69
74
81

1862.

Gedicht

von

Eduard Duller und Ferdinand Freiligrath.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

(Zum Besten des Kölner Dombau's.)

Preis 9 Kreuzer.

STADTBIBLIOTHEK ZÜRICH

Darmstadt, 1842.

Hofbuchhandlung von Gustav Jonghaus.

Allen Mitbauenden

gewidmet.

Duller:

Du biſt's! — Willkommen, hier in Köln am Rhein!
Wie oft ſeit zwanzig Jahren dacht' ich Dein;
Denkſt Du noch d'ran, wie wir an jenem Tage
Aus Beckers Becher tranken, ſeinen Sang
Anſtimmend? Hoch zum Rolandsbogen klang
Empor vom Rhein das luſtige Gelage.

Die alte Zeit! Bei Gott: 's war doch 'ne Luſt,
Wie wir, — voll feſter Zuverſicht die Bruſt,
Wenn mancher Freund gezweifelt am Gelingen, —
Ausriefen: „Nein! Es wird, es muß geſchehn!
Vollendet wird der Dom. Ihr ſollt's noch ſehn!
Mit Gott wird deutſcher Geiſt das Werk vollbringen!"

Wie wir uns einſt zugleich — ſag': weißt Du's noch?
's war Oſtertag! — anſprachen: „Laß uns doch
Gemeinſam einen Stein zur Zier behauen,
Als Blütenkelch, — nun, unbeachtet wohl,
Doch brüderlicher Wirkſamkeit Symbol; — —
Der Dom wird fertig, wenn ihn Brüder bauen!"

O Blütenkelch! O Jugendzeit! — Wie oft
Hab' ich Dein Aug' nochmal zu ſeh'n gehofft!
Oft war mir's Nachts, als hätt' ich Dich vernommen.
Ich fuhr empor und dachte: „Er iſt todt!"
Glück auf! Du lebſt; friſch biſt Du, wangenroth,
Blichſt mir der Alte! — Ferdinand, willkommen!

Dreifingerich:

Dank, altes Haus! Du auch zur Domſchau hier?
Nun: Unkraut ſtirbt nicht! Das bewähren wir!
O, welch' ein Tag für ſolch' ein Wiederſehen!
Vollendungsfeſt! Horch, voller Glockenſchall
Des fert'gen Münſters! Volksfluth überall!
Ihr nach! Zum Dom, die Stunde zu begehen!

Nein, nicht geſtorben, alter Freund! — Nur ſtumm! —
Mir ſelbſt nur dicht' ich in dem Tuskulum,
Das ich gebaut mir in des Ruhrſtroms Thalen! —
Das ich verließ, vom Rheine ſchier verwöhnt,
Es hat mich wieder, liebend und verſöhnt,
Mein Heimathland, mein prächtiges Weſtfalen!

Am kleinen Heerd, umrauſcht von Eichenlaub,
Hielt ich mich fern von der Arena Staub;
Du haſt ihn redlich unterdeß gekoſtet!
Die Hand, Du Alter! — Aber jetzt zum Dom' —
Hernach geſchwatzt! — Im Garten dort am Strom
Sollſt du es ſeh'n, daß ich nicht eingeroſtet!

Tuiller:

Wohl! — Sieh', der Weg, den Du mit Simrock ſchrittſt,
Der Zwinger hier, wo mit dem Leu'n Du ſtrittſt,
Das Volk — wie einſt, die Stirn frei aufgerichtet!
Geſellen hier in ihrer Feſttagstracht! —
Lebendig heut' die friſche Mährchenpracht,
Die Du vor zwanzig Jahren uns gedichtet!

Eins noch dazu! Ein Bild! Dort taucht's empor,
Der Meiſter iſt's; — wir ſah'n ihn, wie den Chor
Er jugendkühn im alten Geiſt vollendet!
Wie auf den Spruch, der ſeinem Mund entfloß,
Raſch Keim an Keim und Blüth' an Blüthe ſproß,
Und jeder Kelch ſich himmelan gewendet!

Ja, Zwirner iſt's! Mich dünkt es wie ein Traum
Von heute Nacht. Gealtert iſt er kaum,
Noch blitzt ſein Aug', mannskräftig die Geberde
Noch ganz wie ſonſt! — Da geht er. Geht? Ihn trägt
Des Volkes Strom, der ſich zum Dom bewegt.
Der König harrt; Heil ihm! Er ſprach das „Werde!

Freiligrath:

Ja, Heil ihm! — Sieh', dort ragt er aus der Schaar!
Wie hoch, wie ſtattlich noch im grauen Haar!
Mit ſtillem Lächeln auf des Volkes Toben
Hernieder blickt er! — Fürſten um ihn her!
Kennſt Du den Jüngling drüben? — Das iſt der,
Den aus der Taufe weiland er gehoben!

Victoria's Erbe! — O, wie ſtolz und ſchön!
Ich mag ihn gern auf dieſer Stätte ſeh'n!
Er und der Münſter: — Einem Jahr entſproſſen
Nenn' ich ſie beide! Als ein Knäblein zart
In Windſor's Mauern lächelte, da ward
Des Werkes Fortgang ernſt und kühn beſchloſſen!

Und ſieh': Ein Schirmherr auch iſt Beider Hort!
Als dazumal der greiſe Herrſcher dort
Nach England zog, dem Kinde zu Gefallen:
Da ſah zuerſt auch von dem alten Krahn
(Gott hab' ihn ſelig!) man die Rieſenfahn'
Mit der Deviſe: „Protectori!“ wallen!

Gottlob, die Beiden wuchſen luſtig auf!
Daſteht der Dom mit Kreuz und Giebelknauf;
Faſt ſchon ein Mann der königliche Knabe!
Der König ſinnt; — was zieht durch ſeine Bruſt?
Gewiß, er denkt: „Es iſt doch eine Luſt,
Daß ich die Beiden ſo beiſammen habe!“

Dutter:

Und mich gemahnt ſein graues Haupt an's Jahr
Von Waterloo, da er ein Jüngling war, —
Der Dom ein Greis, verlaſſen, aufgegeben!
Hier ſtand er, hier, und ſah den Dom und ſprach:
„Du ſahſt und littſt des deutſchen Volkes Schmach,
„Stirb nicht! Der deutſchen Ehre ſollſt Du leben!“

Ein Fürſtenwort! Es ward zur That. So ſei's
In aller Zeit, — ein junges Blütenreis,
Das, eingeſenkt, tief wurzelt und zum Stamme
Erſtarkt, — ein Tempel, feſtgefügt, wie der!
Da glüh' um's Allerheiligſte ein Meer
Von Licht, der freien Liebe Opferflamme!

Ja, Fürſt und Volk! Sieh' auch das Volk! Wie hier
Rings vor'm Portal Panier dicht an Panier
Bei jedem Stamm, der mitgebaut, frei wehet!
Die Fernen ſchwanden, und in nächſter Näh'
Schaarten ſich all' um's Banner der Idee;
So ward ein Volk, — ganz, wie der Dom jetzt ſtehet.

Wie Herz an Herz wir zwei, — Du Proteſtant,
Ich Katholik — ſo Tauſende! Es ſchwand
Der Bann, der in zwei Schlachtreih'n ſie geſchieden;
Dem Einen Gott, dem ewigen, den Dom!
Dem Einen Sinn, dem deutſchen, hier am Strom
Die feſte Burg! Ein Recht als Gottesfrieden!

Freiligrath:

Dem Herrn die Ehre! — Ja: dahin, was ſchroff,
Einſt Trennung brachte! — Sieh', der Erzbiſchof,
Den König grüßend, tritt aus dem Portale;
Zum hohen Chore geh'n ſie Hand in Hand!
Die Menge nach! — Der Sonne dunkler Brand
Fällt durch die Fenſter ein mit farb'gem Strahle!

Wie Auge Gottes leuchtet er und flammt
Die Pfeiler an! — Und jetzt das hohe Amt! —
Die Orgel brauſt, die Weihrauchwolken ziehen!
Ein einzig Fleh'n das weite Gotteshaus!
In Dank und Jubel bricht es zitternd aus —
Kein Auge trocken — Volk und König knieen!

Auch ich, auch ich! — O, laß mein Angeſicht
Mich immer ſenken! — Schilt die Thräne nicht,
Die auf ihm zittert! — Laß mir mein Entzücken!
O, laß dieß Rieſeln mir durch Mark und Bein!
An dieſen Pfeiler, dieſen Baum von Stein
Laß meine Wange, meine Stirn mich drücken!

Duller:

Das Glöcklein ſchallt; der Erzbiſchof erhebt
Die Hoſtie. Lindes Frühlingsſäuſeln webt
Ob unſern Scheiteln, und wie Engelſchwingen
Rauſcht es um uns. Zum Hochaltare zieh'n
Die Heiligen, die lichtverklärten, hin,
Das „Dreimal-heilig" ſegnend mitzuſingen.

Von deutſcher Art — die Fürſten hoch und hehr,
Die Helden an den Pfeilern ringsumher,
Die Weiſen all', in Marmor, ernſt und ſchweigend,
Der große Karl, der Finkler, Eſchenbach,
Albertus Magnus, Tauler, werden wach,
Die Hände faltend und die Häupter neigend.

Der Wandlung tiefes Wunder iſt vollbracht; —
Sie ſah'n die Gegenwart in friſcher Pracht,
Sie, der Vergangenheit gewalt'ge Zeugen; —
Schon aufrecht wieder ragt die Marmorſchaar,
Der Zukunft Zeugen, daß unwandelbar
Deutſchland wird ſteh'n und nie die Scheitel beugen!

Er, den kein Raum umſchließt, dem alle Zeit
Ein ew'ger Augenblick voll Licht, — Er weiht,
Er ſelbſt mit ſeinem Geiſte dieſe Hallen.
Er weiht das Volk für Wahrheit, Freiheit, Recht;
So ſoll's, noch jung im ſpäteſten Geſchlecht,
Glorreich voran der Erde Völkern wallen, —

Das erſte ſtets, das herrlichſte, bewehrt
Mit des Bewußtſeins Schild, — ſein Flammenſchwert
Das freie Wort, das alle Lüg' auf Erden
Wie Gottes Senſ' im Schwunge niedermäht!
Rein wird der Boden, urbar; und es ſä't
Das Korn der Wahrheit, das zum Baum ſoll werden!

Freiligrath:

Amen, so sei's! — Und stehn wir so gereift,
Weh' dann der Hand, die uns an's Leben greift!
Nach Innen fest und frei und ohne Zittern,
Wächst auch nach Außen unsre junge Kraft:
Wer wagt's? — Wir stehn ihm! — dieser Säulen Schaft
Soll manch' Tedeum sieghaft noch erschüttern!

Und manches Banner, das in Feindes Land
Wir uns errungen mit bewehrter Hand,
Soll hier noch senken seine staub'gen Wappen!
Wer weiß, wie bald? — Der Anfang ist gemacht!
Siehst am Altar aus mancher alten Schlacht
Du die Trophäe: morsche Fahnenlappen?

Die Mess' ist aus! — der Orgel Tönestreit
Gibt der Versammlung jubelnd das Geleit;
Gleichwie ein Meer von dannen braus't die Menge!
Zehntausend Wogen — alle doch vereint
Ein einzig Brandung! — — Fortgespült der Freund!
Hinweggerissen hat ihn das Gedränge!

Leer ward der Dom! — Kein Fußtritt! — Meiner nur
Schallt auf des Chores harter Sandsteinflur!
Nur hier und dort noch ein verlorner Beter!
Zum linken Thurme steht das Pförtchen auf!
Will es mir winken? — Wohl! Im raschen Lauf,
Der Stiege Windung folg' ich in den Aether!

Hinan, hinan! — Tief unten ſchon erſchallt
Der Lärm des Marktes! ſchon im Blätterwald
Der Spitze klimm' ich, reich und kühn durchbrochen!
Frei ſpäht mein Blick! Auf ſtolzen Flügeln wiegt
Sich meine Seele — — doch im Schlafe ſtiegt,
Und meine Pulſe fühl' ich ſiedend pochen!

Sei's! — Immer höher! — Ha, ſchon halt' ich Raſt,
Hoch unter'm Kreuze! — Dieſen ſchlanken Aſt
Will ich umſchlingen! Unter Laub und Ranken
Und Blumen ſitz' ich, zierlich ausgehau'n!
Das iſt ein Wartthurm, durch das Land zu ſchau'n,
Ein ſtolzer Horſt verſteinerter Gedanken!

Nicht er allein! — Umblättert und umzweigt,
Ganz wie er ſelber, gegenüber ſteigt
Sein Zwillingsbruder auf in ſchlanker Hehre!
Tief unter ihnen lang geſtreckt das Schiff,
Umzackt von Thürmchen; — ein Korallenriff
Starrt es empor aus ſeichtem Häuſermeere!

Welch' eine Schau! — Die Stadt zu Füßen mir!
Die ſieben Berge dort, der Rheinſtrom hier!
All' ſeine Wimpel hat er aufgezogen
Dem Tag zu Ehren! Um der Dämpfer Schlot
Und weiße Segel weh'n ſie purpurroth,
Und in ihr Flattern murren dumpf die Wogen!

Köln — Kolonie einſt — jetzt der Mittelpunkt
Des deutſchen Weſtens! — Dir in Händen prunkt
Zu Nord und Süd, zu Weſt und Oſt der Schlüſſel!
Sieh', dort ein Schiff, das gradeswegs den Bug
Nach London richtet! — dort ein Wagenzug,
Der ziſchend herdampft von Paris und Brüſſel!

Und dort bei Deuz mit Pfeifen und mit Sprüh'n
Enteilt ein and'rer ſauſend nach Berlin —
Das iſt ein Leben hier am alten Strome!
Ein Dritter ſchon! — Nach Niederland! — Und wo
Seh' ich das Alles? — Hier am Kreuz? — Ja ſo,
Wir legten Schienen und wir bau'ten Dome!

Aus allem Staub von Handel und Gewerk
Stieg in die Luft das hehre Gotteswerk,
Ward es vollführt, das lange Zeit verwaiſte,
Schoß leicht empor der Thürme Doppelpfeil!
Und nicht: obgleich — bei Gott, hier heißt es: weil!
Der Stoff, bewältigt, huldigt froh dem Geiſte!

So laßt denn Beide fürder Hand in Hand
Im Sturmſchritt eilen durch das Vaterland!
Laßt ihre Sendung freudig ſie erfüllen!
Was in des Einen ſtillen Tiefen quoll,
Gewaltig, herrlich, wunderbar — das ſoll
Der And're ſchaffen, gern, um Gotteswillen!

Ja, Hand in Hand! Bei Gott, ein ſtolzer Bund!
Was er vermag — die Pracht hier gibt es kund!
Welch' ein Symbol ſie! — — Und von meinem Throne
Zur Erde ſteigend, ſumm' ich vor mich hin:
Germania, des Weſtens Königin!
Der Kölner Dom auf ihrem Haupt die Krone!

Der Dom=Kreuzer=Beitrag!

Im Interesse der Sache, zu deren Förderung die Verlagshandlung auch ihrerseits beitragen mögte, erlaubt sich dieselbe, **sämmtliche Redactionen deutscher Zeitschriften** zu ersuchen: das vorstehende Gedicht **nicht** in ihren Spalten wieder abzudrucken, wohl aber das Publikum von dessen Erscheinen in Kenntniß setzen zu wollen.

Die Poesie bietet hier dem Nationalgefühl eine Gabe, wohl geeignet, die schöne Idee eines Dom=Kreuzer=Beitrags in den weitesten Kreisen des Vaterlandes zu verwirklichen.

Die Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

Leipzigs Todten!

Von

Ferdinand Freiligrath.

Belle-Vue bei Conſtanz,
Verlags- und Sortiments-Buchhandlung zu Belle-Vue.
1845.

„Tue! tue!“

Karl IX. in der Bartholomäusnacht.

„Laßt Aber! laßt Aber! Die Aerzte ſagen, daß Aderlaſſen ſei im Auguſt ſo heilſam als im Mai!“

Lavanneb in derſelben.

Sie kam heran in weh'ndem Trauerflor,
Ueber den See nach ihrem Brauche;
Um Huttens Inſel beugte ſie das Ruder
Ich ſah ſie nah'n, ich ſah in ſie hinaus;
Dann wieder ſetzt' ich mich, zu ſchreiben —
Da trat ſie plötzlich finſter vor mein Haus,
Und hauchte leis an meine Scheiben:
„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„O fünfzehnhundertzweiundſiebenzig!
Ha, wie da Pulverdampf die Giebel brännte!
Ha, wie da ſchießend aus dem Fenſter ſich
Hervorbog jener Karl der Neunte!
Auch Er, ein Allerchriſtlichſter, o Schmach!
Anſchrie und hetzt' er ſeine Söldnerrotten,
Bis wehrlos auf dem Boden lag
Die beſte Kraft der Hugenotten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

„Nicht ganz so blutig wohl, wie dazumal!
Doch das ist gleich — hinpfiff die Kugel sausend!
Die Opfer stürzten — was liegt an der Zahl?
Gleichviel ob dreizehn oder dreißigtausend!
Die Hähne knackten — auf ein Prinzenwort!
Ein Weheruf zog durch meine Finsternisse!
Livreebedienter, sprühte dreist der Mord
Die vielbeliebten, sichern Rückenschüsse!
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht:
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Man hat gesagt: sie haben es verdient!
Wer hat sie rebelliren denn geheißen?
Was haben die Verweg'nen sich erkühnt,
Kronleuchter, allerhöchste, zu zerschmeißen?
Man war erstaunt, man war mit Recht empört!
Denkt: auf den Boden klirrte Scheib' um Scheibe! —
Wehl!..... Aber niemals hab' ich noch gehört,
Daß man mit Blut zerbrochene Fenster kleibe!
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Und dann: Sie steh'n! Der Blitz des Rohres fuhr
In abgewandte, scheu geworf'ne Reihen!
Ja, Fliehn'de nur, schuldlose Wandler nur
Hat man erlegt mit königlichen Bleien!
Ein Weib, ein Kind — o herzzerreißend Weh'! —
Dalagen sie, am Pflaster die Gesichter!
— Was ballst du nur an deinem Schweizersee
Die zorn'gen Fäuste, heimatloser Dichter?
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

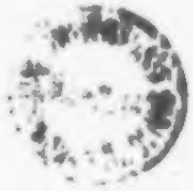
„Soll ich noch melden von dem Leichenzug?
Der Marsch ertönte, Trauerweisen schallten;
Aus diesem Haus und dann aus jenem trug
Man einen Sarg, und ernste Fahnen wallten!
Nachschoß des Volkes endlos lange Fluth —
Ein Thränenstrom, so weit das Auge schaute!
— Ach nie doch wäscht er dieß unschuld'ge Blut
Von Leipzigs Riesweg und von Sachsens Raute.
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Man hat ein Wort: die Mitternacht ist stumm!
Doch schrei' ich laut: Wer soll dieß Blut euch stillen?
Das allererste floß es wiederum
Durch einen Fürsten um des Glaubens willen!
O deutsches Land, was trugen dir schon ein
Wie deine Fürsten, so dein Glauben! —
Allein du liebst es, stets ein Kind zu sein!
Nicht Eine Kette lässest du dir rauben!
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

„Doch heut kein Grollen! an der Gruft kein Spott!
Thu', was du mußt! folg' deinem Wahrheitsdürsten!
Han', wie dich's drängt, dir deinen Weg zu Gott!
Nur: — suchst du Gott, was fragst du deine Fürsten?
Erwache, Deutschland! Denk' an jenen Herrn,
Der aus dem Lemure schoß mit blindem Wüthen!
— Fahr' wohl, Poet! ich muß noch nach Luzern!
Zu meinen Vätern noch, den Jesuiten!
Ich bin die Nacht, die Bartholemäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

24. August 1845.

308.



Leipzig's Todten.

n. 1813. 1841

Sie kam heran mit wehendem Trauerflor,
Ueber den See nach ihrem Brauche,
Um Hutten's Inſel beugte ſich das Rohr,
Von ihres Odem's feuchtem Hauche,
Ich ſah ſie nahen, ich ſah in ſie hinaus,
Dann niederſetzt' ich mich zu ſchreiben,
Da trat ſie plötzlich finſter vor mein Haus
Und haucht leis an meine Scheiben:
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß iſt blutig und mein Haupt umſchleiert,
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

O, fünfzehnhundert zwei und ſiebzig,
Ha, wie da Pulverdampf die Giebel bräunte,
Ha, wie da ſchießend aus dem Fenſter ſich
Hervorbog jener Karl der Neunte,
Auch er, ein Allerchriſtlicher, o Schmach!
Anſchrie und hetzt' er ſeine Söldnerrotten,
Bis wehrlos hingeſtreckt am Boden lag,
Die beſte Kraft der Hugenotten.
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß iſt blutig und mein Haupt umſchleiert,
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Nicht ganz ſo blutig wohl wie dazumal,
Doch das iſt gleich — hinpfiff die Kugel ſauſend —
Die Opfer ſtürzten, was liegt an der Zahl,
Gleichviel ob 13, oder 30,000!
Die Hähne knackten auf ein Prinzenwort!
Ein Wehruf zog durch meine Finſterniſſe,
Livreebediente ſprühten dreiſt den Mord,
Die vielbeliebten ſichern Rückenſchüſſe.
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß iſt blutig und mein Haupt umſchleiert,
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Man hat gesagt: Wir haben es verdient,
Wer hat sie rebelliren denn geheißen,
Was haben die Verwegenen sich erkühnt,
Kronleuchter, allerhöchste, einzuschmeißen?
Man war erstaunt, man war mit Recht erzürnt,
Denkt auf dem Boden klirrte Scheib' um Scheibe!
Wohl! — aber niemals hab' ich noch gehört
Daß man mit Blut zerbrochne Fenster kleibe!
Ich bin die Nacht die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt umschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Und dann: sie flohen, der Blitz des Rohres fuhr
In abgewandte schon geworfene Reihen!
Ja Fliehende, schuldlose Wandler nun
Hat man erlegt mit königlichen Bleien!
Ein Weib, ein Kind — o herzzerreißend Weh!
Da lagen sie am Pflaster die Gesichter! —
Was ballst du nur an deinem Schweizersee
Die zornigen Fäuste, heimathloser Dichter?
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt umschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Soll ich noch melden von dem Leichenzug?
Der Marsch ertönte, Trauerweisen schallten,
Aus diesem Haus und dann aus jenem trug
Man einen Sarg, und ernste Fahnen wallten!
Nachfloß des Volkes endlos lange Fluth,
Ein Thränenstrom so weit das Auge schaute,
Ach nie wäscht er dies unschuldige Blut
Von Leipzig's Ries weg und von Sachsens Raute.
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt umschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Man hat ein Wort: die Mitternacht ist stumm!
Doch schrei ich laut: Wer soll dieß Blut noch stillen?
Das Allererste floß es wiederum,
Durch einen Fürsten um des Glaubens willen.
O deutsches Land, was trugen Dir schon ein
Wie Deine Fürsten so auch Deine Glauben?
Allein Du liebst es, stets ein Kind zu sein
Nicht eine Kette lässest Du Dir rauben!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt umschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstennacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Doch heut' kein Grollen, an der Gruft kein Spott,
Thu' was Du mußt, folg' Deinem Wahrheitdürsten,
Bau', wie Dich dünkt, Dir Deinen Weg zu Gott,
Nur suchst Du Gott, was fragst Du Deinen Fürsten?
Erwache Deutschland, denk' an jenen Herrn,
Der aus dem Louvre schoß mit blinden Wüthen!
Fahr' wohl, fort ich muß noch nach Luzern
Zu meinen Vätern, zu den Jesuiten.
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt umschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.

Druck und Eigenthum von Hirschfeld in Wien.

Hugo's Gedichte

von

F. Freiligrath.

Durchgesehene Auswahl.

Victor Hugo

Lyriſche Gedichte

von

Victor Hugo.

Deutſch

von

Ferdinand Freiligrath.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

Vorwort.

Das vorliegende Bändchen beabsichtigt keineswegs eine vollständige Vertretung der Hugo'schen Lyrik, sondern giebt zunächst nur aus denjenigen Liedersammlungen des französischen Dichters, welche ich vor jetzt fast zehn Jahren für die Sauerländer'sche Gesammtausgabe von Hugo's Werken übersetzte,*) eine Reihenfolge ausgewählter, sorgfältig durchgesehener und da, wo es mir nöthig schien, wesentlich verbesserter Stücke. Es hängt mir am Ende zu viel Ernst und zu viel redlicher Eifer an diesen Arbeiten, als daß ich sie gänzlich

*) „Oden und vermischte Gedichte." 1836; „Dämmerungsgesänge." 1836; „Orientalen und Balladen" (nur zum Theil). 1838.

fallen laſſen, als daß ich ſie für immer unter den Scheffel jener bändereichen Edition „ſämmtlicher Werke“ geſtellt wiſſen möchte.

Alſo nur eine Palingeneſie! Möge aber auch dieſe als einſtweiliges Lebenszeichen freundlich von der Heimath begrüßt werden!

Meyenberg am Zürcher See, im Juli 1845.

F. Freiligrath.

Inhalt.

Aus den Oden und vermischten Gedichten.

	Seite
Der Dichter in den Revolutionen	3
Die Geschichte. 1. 2.	9
Das freie Mahl. 1. 2.	12
Moses auf dem Nil	15
An die Akademie der Jeux Floraux	21
Das Mädchen von Otaheiti	23
Der Glückliche	26
Das Lied der Arena	29
Das Lied des Cirkus	34
Das Lied des Turniers	38
Der Antichrist. 1–3.	44
Epitaph	51
Ein Festlied Nero's	54
Jehovah	59

Seite

Schmerz 62
Dir 65
Die Fledermaus 69
Die Welle 72
Der Alp 74
Der Morgen 76
Meine Kindheit. 1–3. 77
An G..... D. 83
Landschaft 85
Wieder Dir 89
Ihr Name 92
Danksagung 94
An meine Freunde 98
An den Schatten eines Kindes 101
An ein junges Mädchen 103
An die Manen von Monsieur l'Amaury. 1. 2. . 105
Die Reise. 1–4. 108
Spaziergang 113
An Namen, Herzog von Benay 117
Das Bildniß eines Kindes. 1. 2 123
Ende. 1. 2. 126
Die Libelle 129
An meinen Freund S. B. 130
Großer Seufzer 133
An die Gemahlin A. H. 135

Seite

Sommerregen 137
Träume. 1–6. 141
An das junge Frankreich. 1–7. 152
Hymne an die Todten des Juli 167
Der Geiz und der Neid 170
Die Canadierin 173

Aus den Orientalen und Balladen.

Kriegsruf des Mufti 179
Der Schmerz des Pascha 181
Mondschein 185
Der Schleier 187
Der Derwisch 190
Das stille Schloß 193
Türkischer Marsch 195
Die verlorene Schlacht 200
Das Kind 206
Lazara 209
Die eroberte Stadt 213
Lebewohl der Arabischen Wirthin 215
Der Dichter an den Kalifen 218
Bonaparte 221
Die Hex und die Peri. 1–3. 223

Aus den Dämmerungsgesängen.

	Seite
Vorspiel	237
Hochzeiten und Feste	244
Napoleon der Zweite. 1–6.	251
Auf den Ball im Stadthause	264
Wenn Frankreich mit den Flügeln dir beschirmt	267
An Kanaris	269
Einsam am Fuß des Thurmes	274
An Kanaris	276
Nicht zwanzig Jahre war er alt	284
O, schmäht kein fallend Weib	292
Rath	293
Besiegt, in einem Augenblicke kann	303
Mit den Herbstblättern. (An Madame **). 1, 2.	305
Anakreon, Poet	307
Frührothwolken glühen. 1–3.	308
Gestern die Sommernacht	316
Neues Lied zu einer alten Weise	320
Anderes Lied	322
O, daß nur ich ganz deine Seele fülle	324
Weil lechzend meine Lipp' an deinem Reich gesogen	326
An Mademoiselle J.	328
Die arme Blume	336
Am Grabe des Herrn	339

Seite

Weil voll von Thränen unſre Stunden . . . 346
Hoffnung auf Gott 350
Weil blumig uns der Mai 351
An Louiſe B. 352
In der Kirche zu ***. 1–6. 365
Auf das erſte Blatt eines Petrarka 380
Auf alle Weiſe läßt der Andern Schwarm . . 382
Du, ſei geſegnet allezeit! 385
An Louiſe B. 1. 2. 390
Daß wir den Zweifel in uns haben. (An Louiſe B.) 395
Dale Lilia 399

Aus

den Oden und vermischten Gedichten.

Der Dichter in den Revolutionen.

An A. Soumet.

Sterben, ohne
Zu leeren meinen Köcher! — sterben, ohne
Auf diese Henker, diese Gubler von
Gesetzen mich zu stürzen! ohne sie
In ihrem Kothe zu zertreten! . . . .

André Chénier.

„Der Wind entwirbelt von den Feldern
Die Eichel, die dem Ast entfiel;
Den Eichbaum schlägt er in den Wäldern,
Und auf dem Meer schlägt er den Kiel.
So, daß es Männer aus uns ziehe,
Drängt uns das Schicksal! Jüngling, siehe,
Daß, was die Welt und was dein Herz
Heimsucht, sich sondre deiner Seele!
Spar' deine Reue eignem Fehle,
Spar' deine Zähre eignem Schmerz!"

Was! unbedacht ſind meine Lieder?
Soll ich in dieſer Schreckenszeit
Taub ſein dem Wehruf meiner Brüder,
Und jammern nur um eignes Leid?
Nein, heimathlos aus freiem Willen,
Durchſchweift der Dichter, Schmerz zu ſtillen,
Die Länder; keines, das ihn hält!
Im Drang der Völker und der Heere
Steht er, die Lyra ſeine Wehre,
Wie Orpheus in der Unterwelt.

„Orpheus erlöſt' an Adeſ' Thoren
Die Schattenwelt — minutenlang.
Du aber ſingſt in Sünderohren
Der Reue finſtern Grabgeſang.
Wahnſinniger! hör' auf, zu dichten!
Willſt du in der Arena richten,
Eh' du dir ſelber Kränze raubſt?
O Jüngst, kaum der Amm' entlaufen,
Laß deine Unſchuld Jahre kaufen,
Eh' du an deine Jugend glaubſt!"

Wenn das Verbrechen, als ein Drache,
Straflos und frech die Welt durchzieht,
Dann übt Apollo ſelber Rache,
Der Muſe Lied wird Furienlied!
Dem Gotte, dem ich mich ergeben,
Folg' ich; nicht weiß ich, was mein Leben —
Noch iſt es rein! — bedrohen kann;
Den Sternen folg' ich, die mir ſcheinen;
Der Sturm zerreißt des Segels Leinen:
Doch rettet es den Steuermann!

„Die Menſchen wandeln, wie auf Dächern
Nachtwandler; du nicht rettest ſie.
Was irrſt du ſchwächlich mit den Schwächern,
Und ſchaust den Himmel ewig nie?
Kannſt du, ſeitdem du Menſch geweſen,
Die Kette deiner Tage löſen,
Bricht du nicht auch ein fremd Geſchick?
O, ſchone dein eintägig Leben!
Sollt's keine Mutter für dich geben?
Sprich, ward dir nicht der Liebe Glück?"

Wohl! aber meinen ird'ſchen Trieben
Wird einſt der Himmel aufgethan.
Groß macht die Seele reines Lieben:
Zu ſterben weiß, wer lieben kann!
Treu den Gerechten, die man richtet,
Preiſt, wer in ſolchen Zeiten dichtet,
Die Helden, gern den Helden gleich.
Nach ihrem Märtyrthum zu ringen,
Hat für die Opfer er ſein Singen —
Ein Haupt auch für des Henkers Streich!

„Einſt, ſagt man, ſchaut' in ferne Zeiten
Geweihter Dichter heller Blick;
Enthüllen konnten ſie und deuten
Der Welt ihr künftiges Geſchick.
O, ſag' den Menſchen du dein Wiſſen! —
Du gehſt, wie ſie, in Finſterniſſen:
Vom Himmel fällt kein Strahl des Lichts;
Die Lyra mangelt der Propheten;
So blind, wie ſtumm, ſagt den Poeten
Die Muſe von der Zukunft Nichts!"

Friſch ſieht man, wen ein göttlich Brennen
Durchglüht, der Zukunft ſich vertraun;
Des Abgrunds Tiefe kann nur kennen,
Wer ſich hineinſtürzt ohne Graun.
Kühn taucht er in des Todes Nächte;
Des Laſters Glück büßt der Gerechte —
So ſpricht in ſeiner Bruſt ein Gott.
Im Sterben erſt ein Prophezeier,
Zerreißt der Kerker ihm den Schleier,
Und Dreifuß wird ihm das Schafott.

„O, daß in mildrer Länder Thalen
Du nicht das Licht zuerſt geſehn,
Wo reiner glüht der Sonne Strahlen,
Wo Myrthen blühn und Aloen.
Dort, fern den Uebeln, die dich tödten,
Wird ohne Thränen dem Poeten
Das Leben ſelber zum Gedicht;
Dort fliegt die Taube, werth den Weiſen,
Für Jungfrau'n aus zu ſüßen Reiſen,
Dort, wo die Lieb' in Blumen ſpricht."

Mein Trachten gilt dem Märtyrthume;
Auf ehrlos Ruhn leiſt' ich Verzicht!
Ich ſtrebe raſtlos nur nach Ruhme,
Und den erwirbt das Glück mir nicht.
Der Halcyon zagt, wenn es wettert,
Daß ihm der Sturm das Neſt zerſchmettert,
Drin ſich ſein ſüßer Schlummer wiegt;
Doch durch Gewölk iſt's, daß zum Sitze
Des Sonnengotts der Sohn der Blitze,
Der unerſchrockne Adler, fliegt!

Die Geſchichte.

Ferren vor.

Virgil.

1.

Gleichwie ein Meer, an Klippen reich und Schlünden
Iſt das Geſchick der Völker dieſer Welt.
Blind, wer, was ſie bedrängt, was ſie empfinden,
Nur für ein Spiel von Fluth und Winden hält!

Durch dieſe Nächte zuckt ein Strahl von oben;
In dieſen Stürmen weht ein mächt'ger Hauch;
Und miſcht ſich in ein Grablied Feſtestoben —
Stimm' eines Gottes hör' ich darin auch!

Und die Jahrhunderte, die rieſ'gen Brüder —
Ungleich ihr Schickſal, doch ihr Wünſchen nicht! —
Ein Ziel vereint nach andrer Bahn ſie wieder;
Auf Jedes Leuchtthurm glüht daſſelbe Licht!

2.

Welch Alter, Muſe, das dein Aug' nicht ſiehet?
Du ſpähſt hinab bis zu der Zeiten Schluß.
Ein Tag, ein Jahr, und ein Jahrhundert ziehet
Gleich flücht'ge Furchen nur in dieſem Fluß.

Ihr Henker und ihr Opfer auch — ſie zündet
Allwärts ihr Licht an! Nichts, was ſie verhehlt!
Sie kennt den Abgrund, wie die Höh'n; — ſie gründet
Oft einen Tempel, wo ein Grab nur fehlt.

Sie eilt, den Helden, der da ſinkt, zu krönen;
Zerbricht den Wagen, drauf der Sieger ſteht;
Sie geht und träumt bei fallender Reiche Dröhnen,
Und zeigt die Wege Gottes, wo ſie geht.

Sie ruft mit ihrer Stimme die vergangnen
Jahrhunderte; ſetzt dem Palaſt der Zeit
Den Giebel auf; ſchleift, einen Kriegsgefangnen,
In das Zukünft'ge die Vergangenheit.

Nach jedem Schiffbruch ſammelt ſie die Trümmer
Der Welt, und folgt dem Wrack meerauf, meerab;
Ihr Auge ſieht, in Eines Blickes Schimmer,
Die letzte Wiege und das erſte Grab.

Das freie Mahl.

An die Könige Europa's.

Man hatte zu Rom einen alten Gebrauch: am Abend vor der Hinrichtung der Verurtheilten gab man ihnen an der Pforte des Kerkers ein öffentliches Mahl, welches man das freie Mahl nannte.

Chateaubriand, die Märtyrer.

1.

Wenn nun, das Evangelium dem alten
Olympos opfernd, deine Worte ſchallten,
O Praetor! — gabſt du nun
Dem Tode ſie, die todestrunknen Sieger,
Die Märtyrer; (die Götter und die Tiger
Bejubelten dein Thun!) —

Dann gab die Tiberſtadt der heil'gen Bande
Ein Feſt; wie wenn, des Wermuthkelches Rande
Ein wenig Honig nur
Auflegend, ſie der Opfer Muth nicht kännte;
Wie wenn durch Orgien ſie tröſten könnte,
Die folgten Chriſti Spur.

Purpur umfloß die finſterſchau'nden Zecher;
Falerner ſchäumt' im Bauche tiefer Becher;
Den Wein Malvaſia's
Umfing die Myrth', und färbte licht der ſüße
Honig von Hybla; ihre wunden Füße
Wuſch Rauchwerk Aſia's.

Daß würdig man dies freie Mahl beſtelle,
Nahm dreier Welten Zins man, nahm von Welle
Und Waldung man Tribut;
Nichts mangelte; — man war verſucht, zu ſagen,
Daß Sybaris zu Epikur's Gelagen
Die Schaar des Todes lud.

Der Leu derweile knirſcht' in ſeine Kette;
Tiger und Panther zogen um die Wette
Durch der Arena Thor;
Bald, minder grauſam, als der Weltſtadt Frauen,
Bald werden wundernd in die Höh' ſie ſchauen,
Dröhnt Beifall in ihr Ohr.

Den Löwen vor warf man die heil'gen Greiſe:
So einem ekeln Herrſcher ſüße Speiſe
Reicht eines Knechtes Hand.
Bei'm Feſte ſaß ihr heiliges Conclave,
Indeß der Tod, gleichwie ein ſtummer Sklave,
Bleich hinter ihnen ſtand.

2.

O Könige, ein Feſt iſt euer Leben!
Den Kelch der Größe an die Lippen heben
Sieht euch die Gegenwart;
Doch in den Jubel eurer Feſtgeſänge
Miſcht ſein Gebrüll das Tigerthier der Menge,
Das morgen eurer harrt!

Moſes auf dem Nil.

An Madame Amable-Caſin.

Und die Tochter Pharao ging hernieder,
und wollte baden im Waſſer, und ihre
Jungfrauen gingen am Rande des Waſſers.

Exodus.

„Noch brennt die Sonne nicht, noch athmet kühl die Fluth!
Kommt, meine Schweſtern! Jetzt, wo noch der Schnitter ruht,
Kommt mit mir an den Saum des Fluſſes!
Memphis erwachte kaum, und hier im Waldgeſträuch
Sieht euch das Frühroth nur, und ſendet lächelnd euch
Die Flammen ſeines keuſchen Kuſſes!

„In meines Vaters Schloß glänzt, was da ſchuf die Kunſt;
Allein der Blumenſtrand erfreut ſich meiner Gunſt
Mehr, als ein Becken von Porphyre;
Kein Lied entzückt, wie das der Vögel, dieſes Ohr;
Dem Rauchwerk des Palaſts, o Schweſtern, zieh' ich vor
Den Duft balſamiſcher Zephyre!

„O kommt! die Fluth ist still; am Himmel keine Spur
Von Wolken! schwimmen laßt im Wasser den Azur
Von euren dünnen, falt'gen Zonen!
Nehmt Kron' und Schleier mir! dies ist ein Tag des Spiels,
Und mit euch scherzen will im Schoos des alten Nils
Das jüngste Kind der Pharaonen!

„Schnell! — aber durch den Duft des Morgennebels — ha!
Was, fern am Horizont, erblick' ich? — Schwestern, da!
Zaghafte Mädchen, haltet Frieden!
Seid ohne Furcht! schaut hin, ob es kein Palmbaum sei,
Der, fortgeschwemmt vom Strom tief aus der Wüstenei,
Besuchen will die Pyramiden.

„Was sag' ich! — Täuscht mich nicht des Wassers
feuchter Rauch,
So ist's das Muschelboot der Isis, oder auch
Des Hermes Barke, schlankgebogen.
Doch nein, es ist ein Kahn! und in ihm schläft, o Lust!
Ein Kind! Wie Kinder ruhn an ihrer Mutter Brust,
So ruht es an der Brust der Wogen.

„O, wie die braune Fluth ſein Schiffchen tanzen läßt!
Nicht wahr, faſt glaubte man, es ſei ein Taubenneſt,
Das abwärts mit den Wellen fliege!
Es irrt und ſchaukelt ſich, wie es der Frühwind will;
Doch ſchläft das Kind — der Strom, ſo finſter und ſo ſtill,
Wiegt es: ſein Grab iſt ſeine Wiege!

„Jungfrau'n von Memphis, raſch! ſeht doch, auf-
wacht es jetzt!
Es weint! du armes Kind, wer hat dich ausgeſetzt,
Und dich den Waſſern preisgegeben?
Aufſchäumend murren ſie; — o ſeht doch, hoch empor
Reckt es die Händchen! — ach, ein Bettlein nur von Rohr,
Schwach, wie es ſelbſt, beſchützt ſein Leben.

„Ich rett' es mir! — Vielleicht iſt es ein Judenkind!
Mein Vater tödtet ſie! — die Schleier fort! — geſchwind!
O, er iſt hart, unſchuld'ge Knaben
Zu ächten! — Armes Kind, das keine Mutter küßt,
Mir ſollſt du, wenn auch nicht, daß du geboren biſt,
Doch daß du lebſt, zu danken haben!"

Iphis, die Tochter ſie des mächt'gen Pharao,
Iphis, die lächelnde Prinzeſſin, ſprach alſo
Am Nilgeſtad zu ihren Frauen.
Auf feuchtem Uferkies daſtand ſie hoch und ſchlank,
Und alle glaubten, als ihr letzter Schleier ſank,
Des Stromes Tochter ſelbſt zu ſchauen.

Schon unter ihrem Fuß, dem zarten, bebt die Fluth.
Sieh' — ängſtlich vorgebeugt, im Antlitz roſ'ge Gluth,
Strebt ſie hinaus mit blödem Gange.
Nun hat ſie es erreicht, nun hebt ſie auf das Boot!
O ſieh', zum erſten Mal miſcht ſich des Stolzes Roth
Dem Roth der Scham auf ihrer Wange!

Und jetzo kehrt ſie um! keck bricht ſie durch das Rohr!
Mit dem Geretteten im Arm, tritt ſie hervor
Aus dem geprieſenſten der Flüſſe!
Leis auf den weichen Sand legt ſie das Kind: da blickt
Verwundert es umher, denn jede Jungfrau drückt
Auf ſeine Stirne ſcheue Küſſe.

O du, die du von fern ihm folgteſt bang und treu,
Des Kindes Mutter du: — Gott ſchütz' es! eil' herbei!
Gleich einer Fremden komm! verrathen
Wird dich die Freude nicht! bedecke ſein Geſicht
Mit Küſſen! weine nur! denn noch iſt Mutter nicht,
Die es der Fluth entriß zu Thaten! —

Als ſo dem Zornigen, der Iſrael erſchlug,
Die Fürſtin, freud'gen Schritts und ſtolz, von dannen
trug
Das Kind, benetzt von Mutterzähren —
Da ſangen an dem Thron, dem ew'ges Licht entquillt,
Die Engel, vor dem Herrn demüthig eingehüllt
In ihre Flügel, durch die Sphären:

„O Jakob, ſeufze nicht! bald endet dein Exil!
O, weine länger nicht in den unheil'gen Nil!
Bald brichſt du wiederum die Roſen
Des Jordans! weine nicht! ob auch Aegypten tobt!
Der Herr zerbricht dein Joch! in's Land, das er gelobt
Dir hat, entfliehſt du bald aus Goſen!

„Denn wiſſe, dieſes Kind, das Pharao entrann —
Es iſt des Sinai, es iſt der Plagen Mann!
Sein Arm dereinſt führt dich zum Siege! —
Nun, die ihr Gott nicht kennt, o höret, eh' ihr ſprecht:
Durch eine Wiege wird errettet dies Geſchlecht,
Die Welt errettet eine Wiege!"

An die Akademie der Jeux Floraux.

At mihi jam puero coelestia sacra placebant,
Inque suum furtim Musa trahebat opus.
Ovid.

Ihr, deren dichteriſch Gebiet begrenzet
Dort vom Adour wird, von der Rhone hier;
Ihr, deren Aug' von freud'gem Wahnſinn glänzet;
Ihr Singſtreitkön'ge, die der Lorbeer kränzet;
O Meiſter in der Kunſt zu lieben ihr!

Schön, wie in ihres Werdens Augenblicke,
Wird eure Muſe nie der Jahre Raub.
Die Zeit, im Fluge, neigt ſich ihrem Glücke;
Der Ruhm, vor ihr, will, daß ihn Unſchuld ſchmücke,
Und birgt mit Knospen ſeines Lorbeers Laub.

Gruß dir, o Kind! für meine Mutter Blumen
Pflückt' ich in deinem heiligen Gebüſch;
Du führteſt mich zu deinen Heiligthumen,
Wie einen Bruder; gabſt mir nicht die Krumen —
Du ließeſt ſitzen mich an deinem Tiſch!

Der Ringer trat zu der Arena ſtrengen
Kampfrichtern, noch in ſeiner erſten Wehr;
Doch niemals noch, auf des Gebirges Hängen
Umirrend, mit des Horns wirthlichen Klängen
Weckt' eine holde Burgfrau er.

Und niemals ſang er, in entfernten Sphären,
Die Zaubergärten einer Fee;
Nie, plaudernd in der Damen heitern Chören,
Ließ er der Troubadoure Thun ſie hören,
Und nie der Paladine Liebesweh'.

Mit Stimmen, welche nie verklingen,
Laß Andre feiern Glück und Liebesſchwur!
Mich prüft der Schmerz, von ihm nur kommt mein Singen!
Ich duld' und tröſte; — meiner Muſe Schwingen
Beſchatten Gräber nur!

Das Mädchen von Otaheiti.

Was macht er denn, um den ſie ſich betrübt?
Er liebt wohl nicht, den ſie ſo ſehr doch liebt?

Alfred de Vigny, Dolorida.

„So willſt du fliehn? ſo trägt dich bald von dannen
Das unbeſtänd'ge Segel ſchon?
Ihr Zelt abbrechen und das Tauwerk ſpannen
Hört' ich die Schiffer dieſe Nacht; — wie rannen
Die Thränen mir bei ihrer Lieder Ton!

„Fliehn unſer Eiland? — ſage, ſchmückt das deine
Ein ſchön'rer Himmel? kennt den Schmerz es nicht?
Und, wenn du ſtirbſt, bedecken die Gebeine
Dir deine Brüder weinend mit dem Raine,
Deß heil'ge Blumen Keiner bricht?

„Denkſt du des Tags, wo günſt'ger Winde Wehen
Zuerſt dich trug in dieſen ſtillen Port?
Du riefeſt mir, zum Hain mit dir zu gehen;
Nie hatt' ich dich bis jenen Tag geſehen,
Und dennoch kam ich auf dein Wort.

„Schön war ich damals, doch mich knickten Thränen.
Zieh' nicht, o Fremdling! bleibe hier, bleib' mein!
Von deiner lieben Mutter ſprich! — die ſchönen
Geſänge deiner Heimath laß ertönen,
Die, wie dein Beten, mir das Herz erfreun!

„Du nur ſollſt füllen alle meine Tage!
Hab' ich, daß du entfliehn willſt, dich betrübt?
O, laß dich halten! ſtillen deine Klage
Und gut ſein will ich; nennen dich — o, ſage
Ihn mir! — bei'm Namen, den dein Land dir giebt!

„O, daß ich bei dir nur als Sklavin bliebe!
Säh'ſt du zuweilen nur herab auf mich!
Gewiß, nicht länger wär' ich bleich und trübe!
Doch, wie die Schwalb', iſt flüchtig deine Liebe!
Ich — all' mein Leben lieb' ich dich!

„Ach, wo ſich drüben deine Berge heben,
Pocht dir entgegen einer Fremden Bruſt!
O, mein Gebieter, nimm mich mit! — ergeben
Will ich ihr ſein, ſie lieben wie mein Leben,
Wenn ihre Liebe deine Luſt!

„Fern meinen Eltern, die ein zärtlich Glühen
Für mich berauſcht, fern dieſen Wäldern hier,
Fern dieſen Palmen — werd' ich nicht verblühen?
Hier ſterb' ich einſam; — laß mich mit dir ziehen!
O, laß mich ſterben wenigſtens bei dir!

„Wenn ſäuſelnd die Bananen dich empfingen,
Wenn du mich je geliebt, verſtoß mich nicht!
Woll' ohne mich nicht deine Fahrt vollbringen,
Aus Furcht, mein Geiſt auf ſeiner Sehnſucht Schwingen
Folge dir nach in einer Wolkenſchicht!" —

Als in die flücht'gen Segel früh am Tage
Die Sonne ſchien, ſtand ihre Hütte leer;
Nicht am Geſtad und nicht im Palmenhage
Sah man die Jungfrau mit der ſanften Klage —
Doch auch bei Ihm nicht war ſie auf dem Meer.

Der Glückliche.

An U. Guttinguer.

Beatus qui non prosper!

„Ich haſſ' euch, Götter! Noch ſo jung, und was ich
Begehren mag, ihr laßt es mich empfahn!
Euch, unter euren Gaben ächzend, haſſ' ich;
Was, ſo zu ſegnen mich, hab' ich gethan?

„Das Meer ertönt von meiner Ruder Schlägen
Von Herkul's Säulen bis Leander's Sund;
Was in den Wüſten wächſt, was Städte hegen —
Mein Schloß verſchlingt es, wie ein gier'ger Schlund.

„Auf einem Pfühl, den Scharlachfüße zieren,
Ruh' ich, indeß die Lyra ſchlägt ein Sklav;
Jungfrau'n vom Indus, kühlend mit Zephyren
Mein brennend Haupt, bewachen meinen Schlaf.

„Der Paraſit empfängt bei meinen Feſten,
Was meine Hand verächtlich ſchiebt zurück;
Und Fiſchen, die mit Menſchenblut ſie mäſten,
Auf Golde dampfend, ſchenk' ich keinen Blick.

„Am Tiberſtrand und auf Pompeji's Laven
Beſitz' ich Gärten, ſtets vom Lenz durchglüht;
Und mein Gebiet, bedeckt mit meinen Sklaven,
Macht meine Renner und mein Auge müd.

„Der Großen Furcht, von Cäſar angelächelt,
Bin ich Bedrängten willig Schutz und Wehr;
Von Düften wird mein Marmorbad gefächelt,
Mein Wagen rollt durch ein Klientenheer.

„Wie auf dem Forum, ſo in den Arenen
Langweil' ich mich, und frage ſatt: was jetzt? —
Geb' einen Sklaven täglich den Muränen:
Kaum, daß dies Spiel des Cato mich ergötzt!

„Europa's Frau'n und Asia's — sie rühren
Mein Herz, das schon gestorbne, kaum;
Der Ueberdruß läßt mich in Flammen frieren;
Was er mir gönnt, ist Hefe nur und Schaum.

„Ein Fluch hat euer Segen mich getroffen;
Ihr knicktet in der Blüthe mich! — zurück,
O Götter, meiner Jugend gebt ihr Hoffen!
Nehmt, was ihr gabt — nur für ein wenig Glück!" —

Im Tempel so, auf Pfühlen ruh'nd, vermessen
Spricht Celsus seinen Göttern Hohn, indessen
Ein Märtyrer, erhebend seinen Gott,
Vor Zeus' Altare stirbt den Zeugentod.

Das Lied der Arena.

. . . . . ihr hellumſchienten Achaier.
Für die Reiſigen ſtehn die Kampfpreiſ'
hier in dem Kreiſe.

Homer. *)

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem ſand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund.
Von den Geſtaden, ſtarr von Eiſe,
Allwo der Winter ſchläft, der Greiſe
Mit feſtem Schlaf, den Keiner ſtört,
Bis zu der ſonnigen, goldnen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenroſſe wiehern hört.

*) Ueberſetzung von Voß. A.

Olympia! — das Feſt! — die Wagen!
Nun flechtet Lorbeer und Akanth!
Nun weckt — der Götter Fluch dem Zagen! —
Aus ſeinem Schlaf das alte Wagen!
Nun fachet an den alten Brand!

Die ihr nach Ruhme lechzt, kommt Alle!
Das Feſtgewand der Prieſter fliegt! —
Daß eure Stirn es bald umwalle,
Das Laub der heil'gen Eiche falle,
Die da den Milo einſt beſiegt!

Von Kreta's Bord, geweiht durch Mythen,
Von Tyrus kommt und von Korinth,
Von Scylla's ſtürmiſchen Gebieten,
Vom Athos kommt, den Adler hüten,
Daß näher ſie den Himmeln ſind!

Nun kommet aus dem Archipele,
Vom Taubeneiland kommet nun!
Von Rhodos, wo mit muth'ger Seele
Kriegsmänner ſtehen, ſchön von Oele,
Die nur im Grab vom Streiten ruhn!

Von des Palaſtes Stufen ſteiget
Cecrops einſt legte ſeinen Grund! —
Von Sparta, dem ſich Alles neiget,
Von Lemnos, das den Donner zeuget,
Von Argos kommt und Amathunt!

Die Tempel all', die Gynäceen,
Die laub'ge Kränze bunt umglühn,
Verhüllen züchtig, anzuſehen
Wie junge Bräute — ſeht es wehen! —
Die keuſche Stirn mit friſchem Grün.

Da: — die Archonten und Ephoren!
Sie ſetzen ſich, ernſthaft und ſtill.
Die Jungfrau'n und die Kanephoren
Haben gereinigt die Amphoren,
Wie es Eleuſis' Regel will.

Man hat um Rath gefragt die Reder
Im Traum, und auch die Pythia;
Des gelben Scythengeiers Feder
Warf in den Wind man — hör' es Jeder! —
Zur Zeit, wann aufwacht Klytia.

Tripoden zwei, prachtvoll verzierte,
Nennt, wer da ſiegt im Laufe, ſein;
Den Becher auch — wem wohl gebührte
Er ſonſt? — den Bacchus' Mund berührte,
Als er genoß den erſten Wein.

Und weſſen Diskus, raſch im Kreiſen,
Behend am Ziel die Bunde fällt,
Erhält von den gerechten Greiſen
Die Urn' hier, nie genug zu preiſen,
Phlegon's Gebild, den Naxos hält.

Dem kühnen Ringer aber ſpenden
Von Sidon eine Chlamys wir;
Er nehme ſie aus unſern Händen:
Dreizack und Stab des Herolds blenden
Das Aug', der Chlamys farb'ge Zier.

Und nun, ihr Ringer und Athleten,
Stärkt euch im Bad, eh' denn ihr ringt!
Dann ſiegt — ſchon locken euch die Flöten! —
Daß euch die Lippe der Poeten
Ein Lied itheban'ſcher Weiſe ſingt!

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem ſand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund.
Von den Geſtaden, ſtarr von Eiſe,
Allwo der Winter ruht, der Greiſe
Mit feſtem Schlaf, den Keiner ſtört,
Bis zu der ſonnigen, goldnen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenroſſe wiehern hört.

Das Lied des Cirkus.

Panem et Circenses!

Juvenal.

O Cäſar, Geber blut'ger Feſte!
Dich ehrt die Welt! — Wer zählt die Gäſte,
Wenn ſich des Cirkus Thor erſchließt?
Heil dir, Unſterblicher, Gerechter!
Auguſtus' Erbe! Sieh' die Fechter,
Die ſterben wollen! Cäſar, ſei gegrüßt!

Von den Gebietern auf der Erde Thronen
Weiht Cäſar nur Roms Göttern Libationen
Von Menſchenblut! — Wir laden ein den Tod
Zu unſern Spielen, holen uns in Schaaren
Hyrkaniens Tiger und des Rheins Barbaren: —
Der Cirkus raucht, von ihrem Blute roth!

Ehrne Koloſſe, Vaſen von Porphyre,
Buntfarb'ge Fahnen, bauſchig vom Zephyre,
Sind rings der Mauern Schmuck, und was die Kunſt
Sonſt bilden mag. — Dicht zieht des Rauchwerks Wolke;
Denn ſieh', das Blutbad darf zu Roma's Volke
Durch Düfte nur erheben ſeinen Dunſt.

Die Thore thun ſich auf, die Angeln zittern,
Der Schwarm tritt ein, und raſſelt mit den Gittern.
Die Panther beben hinter dem Geräſt;
Und, wie ein Strom mit tauſendfachem Rufe
Von Berg zu Berg, ſo wälzt von Stuf' zu Stufe
Das Volk ſich, welches König iſt.

In ihren Seſſeln ſitzen die Aedilen;
Im Graben ſchon, dem waſſerreichen, kühlen,
Schwimmt mit dem Flußpferd träg das Krokodill.
Das heil'ge Feuer, glüh'nd in keuſcher Schale,
Bringt in der Schweſtern Mitte die Veſtale; —
Fern zürnt der Löwen donnergleich Gebrüll.

Mit nackter Bruſt, mit lechzender Geberde
Dicht neben Veſta's reinem Feuerheerde
Stellt ihren Dreifuß auf die Buhlerin.
Durch ſein Gefolg von Königen und Sklaven
Blickt der Senat, im Schmuck der Latiklaven,
Auf das Gewimmel der Klienten hin.

Beiſammen ſitzt je Jungfrau und Matrone;
Die Praetorianer ſchaaren ſich am Throne;
Ruf der Tribunen tönt; — ſchon heben an
Die Prieſter Rhea's Lobgeſang und Flehen;
Erwartungsvoll, auf ſchlechter Bühne, ſehen
Des Ganges Gaukler, ob die Opfer nahn.

Da kommen ſie! Aufjauchzt und droht die Menge!
Sie ſind's, die Cäſar herberuft mit Strenge
Von Manes' Tempeln bis zu Hertha's Hain!
Eintreten ſie, geführt von ihren Treibern;
Der Liktor nennt ſie; den entblößten Leibern
Brannte der Konſul tief ſein Brandmal ein.

Zuerſt — am Haupte kenntlich, dem geneigten! —
Wandeln Hebräer, die von Schmach gebeugten!
Dann Gallier, das Schwert in nerv'ger Hand!
Dann ſchnöde Chriſten, keine Waffen tragend,
Die, ihren Henkern Trotz wie Lied verſagend,
Sich tödten laſſen ohne Widerſtand!

Bald, bricht hervor mit Brüllen nun die Meute,
Giebt ihrem Hunger alle ſie zur Beute
Die Cirkus-Mauer — Keiner kann entfliehn!
Sieh', Purpur weht herab von Cäſar's Sitze:
Ein milder Licht ſoll bei des Kampfes Hitze
Des gnäd'gen Kaiſers göttlich Aug' umglühn!

O Cäſar, Geber blut'ger Feſte!
Dich preiſ't die Welt! wer zählt die Gäſte,
Wenn ſich des Cirkus Thor erſchließt?
Heil dir, Unſterblicher, Gerechter!
Auguſtus' Erbe! ſieh' die Fechter,
Die ſterben wollen! Cäſar, ſei gegrüßt!

Das Lied des Turniers.

Der Liebe Diener! ſehet ſänftiglich
Auf den Gerüſten Paradieſeschöre;
Darnach turnieret ſtark und freudiglich.
Und eurer harret Lieb' und harret Ehre!
Alte Ballade.

O Ritter, Mildigkeit! den Waffenknechten Milde!
Kommt Alle! führt ihr nun im Milaneſer Schilde
Den grünen Drachen, führt die Lilie Frankreichs ihr,
Führt Arragoniens Kreuz, führt andrer Art Gebilde
Ihr auf der funkelnden Rüſtung als Wappenzier!

Geöffnet ſind die Schranken! — ſehet,
Schon ritt der Grieswart durch die Bahn.
Herab von allen Thürmen wehet
Die weiß und grün geſtreifte Fahn'.
Der Schwarm bricht aus in laut Vergnügen;
Im Morgenwinde flatternd, fliegen
Die bunten Wimpel, fern und nah;
Der Herold aber, mit dem Greife
Von Silber, hängt ihn auf am Reife
Des Goldgurts der Dalmatika.

Die Glocke läutet dumpfen Schalles,
Rings wimmeln Giebel und Gerüſt,
Und einen Tag verkündigt Alles,
Der eines Königs würdig iſt.
Die Königin, um zu erhöhen
Die Freude, hat der Heller zehen
Aus ihrem eignen Schatz geſchenkt;
Und, milder noch ſich zu erweiſen,
Hat zwölf gefangner Chriſten Eiſen
Mit ihrem Golde ſie geſprengt.

Nun, eh' zu der Drommeten Schalle
Ihr Speere fällt und Schwerter zückt,
Nach dem Geſetz, ihr Ritter alle,
Vernehmt des Königes Edikt!
Denn wer, eh' denn er ſtill es höret,
Wortbrüchig nach der Lanze fähret,
Beſitzt nur ein verfluchtes Schwert; —
So höret denn! ſteht zu den Fahnen!
Vernehmet, was einſt unſre Ahnen
Die lehrten, die der Herr gelehrt!

So ſingt zuerſt die Lobgeſänge,
Die werthen, mit gebognem Knie!
Singt Jeſum, ſingt der Engel Menge,
Und ſingt den heiligen Denis!
Daß, wird auch euer Arm verſehret,
Doch Nichts die Ehr' euch kränkt, — beſchwöret
Es auf die Bibel ohne Fehl!
Sorgt, daß, wenn euch der König nennet,
Ihr euer Schwert ihm zeigen könnet,
Gleichwie dem Ew'gen eure Seel'!

Wollt eines Heil'gen Staub berühren,
O Grafen und Barone! wollt
Beſchwören jetzt mit hohen Schwüren,
Zu wahren eurer Sporen Gold!
In euren Burgen nie der Bürger,
So ihr beherrſcht, ruchloſe Würger,
Nie der Vaſallen Henker ſeid!
Und für die Wittwen und die Waiſen
Sei eures guten Schwertes Eiſen
Der Scheide ledig allezeit!

O Tapfre, ſorgt, daß dieſe Stunde
Zur Vorzeit ihr die Blicke lenkt!
Des heil'gen Grals, der Tafelrunde,
Karls und der Paladine denkt!
Dem Feigen Wehe, der zum Siege
Durch eines Nekromanten Trüge
Beſprechen läſſet Arm und Wehr!
Dem Schnöden Weh', der in den Bahnen
Bekämpft mit ſünd'gen Talismanen
Des reinen Ritters edeln Speer!

Die Stunde kommt, da wird man ſchleifen
Sein Schloß, das die Gerechten fliehn!
Die Stunde kommt, da wird man greifen
Und mit dem Strang erdroſſeln ihn!
Die Zauberer, einſt ſeiner Freuden
Genoſſen, jetzo ſeiner Leiden
Verläng'rer, ſetzen ſein Gebein
Bei'm Jubel ihrer Höllenfeſte
In andrer Zaubrer, ihrer Gäſte,
Entfleiſchte, fürchterliche Reih'n!

Allein gefeiert ſei der Name
Des Caſtellans, der fromm und treu;
Mit Seide ſticket jede Dame
Ihn auf die Leinwand ohne Scheu;
Und alle Troubadoure preiſen
Mit ihrer Lieder ſüßen Weiſen
Wie ſeinen Arm, ſo ſeinen Stahl;
An ſeinem Grabe wachen Feeen,
Und ſeinen funkelnden Trophäen
Dient ein Altar zum Piedeſtal.

So präget ein denn eurer Seele,
O Ritter ihr und Damoiſels,
Des galliſchen Turniers Befehle
Und des galanten Carrouſſels!
Das Spotten der enttäuſchten Schönen
Und der gereizten Richter Höhnen
Trifft, die man zeiht der Felonie.
Nicht minder groß, als ihr Verbrechen,
Iſt ihre Strafe: Richter ſprechen
Ihr Urtheil — Damen ſtrafen ſie!

O Ritter, Mildigkeit! den Waffenknechten Milde!
Kommt Alle! führt ihr nun im Milaneſer Schilde
Den grünen Drachen, führt die Lilie Frankreichs ihr,
Führt Arragoniens Kreuz, führt andrer Art Gebilde
Ihr auf der funkelnden Rüſtung als Wappenzier!

Der Antichriſt.

Und wenn tauſend Jahre vollendet ſind, wird der Satanas los werden aus ſeinem Gefängniß.

Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Oertern der Erden, den Gog und Magog.

Apokalypſe.

1.

Ja, er wird kommen, — wenn der Tage Bronnen
Die letzte Finſterniß verſiegen macht;
Wenn, brechenden Augen gleich, die Sonnen
Erbleichen an der Stirn der Nacht;
Wenn in der Dunkelheit ein dumpf Gebelle
Der Abgrund ausſtößt; wenn die Hölle
Stolz über ihre Krieger Muſt'rung hält;
Und wenn des Himmels Dom, nicht mehr getragen
Von ſeiner Axe, ſie, gleich einem Wagen,
Zerkrachen läſſet und zuſammenfällt!

Ja, er wird kommen, — wenn den Müttern
Die bange Frucht im Leibe ſchaudern wird;
Wenn die Gerechten in den Särgen zittern,
Wenn bei den Lämmern ſtirbt der Hirt;
Und wenn (an Meere tretend, uferbare)
Der Menſch ſieht, wie das Schiff der Jahre
Die grollende Fluth der Ewigkeit durchirrt!

Er kommt! ja, — wenn, daß Alles ſich vollende,
Die Erde zuckt in ihren Sterbewehn;
Und wenn die Völker, nah jetzt ihrem Ende,
Des Daſeins Kette ſpringen, und wie Brände
Die Sterne niederflammen aus den Höhn,
Und durch den Himmel — ſo geht vor dem Feſte
Ein Wirth durch öde Säl' und harrt der Gäſte —
Den Schatten Gottes ſchreiten ſehn!

2.

Gleichwie ein Zeichen wird er glühn, geſendet,
Daß ein Verderber er des Weinbergs ſei;
Die Löſung der Gefangenen verſchwendet,
Die Erndte giebt dem Sturm er, Korn und Spreu.
Die Völker wiſſen nicht in ihrem Zagen,
Hat er in einer andern Welt getragen
Kett' oder Scepter? — ihre Thräne rinnt;
Klaglied erſchallt und Lied der Feier;
Sie fragen ſich, ob ſeines Hauptes Feuer
Strahlen des Himmels oder Blitze ſind?

Bald wird er lieblich, wie die Sonne, ſcheinen:
Sieh', einem Engel gleich aus Edens Hainen,
Strahlt ſeine Rüſtung, ſtrahlt ſein Angeſicht;
Sein Auge lächelt, naß von ſüßem Weinen,
Wie auf des Lenzes Stirn Aurora's Licht

Bald einem Drachen gleich wird er ſich zeigen!
Mit erzgeklauter Schwinge, rieſengroß,
Schwirrt er einher; mit Graun füllt ihn ſein eigen
Myſterium; der Hölle Qualm entſteigen
Läßt er der Erde frech entweihtem Schooß.

Hinhorcht die Schöpfung nach dem Wunderbaren;
Die großen Städte trägt ſein Hauch in Kluft
Und Wüſtenei; er führt der Winde Schaaren,
Und Wagen hat er in der Luft.
Die Flamme zähmen, auf der Welle wandeln
Wird er; — in eine Blumenflur verwandeln
Wird ſich der Sand, darauf den Fuß er ſetzt;
Und niederſchweben werden die Geſtirne,
Als eine Glorie für ſeine Stirne; —
Die Todten werden ſchütteln ſich entſetzt.

Ein reißender Strom, ein Gluthberg ſchwarz von Laven,
Hat er nicht Freunde, denn er will nur Sklaven;

Auf ihrem Nacken eisern lasten wird
Mit seiner Wucht er; — Thränen am Gewande,
Ein Usurpator, zieht er durch die Lande:
Er wird ein Herr sein, da, wo Gott ein Hirt!

Er geht gekrümmt durch die, so vor ihm beben;
Trägt andre Last und lebt ein ander Leben;
Er altert nicht, kennt Wechsel nicht und Zeit;
Die Kränze welken, die wir für ihn wanden;
Ein Fremdling wird er sein in allen Landen,
Des Glaubens mangelnd und der Zärtlichkeit.

Ein ewig Wünschen wird ihn quälen müssen,
Und sein Erwarten wird kein Hoffen sein;
Nichtwissende beneiden wird sein Wissen,
Und bittre Frucht nur ihm verleihn.
Dem Richtschwert, seinem Auge schon sich zeigend,
Trotzt ruhig er, wie vor dem Sturm, und schweigend,
Wie nach dem Tode; — keiner Gluth erwarmt
Sein Herz, ein Kampfplatz, wo das Laster — wehe! —
In einer fürchterlichen Ehe
Fluchwürd'gem Streit die Reu' umarmt.

Den Reſt der ſterbenden Zeit wird er ergreifen,
Und löſchen aus des letzten Leuchtthurms Gluth;
Mit Gütern wird der Herr ihn überhäufen,
Wie ſeinen Sohn mit Schmerzen er belud.
Gleichwie auf einem Raube wird er raſten
Auf ſeinen Freuden; doch ſein Auge zeigt,
Wie ſeine falſchen Wonnen ihn belaſten;
Es flammt vom Stolz, den die Verzweiflung zeugt.

So wird er ſein; — er wird mit dreiſten Händen
Den Irrthum ſä'n im Felde der Vernunft,
Und duftend Gift im Kelche wird er ſpenden,
Draus ſich berauſcht der falſchen Weiſen Zunft.
Wie eine Mauer, Gott und Welt zu trennen,
Stellt er ſich zwiſchen ſie mit frechem Spott;
Die Sprache fehlt, ſein Freveln all zu nennen;
Der Atheiſt ſpricht ſchaudernd: der mein Gott!

3.

Endlich, wenn düſter er durch alle Sünden,
Ein Herold Gottes, ſchritt, ein ernſt Myſter;
Wenn Glaub' und Tugend nirgends Herzen finden,
Als ſolche, die verglüht und leer;
Wenn mit des Mörders Zeichen er gezeichnet
Die Stirnen Aller, die den Herrn verläugnet,
Gleich ihm; wenn ſeine Rotte ſteht bereit:
Dann läßt das Leben er, wie eine Hütte,
Und ſeine letzte Stund' in unſrer Mitte
Wird nur die Stunde ſein der Ewigkeit.

Epitaph.

Hic praeteritos commemora dies,
aeternos meditare.

Greis oder Jüngling, thöricht oder weiſe,
Du, der du irreſt nach der Wolken Weiſe
Durch alle Himmel, unſtet, ohne Ruh': —
Wohin ſo ferne zieheſt du?
Iſt denn nicht hier das Ziel ſchon deiner Reiſe?

Der überall verfährt nach Siegerbrauch,
Der Tod umhüllte meinen Glanz mit Flören;
Selbſt meinen Namen hat verweht ſein Hauch;
Umſonſt fragt die Vergeſſenheit dein Aug',
Ob einſt mein Nichts beſeſſen deiner Ehren.

Gleich dir ging auch vorüber ich;
Zu ſeiner Quelle kehrte wieder
Der Strom; — auf dieſe Trümmer ſetze dich!
Leg' auf Momente deine Würde nieder!
Auch von der meinen hier befreit' ich mich!

Suchſt du zum Ruhen eine Schlummerſtelle —
O komm, ein Lager ſchon bereit iſt dir!
Und kämpfſt dein Nachen mit der finſtern Welle —
Komm, hier die Klippe! komm, der Hafen hier!

Fühlſt du hier Nichts, was dir dein ganzes Weſen
Durchzuckt, und herriſch dir verbeut, zu fliehn?
Siehſt deinen Namen in myſteriöſen
Schriftzeichen nicht auf dieſem Stein du glühn?

Voll eitler Sucht, daß man ihm Beifall zolle,
Ein Hiſtrio, bald kühn und zagend bald,
Vom Hirten- oder Königskleid umwallt,
Spielt Jeder hier im Leben ſeine Rolle.

Nicht tritt die Todten mit gleichgült'gem Fuß!
Auch du wirſt einſt in ihrer Stadt dich ſehen.
Der Tod entbietet Jedem ſeinen Gruß: —
Sprich, welch ein Wind wird deinen Staub verwehen? —

Kaum, daß dein Ohr ein halb Gehör mir leiht!
Was! nicht ein Seufzer, nicht ein Flehn dem Raine,
Auf dem erſchütternd dich dein Nichts bedräut?

Du gehſt: — und, traun! was liegt an dieſem Steine?
Was birgt für dich des Grabes Dunkelheit?
Ein wenig Aſche, modernde Gebeine,
Vielleicht Nichts — und die Ewigkeit!

Ein Feſtlied Nero's.

An Alfred de Vigny.

Nescio quid molle atque facetum.

Horaz.

Die Langeweile tödtet uns! der Weiſe
Vermeidet ſie! — Wohlan, zu Nero's Preiſe,
O Freunde, nahet ſeinem heut'gen Feſt!
Dem Gott des Wohllauts naht, dem Herrn der Erde,
Der ein Jöniſch Lied mit lächelnder Geberde
Zur Lyra mit zehn Stimmen tönen läßt!

Wohlan, auf meinen freud'gen Ruf erſcheinet!
Nie ſo viel Wonnen noch ſaht ihr vereinet
Bei'm Freigelaßnen Pallas! nie bei'm Mahl
Des Seneka, zwanglos und tobend,
Wo er, den Weiſen in der Tonne lobend,
Falerner trank aus goldenem Pokal!

Nie auf dem Tiberis, wenn die Hetäre
Aglaë, nackt, in prächtiger Galeere
Mit uns die Waſſer ſchwan.m hinab;
Und nie auch, wenn zu ſüßer Lauten Schalle
Der Batayer Präfekt der Kralle
Bekränzter Löwen zwanzig Sklaven gab!

Kommt! Rom ſoll brennen! ganz! — was frommt das Fragen?
Auf dieſen Thurm ließ meine Sänft' ich tragen,
Die Brunſt zu ſehn, wie ſie die Flügel ſchwingt.
Was iſt ein Kampf des Fechters mit der Meute?
Die ſieben Hügel ſind ein Cirkus heute,
Wo mit den Feuern Roma ringt.

Dem Herrn der Erde ſo, dem Hohen, Gnäd'gen,
Ziemt es, ſich ſeines Ekels zu entled'gen!
Er ſchleudre, wie ein Himmliſcher, den Strahl
Des Blitzes oft! Doch — es wird Nacht! die Hyder
Der Brunſt erhebt ſchon ihr Gefieder,
Und ihre Flammenzungen züngeln fahl.

Seht her! seht her! ha, sehet sie entrollen
Den rieſ'gen Leib, von Gluth und Rauch geſchwollen!
Liebkoſ't ſie nicht dem ſtürzenden Gemäu'r?
Seht! Schloß und Tempel ſchon ſind Rauch geworden
In ihrem Arm! Ha, daß auch ich nicht morden
Mit Küſſen kann, wie dieſes Feu'r!

Hört das Gekrach! ſeht ſich den Dampf entwirren!
Wie Schatten ſeht das Volk den Brand durchirren!
Da — Schweigen des Todes rings umher!
Pforten zerbröckeln, Säulen ſtürzen über,
Und Ströme Erzes wälzen nach der Tiber,
Die ſchaudernd zuckt, ein rollend Flammenmeer!

Nichts bleibt! zu Boden kracht porphyren
Und ehern Prachtwerk! Bilder auch, trotz ihren
Göttlichen Namen — Alles! Thor und Thurm!
O meine Sklavin, Brunſt, wer kann dich zügeln?
Der jauchzende Nordwind ſchlägt dich mit den Flügeln,
Voll Zorns, gleich einem Feuerſturm!

Fahr' wohl, o Kapitol! — o Freunde, ſehet!
Wie eine Brücke des Kocytus ſtehet
Im Flammenmeere Sylla's Aquädukt!
Ganz Rom in Flammen! Danke mir, du hohe
Gebieterin der Welt! ſieh', wie die Lohe,
Ein prächtig Diadem, dein Haupt umzuckt!

Als Kind, o Rom, vernahm ich, die Sibylle
Verheiße dir endloſer Jahre Fülle,
Zu deinen Füßen einſt vergeh' die Zeit,
Im Aufgehn erſt ſei deiner heil'gen Mauern
Geſtirn! — wie viele Stunden noch wird dauern,
O Freunde, ſeine Ewigkeit?

Wenn ſchwarz die Nacht, wie ſchön ein Feuer! — dieſes,
Wie lodert es! Heroſtratus ſelbſt prieſ' es!
Was liegt am Volk, wenn Cäſar fröhlich iſt?
Wie flieht es! Hört, wie wimmert es erſchrocken;.....
Nehmt mir die Blumenkrone von den Locken;
Sie würde welk vom Feu'r, das Roma frißt!

Spritzt Blut auf euch bei dieſem ſeltnen Feſte:
Gießt Wein von Kreta drüber, meine Gäſte!
Nur Böſer Hand iſt gern mit Blut getüncht!
Ein grauſam Spiel weiht durch erhabne Freuden!
Wer wird ſich an der Opfer Röcheln weiden?
Mit Liedern muß man es erſticken — ſingt!

Ha! Strafe dieſem Rom und ſeinem Volke!
Weiht es nicht ſtets untreuen Weihrauchs Wolke
Bald Jupiter'n, bald dem verhaßten Chriſt?
Ha, endlich ſeh' es zitternd mich, erhaben
Wie ſie! Auch ich will meinen Tempel haben,
Weil Roma noch zu arm an Göttern iſt!

Daß prächtiger und ſchöner bald es ſchimm're,
Zerſtör' ich Rom! — Allein ſein Fall zertrümm're
Mir dieſes Kreuz! Weh', wer ein Chriſt ſich hieß!
Mein Arm ereilt ihn! rottet aus im Toſen
Des Brandes dieſe ſchnöde Brut! ..... Bring' Roſen,
O Sklav! der Roſen Duft iſt ſüß!

Jehovah.

Domini enim sunt cardines terrae et posuit super eos orbem.

Cant. Annae I.

Jehovah iſt der Herr der beiden Pole, und auf ihnen läſſet er die Welt ſich drehen.

Joſeph de Maiſtre, Abende von St. Petersburg.

Dem Ew'gen Ehre! ſeht im Licht ihn thronen!
Er trägt das All! er hat die Ewigkeit
Geſetzet jenſeits der Aeonen,
Jenſeits der Himmel die Unendlichkeit!

In's Chaos rief er ſein befruchtend Werde;
Mit Einem Wort ſchuf Himmel er und Erde;
Geflügelt ſteht der Cherub ihm bereit,
Wenn er, des Raumes wie der Zeit Verächter,
Den Zeiten austheilt die Geſchlechter,
Und den Geſchlechtern zumißt ihre Zeit!

Nichts hält ihn auf in dem, was er begonnen:
Treibt nun ſein Odem, wie Orkangebraus,
Den brennenden Kometen durch die Sonnen,
Löſcht einer alten Sonne Glühn er aus;

Läßt er Vulkane ſteigen aus der Welle,
Krümmt er die Berge wie die Meeresfluth,
Jagt er, genaht des Abgrunds düſtrer Schwelle,
Dämonenheere in die ew'ge Gluth! —

Durch dich wird des Geſchaffnen Rad getrieben;
Wir gehn den Weg, den du uns vorgeſchrieben;
Durch deinen Arm, Herr, wird die Nacht erhellt!
Er trocknet der bedrängten Wittwe Zähre,
Und im Vorübergehen in der Leere
Entfernter Himmel ſchafft er eine Welt!

Was ohne dich der Menſch, die ſchwache Hütte?
Dem Tode wirft des Unglücks Hand ihn zu!
Von dir kommt Schmerz und Luſt ihm! ſeine Schritte
Zum Grabe von der Wiege zähltest du!

Dein Name, dem der Sel'gen Harfen ſchallen,
Tönt durch die Himmel ſpät und früh;
Und hört die Hölle ſtolz ihn wiederhallen,
So flucht mit Knirſchen ihrem König ſie!

Ja, Himmel, Engel, Märtyrer und Heere
Der Seelen der Geſtorbnen — deiner Ehre
Verkünd'ger ſind ſie; „Heilig, heilig!" klingt.
Und du nicht zürneſt, wenn, am Rande
Der Gruft, der Menſch, der Wandrer auf dem Sande,
Ein flüchtig Lied in ihren Hymnus ſingt.

Dem Ew'gen Ehre! ſeht im Licht ihn thronen!
Er trägt das All! er hat die Ewigkeit
Geſetzet jenſeits der Aeonen,
Jenſeits der Himmel die Unendlichkeit!

Schmerz.

Zuweilen — gleichſam, um zu zeigen, daß
Wir das Vermögen noch, glücklich zu ſein,
Im Buſen tragen — fanden ſich zwei Seelen:
Zwei Seelen, eine für die andre lebend,
Der Erde mit vereintem Flug entſchwebend,
Mit Einem Feuer fühlend, Einer Sonne
Rein und gewaltig glüh'nder Doppelſtrahl.
In inniger und keuſcher Miſchung nur
Ein Weſen bildend, und in ihrem Flug
Zwei Flügeln eines Engels gleichend, oder
Den Zwillingen, die den geſtirnten Himmel
Mit brüderlichem Glanze mild erleuchten.
Wenn ihre gegenſeit'ge Gluth der Menſch
Geſchieden hat, dann ſieht man jede, ſchnell
Und treu, der Menge dichten Damm durchbrechen,
Die Welt durchiren und die Schweſter ſuchen.

Alfred de Vigny. Helene.

Ja, ſchnell hat falſch das Glück ſich mir erwieſen;
Man geht ihm nach, ſchläft ihm am Buſen ein;
Dann, der Geraubten gleich auf Kreta's Wieſen,
Sieht man erwachend ſich allein.

Man ruft ihm auf der Zukunft dunkler Schwelle:
„O komm zurück, du mein Gefährt' und Freund!"
Da naht die Luft, doch füllt ſie nicht die Stelle
Des Glücks, das immer man beweint.

Ich — will die Luft den Buſen mir durchglühen —
Ich ſag' ihr: „Geh' und ehre mein Geſchick!
Den Schmerz der Sehnſucht läßt das Glück im Fliehen,
Du läſſeſt Reue nur zurück!"

Doch nicht, o Freunde, dämpf' ich euer Feuer!
Nicht nah' ich euch, wie, der dem Schmerz gezollt!
Vor euch verbergen will ich meine Leier,
Wenn Thränen netzten ihrer Saiten Gold!

Wer, ach! von uns, deß lächelnde Geberde
Nicht einen Schmerz birgt, der ihn tödtet ſchier?
O Gott, wir Alle leiden auf der Erde,
Und All' im Stillen leiden wir!

Nur eine Taube, deinem Dienſt ergeben,
Nur eine Blume feſſelt deinen Blick.
Wozu? die Blume welket, wie das Leben;
Der Vogel flieht, o Jungfrau, wie das Glück!

Wir ſchämen uns der Thränen, wie der Klagen,
Und der Erinnrung ſelbſt, des Glücks der Bruſt,
Als müßten wir der Erde Ketten tragen
Nur um der Lieder willen und der Luſt. —

So floh ſie denn, ſo eilte ſie von dannen,
Spurlos — die Zeit, in der das Glück uns glüht,
Und plötzlich dann — Nichts, was es könnte bannen! —
Gleich einem unterbrochnen Lächeln flieht.

Dir.

Beſchirme mich unter dem Schatten deiner Flügel.

Pſalm 17.

Wach auf, o Lyra, lange müſſig! — ſiehe,
Der Tag erhebt ſich, den Ihr Name ſchmückt!
Sie ſteigt empor, die gottgeſandte Frühe,
Die ewig uns begeiſtert und entzückt!

Geoffenbaret meiner Kindheit, Hehre
Und Reine, hat ein Gott dich feierlich!
Gleich einem Stern in trüber Wolken Sphäre
Sah ich ſchon früh in meinen Himmeln dich.

Da ſprach ich: „Komm, laß theilen uns, Geliebte,
Ein Glück, das Nichts auf Erden unterbricht!“
Denn ich war jung und wiſſenlos; noch trübte
Mir die Vergangenheit die Zukunft nicht.

Die ſüße Neigung, weh' mir, ward ein blindes
Und wildes Feu'r, das keinem Zwang ſich fügt;
Nicht gleicht mein Leben mehr dem Traum des Kindes,
Das eine unbeſtimmte Liebe wiegt.

Heut, das entſchlafne Opfer plötzlich weckend,
Anſtatt des Glückes, drum ſo heiß ich bat,
Mit finſterm Lächeln meine Seele ſchreckend,
Warf ſich das Unglück ſchwarz in meinen Pfad.

Wenn einſam man den Kelch des Lebens leeren,
Den bittern, muß, der Galle nur enthält:
Was ohne der Geliebten Zähren
Bleibt dem Verwaiſ'ten übrig auf der Welt?

Er flieht in Aſche, wenn um's Haupt der Zecher
Bei'm lauten Mahl die Blumenkrone weht;
Ihm gleicht der Feſte Freudenbecher
Der Urne, die auf Gräbern ſteht.

Die Welt verſtößt ihn; — ach, vor ihrem Glücke,
Ein ſterbend Licht, in Trauer wandelt er;
Zum Himmel nur hebt furchtlos er die Blicke,
Von Thränen, die nicht fließen können, ſchwer.

Doch du, o Jungfrau, komm, mir Troſt zu geben!
Die Wunden heile, ſo die Welt mir ſchlug!
Du — lebe mir! und laſſe dir mich leben!
Geliebt zu werden, ach, litt ich genug!

Beglücke mich mit deines Lächelns Schimmer!
Von dir geführt, laß mich durch's Leben gehn!
Nicht ward das Licht genommen mir auf immer;
Komm! zwar in Nacht, kann doch den Tag ich ſehn!

Nach Glanz und Ruhm nicht ſtreben meine Lieder;
Und — träfe dennoch mich dies Märtyrthum,
Sei ohne Furcht! nicht halle wieder
In ſeinem Glücke deines Gatten Ruhm!

In einer keuſchen Ehe ſüßem Bunde
Laſſ' unſer Glück verbergen uns der Welt;
Die Schlange, die ſich ſchlängelt auf dem Grunde,
Iſt fremd zwei Vögeln, die der Himmel hält.

Doch füllt mein Leben, ſchwankend, ſturmgetrieben,
O Jungfrau, mit gerechtem Schrecken dich,
Dann fliehe mich, du, die du warſt mein Lieben! —
Die du mir Mutter warſt, erwarte mich!

Bald werd' ich ſchlummern auf dem letzten Pfühle,
Beglückt in meiner langen Dunkelheit,
Wenn meinem bald vergeßnen Saitenſpiele
Des Wandrers Aug' gleichgült'ge Thränen weiht.

Du — möge nie des Unglücks Hand dich ſchlagen!
O, ſei dein Leben nie von Schmerz getrübt
Um Einen, der geſtorben ohne Klagen,
Und der mit ſo viel Liebe dich geliebt!

Die Fledermaus.

Was willſt du mir? ein Engel ſchwebte
über meinem Herzen, und du haſt ihn
verſcheucht ..... Komm denn, ich
will dir Lieder ſingen, welche die Geiſter
der Kirchhöfe mich gelehrt haben.

Maturin, Bertram.

Du biſt es! ja — ich habe dich geſehen
In meinen Träumen! doch vergebens wehen
Mir deine Schwingen Moderdüfte zu!
Geh'! was dir aufgetragen ward von Leichen,
Beſtell' es Schuld'gen! möge dir erbleichen,
Wer glücklich iſt! geh', mir laß meine Ruh'!

O warte, bis, nach Hoffen und nach Sehnen,
Um meines Herzens ſchönſten Wunſch zu krönen,
Sich mir ergiebt die Jungfrau meiner Wahl;
Dann, um der ſüßen Feier Luſt zu ſtören,
Wirſt du zurück auf nächt'gem Fittig kehren,
Und wirſt umſchwirren mich und mein Gemahl.

O du, des Käuzleins Schweſter und der Eule!
Die Töchter Satans rufen mit Geheule
Dich an, dir opfernd, was auf Gräbern wächſt!
Flieh' mein Aſyl! verhaßt iſt mir dein Schauen!
Nicht meine Lyra ſtreife mit den Klauen,
Aus Furcht daß Todte du erweckſt!

Nachts, wenn die Geiſter tanzen auf den Matten,
Folgſt ihren Chören flatternd du im Schatten;
Zum Höllenfeſte lädt ihr Hymnus dich.
Flieh'! dieſe Blumen ſpenden ſüße Düfte!
Fort! in den Moderdunſt der Grüfte
Laß tauchen deine Flügel ſich!

Wer ſendet dich? kommſt du von den Ruinen,
Vom Monde dort geheimnißvoll beſchienen?
In ihrer Bläſſe düſter iſt, gleich dir,
Des Mondes Stirn. — So zog aus deinen Trümmern
Dich meiner Lampe fern und einſam Schimmern?
Vom Ruhm gelockt, naht ſo das Unglück ſchier.

Kommſt aus dem Thurm du, wo der Schwindel hauſet,
Der tolle Zwerg, der das Gebirg durchſauſet
Und Feuerkugeln durch den Aether ſchiebt,
Das Irrlicht röthet, niederlacht aus Lüften,
Und jeden Abend, ſchweifend an den Klüften,
Des Abgrunds Geiern einen Wandrer giebt?

O, ſchüttle nur die ſchlappen Flügelhäute,
Auf die ein Kobold Menſchenaſche ſtreute:
Du biſt mir läſtig, doch nicht grauenvoll!
Flieh' nur! und bald! daferne nicht zur Sühne
Der alte Schäfer über dem Kamine
Als finſtern Wandſchmuck dich befeſt'gen ſoll!

Dann wird dein Zahn nicht mehr die Kinder ſchrecken;
Ein Mädchen kommt, um ſchüchtern dich zu necken;
Sie nahet dir, indeß ſie furchtſam lacht.
Und ausgeſtoßen, ach, vom Himmel,
Wird durch der Vögel fröhliches Gewimmel
Der Tag mit ſchwerem Flug dich ſuchen ſehn die Nacht.

Die Wolke.

Ueber Thäler und Höhn,
— — — — — — —
— — — — — — —
Durch Flammen und Seen
Wandl' ich, ſchlüpf' ich überall,
Schneller, als des Mondes Ball.
Shakſpeare. *)

Die Wolke, Jungfrau, die ſo ſtill dort ruht,
Sie gleicht den Menſchen: — donnernd bald erheben
Wird ſie den Sturm, wird ſie der Sonne geben
Zurück in Blitzen ihre milde Gluth.

O, daß noch lange eines Engels Odem
Sie ſchön, wie jetzo, durch den Himmel führt!
Des Himmels Wolke wird ein Nebelbrodem
Der Erde, wenn die Erde ſie berührt!

*) Ueberſetzung von Schlegel. F.

Die Früh' gebiert ſie, weil ſie ſchmücken muß
Den Abend, — dann, gebändigt, glühn am Throne
Der Sonne neid'ſche Wolken: eine Krone
Von Neidern erſt macht groß den Genius.

Losbricht der Sturm, wenn ſich das Wetter bricht.
Faſt alle ſind der Seele Tage trübe;
Allein des Lebens irrende Wolke licht
Vergolden kann die ew'ge Sonn' der Liebe.

Ach, deine Wolke, die ſo ſtill dort ruht,
Sie gleicht den Menſchen: — donnernd bald erheben
Wird ſie den Sturm, wird ſie der Sonne geben
Zurück in Blitzen ihre milde Gluth.

Der Alp.

O, ich hatt' eine jämmerliche Nacht,
Voll banger Träume, ſcheußlicher Geſichte!
So wahr, als ich ein frommer gläub'ger Chriſt,
Ich brächte nicht noch eine Nacht ſo zu.
Gölt' es auch eine Welt beglückter Tage:
So voll von grauſem Schrecken war die Zeit.

Shakſpeare. *)

O höre! dieſe Nacht hat er auf Bruſt und Kehle
Sich grinſend mir geſetzt und ſie mir zugeſchnürt.
Des Unholds Hand lag ſchwer, wie Blei, auf meiner Seele;
Wie eine welke Blum', daß er ſie langſam quäle,
Zeigt' er den Geiſtern ſie, die da die Nacht gebiert.

In jedes Element hüllt ſich dies Ungeheuer.
Bald taucht ſein blaues Haupt aus Waſſern in die Höh';
Bald wiehert es hervor aus ſchwefelgelbem Feuer,
Sein lodernd Flügelpaar gleicht einem Funkenſchleier,
Sein Aug' iſt Blitz, es fliegt auf einem Flammenſee.

*) Ueberſetzung von Schlegel. F.

Wie trübe Spiegel zeigt mit ſchadenfrohem Necken
Die Finſterniß ſein Bild dir zehnfach; ſeinen Rumpf
Und ſein verſchwimmend Haupt umfließen Nebel-
decken;
Der Nebel wallt und zieht; — er lebt! — mit
nicht'gen Schrecken
Füllt es die Seele dir, und läßt ſie leer und dumpf.

O Jungfrau! deine Ruh' kennt keine ſchwarze Lüge;
Auf deine friſche Stirn ſchwebt leiſen Schritts die
Nacht.
Dein Herz iſt rein und gut; an deiner Träume Wiege
Tritt kein Geſpenſt, und wagt dein Geiſt im Schlum-
mer Flüge
Zum Himmel: o, dann wirſt von Engeln du bewacht!

Der Morgen.

Morituus morituae!

O, ſieh' den Morgen lächelnd ſich entſchleiern!
O, ſieh' den Thurm, wie er von Strahlen glüht!
Horch! wie dem Ruhm die Freude, zieht
Des jungen Tages erſten Feuern
Entgegen ſchon der Wälder erſtes Lied!

Ja, lächle nur bei all' dem Schönen!
Dieſelbe Sonne leuchtet deinen Thränen,
Wenn morgen mich der dunkle Sarg verſchlingt!
Ob meinem Grabe von denſelben Tönen
Erſchallt der Wald, davon er heute klingt!

Dann aber wird die Seele ſelig ſchweben
Im Grenzenloſen über Raum und Zeit.
Im Morgenroth der Ewigkeit
Wird man erwachen einſt vom Leben,
Gleichwie aus wüſter Traumgeſichte Streit.

Meine Kindheit.

Siehe — Alles das iſt vergangen!....
Meine Kindheit iſt nicht mehr; ſie iſt
todt, ſo zu ſagen, obgleich ich noch lebe.
St. Auguſtin, Bekenntniſſe.

1.

Kriegsträum' in unruhvoller Seele nähr' ich.
Wenn ich nicht Dichter wäre — Krieger wär' ich!
Daß ich den Kriegern hold, nicht wundert euch!
Fand ihr Cypreſſenlaub mit ſtummer Zähr' ich
Oft ſchöner nicht, als unſern Lorbeerzweig?

Denn wiſſet es! auf eine Trommel ſetzten
Sie meine Kripp'; aus einem Helme netzten
Der Taufe Waſſer einſt die Stirne mir.
Zu Windel mir und Wiegentuch zerfetzten
Kriegsmänner ein verbraucht Panier.

Durch Zelt' und Waffen und beſtaubte Wagen
Hat eine Lagermuſe mich getragen;
Auf Mörſern ſchlief ich, eingelullt vom Horn;
Den Renner liebt' ich mit dem muth'gen Schlagen,
Den heiſern Bügel liebt' ich und den Sporn.

Die Forts, erſtürmt mit blankem Bajonette,
Das Schwert der Führer, ha! und die Vedette
Liebt' ich, die einſam im Gehölze ſteht;
Die Bataillone, denen durch die Städte
Voran ein blutig Banner weht.

Voll Neides ſah ich der Beritt'nen Schaaren:
Den hohen Lanzenreiter, den Huſaren,
Dem weiß der Buſch auf ſchwarzem Tſchako fliegt,
Und den Dragoner, der zu Roſſeshaaren
Die Haut des Tigers auf dem Helme fügt.

Und meine Jugend klagt' ich an: „Gehalten
In Dunkel! ha! und ohne Klag' erkalten
Soll dieſes junge heiße Blut! o Schmerz!
Dies Blut! — im ſchwarzen Kampf wie purpurn wallten
Wohl ſeine Wellen auf ein Erz!“

Und ich rief an den Krieg, ſah ſeine Feuer
Im Geiſt; die Flügel ſchüttelnd, wie zwei Geier,
Die Zäume fliegend und die Schwerter blos,
Mit tauſendfachem Dröhnen, ſah ich zweier
Kriegsheere feindlichen Zuſammenſtoß.

Und eherne Drommeten hört' ich ſchallen;
Streitwagen raſſeln hört' ich, Schüſſe fallen; —
Mit Todten graus beſäend ihren Zug,
Erſah von Weitem ich, in Intervallen,
Der blitzenden Schwadronen Flug.

2.

Mit unſern Heeren, eh' ich noch geboren,
Nahm' ich beſiegter Königsſtädte Thoren;
Durch ganz Europa folgt' ich Frankreichs Aar;
Ein Knabe noch, erzählt' ich Greiſesohren
Mein kurzes Leben, das ſo reich ſchon war.

Ohn' allen Schutz trat ich zu fremden Heeren;
Ich sah sie staunend meine Kindheit ehren;
Ich schützte sie — nicht schützten jene mich!
Bleich ward der Fremdling, stammelte, mit Zähren
Der Freude, Frankreichs Namen ich.

Auf's Trümmereiland, bald die erste Stufe
Von tiefem Fall, folgt' ich der Waffen Rufe;
Der Mont-Cenis, umweht von eis'gem Hauch,
Als seine Gletscher aufschrien unter'm Hufe
Der Rosse, bebte meinen Schritten auch.

Zur Etsch, zum Arno schritt ich von der Rhone;
Des Westens Babel, Asch' auf goldner Krone,
Sah tragen ich der Wittwe bittres Loos:
Ja, ich sah Rom, noch auf dem Trümmerthrone
Und im zerriss'nen Purpur groß.

Ich sah Turin; ich sah Florenz, die Schöne;
Ich sah Neapels sorglos heitre Söhne,
Die der Vesuv — so schreckt ein Krieger kühn
Ein feiernd Volk mit blut'ger Helmbuschmähne —
Bedeckt mit blut'gem Flammen-Baldachin.

Und ich betrat das Land der Pyrenäen
Und der Sierren, damals von den Wehen
Des Kriegs der Rache fürchterlich durchzuckt;
Im Eskurial glaubt' ich ein Grab zu ſehen;
Ich neigte mich dem Aquädukt.

Dort ſah ich ſchwärzen unſrer Poſten Feuer
Einſamer Städte ſtürzende Gemäuer;
Auf Kirchenſchwellen ſah ich Zelte ſtehn.
Wie Klage ſcholl mir's, hört' ich der Entweiher
Gelächter gellend durch die Klöſter wehn.

3.

Und als ich nun vollendet meine Züge,
War mir's, als ob ein irrend Licht ich trüge.
Ich ging in träumeriſcher Trunkenheit,
Als ob des Zauberborns ich tiefe Züge
Gethan, der ew'gen Rauſch verleiht.

Du zeigteſt deine Klöſter mir und Kerker,
O Spanien! du, Irun, deine Erker!
Du deine Schlöſſer, königlich Madrid!
Du deiner Großen trotzige Burgen, ſtärker,
Als Schwert und Jahre, ſtolz Valladolid!

Und in mir keimte, was ich einſt geſehen;
Voll Ingrimms Verſe ſummend, konnt' ich gehen;
Bald weinend, bald mit lächelndem Geſicht
Sprach meine Mutter: „Eine wohl der Feeen
Spricht mit dem Knaben, doch man ſieht ſie nicht!“

An G..... B.

O rus!
Virgil.

Für Jeden, der vom Weibe ward geboren,
Sei's, daß das Glück zum Liebling ihn erkoren,
Sei's, daß ſein Leben unter Schmerz verfließt,
Und daß, voll Harms um die, ſo er verloren,
Bei'm Schein der Lampe Thränen er vergießt:

Für einen Jeden giebt es heil'ge Tage
Der Wonne, des Myſters! — von keiner Klage
Weiß dann ſein Herz, das hohen Frieden hat.
Die Lüfte zittern leis; ihm iſt, als ſchlage
Sein Ohr der Ton der fernen Gottesſtadt.

Oft, ſeinen Schmerzen alſo zu entgehen,
Erhob mein Glück ſich, wie ein Schloß von Feeen,
Mit ſeinen Vaſen, ſeinen Säulenreih'n,
Mit ſeinen Thoren, Thürmen und Trophäen
Von Perlenmutter und von Elfenbein.

Dann plötzlich ſchwand, was plötzlich mir erſchienen:
Nur bleiche Schatten ſah ich und Ruinen;
Den Himmel deckte grauer Nebelflor;
Geſpenſter kamen, trüb von Blick und Mienen —
Ich ſah ein Grab, wo ein Palaſt zuvor.

O ſchönes Thal! im Schatten deiner Bäume
Ließ ich, wie murmelnd Waſſer, meine Träume
Oft irren; — ſtets bleibt jene Zeit mir werth,
Und eu'r Gedächtniß wird mir ſein, ihr Räume,
Ein trüber, ſüßer Ton, den lange Zeit man hört!

Landſchaft.

Hoc erat in votis.

Horaz.

Als ich ein Kind war, ſprach die Muſe: „Freue,
Ja, freue dich! ſieh' meinen Genius!
O komm! kein Schatz, den ich dir nicht verleihe,
Ob die Drommete nun, ob die Schalmeie
Dereinſt dein Mund beſeelen muß!

„Doch fliehn mußt du die Welt mit ihrem niedern
Und argen Thun! Schickt ſich ein Dichter an
Zum Flug, dann ſei's, wo allen ſeinen Liedern,
Den Böſen fern, mit heiligem Erwiedern
Das Echo Antwort geben kann!

„In eine Wüſte geh', die Menſchen fliehend!
In heil'gem Schatten von dir angefacht
Sei deine Fackel! Glücklich, wer, fein glühend,
Erhaben Lied der Menge Neid entziehend,
Dem Grabe ſeinen Ruhm vermacht!

„Geh'! höher, als die Erd', iſt deiner Seele
Geſichtskreis! wohl, harmoniſch denn und rein,
Zum Wohnſitz eine geiſt'ge Welt erwähle,
Wo deinem Aug' ſich ewiglich vermähle
Himmliſcher Klarheit Wiederſchein!

„In einem friſchen Thal ſei dein beſcheiden
Und friedlich Reich! dort, durch des Weißdorns Wehn
Glaubſt du zu ſchaun und durch das Laub der Weiden
Magiſche Schlöſſer, wie ſie in Gebäuden,
Mit Stroh gedeckt, im Mährchen bunt erſtehn.

„Vom Berge bräu' ein düſter Thurmgemäuer
Auf eines See's azurne Spiegelfluth;
Und Abends ſtrahle durch der Dämm'rung Schleier
Fern im Gefilde dir ein Hirtenfeuer
Mit ſeiner dunkelrothen Gluth.

„Und wenn du theilſt mit zweier Ruder Schlägen
Den See, der dir des Himmels Bildniß zeigt,
Dann in der blauen Tiefe lächeln mögen
Des Himmels Wolken dir, der ſich entgegen
Der Tief' aus leichtem Kahne neigt.

„Und mögeſt du, genaht dem Zauberkreiſe
Einſamer Inſeln, wo das Reh nur lauſcht,
Am wald'gen Strand, nach frommer Siedler Weiſe
Erſpähen können, was es iſt, das leiſe
Im Wind und in den Wellen rauſcht.

„Wenn du erwachſt, ſo möge dich begrüßen
Der jungen Mütter frohes Morgenlied!
Durch deine Stundenblumen möge fließen
Ein friſcher Waldborn, gleichwie durch die ſüßen
Träume der Liebe ſich die Hoffnung zieht!

„Mög' allezeit ein treu erinnernd Klagen
Um einen guten Herrn dein Thal durchwehn,
Der in der Armuth Hütten Brod getragen,
Von dem die Greiſe, die ihn nennen, ſagen:
O, hättet ihr ihn doch geſehn!

„Mein Dienſt entzieht der Welt und dem Geſchlechte
Der Menſchen dich! der Seher wolle ſein,
Deß flammend Aug' durchloderte die Nächte;
Der, voll vom Geiſt, erhoben ſeine Rechte,
Einherging, redend in den Wüſtenei'n!"

Du ſagteſt es! Und ſiehe, tauſendſtimmig,
O Muſe! dröhnt die Weltſtadt in mein Ohr!
O ſieh', und mitten in den Wirbeln ſchwimm' ich;
Nicht aus dem Strudel an's Geſtade klimm' ich,
Wie manches Schiff auch drin den Maſt verlor!

Und Alles dies, weil, meinen Pfad zu ſchmücken,
Der Himmel mir die Führerin geſandt!
Wo ſie geathmet, weil' ich mit Entzücken;
O Muſe, all' mein Glück in ihren Blicken!
Ihr Lächeln meiner Träume Land!

Wieder Dir.

Ahora y siempre.
Deviſe der Pomfret.

Dir! immer dir! was ſänge ſonſt die Leier?
Dir Lied der Liebe! Lied der Ehe dir!
Welch andrer Name fachte an mein Feuer?
Von wannen kämen andre Lieder mir?

Dein Aug' erhellt das Dunkel meiner Nächte;
Dein ſüßes Bild iſt meiner Träume Glück;
Im Schatten gehend, hält mich deine Rechte,
Strahlen des Himmels ſendet mir dein Blick.

Du flehſt für mich mit ſchützendem Gebete;
Und, ſchläft mein Engel, ſo bewacht es mich;
Hör' deine ſüße Stimm' ich, kühn dann trete,
Das Leben fordernd, in die Schranken ich.

Biſt unſern Au'n du keine fremde Blume?
Ruft dir kein Engel: „Komme wieder!“ zu?
Tochter des Himmels! ſeiner Heiligthume
Abglanz, und Echo ſeiner Lieder du!

Des Tempels Vorhang zu berühren wähn' ich,
Wenn mir dein ſchwarzes ſanftes Auge lacht,
Und, wie Tobias, ruf' mit brünſt'ger Thrän' ich:
„O Herr, ein Engel iſt in meiner Nacht!“

Als meine Schmerzen ſich durch dich entwirrten,
Da fühlt' ich ſchon, daß mein du würdeſt; — da,
Dich ſchauend, ſtand ich, gleich dem heil'gen Hirten,
Als er zum Born die Jungfrau treten ſah.

Ich liebe dich, wie über meinem Leben;
Wie eine Aeltermutter, reich an Rath;
Wie eine Schweſter, ſorgend mir ergeben;
Ach, wie ein Kind, das man im Alter hat!

So ſehr, ach, lieb' ich dich: bei deinem Namen
Schon muß ich weinen! Reich die Erd' an Weh!
Doch Muth! der Baum, zu deſſen Fuß wir kamen,
Erhebt die Zweig' in unbekannter Höh'!

O Gott, laß Fried' und Freude bei ihr wohnen!
Trüb' ihre Tage nicht! Herr, ſie ſind dein!
Du mußt ſie ſegnen! laß die ſtillen Kronen
Des Glücks die Tugend ihr verleihn!

Ihr Name.

Nomen, aut numen!

Der Glanz des Scheins, der Heil'ger Haupt umglühet;
Der Lilie Duft, die Weſte lind umwehn;
Des Freundes Klage, der um uns ſich mühet;
Das Lebewohl der Stunde, die entfliehet,
Und eines Kuſſes ſüß Getön;

Die ſieben Farben, welche, wie Trophäen,
Der Sturm zurückläßt auf der Wolke Saum;
Geliebter Züge plötzlich Wiederſehen;
Argloſer Jungfraun rein und innig Flehen,
Und eines Kindes erſter Traum;

Des fabelhaften Memnon ſüß Erklingen,
Wenn ihn die Morgenröthe reden hieß;
Entfernter Chöre leis verhallend Singen —
Was es auch geben mag von ſüßen Dingen,
Iſt minder, als ihr Name, ſüß!

O, ſprich ihn aus, wie ein Gebet, ganz leiſe!
Doch hall' er ſtets in unſerm Lied! — Das Licht,
Das am Altar brennt zu des Ew'gen Preiſe,
Das Wort ſei er, das im geweihten Kreiſe
Des Heiligthums ſtets Eine Stimme ſpricht!

O meine Freunde! eh' mit Flammenlauten,
Zugleich mit Namen, die der Stolz nur kennt,
Verirrten Fluges, dieſen Einen trauten
Und keuſchen Namen, welchen mir vertrauten
Engel der Liebe, meine Muſe nennt:

Muß ſich mein Hymnus wie ein Lied erheben
Von denen, welchen auf den Knien man lauſcht;
Von ſeinem Tönen muß die Luft erbeben,
Wie wenn ein Engel im Vorüberſchweben
Mit unſichtbaren Schwingen uns umrauſcht!

Dankſagung.

Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden erndten.

Pſalm 126.

Mein Schiff zum Hafen triebſt du; — meinem Stamme
Hat deine Huld, Herr, friſchen Saft gebracht.
Ich ſegne dich; dein Hauch hat meine Flamme,
Die ſchier erloſchen, wieder angefacht.

Gleichwie den Aar, den jungen, flügelloſen,
Der von der Eiche fällt bei Blitzesloh'n,
Hat früh der Sturm mich überraſcht; — das Toſen
Des Wetters fuhr durch meine Wiege ſchon.

Ja, wenn der Himmel auch nicht Preis will geben
Ein ſchutzlos Weſen früher Traurigkeit,
Zuckt auch ſein Strahl nach Blumen nicht: — das Leben
Begann für mich doch mit der Kinderzeit.

Die Jugend bot mir lächelnd ihre Lügen
Und ihrer Zukunft ſtolze Bilderpracht;
Doch wagt' ich es, dem Traumbild nachzufliegen,
Erwacht' ich, weh', in eines Sarges Nacht!

Drauf ſchied ich mich vom heitern Schwarm der Brüder,
Das Herz von Gram, doch nicht von Reu' verzehrt;
Den Leichenzügen folgt' ich nach: — die Lieder
Der Waiſe ſind dem Ohr der Todten werth.

Gen Himmel ſchauend, ging ich ohne Zagen
Im Abgrund; — trotzend meines Schickſals Droh'n,
Iſt oft die Flamm' aus meinem Geiſt geſchlagen,
Und trug mein Haupt die Feuerzungen ſchon.

In Patmos' heiligen Begeiſterungen
Hat mein Gedanke ſchaudernd oft gewacht;
Ich war betrübt, und klagend iſt erklungen
Mein Lied, wie Stimmen, weinend in der Nacht.

Du haſt, o Herr, zum Dulden mich erkoren;
Ich ſah gelaſſen meiner Freude Flucht.
Ich fluchte nicht dem Tag, der mich geboren,
Und habe ſtill der Wüſte Pfad verſucht.

Seht da die Wahrheit, die ich ernſt euch ſage: —
Gott iſt's, zu dem ich meine Zuflucht nahm!
Preis ihm! das Schaf kommt auf des Lammes Klage;
Ich rief dem Herrn, und ſiehe da, er kam!

Er ſprach: „Nicht ſchwer iſt mein Geſetz! gegangen
Biſt meinen Pfad im Dunkeln du ſogar!
Komm, das Gewand der Sel'gen zu empfangen!
Der frommen Kindlein Krone drück' in's Haar!"

O Ruhm, nicht reich' ich fortan meine trüben
Und dunkeln Tage dir von ferne dar!
Ruhm — Feuerſpur, vom Genius beſchrieben!
Ruhm — Strahl aus Gräbern quellend wunderbar!

Denn einen Engel hat mein Herz gefunden,
Der über ihm mit Himmelsſchwingen fleugt.
Bei Ihr voll Glücks ſind meiner Tage Stunden;
Ihr Joch iſt ſanft, und ihre Laſt iſt leicht.

Mein Schiff zum Hafen triebſt du; — meinem Stamme
Hat deine Huld, Herr, friſchen Saft gebracht.
Ich ſegne dich! dein Hauch hat meine Flamme,
Die ſchier erloſchen, wieder angefacht.

An meine Freunde.

Wie glücklich iſt, wer, einſam, nicht vom Schwarme,
Dem thörichten und dünkelhaften, Gunſt
Und Schutz erbettelt! wer, zurückgezogen
Vom Hof und von der unbeſtänd'gen Welt,
Nicht in die Sachen ſich des Staates miſcht,
Sich keines Herren ſchnöder Laune fügt;
Wer, für ſich ſelbſt nur und die Seinen lebend,
Sich ſelbſt ſein Hof, ſein Herr, ſein König iſt!

Jean de la Taille.

Auf keinem Siegsgefährt geſeſſen,
Stirbt der Poet in Dunkelheit;
Zu nah', um ſeine Höh' zu meſſen,
Steht ſeinem Ruhme ſeine Zeit.
Wie Beliſar, auf wunden Sohlen
Irrt er; das Volk rennt nach Idolen,
Und — ehrt verächtlich mit Obolen
Des Bettler-Triumphators Leid

Aus meines Dunkels ſüßer Stille,
O Freunde, bann' ich Weh' um Weh';
Schau't her, ob unter ſeiner Hülle
Nicht jedem Gott ein Altar ſteh'!
Hier, unter Eichen, ohne Thränen,
Laß Myrth' und Lorbeer ich mich krönen;
Seh' ich Horazen bei Mäcenen,
Corneillen ohne Richelieu.

Im Schatten hier auf Blumenſtengeln
Ruht meine Muſe; — ſtrahlend glüht
Ihr offnes Aug'; ſie gleicht den Engeln
Des Himmels, die der Menſch nicht ſieht.
Im Schatten nur liebt ſie zu ſingen;
Sie ſchwebt auf ſiedleriſchen Schwingen;
Den weißen Fuß nicht nahe bringen
Will ſie der Erde, die ſie flieht.

In einer keuſchen Ehe Frieden
Wird all' mein Wünſchen hier erfüllt;
Und oft auch iſt es mir beſchieden,
Dich, Vater, wie ein Ritterbild,

Raſten zu ſehn an meinem Feuer:
Mein Haus dein Reich, du ſein Erfreuer!
Mein Sohn horcht meiner jungen Leier,
Gewiegt in deinem alten Schild.

An den Schatten eines Kindes.

Qui es in coelis!

O, in Paläſten, gülden und ſapphiren;
O, in der Sonnen und Geſtirne Heer;
O, bei den Schleiern, ewig von Zephyren
Bewegt, und in des Lichtes Strahlenmeer;

Im Strom der Liebe, dran der Seraph knieet,
Und lechzend ſchlürft von ſeinem brennenden Naß;
Im Flammenkreis, der um den Thron, der glühet,
Sich drehet ohne Unterlaß;

O, bei der Kinderſeelen ew'gen Spielen,
Wenn, ihrer ſchwankenden Achſen Meiſter kaum,
Sie alte Sterne, die der Nacht entfielen,
Mit ſüßen Liedern führen durch den Raum;

Wenn von den Jungfrau'n, welche ſie umſchweben,
Mit heil'gen Küſſen Eine ſie bedeckt,
Und lächelnd fragt, ob einſtens ſie das Leben
Nicht in der Wiege ſchon geſchreckt;

Und endlich, wenn, umſprüht von lichten Blitzen,
Durch alle Himmel zieh'nd mit ſeiner Schaar,
Sie Jeſus läßt zu ſeiner Seite ſitzen,
Um zu erfüllen, was verheißen war: —

O, dort in jener hehren Welt, in jenen
Fluthen des Glücks, in deiner ſel'gen Ruh',
Kind! fern von deiner Mutter Kuß und Thränen,
Biſt nicht im Himmel eine Waiſe du?

An ein junges Mädchen.

Warum dich beklagen, zartes
Mädchen? gehören deine Tage nicht
der erſten Jugend an?
Lithauiſcher Daine.

O, möchte deine Kindheit ewig währen!
O, neide nicht das Alter, drin man klagt;
Deß Lächeln trüber oft, als deine Zähren;
Wo trotzig bald das Herz und bald verzagt!

Dein ſorglos Alter ſchwebt auf eil'gen Schwingen;
Ach, wie ein Hauch, iſt bald es dir entflohn;
Wie einer frohen Stimme leis Verklingen,
Wie auf dem Meer ein Halcyon.

Nicht nach des Geiſtes früher Reife jage!
Genieße, was dir Lenz und Morgen beut!
Durch Blumen noch verknüpft ſind deine Tage:
Entblättre ſie nicht eher, als die Zeit!

O, laß die Jahre kommen! dich auch weihet,
Wie uns, dem Weh' des Lebens das Geſchick;
Den Schmerzen, die man zu geſtehn ſich ſcheuet;
Den falſchen Freuden und dem falſchen Glück!

Doch jetzt noch lache! ſchweb' auf leichtem Flügel
Der Freude noch! mit Thränen nicht gefüllt
Sei dieſes Auge, das, ein reiner Spiegel
Der Ruh', der Unſchuld, deine Seel' enthüllt!

An die Ruinen von Montfort l'Amaury.

Seht düſter ihr ſich heben
Des Kloſters Thurm und Streben,
Und dort vom Königsbau
Die Mauer, hoch und grau?
Alfred de Vigny.

1.

Ich lieb' euch, Trümmer! doch vor Allem hauſen
In eurer Oede möcht' ich, wenn das Brauſen
Herbſtlicher Winde dumpf erſchüttert euch!
O Thürme, von der Jahre Laſt gebeuget,
Die auf dem Hügel ihr von fern euch zeiget,
Zwei kampfbereiten ſchwarzen Rieſen gleich!

Wenn träumeriſch durch Kraut und wild Geranke
Empor zu euch, ihr ſtolzen Reſt', ich wanke,
Dann eure Zinnen ſchau' ich an entſetzt;
Des Thurmes rothe Ziegel ſeh' ich blitzen;
Ich ſehe durch der Breſchen mooſ'ge Ritzen,
Wo Krieger ſtarben, Kinder ſpielen jetzt.

Nicht nah', wer eurer ſpottet, euch, ihr Mauern!
Den Dichter nur laßt einſam in euch trauern!
Er doch hat Thränen für das alte Fort;
Und wenn der Nachtwind klagt um Breſch' und Brüſtung,
So glaubt er, Geiſter raſſeln mit der Rüſtung
l'Amaury's, Grafen von Montfort.

2.

Oft ſitz' ich hier, getreu den alten Sagen,
Auf einer Trümmer, ihren Fall zu klagen;
Lang denk' ich nach, mein Herze pocht und ſchwillt.
Die Stadt, in Bäumen unter mir gelegen,
Streckt aus die Arm', und krümmt ſich als ein Degen,
Gleichwie ein Schwert, vergeſſen im Gefild.

Und die Gehölze ſchau' ich, tief im Grunde,
Bald hell, bald finſter, wie es will die Stunde;
Die Kirche ſeh' ich, die ein Goldkreuz trägt;
Und in des Abends ungewiſſer Helle
Erblick' ich auf dem Friedhof der Kapelle
Ein Erdreich, welches Wellen ſchlägt.

Und, über Bogen, Zinn' und Schild mich hebend,
Empor am Steinwerk wie ein Epheu ſtrebend,
Erklimm' ich oft der Veſte höchſten Wall.
Dort in's Geheul des Sturms miſch' ich mein Singen,
Und, durch die Himmel folgend ſeinen Schwingen,
Schreckt oft den Adler meiner Stimme Schall.

Dort eines Freundes Leier oft auch hör' ich;
An ſeiner Hand die alte Zeit beſchwör' ich;
Von Rittern, Gott, und Helden reden wir,
Und von den Seelen, die auf Erden trauern; —
Der Wind indeſſen bricht ſich an den Mauern,
Und knickt die hohen Pappeln ſchier.

Die Reiſe.

Ich will, daß meine Rückkehr
Recht lang dir ſcheine; will, daß Tag und Nacht
Du treu mich liebeſt! (Tag und Nacht ja quäl' ich
Mich deinetwillen!) In der Andern Mitte
Sollſt du allein ſein; ſollſt gedenken mein
In deinem Schlummer, wachend von mir träumen,
Mich, mich nur ſehen, ewig bei mir ſein!

André Chénier.

I.

Das muth'ge Roß erſchüttert ſein Geſchirre,
Bald ſprüht das Pflaſter Funken in's Geklirre
Des Rads. Leb' wohl! es muß geſchieden ſein!
Sei ſtark! leb' wohl! laß keine Thräne rinnen!
Doch ſieh', ſchon führt der Wagen mich von hinnen!
Du bleibſt . . . . . ſchon dacht' ich, er vergäße dein.

O, folg' ihm lange mit beſorgtem Ohr!
O, gehe ſinnend nicht zurück, bevor
Der Hufſchlag in der Ferne ſich verlieret!
Schon ward der Raum uns, ach, zur Scheidewand:
Nicht ſeh' ich flattern mehr dein weiß Gewand;
Nicht hörſt das Rad du mehr, das mich entführet.

Was! kein Geräuſch mehr! ſelbſt kein Schatten mehr!
Abweſenheit! — o Gott! — und in dein Meer,
Das düſtre, die verzagten Schritte wend' ich;
Und, ach, in dieſer zweiten Hölle Grau'n,
Drin Angſt und Furcht und Qualen nur zu ſchau'n —
Es iſt geſcheh'n! — ſtieg ich hinab lebendig.

2.

Was jetzt mit meinem Träumen, meinem Sinnen,
Und was mit meiner Stirne jetzt beginnen,
Die, ach, ſo gern in deinen Händen ſchlief?
Mit meinen Leiden, die vor dir nur fliehen?
Und was mit meinen Augen, deren Glühen
Der Blitz der deinen nur in's Leben rief?

Und wechſelsweiſe folgt zerſtreut im Raume
Mein Auge jedem Buſch und jedem Baume,
Dem grünen Holz, der Erndte goldnem Glüh'n,
Den Bergen, und des Abends lichtem Sterne,
Den Thürmen und den Städten, ſo die Ferne
Bedeckt mit einem Nebelbaldachin.

Was iſt die Erndte mir, die golden blinket,
Der Stern, der aufgeht, und der Stern, der ſinket,
Was Berg und Ebne, ſieheſt du ſie nicht?
Was ſind mir Burgruinen, moos'ge Erker,
Wenn neben mir das Schweigen ihrer Kerker
Nicht deines Fußes leichtes Wandeln bricht?

Und ſo wird heut und morgen mir verfließen,
Und lange Zeit, wo lächelnd mich begrüßen
Das Frühroth wird, mein Leben, ohne dich!
Du biſt mir fern, wenn ich in Träumen lebe,
Und deine Hand, wenn ich die Stirn erhebe,
Legt ſpielend nicht auf meine Augen ſich.

Und dennoch muß ich, mitten ſelbſt im Leide,
In meinen Briefen irgend eine Freude
Dir ſenden, ſagen: „Tröſte dich!“ — bedrängt
Von Kummer ſag' ich's! — fürchtend, dich verwunde
Ein Weh', ſo lang ich fern, iſt jede Stunde
Ein Schwert, das über meinem Haupte hängt.

3.

Was machſt du jetzt? — wohl mit beſorgter Miene
Folgſt auf der Karte du mir am Kamine;
Du ſprichſt: „Wo kann er ſein? — An jeder Statt
Find' er ein Herz, das liebend ihm ergeben;
Und eine Wirthin, die, gleich mir, ein Leben,
Ihr theuer, unter andern Himmeln hat!

„Wie ſchnell entfernt er ſich! gewiß, ich wette,
Legt' er zurück ſchon dieſe fernen Städte;
Gewiß dem Wald hier iſt er ſchon entflohn;
Durch dieſes Thal in dieſem Augenblicke
Rollt er vielleicht und über dieſe Brücke,
Wo letztes Jahr ..... wenn er nicht weiter ſchon!"

Mein Vater drauf ſchilt deine Angſt gelinde,
Und ſagt dir lächelnd: „Lächle deinem Kinde!
Nur Muth! bald wird er kehren, wie er war.
Er lacht, er ſcherzt; in dieſer Stunde ſieht er
Grab oder Wohnung eines Helden, kniet er
Für dich an irgend einem Hochaltar.

„Du weißt es ja, wie er die Trümmer liebte,
Dran alter Zeit naive Kunſt ſich übte;
Oft von dem Bogen, der aus Morgenland
Kam zu den Gothen, hat er uns geſprochen;
Von Giebeln auch, mit Bildwerk reich durchbrochen;
Oft den roman'ſchen Thurm hat er genannt!"

4.

Und dann erzählt er, ſtillend deine Klage,
Sein irrend Leben, unſre großen Tage,
Und manch Gefecht an fremder Ströme Fluth;
Den Kaiſer auch und ſeine kühnen Heere —
Ganz leiſe ſpricht er, daß er ja nicht ſtöre
Dein Kind, das dir am Buſen ruht!

Spaziergang.

Sieh' da die Orte, theuer meinem Träumen,
Sieh' da die Wieſen, deren Schmelz ich ſang.
Amable-Taſſu, die verirrte Leier.

Komm! von dem Schleier ſei dein Haupt umweht,
Den deine Nadel künſtlich hat beſä't
Mit Blumen! komm, tritt unter die Platanen!
O komm! wirf über Kaſchmir's reichen Shawl,
Der einſt verborgen eines Emirs Stahl,
Vielleicht den Buſen ſelber der Sultanen!

Im Abendlichte ſieh' der Weiler Rauch!
Er ſteigt empor und ſchwindet; — alſo auch
Seh'n Ehr' und Ruhm wir uns vorübergehen!
Ein thöricht Hoffen läßt uns glänzen hier,
Bald dieſen und bald jenen, ſo wie wir
Dies letzte Licht den Rauch vergolden ſehen.

Nah' einem Herzen, welches für mich ſchlägt,
Wie ſüß iſt es, durch das Gefild bewegt
Zu wandeln, wenn der müde Tag erliſchet!
Wie ſüß, an deiner Hand durch's Thal zu gehn,
Wenn mit des Abendwindes friſchem Wehn
Sich deines Odems ſüßer Duft vermiſchet!

Für ſolch ein Glück ſchwärmt' ich von Kindheit an!
Es zu erringen, was hab' ich gethan!
Und was gelitten! — ohne dich, wo hätte
Ich Frieden, jetzt, wo Alles hadert ſchier?
Ich wünſche nichts mehr! zu bevölkern mir
Weißt du die Wüſten, und ſogar die Städte!

O ſieh', ein Stern zeigt nach dem andern ſich!
So, wenn des Rauchwerks Düfte feierlich
Ein Schloß durchwehn bei einem großen Feſte —
Die Kerze lodert, und die Fackel flammt! —
Sieht vor der Zeit oft auf den reichen Sammt
Man ſetzen ſich die eiligſten der Gäſte.

Ein Meteor! — es glüht, und es erblaßt!
So, von geheimen Uebeln rauh gefaßt,
Stürzt jählings oft ein Großer und ein Wackrer!
Die Menge ſieht es kalt, und folgt dem Strom: —
Was iſt ein Stern, der von des Himmels Dom
Herniederfällt, auf dem Gefild dem Ackrer?

O, du biſt nicht ſo, du, die jedem Leid
Erhabner Seelen eine Thräne weiht!
Du, die da ſeufzet über den Poeten!
Die für die Opfer leiſe fleht, und um
Die Henker klagt, und (ſchweigend, doch nicht
ſtumm!)
An eines Helden ernſte Gruft mag treten!

Wenn deinem Blick mit ſchwarzen Thürmen durch
Den ſchwarzen Wald ſich zeiget eine Burg,
Fern von der Stadt verwirrendem Getreibe:
Dann ſtehſt du ſtill, und zwiſchen den Creneaux
Des alten Thurms, bewachſen dicht mit Moos,
Sucht und verliert dein Aug' des Mondes Scheibe.

Ich bin es, Liebe, welcher dich gelehrt,
Zu lieben dieſe Trümmer, wo, bewehrt
Von ihrer Pathin, junge Ritter flehten;
Ich lehrte dich, zu lieben dieſen Grund,
Wo einer Fürſtin Küſſe ſchon den Mund
Berührten des entſchlummerten Poeten.

Doch laß uns gehn! die Dunkelheit bricht an!
O ſieh', die Wellen wiegen ſchon den Kahn,
Der uns nach Hauſe tragen ſoll, den ſchwachen!
Er iſt des unbeſtänd'gen Lebens Bild:
Der Strom der Zeiten ſchaukelt es, verhüllt
Von tiefer Nacht — der Abgrund trägt den Nachen!

Das Leben flieht mit jedem Augenblick
Zur Ewigkeit; — der Körper bleibt zurück,
Wenn ſich der Geiſt emporſchwang in die Lüfte.
So, bei der dunkelrothen Roſe Tod,
Sinkt hin ihr Blatt, umſonſt vom Morgenroth
Geküßt, und himmelwärts fliehn ihre Düfte!

An Ramon, Herzog von Benav.

Por la boca de su herida.

Guillen de Caſtro.

Verſtanden, ach! hab' ich erbleichend
Dein Lächeln, fürchterlich und kalt;
Dein Lächeln, dem des Sträflings gleichend,
Wenn ihm das Todesurtheil ſchallt!
Als deine krampf'ge Hand ich drückte,
Als in dein düſter Aug' ich blickte,
Da wußt' ich, was dich niederbeugt!
Dein Blick ein Blitz, der, nachtumdunkelt,
Auf unbekannten Meeren funkelt,
Doch nimmer ihren Grund uns zeigt.

Du ſprachſt: „Ich ſeufzte nicht! Was lad' ich
Denn eure Klagen auf mein Haupt?
Kein Herz mit meinen Thränen bad' ich;
Verdorret ſteh' ich und entlaubt!
Nicht Freunde hab' ich und nicht Brüder!
Nie lächelt mir die Freude wieder!
So ſpart denn wenigſtens die Schmach
Des Mitleids mir! — Weh', ſchon zu theuer
Zahlt' ich mein Unglück, als daß euer
Bedauern halb es fordern mag!

„Und — iſt es werth denn auch der Thränen?
Und dies heißt Unglück, dies heißt Schmerz? —
Nun ja, wonach ſich Andre ſehnen,
Mir ſenkt es Ekel nur in's Herz!
Nichts blieb von meiner Jugend Träumen;
Weh', keine Früchte ſeh' ich keimen
Auf ihrem buntgewirkten Grund.
Für mich löſcht aus ihr Licht die Liebe,
Und niemals wird mit ſüßem Triebe
Mich nennen eines Weibes Mund.

„Nie Weib! nie Kinder! nie umſpannen
Wird mich ein liebevoller Arm!
Nie wird es meinem Ohr: „von wannen
So ſpät erſt?“ tönen lieb und warm!
Kein Wünſchen blieb mir und kein Hoffen;
In meiner Zukunft ſeh' ich offen
Die Hölle nur, zornvollen Strahls;
Genug in meinen Finſterniſſen
Hab' ich der Schatten ſchauen müſſen,
Doch nie den meines Ideals!

„Nicht krümmt' ich mich vor dem Geſchicke;
Doch ſchwerer drum fiel ſeine Hand
Auf meine offne Stirn zurücke,
Die ſtets gerüſtet es erfand.
Der Jugend, die ſo ſchnell enteilet,
Dem Ruhm, der Freude, die nicht weilet,
Rief ich das ſtolze Lebewohl
Des Cato zu! — Sei es! erfülle
Sich meines Schickſals herber Wille!
Und, — leid' ich, wer denn weiß es wohl?

„Sklaven des Daſeins — nur verſchweigen
Laßt uns des Daſeins grimme Qual!
Warum denn, wie ein Bettler, zeigen
An Fuß und Hand mein Kettenmal?
O, was dem feigen Sohn der Stunde
Gilt meine tiefe, ſtille Wunde?
Vorüber geht! laßt mich allein!
Geht! eure Stimmen Nichts, als Halle!
Viel lieber — geht vorüber Alle! —
Still leiden, als getröſtet ſein!

„Nicht mehr gehör' ich an dem Leben!
Was! — ob auch noch mein Auge glüht,
Und oft, mit zuckendem Wimperheben,
Ein düſterflammend Feuer ſprüht!
Was will es ſagen, wenn der Becher
Geleert, daß ſeinem Rand der Zecher
Noch bittern Nachgeſchmack entſaugt?
Das Fahrzeug, welches ſie zerſchellen,
Hat es beſiegt die zorn'gen Wellen,
Wenn ihnen noch ſein Maſt entlaucht?

„Und dann — was iſt an mir gelegen?
Kann ich doch Andre glücklich ſehn!
So iſt's auf Erden allerwegen:
Gelächter füllt ſie und Geſtöhn!
Auch ich bin Staub! kein Andrer trage
Für mich die Bürde meiner Tage!
Bis an den Abend trag' ich ſtill!
Was macht es aus der flücht'gen Welle
Des Schwarms, auf welches Grabes Schwelle
Sich einſt mein Schatten ſetzen will?"

Du ſprichſt es! deine Lippen zittern,
Und deiner tiefſten Bruſt entfährt
Ein Schluchzen, wie ein plötzlich Schüttern
Man Saiten oft durchrauſchen hört!
Dein Unglück iſt dein Ruhm! Sein Zürnen
Verachte! Sah man Siegerſtirnen
Von Blumenkränzen je umglüht?
Nie wird für dich die Freude kehren;
Allein du weißt es, daß mit Zähren
Der Genius anhebt ſein Lied!

Gleich einem Pfluge, der den Boden
Aufreißt, eh' denn der Morgen glüht,
Und ſpät am Abend noch die Soden
Raſtlos mit ſeiner Schaar durchzieht: —
Alſo, durch deiner Tage Frieden
Zu ziehn den ſchweren, nimmermüden
Erzpflug, iſt das Geſchick bedacht;
Doch, wagt mit ſeinem glüh'nden Eiſen
Es deine Seele zu zerreißen,
So iſt's, daß es ſie fruchtbar macht!

Das Bildniß eines Kindes.

An Mademoiſelle J. D. de M.

Seh' ich an des Baches Rand
Vielerhand
Blumen in dem ſchönſten Lichte:
Denk' ich, daß das Roth mir ſtrahlt,
Das gemalt
Iſt in ihrem Angeſichte.

Wehet auf der bunten Wief'
Wunderſüß
Duft von Blumen durch die Lüfte:
O, dann denk' ich, mich umweh'
Aus der Höh'
Ihres Odems ſüß Gedüfte.

Ronſard.

1.

Ja, dieſe Stirn, dies Lächeln, dieſe Friſche,
Ja, dieſer Weiß' und Röthe zart Gemiſche —
Es iſt das Kind, dem Engel Wächter ſind!
O, dieſer blonden Härchen loſes Wehen!
O, dieſer Blick, geraubt den ſel'gen Höhen —
Als Dichter einen Engel drin zu ſehen
Mein' ich, allein als Vater nur mein Kind!

Schau' hin! an ſeines Auges reinem Lohen,
Daß ſeine Seele kürzlich erſt entflohen
Des Paradieſes Auen, ſiehet man!
Noch ſtrahlt ihm hell und roſig nur das Heute;
Noch flieht kein Tag, an dem es ſich nicht freute;
Noch trifft es lächelnd die gebenedeite
Mutter des Herrn in ſeiner Mutter an.

Man ſollte ſagen, ferner Himmelschöre
Huldvollem Ruf und ſüßem Singen höre
Es lächelnd, ſelbſt ein junger Engel, zu;
Bei dieſem Lächeln, möchte man nicht fragen:
„O junger Engel, ſprich, in frühern Tagen
Was für ein Märtyrthum haſt du getragen,
Und wie, ſag' an, im Himmel heißeſt du?"

2.

O du, durch deren Kunſt es alſo ſtrahlet,
Ich ſing' es dir, da du es mir gemalet!
Nicht alternd, durch die Zeiten glänzen muß,
Was du erſchaffſt! Kraft paart ſich deiner Milde,
Die Harmonie weiht deiner Kunſt Gebilde,
In deiner Kindheit hat mit glüh'ndem Schilde
Beſchattet deine Stirn ein Genius.

O, ſicher aus des Nordlichts Feuergarben,
Und aus der Donnerwolke ſieben Farben,
Und aus dem weißen Schaum der grünen See,
Und aus Aurora's Purpurroſenkette
Schuf, leiſe nahend deinem Wiegenbette,
Dir eine idealiſche Palette
Für deinen Zauberpinſel eine Fee!

Ende.

Ubi defuit orbis.

1.

So blätternd las ich eines Volks Geſchichte! *)
O Buch des Siegs, der Größe, der Gerichte!
Bang rauſchte mein gleichaltrig Saitenſpiel,
Wenn große Namen nun vorübergingen;
Wenn, umgeſchlagen, mit erhabnem Klingen
Ein Erzblatt auf das andre fiel!

Doch jetzt laßt zu das grauſe Buch uns ſchlagen!
Nicht laſſet mehr die ernſte Sphinx uns fragen,
Die es bewacht! — Wer, der da löſen kann
Ihr Räthſel? es entging ſchon mancher Leier!
Schreibt auf der Reiche Stirn ſein Wort ſie — Feuer
Und Blut ſind ihre Zeichen dann!

*) Im Original folgt dies Gedicht unmittelbar auf die erſte Ode an die Colonne.

2.

Wir — laſſet uns nicht ſuchen, es zu deuten! —
Warum denn, Dichter, über ſtummen Saiten
Entſchliefſt du nicht? warum, ſie zu entweih'n,
Trugſt auf den Markt du ſie und an die Ecken?.....
Weil mein Gedanke mußte wecken
Ein ganzes großes Volk mit ſeinem Dräu'n!

Aufthat ich euch der Bürgerunruh'n Tiefe? .....
Als ob man Welten ohne Chaos ſchüfe!
Durchflammte meine Finſterniß kein Licht?
Und wollt' ich, bändigend des Schwarmes Wellen,
Dem abgelauf'nen gegenüberſtellen
Das jetzt verrollende Jahrhundert nicht?

Und thut ein Volk nicht, das, gleich einer Seele,
Sein Glüh'n erwärm', entflamme und beſeele,
Dem Dichter Noth? — Wenn jach ſich der Orkan
Vom Fels geſtürzt mit mächt'gem Flügelſchlagen,
Dann iſt dem Brauſenden, ſoll mit Behagen
Er ſchweben, nicht zu groß der Ocean!

Ausbreiten kann er weit dort ſeine Schwingen;
Dort ſcheltend auch ſein Lied den Waſſern ſingen;
Dort, aufrechtſteh'nd im Sturme, welcher fällt,
Kann er ſich dreh'n, ein launiſcher Gigante:
Sein Fuß berührt der Wellen Kante,
Indeß ſein Arm die Himmel hält!

Die Libelle.

Ein Nichts weiß zu beleben ſie. Neugierig
Und flatterhaft, durchirret Alles ſie,
Was reizend iſt, und weilet nirgendwo.
So wenig, als auf Blumen die Zephyre,
Der Bienen ſüße Nebenbuhler, weilen,
Und als der Kuß auf rothen Lippen weilt.

André Chénier.

Beginnt die ſchimmernde Libelle
Den Flug bei'm Nah'n des Lenzes friſch,
Dann oft, am Blumenſaum der Quelle,
Zerreißt ihr Flügelkleid, das helle,
Mit tauſend Dornen das Gebüſch.

So, Jugend, die du, baar den Zügel,
Umherſchweifſt ohne Raſt und Ruh',
So manchmal (ſchau' in dieſen Spiegel!)
Zerreißeſt deine zarten Flügel
Im Dorngebüſch der Lüſte du!

An meinen Freund S. B.

Perseverando.

Devise der Ducie.

Der Aar der Genius! — Vogel der Stürme,
Liebt er die höchſten Berg' und Felſenthürme;
Des Tags Erwachen grüßt ſein ſtolz Geſchrei;
Nie taucht die Klau' er in den Schlamm begehrlich,
Und mit der Sonne Blitze unaufhörlich
Wechſelt ſein Auge, wild und frei!

Sein Neſt kein Moosneſt; nein, ein Horſt, gelegen
Auf ſchroffem Klippenhang, von Donnerſchlägen
Geſpalten! eine fürchterliche Schluft!
Ein Felſenhaupt, mit Nadelholze prangend,
Jäh zwiſchen zweien grauſen Tiefen hangend:
Den Himmeln und der ſchwarzen Kluft!

Mit Würmern nicht und ſchillernden Inſekten,
Auch mit dem Falter nicht, dem bunt gefleckten,
Fleugt er zur Brut, die hungernd harrt, empor;
Nein! nur die Eule bringt er in dem Fange,
Die ſchmutz'ge Eidechs und die gift'ge Schlange,
Und wirft ſie ſeinen Jungen vor.

O düſt'rer Palaſt! Felshorſt, halb verſchneiet,
Den zu verſchütten die Lawine dräuet:
In dir die Jungen ätzet liebevoll
Der Genius! an Nichts hier läſſet fehlen
Er ſeinen Kindern es, den jungen Seelen,
Der Flammenart, die auch einſt fliegen ſoll!

Warum denn ſtaunen, Freund, wenn blitzdurch-
glühet
Die Wolke ſchon ob deinem Haupte ziehet?
Wenn eine Schlange ſchon mit g ft'gem Dampf
Dein Neſt erfüllt? — es männlich zu beſchirmen
Dein erſtes Spiel! ihr Adler lebt in Stürmen!
Für euch iſt jedes Feſt ein Kampf!

O, ſtrahle du! jetzt iſt es Zeit, zu ſtrahlen!
Und kommt ein Sturm, dann auf der Wolke malen,
Der dunkeln, laß die ſieben Farben ſich!
Komm, laß die Händ' uns brüderlich verſchlingen!
Poet, zur Leier! Aar, ſpann' aus die Schwingen!
O Stern, o Stern, erhebe dich!

Der Nebel deines Morgenroths wird ſchwinden!
Daß du ein Sonnenkind, woll' es verkünden!
Raub' einen Namen dir mit Liedern! — ſieh',
Gleicht dieſer Ruhm, der des Gemeinen Beute,
Den Fahnen nicht, gerettet aus dem Streite? —
Zerriſſen ſind am ſchönſten ſie!

Sieh' den Kometen, der den Raum durchfähret,
Und von den Welten, welche er verzehret,
Anwächſt: — ſo ſchreiteſt, junger Rieſe, du!
So, ſiegend ab jedwede Feſſel ſtreifend,
Gedankenwelten mit ſich ſchleifend,
Geht dein Genie und wächſet immerzu!

Erſter Seufzer.

Weil mich ein Blick traf, der mit meinem Blicke
Zu lodern ſcheinet oder zu verſcheiden;
Weil eine Seel' ich fand, der meinen Schweſter;
Weil ich ſie fand, zu lieben und zu leiden.

Emil Deſchamps.

Sei glücklich, Freundin! in des Friedens Hafen
Erfreue lächelnd ſchöner Tage dich!
Geh'! läſſig auf dem Strom der Zeit entſchlafen,
Laß abwärts wälzen ſeine Wellen ſich!

Noch lächelt dir das Schickſal! gehe!
Nicht will der Himmel, daß dein Morgenroth,
Das freud'ge, trüben Tag ſich folgen ſehe!
Er muß mich hören, wenn ich für dich flehe!
Auf mir nur ruht, was unſre Zukunft droht!

Bald kannſt du mir entriſſen ſein! mit Beben
Denk' ich's — ſchon morgen muß ich einſam ziehn.
Weh', ſchon iſt Alles trüb in meinem Leben!
Ich mußte lieben dich, und muß dich fliehn!

Dann — über mein Haupt, was dich könnte kränken!
In der Entfernung abwärts bald läßt ſich
Ein ſüß Gefühl durch neue Wünſche lenken:
Du wirſt vergeſſen in der Freude mich,
Ich werd' im Grabe dein gedenken!

Ja, ſterben werd' ich! Trauerklänge weh'n
Durch meine Saiten ſchon! doch ohne Grauen
Scheid' ich; dem Ruhm in's Aug' wagt' ich zu ſchauen,
Drum in der Näh' auch kann den Sarg ich ſeh'n.
Dem Orkus nah Elyſium's Gefilde!
Und Ruhm und Tod ſind nur zwei Truggebilde,
Die feſtlich und in Trauer geh'n!

Leb' glücklich, junge Freundin! in dem Hafen
Des Friedens freue ſchöner Tage dich!
Geh'! läſſig auf dem Strom der Zeit entſchlafen,
Laß abwärts wälzen ſeine Wellen ſich!

An die Comteſſe A. H.

Als ich eines Tages ſüß
Tönen ließ
Meine Leier tief im Holze,
Nahet eine Taube leis,
Setzt ſich weiß
Auf die Lei'r von Ebenholze.

Doch anſtatt das Ohr zu leih'n
Melodei'n,
Die ſie ſonſt vernahm ſo gerne,
Fragt die Taube, welche klagt,
Nur verzagt
Nach dem Gatten, welcher ferne.

Sainte-Beuve.

Lächelnd und friedlich welch ein Traumbild auch
Im Schatten jetzt, o Schweſter, deinem Aug'
Sich zeigt: des Glücks nur, welches bald dir blühet,
Verkünd'ger iſt es! — Einem Gatten fern,
Der nur Geliebter noch, o träume gern
Die Nacht, die dich zuletzt als Jungfrau ſiehet!

Wir fleh'n für dich! o, ſchlumm're ſorgenlos!
Du ſollteſt unſer ſein; es war dein Loos,
Das unabwendbar dir der Himmel ſandte!
Bald meine Schweſter nennt der Altar dich,
Doch nur als Echo meiner Bruſt, die mich
Schon lange deinen Bruder nannte.

Schlaf' ſüßen Schlummer, dieſe Nacht noch! — Sieh',
Mit ihren Feſten nahet bald die Früh',
Mit Schwüren, Wonnen und Liebkoſen!
Und deine Bruſt ſchwillt unruhvoll, wenn ſacht
Nun eine Hand die Krone fallen macht,
Die man dir flocht aus Myrthen und aus Roſen!

O, ſtrahle morgen dir und immerdar
Ein Glück, das ſchöner, als ein Traum ſogar,
Ein endlos Glück, das nichts auf Erden trübet!
Schlaf' ſüß! wir ſind dir mit Gebeten nah!
O, ſchlumm're du! wir beide wachen ja:
Ich, der dich ſingt, und Er auch, der dich liebet!

Sommerregen.

Weißdornblüth' und Löwenzahn,
Thymian,
Roſen, Nelken und Ranunkeln,
Alle Blumen, thaubenetzt,
Sieht man jetzt
Friſch und tauſendfarbig funkeln.

Und die ſüße Nachtigall
Fliegt mit Schall
In dem Schatten auf und nieder,
Schlägt und ſingt,
Daß es klingt,
Tauſend Triller, tauſend Lieder.

Remi Belleau.

Wie friſch der Abend! wie voll Süße!
Geregnet hat es in der Früh';
Komm, daß den Atlas deiner Füße
Der Thau des Wieſenplans beſprüh'!
Der Vogel rauſcht durch's Laubwerk nieder;
Er ſchüttelt zwitſchernd ſein Gefieder:
Arm Vöglein, das der Herr beſchützt!
Es hört den Wind die letzten Tropfen
Des Regens von den Blättern klopfen,
Und ſieht ſein Neſt davon durchblitzt.

Vergoſſen ſind des Regens Güſſe,
Des Himmels trüber Schleier flieht;
Er giebt der Erde Strahlenküſſe,
Daß funkelnd ſie wie Silber glüht.
Der kleine Bach des Thals, geſchwollen
Für eine Stunde, reißt im Rollen
Eidechs und Gräſer mit ſich fort;
Er bricht am Kieſel ſeine Welle,
Und bildet Niagarafälle
Der Ameiſ' am Geſtade dort.

O ſiehe: von der Fluth ergriffen,
Inſekten, rathlos und bedrängt!
Wie jedes ſich — o fährlich Schiffen! —
An todter Mücken Flügel hängt!
Gleich kleinen Inſeln auch für viele
Sind Blätter irrende Aſyle;
O, glücklich ihr auf eurem Blatt,
Wenn an des Abgrunds finſterm Rande
Ein Strohhalm, hergeweht vom Strande,
Zurückhält eure ſchwimmende Stadt!

Weiß glänzt der Sand! — Wie die geballten
Thalnebel ſteigen, matt beſonnt!
In ihren trügeriſchen Falten
Erbebt und flieht der Horizont.
Man ſiehet unter ihren Schleiern,
Gleich trüben, ungewiſſen Feuern,
Lichtpunkte glänzen auf der Flur,
Der Berge Haupt dem Duft enttauchen,
Die Hütten in den Gründen rauchen,
Und Schieferdächer funkeln nur!

Komm, laß uns irren in den Hainen!
Jetzt ja ſind wir allein! O, leg'
Auf meinen Arm den zagen deinen!
Komm, nach den Linden geht der Weg!
Noch ſinkt die Sonne! — aber ehe
Wir niederſteigen von der Höhe,
Sieh' noch mit ihren Hütten und
Mit ihren rieſ'gen Kathedralen,
Die all' mit gleichem Lichte ſtrahlen
Die goldne Stadt auf ſchwarzem Grund!

O, ſieh' den Rauch, der allerorten
Um Dächer weht, die Duft genäßt!
Dort ſind geliebte Weiber! dorten
Sind Herzen, ſanft, ergeben, feſt!
Das Leben, ach, das wir nicht mögen,
Es iſt die Sonne nach dem Regen. —
Sieh', tiefer ſenkt ſich ihr Geſtirn!
Die Fenſter der von ihrem Glühen
Durchfloßnen Stadt des Thales ſprühen,
Wie Roſen an der Thürme Stirn.

Der Regenbogen! — o, gehoben
Den Blick! — wie glüht ſein farbig Kleid!
Sieh', welchen Schatz uns nach dem Toben
Des Sturms der gute Gott verleiht!
Wie oftmals, o ihr ew'gen Sphären,
Wagt' ihre Flügel zu begehren
Schon meine Seele, tief gerührt;
Auf daß im Aether frei ſie ſchwimme,
Auf daß ſie wiſſe, wohin dieſe Krümme,
Der Bogen einer Himmelsbrücke, führt!

Träume.

En la amena soledad
De aquesta apacible estancia,
Bellisimo laberinto
De arboles, flores, y plantas,
Podeis dexarme, dexando
Conmigo, que ellos me bastan
Por compania, los libros
Que os mande sacar de casa;
Que yo, en tanto que Antioquia
Célebra con fiestas tantas
La fabrica de esse templo,
Que hoy à Jupiter consacra,
. . . . . .
Huyendo del gran bullicio,
Que hay en sus calles, y plazas,
Passar estudiando qui ero
La edad que al dia le falta.

Calderon, El Magico prodigioso.

1.

O Freunde, fern dem Schloſſe
Des Königs, fern dem Strich
Des Wagens und der Roſſe,
Der Stadt fern und dem Troſſe,
O ſucht für mich, o ſucht für mich

Auf einem ſtillen Strande,
Wo laß die Seele ſtunt
Und träumt, in einem Lande,
Wo in mein Ohr nicht brande
Der Erde Fluth und Wind,

Ein dunkles Holz voll Friſche,
Und einen Zufluchtsort,
Und eine Blätterniſche,
Ein Neſt tief im Gebüſche,
Am Ufer einen Port!

O, macht es mir zu eigen
Recht düſter, recht verſteckt,
Verborgen tief in Schweigen
Und Schatten, und von Zweigen
Geheimnißvoll bedeckt!

Daß dort mein Lied ſich letze
An Waldgeruch und Moos!
Dort des Gebirges Schätze
Erheb' es, ſchweb', und ſetze
Auf Berghaupt ſich und Roſ

Mit wilder Kühnheit wag' es,
Zu löſen jeglich Band!
Sein Flug, nie müde, trag' es
Gewalt'gen Flügelſchlages
Weit über Meer und Land!

2.

O, in des Himmels Räume
Entrücke mich ein Traum!
O, daß er nie verſchäume,
Und daß bei Nacht ich träume
Von meinem Tagestraum!

Weiß wie das Segel ſei er
Auf Meereswogen hier,
Berg' eines Sternes Feuer,
Und ſei gleichwie ein Schleier
Zwiſchen dem Leben und mir!

Ewig ſoll ihn vergülden
Die Muſe, gluthgeſchürzt!
Sie, die aus Lichtgefilden
Mit ſchimmernden Gebilden
In meine Nacht ſich ſtürzt!

Und frei in ihm entfalten
Soll'n ſich, durch ihn genährt,
Gedanken! — Lichtgeſtalten,
Soll'n ſie umarmt ſich halten
Im Kreis an meinem Heerd!

Und ſollen ſtill im Kreiſe,
Im Auge freud'gen Schein,
Zu einer ſanften Weiſe
Ihn wiegen, ſo wie leiſe
Schweſtern ein Brüderlein.

3.

Irrt man auf Meeresſande
Und im Gehölz, entwich
Man nach des Fluſſes Strande —
Dann, ledig aller Bande,
Glaubt näher man den Himmeln ſich!

Dort wie ein Traum iſt Alles!
Kein Ton dort ohne Wort!
Ein Loblied mächt'gen Schalles
Steigt aus des Wogenſchwalles
Und Laubwerks Murmeln dort!

Es brauſ't wie eine volle
Und tiefe Stimm' uns an!
Es iſt des Alls Gegrolle,
Es iſt der Welt Gerolle
Im Himmelsocean!

Es iſt das Wiederhallen
Der Stimmen Jehovah;
Es iſt das Hymnenſchallen
Der Welt, in der da wallen,
Die hier man ſcheiden ſah;

Wo in das Meer der Seelen
Die Seele ſich ergießt,
Gleichwie, aus freiem Wählen,
Sich Flammen glüh vermählen,
Wie Well' in Welle fließt.

A.

Dies, was auf Berg und Mooren
Die Wüſtenei uns beut!
Doch du, o Stadt der Thoren,
Paris, ſingſt unſern Ohren
Ein Lied der Nichtigkeit!

Bretagne, ha, das alte!
Ein Fels, vom Meer benetzt!
Und eine laubumwallte
Gothiſche Burg im Walde,
Dem Celtiſchen! — vorausgeſetzt,

Daß nur, drauf meine Klauſe,
Dem Schloßthurm, morſch und alt,
Mit Raſcheln und Gebrauſe
Epheu wie eine krauſe
Helmzier um's Steinhaupt wallt;

Und daß herab vom hohen
Kamin ein bunter Schild
Und Waffenſtücke drohen;
Daß ihn mit ihrem Lohen
Kaum eine Eiche füllt;

Daß Sommers in den Hainen
Ihr Laubdach mir verwehrt
Den Himmel; — daß die Meinen,
Roth von der Flamme Scheinen,
Ich Winters ſchau' am Heerd;

Und daß, wenn Nachts am Strome
Der Sturm im Dickicht kracht,
Es ſcheint, als ob Phantome
Sich unter ſeinem Dome
Bekämpfen in der Nacht;

Daß, wach' ich, gleichwie Bienen
Jungfrauen allezeit
In Schwärmen mich bedienen,
Von Scharlachgluth beſchienen
Ihr tauſendfaltig Kleid;

Daß, während eine Rüſter
Rauſcht, Heldenſchatten leis
Mir nahen mit Geflüſter,
Auf meinen Scheiben düſter,
Um meine Bogen weiß!

5.

Erſieht mit ihrem Neſte
Und ihrer flücht'gen Brut
Sich meine Muſe Neſte
Von einer alten Veſte
Zum Hauſe, drin ſie ruht:

So iſt es, weil ſie jene
Entfernten Zeiten ehrt,
Die reicher ſind an Schöne
Und Tugend, und der Thräne
Des Dichters eher werth,

Als unſre klügern! — Hüten
Will jener Trümmer ich!
Hier oft, entflohn dem Wüthen
Des Sturmes, wählt, zu brüten,
Ein Geierneſt, ein altes, ſich

Die Schwalb'; — und ihre loſe
Brut wälzet ohne Scheu
Mit dreiſtem Schnabelſtoße
Zerbrochen auf dem Mooſe
Des Rieſenvogels Ei.

So iſt's, daß mit Panieren
Und altem Waffenzeug
Krieg meine Verſe führen;
Aus roſt'gen Helmviſieren
Schau'n lichernd ſie, phantaſt'ſchen Zwergen gleich.

6.

So in den Prachtruinen
Und ſo in dem Verließ
Soll'n meine Tage grünen,
Wie, von der Sonn' beſchienen,
Kraut in der Thürme Riß!

Doch, Strohdach oder Zinnen,
Flieh'nd bis zum letzten Hauch
Den Markt, seh' ich von hinnen
In Licht und Flehn sie rinnen,
Vergessend und vergessen auch!

An das junge Frankreich.

1830.

1.

Auch ihr, o Brüder, habt nun eure Tage!
Auch eure Rechte hielt des Kampfes Wage!
Auch ihr im Lorbeer richtetet Geschütz!
Ha! eurer jungen, pulverdampfumwallten
Standarten, deren Ruhm mit Neid die alten
Schlachtbanner füllt von Austerlitz!

Seid stolz! ihr thatet, was die Väter! — Rechte
Des Volks, durch Blut errungen im Gefechte,
Ihr zogt sie lebend aus dem Leichentuch;
Drei jener Sonnen, die Bastillensteine
Brennen zu Staub, gab euch der Juli: — Eine
War euren Vätern schon genug!

Wohl ihr Geſchlecht ſeid ihr! von ihnen ſtammen
Die eh'rnen Arm' euch und des Auges Flammen;
Sie fingen an: ſeid ihr Vollender drum!
Frankreich iſt eure Mutter: will ſie geben
Der Welt ein Beiſpiel, läßt vorüberſchweben
In einem Tage ſie ein Säkulum!

Bewunderung erſchallt in jeder Zunge:
England fährt auf, und Hellas! und die junge
Atlantis jauchzt, da Solches ſie gewahrt!
Drei Tage reichten hin, euch zu entknechten:
Ihr ſeid die Aelteſten von den Geſchlechten
Der Tapfern! ſeid der Rieſen Art!

Für euch allein, daß jenen blut'gen, trüben
Triumphkreis von Schlachtfeldern ſie beſchrieben
Mit Leichenfeiern! Welch ein Siegslauf! Seht,
Wie er, von Frankreich um die Erde führend,
Rom, Kadix, Moskau, Memphis, Wien berührend,
Nach Montmirail vom Feld Jemappe's geht!

Die Kinder ſeid ihr unſrer Kriegslyceen!
All' unſre Siege habt ihr ſchon geſehen!
All' eure Spiele hüllten Fahnen ein;
Und oft mit einem Blick magnetiſirte
Napoleon die Knabenſtirn euch, führte
Sein Pfad den Sinnenden durch eure Reih'n!

O Adler unſrer ſiegenden Kohorten,
Deß blut'ge Feder liegt an hundert Orten,
Deß Blitz erloſchen iſt tief in der Fluth: —
Die Flügel ſchlag', o Adlermutter! Schreie,
Und freue dich, o Brüterin! dem Eie
Entſchlüpft iſt deine junge Brut!

2.

Als unſre Stadt jüngſt mit Entſetzen,
Da ſie vom Schlummer ſich erhob,
Sah, wie von ſchändlichen Geſetzen
Ein ſchnödes Garn ſie rings umwob,

Da in der Seele ſpracht ihr Alle:
„O, des Verrathes! o, der Falle!
Den Völkern auch bricht an ihr Tag!
Zu irren ſie auf ihren Pfaden,
Genügt's, daß eine Hand, beladen
Mit Schmach, den Weiſer ändern mag?

„Des Wortes Glüh'n zerſtreut die Nebel;
Es macht, daß jede Feſſel reißt.
Du kennſt den Zorn, mit dem die Knebel,
O Wahrheit, knirſchend man zerbeißt!
Wohl kann ein König dir verſchließen
Sein Louvre! ſieh', dein Feuer hießen
Sie Knechte löſchen! doch empor
Flammt ſengend es in ew'ger Klarheit:
Nicht läßt dein Mund ſich ſchließen, Wahrheit,
Wie eines Fürſtenſchloſſes Thor!

„Ha — was die Jahre ſtet uns bringen;
Ha — des Vergangnen ganze Saat;
Der Menſchheit Schweiß, der Menſchheit Ringen —
Gern nähmen ſie es, in der That!

Was Charte, was Geſetz! Sie wollten,
Daß wir zerbröckeln ſehen ſollten
In Einem Tage — welch ein Plan! —
Und ſtürzen unter ihren Händen,
Was vierzig Jahre dich vollenden,
O arbeitſame Freiheit, ſahn!

„Für ſie denn iſt es, daß das Leuchten
Des Schwerts durchzuckt die halbe Welt?
Für ſie, daß auf dem blutesfeuchten
Schafott man Haupt auf Haupt gefällt?
So iſt's für dieſe Satelliten,
Daß unſre Väter, die Eliten
Frankreichs, zu ringen um den Preis
Mit Rom und Hellas ſich erkühnten?
Daß Felder, welche vormals grünten,
Daliegen jetzt, von Schädeln weiß?

„Wahnſinnige, ſolchen Traum zu hegen!
Sind ſie denn blind nur, nicht zu ſehn,
Wie ſchwarze Wetter allerwegen
Drohen, ſeit ſie am Ruder ſtehn?

Ward ihrer Thorheit nicht enthüllet,
Daß ſchon der Becher iſt gefüllet,
Daß träumeriſch wir ſie anſchau'n,
Daß uns ein fernes Blitzen lodert,
Daß Blut der Leu des Volkes fodert,
Und oft betrachtet ſeine Klau'n?"

3.

Da nun erhob ſich Alles! — Mann und Kind
Und Weib, was einen Arm und eine Seele
Nur hatte, kam! Mit Toſen auf die ſchweren
Heerhaufen ſtürzte wüthend ſich Paris
Bei Tag und Nacht! — Stückkugeln und Kartätſchen,
Umſonſt zerriſſen ſie die Eingeweide
Der alten Stadt! das Pflaſter vor den Häuſern
Häufte die Todten auf, und die Kanonen,
Von ferne zielend, lichteten den Schwarm.
Doch wie ein rollend Meer ſchloß er ſich wieder;
Und, daß die Vorſtädt' in den Kampf ſie locke,
Hüpft' in den Thürmen athemlos die Glocke.

4.

Drei Tage lang wallt' auf dies ganze
Siedende Volk — der Nächte drei!
Und riß mit Jena's blut'ger Lanze
Die Béarnaiser Schärp' entzwei.
Ha — Schwerter klirrten, Salven krachten!
Zehn neue Legionen dachten
Dich zu zertrümmern, grauser Heerd!
Doch, Roß' und Fußvolk, sammt den stolzen
Kohorten — ha! sie sind geschmolzen,
Wie Reisholz, das die Gluth verzehrt!

O Stadt, die du in dreien Tagen siegtest,
Wie doch beruhigte dein Zürnen sich?
O Strom des Volkes, wie so bald doch fügtest
Du friedlich wieder in dein Bette dich?
O Sturm, o Braus, o Erde, die gezittert,
Rache des Volks, die nicht ihr Ziel verfehlt,
Wie mit Bewußtsein doch hast du erschüttert
Die Welt? wie Häupter deinem Blitz erwählt?

Drum — weil manch Herz voll ſtoiſcher Tugend,
O Städter, eure Haſt gedämpft!
Drum auch — weil eine Heldenjugend
An eurer Seite kühn gekämpft!
Fortan, wie euer Loos auch falle,
Habt Eine Seele nur ihr Alle,
Die euch entflammt in jedem Streit!
Dem Tage Preis, der abgelaufen!
Noch geſtern wart ihr nur ein Haufen:
Ein Volk, o Brüder, ſeid ihr heut!

Und ſie, des Meineids und der Kühnheit Rather,
Seht, welch ein Volk ſie frevelnd unterdrückt!
Die Geißeln ſie, die ſtets der ew'ge Vater
Den letzten Herrſchern ſolcher Stämme ſchickt!
Sie glaubten, in des Irrthums Nacht befangen,
(Zu ſtürzen ſie, hat Gott ſie nicht erhellt!)
Sie fingen, wie ſie einen Vogel fangen
Im Netz, die Freiheit einer Welt!

O, Nichts löſcht aus! — Kriegswunden ehrten
Stets ja des Kriegers Angeſicht!
So nehmet denn auch der verheerten
Stadt dieſes Kampfes Narben nicht!
Um die Gefall'nen laßt uns klagen!
Die hohen Todten laßt uns tragen,
Franzoſen, in das Pantheon!
Kein trüb Erinnern drück' uns nieder:
Sein einſam Grab gebt Ludwig wieder,
Sein Säulenmal Napoleon!

3.

O, laß mich weinend deinen Ausgang ſehen,
Du todter Stamm, den des Exiles Wehen
Dreimal von hinnen, dreimal heim geweht!
Wollt euch der Väter zieh'nden Fürſten beugen!
Panier von Fleurus, eile, dich zu neigen
Der Oriflamme, welche geht!

Kein Wort, das ſie verletze, will ich ſagen!
Nicht über meine Leier ſoll'n ſie klagen!
Kein Hohn dem Greiſe, welcher langſam jetzt
Hinwankt zur Fremde! Morſcher Trümmer ſchone,
Nicht drück' in's Fleiſch ich eine Dornenkrone,
Die auf ein weißes Haupt das Unglück ſetzt!

Die Armen! kaum vollendet es der Sänger,
Das Lied von ihren Schmerzen! lang und länger
Wird ihre Kette! — aber gerne wehn
Um Gräber meiner Lyra Töne! lange
Wird meine Poeſie mit Klaggeſange
Von Helena nach Saint-Denis noch gehn!

Allein zu einer ew'gen Lehre werde
Den Zwergen dies, die, fremd der eignen Erde,
Die Kön'ge herrſchen laſſen — nur für ſich!
Die, kauernd, ſich ohnmächt'gen Hauchs beſtreben,
Des Aufruhrs Aſche wieder zu beleben,
Der noch die Röthe nicht entwich!

6.

O ihr, des jungen Frankreichs Söhne,
Wie herrlich wird die Zukunft ſein!
Vor euch, in jugendlicher Schöne,
Thut ſie ſich auf, friedlich und rein!
Kein Tag wird ohne Sieg vergehen!
Vom Grundſtein bis zum Giebel ſehen,
Gewaltig und voll Majeſtät,
Wie am Geſtad der Wellen Reigen,
Von Stocke wir zu Stocke ſteigen
Die Freiheit, der Nichts widerſteht!

Die Rieſen, eure Väter, waren
So voll von Edelmuth als Trutz!
Die Nationen, nah'nd in Schaaren,
Begaben ſich in ihren Schutz!
Sie wußten ſolchen Krieg zu führen,
Daß rings der Erde Völker ihren
Erhabnen Namen wählten — ha!
Daß ihr zerbröckelnd Einſt ſie ließen,
Daß, Schutz erflehend, ſie zu Füßen
Sich warfen Dem von Korſika!

Und euren Geiſt zu kühnen Fehden
Entflammt kein minder ſtolzes Loh'n!
Wohlan, ſo machet frei denn jeden
Gedanken, jede Nation!
Wer noch in Nacht geht und in Schweigen,
O eilt, die Freiheit ihm zu zeigen;
Geht uns voran mit edler Haſt!
Steht leuchtend auf des Weges Mitte,
Und nach dem hohen Ziel die Schritte
Verdoppeln, o! die Menſchheit laßt!

Sorgt, daß empor zu neuem Leben
Der Geiſt ſich, der gebundne, rafft!
Den Künſten gelte nun ſein Streben,
Der Poeſie, der Wiſſenſchaft!
Zugänglich ſei für die, ſo flehen,
Der Thron! — und aus vom Throne gehen
Soll ein gewaltig Echo, das
Zur Beſſrung derer, die da ragen
Als Könige, ſo Rath als Klagen
Nachrufet ohne Unterlaß!

Und jetzt, o Prieſter, mit uns beten
Ob der Gefall'nen Staube wollt!
Doch — zu den Katakomben treten
Von Purpur leuchtend und von Gold?
Kommt — aber mitralos die Scheitel!
Entkleidet euch des Pomps, der eitel!
Der Tempel ſei des Thrones baar!
Demüthig auf den Knieen lieget!
Den Menſchen, wie dem Herrn, genüget
Das Kreuz von Holz, der Steinaltar!

7.

Und fortan, Seelen nur als Bürde tragend,
Wie Weiber niedrig, wie das Volk entſagend,
O fürchtet Nichts mehr! — Wort und Schild
Iſt euch die Kirche! — Murrt es im Veſuve;
Entquillt ihm Lava, wie der Kufe
Ein dunkelrother Wein entquillt:

Dann zuckt Neapel, wild, mit Klaggeberde,
Faßt zitternd es die krampfergriff'ne Erde.
Umſonſt ſein Flehn! der Boden, dumpfen Schalls,
Fährt fort, zu beben! Sichtbar manche Meile,
Steht ob dem Berg die Rauch- und Aſchenſäule,
Wie, aus dem Horſt geſtreckt, ein Geierhals.

Urplötzlich blitzt es; — aus dem Krater quellen,
Wie raſend, jetzt des Flammenſtromes Wellen!
Fahrt wohl, o Säul' und Tempel! — Fürchterlich
Röthet die Gluth des Golfes weiße Segel!
Wie brennende Locken legt dem Kegel
Die Lava um die Schultern ſich.

Sie kommt, ſie kommt, die das Gefild vergüldet,
Und es befruchtet, Meereshäfen bildet,
Und Golf und Inſeln macht zu ihrem Raub!
Wie zucken ſie, bis auf den Grund erſchüttert!
Mit ſeinen funkelnden Paläſten zittert
Neapel, zager, als im Sturm ein Laub!

O, welch ein Chaos! Aſche füllt die Gaſſen!
Die Erde thut ſich auf! mit Lavamaſſen
Speit ſie die Häuſer aus, die ſie verſchlang!
Die Ebne wird ein Flammenpfuhl, ein gelber,
Und auf den Thürmen ſchlagen an von ſelber
Die eh'rnen Glocken mit gedämpftem Klang.

Doch (ſo will es der Herr!) die Flur verheerend,
Die Hügel ſtürzend, Thürme grimm verzehrend,
Das Land erfüllend weit mit zorn'gem Ruf: —
Der Siedlerhütte ſtets im eignen Krater,
Drin vor dem Ew'gen ſich ein frommer Vater
Beugt auf den Knien, vergiftet der Veſuv!

Hymne an die Todten des Juli.

1831.

Strophe.

Wohl haben, die für's Vaterland gestorben,
Ein Recht sich auf den Schmerz des Volks erworben;
Es flehe knie'nd an ihrem Todtenschrein!
Kein Ruhm, kein Name leuchtet, ew'gen Glanzes,
Dem ihren gleich! — sie wiegt ein ganzes
Volk, einer Mutter gleich, in ihren Gräbern ein!

Chor.

Preis unserm ew'gen Frankreich! — Allen
Sei Preis auch, die für es gefallen —
Der Opfer Schaar, der Tapfern Schaar!
Preis Allen, die ihr Beispiel ehren,
In diesem Tempel Sitz begehren,
Und einen Tod, wie ihrer war!

Strophe.

Für dieſe Todten, dieſe heil'gen Zeugen
Läßt ſeine Zinnen in die Lüfte ſteigen
Und ſeine Säulen hoch das Pantheon!
Wie eine Krone dir das Haupt zu kränzen,
Siehſt du allmorgendlich ſie glänzen
Im Frührothgold, o Frankreichs Babylon!

Chor.

Preis unſerm ew'gen Frankreich! — Allen
Sei Preis auch, die für es gefallen —
Der Opfer Schaar, der Tapfern Schaar!
Preis Allen, die ihr Beiſpiel ehren,
In dieſem Tempel Sitz begehren,
Und einen Tod, wie ihrer war!

Strophe.

So, legt in's Grab ſich ſolcher Todten Reigen,
Geht ihrer Gruft, der ſchweigend wir uns neigen,
Die Nacht für Alle, die Vergeſſenheit,
Spurlos vorüber: — Sieh', das ewig neue
Frühroth des Ruhmes iſt es, das voll Treue
Vergoldend ſeinen Glanz auf ihre Namen ſtreut!

Chor.

Preis unſerm ew'gen Frankreich! — Allen
Sei Preis auch, die für es gefallen —
Der Opfer Schaar, der Tapfern Schaar!
Preis Allen, die ihr Beiſpiel ehren,
In dieſem Tempel Sitz begehren,
Und einen Tod, wie ihrer war!

Der Geiz und der Neid.

Erzählung. *)

Der Geiz einſt mit dem Neide ſtrich
Durch das Gefilde; — ſie begaben ſich,
Gleichviel zu wem! (doch war's ihm nicht Gewinn!)
Zu dir, zu mir, zu Jenem — kurz und gut,
Sie gingen, ich weiß nicht wohin,
Wie es der Reiher in der Fabel thut. **)
Zwar Brüder, liebte keiner doch den andern;
So, ſchweigend, denn auch heute wandern
Sie durch das Feld. Der Geiz, gebückt,
Sieht nach dem Kaſten oft, der ſeinen Nacken drückt,

*) Gleich der folgenden Elegie aus der früheſten Zeit des Dichters (1816).

**) Von Lafontaine:

Un jour sur ses longs pieds allait je ne sais où
Le héron au long bec etc. F.

Dem eiſernen, für den er allzeit zittert. —
Der Neid auch ſicher ſah ihn an, erbittert,
Daß nicht auch er ſo viele Thaler trug.
Herr Geiz, der nimmerſatte Thor,
Sprach unterwegs zu ſeiner Qual ſich vor:
„Ich habe wahrlich doch noch nicht genug!“
Mit gift'gem Blicke ſchielt' hingegen
Der Neid das Geld an, biß die Lippen ſich,
Und ſprach (er hätte berſten mögen!):
„Er hat zuviel, denn weniger hab' ich!“
So, Jeder voll von ſchnöden Wünſchen, gehn ſie; —
Auf einmal die Begierde ſehn ſie,
Die Göttin, die allein jedweden Wunſch gewährt,
Und Jedem geben kann, was er begehrt.
Sie ſpricht zu ihnen: „Meine Herrn!
Traun, ich beſitze viel, und dien' euch gern!
So wählt euch denn aus meinen Schätzen da
Gold, Schönheit, Ruhm et caetera!
Wählt — und dies wiſſet noch, ihr guten Leute:
Weß Mund zuerſt dies oder das begehrt,
Dem wird, was er auch wünſchen mag, beſcheert;
Allein das Doppelte bekommt der Zweite!“ —

Nun denkt euch das Entſetzen Beider,
Als ſo erregt ward ihre Gier!
Was hättet ihr gethan, ihr Geizigen, ihr Neider?
Leis murrte Jeder: „was denn helfen mir
All' deine Kronen, alle deine Gaben?
Ein Andrer wird das Doppelte ja haben!“ —
Da ſitzt der Haken! — Beide ſchwanken,
Und ſinnen unentſchloſſen fort;
Gern wäre die Begierde wohl vom Ort;
Sie zürnt, verwünſcht ſie in Gedanken,
Und harrt vergebens auf das erſte Wort.
Der Neid zuletzt, der tückiſche Geſell,
Betrachtet Jenen, ſich an ſeinem Grolle weidend;
Auf einmal dann, ſich raſch entſcheidend:
„Reiß mir ein Aug' aus!“ ruft er ſchnell.

Die Canadierin.

Elegie.

Auf dieſer Palme, die ſich ſchaukelnd biegt,
Im Weſte, ſchlumm're, mein geliebtes Kind!
Ach, kurze Zeit nur an dies Herz geſchmiegt,
Wiegt jetzo ſchon die Palme dich, der Wind: —
So hat die Hoffnung mich gewiegt.

In Frieden ruh' in dem Gezweig! — und klagt
Der Wind mit leiſem Seufzerhauch
Um deine leichte, laub'ge Gruft, dann ſagt
Er flüſternd: „So ſeufzt deine Mutter auch!"
So lang das Morgenroth mit ſeinen Thränen
Dein bleich Geſicht benetzt und dieſe Au'n,
So lang werd' ich an dieſem Stamme lehnen,
So lang werd' ich mit Thränen dich bethau'n!

Ich werde jammernd über dir mich neigen;
Doch wenn die Turteltaube bang
Und ängſtlich girrt in dieſen Zweigen,
So glaube nicht, daß es der Klaggeſang
Der Mutter ſei! — denn mit dir will ſie ſchweigen.

Du biſt nicht mehr, mein Liebling! — nimmer ſeh'
Ich ſcherzend durch den breiten Strom dich ſchwimmen,
Nie auf den Bergen jagen dich das Reh,
Nie mehr des Eichbaums Krone dich erklimmen.
Niemals, dein Kinn vom erſten Flaum umflogen,
Seh' ich die erſte Liebe dich erfreu'n;
Nie legen dich, was dir erwarb dein Bogen,
Zu der Geliebten Füßen auf den Rain;
Nie ſeh' ich für das rauhe Fell des Bären
Von ihren Locken eine dich begehren! —
Nicht ſagen unſre Krieger mir: „dein Sohn
Iſt ſeines Vaters werth! er geht
Furchtlos einher mit Axt und Lanze ſchon,
Und reicht den Greiſen ernſt das Kalumet!“ —

Wie eine Fremde werd' ich bei den Andern ſein,
Und man wird ſagen: „Tief im Hain
Iſt dieſes Weibes Sohn der Winde Spiel!
Nicht ſtarb er, wie ein Krieger, welcher fiel,
Der todeswund in ſeinem Blute ſchwimmt!
Er iſt es, deſſen ſchwanker Todtenpfühl
Die einſam ſteh'nde Palme krümmt!"

Du biſt nicht mehr! — Brich, armes Mutterherz!
Dein ſüßes Auge grüßt mich nimmer.
Weh', Mutter war ich! — Ach, mein Schmerz
Sagt mir, ich bin es noch, ich bin es immer!
Hoch in der Palme düſterm Laube,
Das leiſe rauſchend deine Stirn umgrünt,
Wird dieſe Wiege, die als Sarg dir dient,
Zum Neſte dienen einer Turteltaube.
Und morgen, wenn der Sonne Strahlen lachen,
Wenn ſie erhellen dieſen ſchattigen Ort,
Dann wird die Taube neben dir erwachen,
Doch du wirſt ſchlafen fort und fort!

Und wenn mein Vater kommt, das Kind zu ſegnen,
Deß Mutter ſeine Tochter iſt, dann muß
Mit Thränen ſeinem Lächeln ich begegnen,
Muß führen ihn an dieſes Baumes Fuß.
O, was dem Greiſe werd' ich ſagen,
Wenn ihm ſein Enkel nicht entgegen tanzt?
Weh' mir! das Kind, das ich getragen,
Ruht auf dem Palmbaum, welchen er gepflanzt!

Aus den

Orientalen und Balladen.

Kriegsruf des Mufti.

Hierro, dispierta te!
Eisen, wach' auf!
Kriegsruf der Almogavaren.

Die Krieger in den Krieg! Auf nun, und schlaget drein!
Die Hunde beißen frech den eingeschlafnen Leu'n;
Dreist sieht man sie das Haupt erheben.
Vertilgt, o Gläubige, dies klägliche Geschlecht
Von Männern, die voll Weins hintaumeln zum Gefecht,
Die nur mit Einem Weibe leben!

Tod allen Franken nun! Vorwärts, den Stahl geschärft!
Spahi, Timariot — geht, sprengt, laßt flattern, werft
Quer durch das dickste Handgemenge
Turbane, Säbel, Dolch, den Wurfspieß und das Horn,
Dazu der Bügel Gold, den zackenreichen Sporn,
Und eurer Pferde Mähnenstränge!

Othman, Sohn Ortogruls, leb' wieder auf in euch!
Der ſei an Scharfblick ihm, und der an Wildheit gleich!
Drauf! daß geraubt den Pallikaren
Setiniah, die Stadt der blauen Kuppeln, ſei,
Die auf ihr Frankenwelſch, in ſchnöder Barbarei,
Athen benennen die Barbaren!

Der Schmerz des Paſcha.

Getrennt von Allem, was mir theuer war,
Verzehr' ich einſam mich in Trauer.

Byron.

Der arme Derwiſch ſprach: „Was mag ihn nur bewegen?
Der Schatten Allah's grollt! er geizt mit ſeinem Segen!
Trüb, unbeweglich, karg lacht er mit bitterm Hohn.
Hieb ſeines Vaters Schwert bei'm Angriff er zu Schanden?
Sah er um ſeinen Thron das Meer der Krieger branden,
Aufbrauſend, mit empörtem Ton?"

„Was iſt dem Paſcha nur, dem mächtigen Veziere?"
So war, bei Luntenglüh'n, das Wort der Bombardiere;
„Liegt gar der Imans Hand auf dieſem Eiſenkopf?
Brach er den Ramazan, und glaubt nun ihrer Tücke,
Ihn halte wirklich ſchon auf jener Höllenbrücke
Der Engel Azraël, der Rächende, bei'm Schopf?"

„Was fehlt ihm?“ murmelten, gleichwie aus Einem Munde,
Die dummen Jeoglans; „ging ihm ein Schiff zu Grunde,
Des edlen Balſams voll, mit dem er ſich verjüngt?
Hört' er, nach Stambul hin, im linken Ohr es ſummen?
Wies die Zigeunerin wahrſagend ihm den Stummen
Der grinſend ſeidne Schnuren bringt?“

„Was iſt dem ſüßen Herrn?“ ſo fragten die Sultanen;
„Traf er mit ſeinem Sohn im Schatten der Platanen
Vielleicht ſein Lieblingsweib, die Braune vom Bazar?
Ließ man es ſeinem Bad an Wohlgerüchen fehlen?
Fand in des Fellah's Sack, bei wiederholtem Zählen,
Ein blutig Haupt er nicht, auf das er lüſtern war?“

„Was fehlt dem Zürnenden?“ ſo ängſt'gen ſich die Sklaven.
Ach, Alle täuſchen ſich! — Wenn er, todt ſeinen Braven,
Mit ſeinen Worten jetzt und ſeinen Schätzen geizt;
Wenn er, wie ein Soldat, der einen Schimpf verwindet;
Wenn er, gleichwie ein Greis, der ſchlaff iſt und erblindet,
Auf ſeiner Stirn die Hände kreuzt: —

So iſt es wahrlich nicht, weil irgend ein Rebelle
Kriegsluſtig ihn berannt in ſeiner Citadelle;
Nicht, weil ein Feuerbrand bis vor ſein Lager fuhr;
Nicht, weil mit braunem Roſt ſein Säbel ſich bedeckte;
Nicht, weil ihn Azraël, und nicht auch, weil ihn ſchreckte
Der Stumme mit der ſeidnen Schnur!

Ach was! kein Faſtenbruch belaſtet den Gebieter!
Zu jung noch iſt ſein Sohn, die Sultanin hat Hüter!
Kein Fahrzeug ſcheiterte, wo ſich die Woge bricht!
Den richtigvollen Sack ſchickt' ihm die jüngſte Fehde;
Es mangelt dem Serail, der balſamreichen Oede,
An Köpfen und an Düften nicht!

Auch prächt'ge Städte nicht, erobert und gebrochen;
Auch in den Thälern nicht blutrünſt'ge Menſchenknochen;
Auch nicht, in Flammen ſteh'nd, der Griechen armes Land;
Auch nicht der Waiſe Fleh'n; auch nicht der Witwe Klagen;
Auch zarte Kinder nicht, im Mutterarm erſchlagen;
Auch nicht die Jungfrauſchaft, verkauft am Haſenſtrand: —

Nein, nein! das Alles nicht packt rüttelnd ſein Gewiſſen;
Das Alles flackert nicht in ſeinen Finſterniſſen;
Das Alles brennt ihn nicht, wie heiß auch und wie roth!
Was fehlt dem Paſcha denn, auf den die Heere ſchauen?
Was ſitzt er brütend denn, und weint gleich einer Frauen . . . . . ? —
Sein nubiſch Tigerthier iſt todt!

Mondſchein.

Per amica silentia lunae.

Virgil.

Der Mond ſchien hell, und ſpielte auf der Fluth: —
Aufſteht das Fenſter neben dem Altane;
Hinab zum Meere biegt ſich die Sultane —
O, wie es weiß um ſchwarze Inſein ruht!

Aus ihren Fingern, noch am Boden klagend,
Sinkt die Guitarre: — plötzlich, welch ein Schall?
Iſt es ein Türkenſchiff, den Wogenſchwall
Des Griechen-Archipels mit Tartar-Ruder ſchlagend?

Iſt es ein Reiher, der die Welle ſchlürft,
Von deſſen Fittig naſſe Perlen rollen?
Iſt es ein Djinn, recht einer von den Tollen,
Der pfeifend in die See der Mauer Zinnen wirft?

Wer ſtört das Meer bei dem Serail der Frauen? —
Der Reiher nicht, der auf der Fluth ſich wiegt;
Die Mauer nicht; kein türkiſch Fahrzeug biegt
Um's wald'ge Vorgebirg mit Rudern und mit Tauen!

Nein, Säcke ſind es: — ſei auf deiner Hut!
Ein dumpfes Seufzen ſtöhnt aus ihren Falten;
Es regt ſich drin, wie menſchliche Geſtalten .....
Der Mond ſchien hell, und ſpielte auf der Fluth.

Der Schleier.

Haſt du heute Abend gebeiet,
Desdemona?

Shakſpeare.

Die Schweſter.

O ſagt, was habt ihr, meine Brüder?
Die Stirnen ſenkt ihr kummervoll!
Wie Leichenfackeln hin und wieder
Zuckt eurer Blicke wild Geroll!
Zerriſſen eurer Gürtel Seide,
Zerriſſen euer fliegend Kleid!
Zum dritten Mal halb aus der Scheide
Fuhr euer Dolch ſchon, blank und breit!

Der älteſte Bruder.

Hobſt du empor nicht deinen Schleier heut?

Die Schweſter.

Ich kam vom Bade, meine Brüder;
Vom Bade, ja, kam ich zurück.
Mein weißer Schleier wallte nieder —
Gewiß, mich traf kein Frankenblick!
Ein Mal nur wagt' ich ihn zu heben,
Bei der Moskee, mit leiſer Hand;
Doch hob ich ihn nur eben, eben —
Ach, heftig ſtach der Sonne Brand!

Der zweite Bruder.

Da ging ein Mann vorbei? grün ſein Gewand?

Die Schweſter.

Ja doch — vielleicht — doch eurem Grimme
Sag' ich: er ſchaute nicht nach mir!
Allein ihr ſprecht mit leiſer Stimme,
Mit leiſer Stimme redet ihr!
Blut heiſcht ihr? — o, erhört mein Beten!
Mitleid! — gewiß, er ſah mich nicht!
O Gnade, wollt ein Weib ihr tödten,
Das nackt und hülflos zu euch ſpricht?

Der dritte Bruder.

Roth heute war der Sonne ſcheidend Licht!

Die Schweſter.

O meine Brüder, Gnade, Gnade!
Weh', Dolch auf Dolch dringt auf mich ein!
Was that ich denn? ich kam vom Bade!
O Gott, mein Schleier, weiß und rein!
Faßt meine Hände! ach, ſie bluten!
O meine Brüder, führet mich!
Um meines Blickes letzte Gluthen
Zieht ſchwarz ein Todesſchleier ſich!

Der vierte Bruder.

Den hebſt du nicht! der birgt dich ſicherlich!

Der Derwiſch.

Wenn der Untergang eines Sterblichen im Buche des Schickſals geſchrieben ſteht: niemals dann — er möge thun, was er wolle! — wird er ſeiner traurigen Zukunft entgehen! Der Tod verfolgt ihn überall; er überfällt ihn ſogar im Bette, ſaugt ihm mit gierigen Lippen das Blut aus, und trägt ihn auf den Schultern davon.

Panago Soutzo.

Ali ritt einſt vorbei. Die höchſten Häupter ſchauten
Zu Boden! Jede Stirn dem Fuß gleich der Arnauten!
„Allah!“ ſprach zitternd Jedermann!
Da trat ein Derwiſch vor, alt, finſter von Geberde;
Er machte durch den Schwarm ſich Bahn; des Paſcha's Pferde
Fiel in den Zaum er, und hub an:

„Ali-Tepeleni! der Lichter Licht! geſeſſen
Im Divan auf dem Sitz der Erſten! Paſcha, deſſen
Ruhm täglich ſich zu mehren ſucht!
Hör' mich, Vezier des Heers, Beſitzer von Fregatten!
Schatten des Padiſchah, der da iſt Gottes Schatten: —
Du biſt ein Hund nur und verflucht!

„Ein Grablicht, unbewußt dir ſelbſt, erhellt dein Leben;
Wie ein zu voll Gefäß ſieht auf dein Volk mit Beben
Man dich ausgießen deine Wuth!
Wie eine Senſ' im Gras, glühſt du auf ihren Stirnen!
Zum Kitt, um aufzubau'n dein Luſtſchloß, macht dein Zürnen
Ihr Mark, zermalmt in ihrem Blut!

„Doch auch dein Tag erſcheint! Gott ſpricht: Zu Trümmern werde
Dies Janina! — Weit wird ſich unter dir die Erde
Aufthun, und dich verſchlingen! Hör':
Ein eiſern Halsband wirſt am Baum Sejin du finden,
Auf deſſen Aeſten ſich gottloſe Seelen winden —
Die Qual der Hölle quält ſie ſehr!

„Nackt wird dein Geiſt entfliehn! dein offnes Schuld-
buch zeigen
Wird ernſt ein Dämon dir! O, er iſt ſtreng! verſchweigen
Wird er dir deine Opfer nicht!
Du wirſt ſie alle ſehn! ſie ziehn dir durch die Pforte
Der Hölle blutig nach, zahlloſer, als die Worte,
Die zagend deine Seele ſpricht!

„So wird es dir geſchehn! Von deinen feſten Städten
Wird keine dich, auch nicht dein Heerzug wird dich retten,
Und was du ſonſt beſitzen magſt!
Auch Das nicht: wenn ſogar, wie ſchmutzige Hebräer,
Mit falſchem Namen du der Hölle Pfortenſteher,
Den himmliſchen, zu täuſchen wagſt!“

In ſeinem Kaftan trug der Paſcha drei Piſtolen,
Sein krummer Säbel hing herab zu ſeinen Sohlen,
Man ſah des Dolchgefäßes Schmelz.
Ausreden ließ er ſtill den Alten, ſenkte ſchweigend
Die träumeriſche Stirn; darauf, vom Roß ſich neigend,
Gab er ihm lächelnd ſeinen Pelz.

Das feſte Schloß.

Von was die Wellen nur, die ſpielend hier umſäumen
Den panzerblanken Fels, von was ſie doch nur träumen?
Was! ſehen ſie denn nicht in ihres Spiegels Gold,
Daß eben dieſer Fels, vor dem ſie niederkauern,
Ein feſtes Bergſchloß trägt? daß er von weißen Mauern
Um das geſchwärzte Haupt ſich einen Turban rollt?

Was träumſt du, Meer? für wen ſparſt du nur auf
dein Zürnen?
Ha — ſtürme dieſes Cap's jahrhundertalte Firnen!
Gönn' eine kurze Ruh' dem armen Steuermann!
Nur dieſen Felſen friß! Benag' ihn! Wirf dich drüber!
Laß machtlos zittern ihn, und ſchwanken, und kopfüber
In deine ew'ge Fluth hinab ſich ſtürzen dann!

Wie lange brauchſt du, Meer, mit ſeinen Mauerringen
Den ſtarren Felſen hier auf deinen Grund zu bringen?
Was, einen Tag? ein Jahr? ein Saekulum vielleicht?
Leck' immer nur hinan am Horſt, wo Schuld'ge hauſen!
Was liegt dir an der Zeit, du unverſieglich Brauſen?
Du, dem ein Saekulum wie eine Woge däucht?

Verſchlinge dies Geklipp und ſeine Citadelle!
Umfluth' es um und um! verwiſch' es mit der Welle!
Der Alge grünlich Haar umranke ſein Gebein!
Dein unermeßlich Bett ſei Lager dem Koloſſe!
Verſchollen lieg' er drin mit ſeinem feſten Schloſſe!
Vernichtet ſei er drin bis auf den letzten Stein!

Auf daß man juble rings in Hellas, dem bedrohten,
Nicht mehr den Thurm zu ſehn Ali's, des Epiroten;
Daß, ſchiffend durch das Meer des freien Griechenland's,
Ob Sturm und Wirbelwind auch ſeine Maſten ſchlage,
Der Kapitän von Kos den Reiſenden einſt ſage
Mit froher Stimme: „Seht, da ſtand's!"

Türkiſcher Marſch.

Lâ — Allah — Illâllah!
Koran.
Kein Gott, als Gott!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Den Tapfern halt' ich hoch! Sogar dem Teufel grau't
Vor ſeinem Ungeſtüm! Er küßt mit Furcht und Liebe
Des Vaters Bart! Wich je ſein Turban einem Hiebe?
Sein Säbel iſt ihm werth, wie eine junge Braut;
Sein Dolman iſt durchbohrt von Stichen; ſie bedecken
Ihn ganz; kaum iſt beſä't mit ſo viel runden Flecken
Des königlichen Tigers Haut!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſcharzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

An ſeinem Arme tönt und glänzt ein Kupferſchild,
Roth wie der volle Mond, wenn Nebel ihn umgeben.
Sein Pferd kaut ein Gebiß, an dem Schaumtropfen kleben;
Ein wirbelnd Staubgewölk folgt ihm durch das Gefild.
Sprengt donnernd im Galopp heerwärts ein ſolcher Streiter,
So ſtaunt das Volk, und ſpricht: Es iſt ein Türkenreiter;
O ſeht, wie reitet er ſo wild!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

Wenn hunderttauſend Giaours zuſammenruft das Horn,
Dann giebt er Antwort, fliegt, und ſtößt mit muth'gem Grimme
In die Trompet' hinein, die helle Meſſingſtimme.
Er tödtet; jeder Feind, der fällt, mehrt ſeinen Zorn.
Des Kaftans Scharlachroth friſcht mit des Blutes Röthe
Er auf; ſein Roß wird matt; doch daß er mehr noch tödte,
Klopft ſchmeichelnd er's, und giebt den Sporn.

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

Siegt' er, ſo hab' ich gern, daß er vom Roß ſich ſchwingt,
An einer Sklavin Bruſt Siegsfeier zu begehen;
Daß er das Prieſtervolk, die Rufer der Moskeen,
Bei Nacht Wein trinken läßt, und ſelbſt bei Tag ihn trinkt;
Daß nach dem Kampf er ſchwärmt, und, noch vom Schlagen heiſer,
Mit lauter Stimme lacht, und als ein wahrhaft Weiſer
Die Houris und die Liebe ſingt!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

Ernſt ſei er, kühn und ſchnell im Rächen jeder Schmach;
Mehr lieb' er das Geklirr des Schwerts, als was auf Erden
Man ſonſten lernen mag, um ruhig alt zu werden.

Er denke nicht dem Tag, wo Alles aufhört, nach;
Dem Tage, wo die Sonn' erliſcht, wo Feuergarben
Man ſieht. Furchtlos ſei er! Wohl ihm, wenn lieber Narben,
Als Runzeln, er beſitzen mag!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

So iſt, Comparadgi, Spahi, Timariot,
Der gläubige Soldat! Wer eitel mit der Zunge
Ausholt, und weibiſch bebt, wenn er zu wildem Sprunge
Sein Thier anſpornen ſoll; wer ſtets bei'm Aufgebot
Zuletzt erſcheint; wer, wenn ein Feſtungswall erſtiegen,
Die Achſen nicht mit Raub beſchwert, daß ſie ſich biegen,
Daß jede zu zerbrechen droht;

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

Wer gern mit Weibern ſpricht; bei einem Kriegerfeſt
Nicht mitzureden weiß von eines Hengſts Geſchlechte;
Wer außer ſich nach Kraft und Freunden ſucht; wer Nächte
Und Tage ſchwelgeriſch den Harem nicht verläßt;
Wer ſelten nur im Staub der Reitbahn wird gefunden,
Den Brand der Sonne ſcheut, lieſt, und den Chriſten-
hunden
Den Wein von Cypern überläßt;

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel meiner Stute.

Der iſt ein Feiger nur — kein Krieger! Höre mich!
Den ſieht man nimmermehr im Kampf, wie er die Hacke
Schwingt, und den Renner ſpornt, daß er mit der
Schabracke
Den Boden ſtreift; ſieht nicht, wie er im Bügel ſich
Aufrichtet! — Er iſt gut zu einem Maulthiertreiber!
Auch mag er Formelwerk, wie Prieſter oder Weiber,
Abmurmeln, leis und feierlich!

An meiner Seite trieft mein Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitart klirrt am Sattel mein Stute.

Die verlorene Schlacht.

Stützend ſeine ſchweren Glieder
Auf den Wurfſpieß, ſchaut er nieder
Von dem Hügel auf die Schlacht;
Sieht ſein flüchtend Heer ſich drängen,
Und in Fetzen ſieht er hängen
Seines Zeltes Sammetpracht.

Em. Deſchamps,
Roderich während der Schlacht.

„Allah! wer wird zurück mein furchtbar Heer mir geben?
Wer meine Reiterei, die wiehernde, beleben?
Und wer auf's Neue bau't mein prächtig Lager mir,
Das Nächtens lodern ließ ſo viele Flammenbrände,
Daß es dem Auge ſchien, als ob der Hügel ſtände
In einem Sternenregen ſchier?

„Wer giebt mir meine Bey's zurück in ihrer rothen,
Lang weh'nden Pelze Schmuck? Wer euch, Timarioten,
Die zum Gefecht ihr flogt mit wildem Kriegesruf?
Wer euch, ihr bunten Khans, und euch, ihr meine kecken,
Schwarzbraunen Araber, die ihr, der Feinde Schrecken,
Das Maisfeld zeichnetet mit eurer Roſſe Huf?

„Ha, dieſe Renner all', mit ihren dünnen Schenkeln,
Ich ſehe ſie nicht mehr durch dieſe Wieſen plänkeln,
Leicht, mit der Schnelligkeit des aufgeſcheuchten Reh's!
Ich ſehe ſie nicht mehr, umſonſt vom Tod gelichtet,
Gewitterwolken gleich, vor welchen Alles flüchtet,
Sich ſtürzen über die Quarré's!

„Todt ſind ſie! Staub und Schweiß beſudeln ihre
Decken;
Auf ihrem Kreuz gerinnt das Blut in ſchwarzen Flecken;
Für immer iſt erlahmt ihr ſonſt ſo ſchneller Bug.
Und neben ihnen ruh'n die Reiter, friſch erſchlagen,
Die geſtern ſchlummernd noch in ihrem Schatten lagen,
Als um die Mittagszeit Halt machte jeder Zug.

„Allah! wer wird mein Heer, das blut'ge, mir erſetzen?
Da liegt es, ausgeſtreut im Felde, gleich den Schätzen,
Die des Verſchwenders Hand ſä't auf des Marktes Raum!
Ha! Pferde, Reiterei, Beduinen und Tartaren,
Ihr Trab und ihr Galopp, Gewieher und Fanfaren,
Es iſt mir Alles wie ein Traum!

„O, meine kühne Schaar und ihre treuen Pferde!
Vergeſſen habt ihr nun, auf dieſer blut'gen Erde,
Den Säbel, das Gebiß und des Gefechtes Brunſt.
Wer durch die Eb'ne geht, muß über Leiber ſchreiten:
Das iſt ein Unglücksfeld für lange, lange Zeiten!
Heut Abend Blutgeruch, und morgen Leichendunſt!

„Allah! es war ein Heer, und iſt nur noch ein Schatten!
Sie ſchlugen wacker ſich, und ohne zu ermatten,
Vom Frühroth bis zur Nacht; ſie kämpften Mann an Mann!
Nun rinnt der Abendthau in ihrer Wunden Klaffen;
Die Tapfern endigten: ſie ruh'n auf ihren Waffen,
Die Raben aber fangen an.

„Einher ſchon flattern ſie vom kahlen Vorgebirge,
Daß gierig über's Feld ihr krummer Schnabel würge;
Sie haben hackend ſich an's Leichenmahl geſetzt.
Ha! dieſe geſtern noch von Muthe trunk'nen Schaaren,
Dies mächt'ge Kriegesheer iſt heut ein Raub der Aaren,
Und keinen Raben ſelbſt kann es verſcheuchen jetzt!

„O, hätt' ich noch dies Heer, in ſeinen weißen Zelten!
Mit ſeinem Ungeſtüm erobern wollt' ich Welten;
Ich ließe Könige beherrſchen ſein Gebot;
Als Weib umarmt' ich es auf blut'ger Hochzeitsbühne; —
Doch wie befruchtete ſo viel entſchlaf'ne Kühne
Der unfruchtbare Gatte Tod?

„Fluch! daß kein feindlich Schwert zerſchmettert meinen
Schädel!
Noch geſtern war ich groß; — drei Führer, ſtolz und edel,
Sie ſaßen regungslos, anziehend das Gebiß,
Auf der getigerten Schabracke weichem Felle,
Und flattern ließen ſie auf meines Zeltes Schwelle
Drei Banner, die dem Kreuz der Roſſe man entriß.

„An meinem Auge hing der Blick von vierzig Vaſſen;
Und ritt ich im Galopp durch meines Lagers Gaſſen,
So grüßte donnernd mich die Trommel, ſtraff geſpannt;
Kanonen, die ſich leicht nach allen Seiten drehten
Auf ihren ſchwärzlichen, vierrädrigen Laffeten,
Spie'n Feuer, wenn ich hob die Hand.

„Ha! geſtern Schlöſſer noch und Gärten, Städte, Brücken!
Griechinnen tauſendweis, ſie auf den Markt zu ſchicken!
Mir waren Arſenal und Harem niemals leer!
Und heute — blutbefleckt, geſchlagen und vertrieben,
Flieh' ich .... Von meinem Reich iſt Nichts, ach! mir geblieben!
Allah! ſelbſt keinen Thurm mit Zinnen hab' ich mehr!

„Flieh'n muß ich, Großvezier und Paſcha! — jenen weiten,
Verhüllten Horizont noch muß ich überſchreiten;
Verſtohlen, wie ein Dieb, der durch das Dunkel flieht!
Der zitternd ſieht und horcht, ob Etwas auch ſich rege,
Und ſchier in jedem Baum, der ſich erhebt am Wege,
Des Galgens düſter Schreckbild ſieht!“ —

Die Worte Reſchid's dies, der jüngſt ſo wild noch
drohte.
Wir Griechen hatten heut nicht mehr als tauſend Todte.
Er aber floh dies Feld, dem er ein Heer gezollt.
Er wiſchte träumeriſch das Blut von ſeinem Säbel;
Zwei Pferde neben ihm zerkauten ihre Knebel,
Und leer um ihren Bug klirrte der Bügel Gold.

Das Kind.

O horror! horror! horror!
Shakſpeare, Macbeth.

Die Türken waren da! Verwüſtung ihre Spur!
Chios, das Traubenland, iſt eine Klippe nur!
Chios, das ſeiner Schlöſſer Zinnen,
Chios, das ſeinen Wein, und das ſein Buchenholz
Im Meer ſich ſpiegeln ließ; — oft auch, am Abend, ſtolz
Den Reigen ſeiner Tänzerinnen!

Nichts übrig! Aber nein — auf Trümmern, ſchwarz
von Rauch,
Auf brandigem Gebälk hat noch mit blauem Aug'
Ein Kind, ein Griechenkind geſeſſen.
Ein Weißdorn iſt ſein Dach, ein Weißdorn iſt ſein
Schild:
Man hat den blühenden, den einz'gen im Gefild,
Gleich ihm bei'm Sengen wohl vergeſſen!

Ach, barfuß ſitzt es da auf kant'gem Felsgeſtein.
— Kind, um zu trocknen dir die blauen Aeugelein;
O Kind, um das Gewölk zu lichten,
Das finſter dir umzieht die Wimper und die Bruſt;
Um zu entlocken ihm den hellen Blitz der Luſt;
Ach, um dein Köpfchen aufzurichten:

Was willſt du, ſchönes Kind? Was mußt du haben, ſprich,
Daß lockig wiederum auf deine Schultern ſich
Dein Haupthaar lege, weich wie Seide?
Dein liebes blondes Haar, das wie die Sonne ſcheint,
Das flatternd und zerſtreut um deine Stirne weint,
Wie Blätter um das Haupt der Weide?

Womit verjag' ich dir des Kummers Nebelgrau?
Mit jener Lilie, wie deine Augen blau,
Die leuchtend ſteht an Iran's Borne?
Mit einer Frucht vielleicht von jenem Rieſenbaum,
Dem Tuba, den ein Roß in hundert Jahren kaum
Umrennen mag, gehetzt vom Sporne?

Willſt einen Vogel du, der ſüßern Schalles ſingt,
Als der Oboë Ton, als Ton von Cymbeln klingt?
O ſprich, von allen meinen Gaben
Was willſt du? Blume, Frucht, vielleicht den Vogel auch?
— Freund, ſprach das Griechenkind, das Kind mit blauem Aug',
Pulver und Kugeln will ich haben!

Lazzara.

Und das Weib war sehr schöner Gestalt.
2. Buch Samuelis. 11, 2.

Seht her doch, wie sie läuft: — Da! durch die gelbe Saat!
Hinab die Wiese jetzt und den bestaubten Pfad,
Den Rose säumt und Dorngeranke!
Jetzt über's Haideland, wo kaum ein Weg mehr geht!
Durch's Mohnfeld, durch den Busch, und durch die
Ebne — seht,
Seht, wie sie läuft, die junge Schlanke!

Ja, hoch und schlank ist sie! Ihr breitgeflochten Haar
Trägt einen Blumenkorb; der Arme glänzend Paar
Ruht auf der Stirn! — Wohl möchte schwören,
Wer immer noch von fern sie also schreiten sah:
Aus unsrer Tempel Schutt trat' eine Amphora
Mit weißen Alabaster-Ohren!

Jung iſt ſie — jung und froh! Barfuß, an See und Bach,
Eilt ſie von Zweig zu Zweig den Waſſerjungfern nach,
Und ſingt und lacht dazu, die Süße!
Sie hebt ihr Kleid empor, ſie watet durch den Quell!
Sie geht, ſie läuft, ſie fliegt! Die Vögel, minder ſchnell,
Beneiden ſie um ihre Füße!

Des Abends, um die Zeit, wenn man den Tanz beginnt;
Des Abends, wenn gekehrt die müden Heerden ſind,
Wenn Lichter glühn und Glocken ſchallen:
Dann wählt ſie nicht erſt lang, was ſie am meiſten ſchmückt —
Die Blume jedesmal, die für ihr Haar ſie pflückt,
Scheint uns die ſchönſte doch von allen!

Der alte Omar, traun, Paſcha von Negropont,
Hingeben für dies Weib hätt' Alles er gekonnt: —
Bräunlich Geſchütz, das Bomben kieſelt;
Fahrzeuge jeder Art, hochmaſtig, wohlbemannt;
Roßzäume, Lämmervließ, ſogar ſein Feſtgewand,
Mit Diamanten überrieſelt!

Auch ſein Piſtolenpaar, langläufig, ſchöngeputzt,
(Die Silberkolben nur vom Greifen abgenutzt!);
Auch ſeine Sporen, trotzig knarrend;
Den Damascener auch, mit Feindesblut getränkt;
Mehr noch — das Tigerfell, daran ſein Köcher hängt,
Von Pfeilen der Mongolen ſtarrend!

Den prächt'gen Sattel auch, in den mit Einem Satz
Er ſich zu ſchwingen pflegt; Schatzmeiſter auch und Schatz;
Auch ſein Halbtauſend Konkubinen;
Mit rothem Halsband auch die Hunde, die er hält;
Die Albaneſer auch, die Wache ſtehn im Feld
Mit ihren langen Karabinen!

Das Alles! Franken auch und Juden ohne Zahl!
Den Rabbi obendrein! Auch ſeinen Badeſaal,
Kühl, wohl vergattert und verriegelt!
Gern ſeine Feſtung auch hoch über'm Küſtenſtrich!
Dazu ſein Sommerhaus, das in den Wellen ſich
Des Golfes von Cyrene ſpiegelt!

Ja, ſelbſt ſein Lieblingspferd, dem von dem Buge heiß
Und der gewölbten Bruſt abrinnt der helle Schweiß,
Auf goldnem Riemwerk zu erkalten!
Ja, ſelbſt die Spanierin, geſandt von Algier's Dey,
Die den Fandango tanzt, und, wie ſie hinſchwebt, frei
Emporſchlägt der Basquina Falten!

Das Alles, ſag' ich euch! Und doch, an ſeiner Statt,
Iſt es ein Klephte nur, der ſie erworben hat: —
Umſonſt! Was kann ein Klephte geben?
Nichts hat er, als den Quell, der aus dem Felſen rann;
Nichts, als die friſche Luft, ein braun Gewehr — und dann
Die Freiheit auf den Bergen eben!

Die eroberte Stadt.

Feuer, Feuer, Blut, Blut und Verwüſtung!
Corte Real, die Belagerung von Diu.

Die Flamme ſtrahlt und frißt! Ich folgte dem Gebote,
Das du mir gabſt, o Herr! Hinfährt ſie mit dem Sturm,
Und überheult dein Volk! Gleich dunklem Morgenrothe
Glüht ſie die Dächer an, und tanzt von Thurm zu Thurm!

Aufſpringt, wie ein Gigant, der Mord mit tauſend Armen;
Die Schlöſſer ſprühn empor, und werden Gräber nun;
Was athmet, wird gewürgt; der Stahl kennt kein Erbarmen —
Schon freut der Rabe ſich, und ſchen das Leichenhuhn.

Die Mütter ſchauderten! Wohl haben weinen müſſen
Die Jungfrau'n, o Kalif: — Schaumtriefend, lang-
geſchweift,
Hat die Geſchändeten, von Hieben wund und Küſſen,
Der wilde Berberhengſt von Thor zu Thor geſchleift.

O ſieh', ſchon trägt die Stadt ein Bahrtuch, weit
und düſter!
Sieh', wo dein Arm ſich hebt, da wird die Erde bleich!
Im Schatten des Altars erſchlugen wir die Prieſter —
Hinflogen Kreuz und Buch, unnützen Schilden gleich!

Dem Säugling auch, o Herr, bereiteten wir Qualen:
Die blonden Köpfchen ſind bis vor dein Zelt
gerollt! . . . . . —
Anbetend küßt dein Volk den Staub von den Sandalen,
Die an die Sohle dir feſthakt ein Reif von Gold!

Lebewohl der Arabiſchen Wirthin.

Wohnet bei uns. Das Land ſoll euch
offen ſein; wohnet und werbet, und
gewinnet darinnen.
Geneſis. 32, 10.

Weil unſer ſchönes Land dich nicht zu feſſeln weiß,
Der Palme Schatten nicht, und nicht der gelbe Mais,
Die Füll' und Ruh' nicht, die uns krönen;
Weil es, o fremder Mann, das Herz dir nicht bewegt,
Wenn unſrer Schweſtern Schaar die jungen Brüſte
ſchlägt,
Und tanzt zu deines Liedes Tönen:

Leb' wohl! — Mit eigner Hand hab' ich für dich gezäumt,
(Daß du es bänd'gen kannſt, wenn es ſich muthig bäumt!)
Dein Pferd mit dem furchtloſen Auge!
Den Sand wühlt auf ſein Huf; ſein Kreuz iſt rund
und ſchön
Und leuchtend, wie ein Fels im Schilfmeer, anzuſehn,
Den glatt geſpült der Brandung Lauge.

So ziehst du rastlos denn und eifrig deinen Weg!
Wärst du wie Jene doch, die feierlich und träg
Ihr Dach von Tüchern oder Zweigen
Man nie verlassen sieht; die vor des Zeltes Thor
Zu jeder Stunde gern Erzählern leih'n das Ohr,
Und träumend zu den Sternen steigen!

O, hättest du gewollt! — Warum auch mußt du ziehn?
Wie gerne würde dir im Zelt auf ihren Knien
Der Mädchen Eine Datteln reichen!
Gern hätte deinen Schlaf sie mit Gesang bewacht!
Gern einen Fächer dir aus grünem Laub gemacht,
Die bösen Fliegen zu verscheuchen!

Doch du ziehst einsam fort! Fremdling, sehr stolz bist du!
Aufstampfst dein schnaubend Roß mit seinem Eisenschuh,
Daß Funken aus den Kieseln springen!
Langschäftig ragt dein Speer, der in der Finsterniß
Die blinden Geister schreckt ..... O, mancher schon
zerriß
An seiner Schärfe sich die Schwingen!

Kehrſt du zurück einmal, und rittest irr vielleicht —
Steig' dann auf dies Gebirg! ſein brauner Rücken gleicht
Dem des Kameels! Haſt du erklommen
Den Berg, dann ſieh' umher! mein Hüttendach von Rohr
Iſt wie ein Bienenkorb; der Hütte einz'ges Thor
Sieht hin, von wo die Schwalben kommen!

Und kehrſt du nicht zurück, o ſchöner weißer Mann,
Der Mädchen dieſes Dorfs gedenk' zuweilen dann,
Die barfuß tanzen auf den Dünen!
Zugvogel, den ſein Hang von Land zu Lande treibt,
O, denke gern an ſie; denn dein Gedächtniß bleibt
Im Herzen mancher unter ihnen!

Leb' wohl denn! — Zieh' gradaus! — Hüt' vor der Sonne dich!
Uns bräunt das Antlitz ſie, doch dir verſengt ihr Stich
Die Roſen, die auf deinem glühen!
Hüt' vor der Alten dich, die zaubert — fleuch im Trab!
Vor ihnen auch, die Nachts mit einem weißen Stab
Auf's gelbe Sandfeld Kreiſe ziehen!

Der Dichter an den Kalifen.

Gegen welchen Alle, ſo auf Erden wohnen, als Nichts zu rechnen ſind. Er macht es, wie er will, beides mit den Kräften im Himmel, und mit denen, ſo auf Erden wohnen: und Niemand kann ſeiner Hand wehren, noch zu ihm ſagen: Was machſt du?

Daniel. 4, 32.

O Sultan Nureddin, Kalif, von Gott geliebt!
Dem Reich der Mitte rings, bis über's Meer hin, giebt
Dein Wink Geſetze! — Deinem Zürnen
Erzitternd, ſind der Welt Beherrſcher dir genaht;
Sie pflaſtern ehrfurchtsvoll und ſchweigend dir den Pfad
Zu deinem Thron mit ihren Stirnen!

Sehr groß iſt dein Serail, dein Garten iſt ſehr reich;
Die Augen deiner Frau'n ſind hellen Fackeln gleich,
Die nur für dich zu lodern lernen!
O kaiſerlich Geſtirn, flammſt du mit lichtem Strahl:
All' deine Söhne dann, dreihundert an der Zahl,
Umglühn dich, als dein Hof von Sternen!

Dein Haupt umfängt der Bund und ſchmückt ein Reiherſtrauß;
Du ſiehſt in's Marmorbad von deinen Fenſtern aus,
Drin deine Weiber nackt ſich jagen!
Die Frauen von Madrás ſiehſt du in ihrer Luſt;
Aleppo's Mädchen auch, die auf der braunen Bruſt
Ein weißes Perlenhalsband tragen!

Dein Schwert vergrößert ſich, ſcheint es, in deiner Hand;
Anfacht es überall des Schlachtgetümmels Brand;
An keinem Schädel, keinem Nacken
Bricht und zerſplittert es! Hinfährt es gleich dem Sturm,
Wo Elephanten ſtehn, anrennend Thurm an Thurm,
Und Pferde mit den Rüſſeln packen!

In Allem, was du ſiehſt, verbirgt ſich eine Fee;
Dein Wort iſt wie ein Ton, der aus des Himmels Höh'
Herabfällt zu der Erde Reichen!
Gott ſelbſt bewundert dich, und füllt mit Wonne dir
Den goldnen Becher an, den, jetzt und für und für,
Sich deine Tage jauchzend reichen!

Doch oft, o Nureddin, dem Ehre ſei und Preis,
Kommt ein Gedanke dir, ein trüber, der zu Eis
All' deine Größe läßt gefrieren:
So ſehn wir Mittags wohl, wenn heiß die Sonne brennt,
Den Todtenſtern, den Mond, vom glüh'nden Firmament
Bleichſtirnig auf uns niederſtieren!

Bounaberdi.

Groß wie die Welt!

Der Sultan Frankiſtans, Gaſt einſt der Pyramiden,
Den, wie ein ſchwarz Gewand, einhüllt der Wind aus Süden,
Steigt oft, ein Rieſe ſelbſt, auf eine Rieſenhöh'.
Sein Auge ſpäht umher von der erhabnen Spitze;
Die beiden Hälften dort der Welt, mit Einem Blitze,
Umſpannt es, durch den Sand hinirrend und die See.

Hoch ſteht er und allein! Die Wüſte, die ihn feiert,
Liegt ihm zur rechten Hand, von Staubgewölk verſchleiert,
Das, wie ein dunkles Tuch, ſie ihm entgegen hält.
Zu ſeiner Linken ſchäumt das Meer mit lautem Grimme;
Auf bis empor zu ihm erhebt es ſeine Stimme,
Gleichwie ein froher Hund vor dem Gebieter bellt!

Und Er, den dies Gewölk, das neidisch ihm verstecken
Die gelbe Wüste will, und dieses Brausen wecken,
Glaubt, wie der fernen Braut man Einen denken sieht:
Daß ein unsichtbar Heer, zahllos wie Sand am Meere,
Den Staub und das Gebraus hervorbringt, ihm zur Ehre,
Und ewig unter ihm die Wüstenei durchzieht.

Gebet.

O, wenn du wiederkommst, auf dem Gebirg zu träumen,
Dann, Bounaberdi, sieh' bei diesen Palmenbäumen
Mein Zelt auch! nimm, o Herr, des weißen Daches wahr!
Denn ich bin arm und frei, ein Scheik der Beduinen,
Und rief ich: „Allah!" aus, so fegt mein Pferd die Dünen,
In seinem schwarzen Kopf ein brennend Kohlenpaar!

Die Fee und die Peri.

Ihr flüchtig Schattenbild wird durch die Blätter wehen;
Auf Wolken wirst du sie herniedersteigen sehen;
Sie funkeln in der Luft, und aus des Meeres Schaum
Erheben sie sich oft, süß lächelnd wie ein Traum;
Und klagend, wie bei Nacht der Westwind klagt im Rohre,
Wird ihrer Stimme Ruf ertönen deinem Ohre.

André Chénier.

1.

O Kinder, wenn ihr sterbt, so nehmt euch wohl in Acht,
Daß nicht ein böser Geist, von eurer lichten Fährte
Gelockt, euch auf der Bahn zum Himmel irre macht!
Hört, was vor Jahren mich ein alter Weiser lehrte: —
Dämonen, die, wenn auch dem Paradiese fern,
Doch nicht verfallen sind der Hölle ew'gen Gluthen,
Unstet und ruhelos, in Lüften und in Fluthen —
So schweifen sie einher bis auf den Tag des Herrn.
Verwiesen aus dem Kreis der himmlischen Kohorten,
Hält man für Engel sie nach ihren süßen Worten.

Flieht! Wer den Argen folgt, der ſchaut den Himmel nie!
Sie übergeben ihn des Fegefeuers Flammen! —
O, fragt mich nicht, woher mir dieſe Kunden ſtammen:
Die Väter heiligten, ich wiederhole ſie!

2.

Die Peri.

Wohin entfliehſt du? . . . Zu den Thoren
Des Himmels? . . . Ach, der Weg iſt weit!
Du junge Seele, kaum geboren
Und ſchon geſtorben, ſei erkoren
Zu meines Schloſſes Herrlichkeit!

In meinen Gärten ſtets von Zweigen
Sei deine ſüße Stirn umweht!
Von fern aus unſerm luft'gen Reigen
Will deine Mutter ich dir zeigen,
Die trüb an deiner Wiege ſteht!

Komm zu der Peris heiterm Tanze!
Mir, als der Schönſten, dient ihr Chor;
Ich ſtrahl' in meiner Schweſtern Kranze,
Schön wie die Roſe, deren Glanze
Sich neigt des Gartens ganzer Flor!

Mein Arm erglänzt von Demantringen,
Ein ſeidner Turban ſchmückt mein Haar;
Und laß ich meinen Flug erklingen,
So glühn auf meinen Purpurſchwingen
Drei Flammenaugen wunderbar.

Mein Leib iſt weißer, als ein Schleier,
Der ferne flattert in der Luft;
Er ſchimmert, wie ein Gangesreiher;
Sein Glühn iſt eines Sternes Feuer,
Sein Duft iſt einer Blume Duft!

Die Fee.

Des Abends Purpurwolken glühen;
Komm, ſchönes Kind, ich bin die Fee!
Ich herrſche, wo der Sonne Sprühen
Hinabziſcht Abends in die See.
Der Occident küßt meine Füße;
Wenn ſeinen Nebel ich begrüße,
So flammt er auf, wie Scharlach ſchier;
Von trübem Duftgewölk umſponnen,
Erbau' in untergeh'nden Sonnen
Ich meine Zauberſchlöſſer mir.

Azur'ne Flügel ſieh' mich ſchmücken; —
Umſchweb' ich muntrer Sylphen Zug,
So glauben alle, meinem Rücken
Entzitt're Silberlicht im Flug.
Sieh', meine Rechte glüht wie Roſen;
Mein Odem iſt des Zephyrs Koſen,
Der nächtlich um die Fluren weht;
Mein lockig Haar wallt golden nieder,
Und das Getöne meiner Lieder
Wird durch ein Lächeln ſtets erhöht.

Ich habe Blätterheiligthume,
Und Muſchelgrotten, ſtill und hehr;
Ich laſſe wiegen mich die Blume,
Ich laſſe wiegen mich das Meer.
O komm, ich will dein Haupt verklären!
Ich will der Wolke Zieh'n dich lehren,
Und zeigen dir der Fluth Geroll!
Komm, durch die Luft mit mir zu ſchwimmen! —
Willſt du, daß ich der Vögelſtimmen
Geheimniß dir verrathen ſoll?

3.

Die Peri.

Ich wohn' im Orient; ich wohne, wo die Sonne
Schön wie ein König iſt in ſeines Zeltes Wonne;
Wo ihre Scheibe ſtolz in ew'ger Bläue rollt!
So, eines lächelnden Geſtades Emir tragend,
Die Welle mit den Rudern ſchlagend,
Zieht durch azur'ne Fluth ein Fahrzeug, das von Gold!

Es ward der Orient bedacht mit allen Schätzen.
Auf andrer Länder Flur, nach mürriſchen Geſetzen,
Wächſt bei der lieblichen ſtets auch die bittre Frucht.
Doch Gott, der Aſien anſieht mit mildern Blicken,
Läßt ſeine Flur mehr Blumen ſchmücken,
Mehr Sterne ſeine Nacht, mehr Perlen ſeine Bucht.

Von dort, wo Memnons Bild daſteht in ſtummer Trauer,
Erſtreckt ſich mein Gebiet bis an die große Mauer,
An deren Ringe matt der Völker Sturm zerſchellt;
Die, China's alten Staat umgürtend, wie ein Gürtel,
Schier eines ganzen Welttheils Viertel
In ihrem Schooße trägt, wie eine fremde Welt.

Ich habe Städte, groß und herrlich anzuſchauen:
Das funkelnde Lahor mit ſeinen Blumenauen,
Das prächt'ge Ispahan, Damaskus und Kaſchmir;
Bagdad, das, panzergleich, ſtahlharte Mauern decken;
Aleppo, das der Feinde Schrecken,
Und deſſen Murmeln tönt wie Meeresmurmeln ſchier.

Wie eine Fürſtin thront Myſor' auf goldnem Sitze;
Medina drauf, die Stadt, die ſtarrend hundert ſpitze
Thürm' an die glüh'nde Wand des Horizontes
lehnt,
Sie ſchimmert wie ein Heer, gelagert im Gefilde,
Das, funkeln laſſend ſeine Schilde,
Mit einem Lanzenwald ſein blitzend Lager krönt.

Wer in der Wüſtenei die Trümmer Thebens ſchaute,
Der glaubt, ſie harreten des Volks, das ſie erbaute.
Zwei Städte läßt Madrás in ſeinen Mauern ſtehn.
Auf Delhi's Wällen ruhn bewaffnete Trabanten;
Es können Kriegeselephanten,
Zu zwölf in einer Reih', durch ſeine Thore gehn.

Begleite mich, o Kind, nach meines Reichs Geſtaden!
Umſchwebe du mit mir die Dächer des Nomaden,
Die, runden Körben gleich, mit Blumen ſind gefüllt!
Die Bajadere ſieh' mit aufgelöſtem Haare,
Am Abend, wenn die Dromedare
Halt machen, wo der Born der Wüſte perlend quillt!

Da glühn im Feigenwald und bei den Sykomoren
Zinnkuppeln, wie ſie trägt das Minaret des Mohren;
Ihr Perlenmutterdach läßt die Pagode ſprühn;
Der Porcellanthurm wirft im Sonnenſcheine Funken,
Und in den himmelblauen Junken
Erhebt verſchleiert ſich der Purpurbaldachin.

Ich will entwirren dir die Zweige der Platane,
Die uns das Bad verbirgt der träumenden Sultane;
O komm! gerettet ſei die holde Jungfrau, die,
Erzitternd ihres Herrn und ſeiner Wächter Grimme,
Lauſcht, ob der Wind ihr bringt die Stimme,
Die ſüßer als das Lied ihr klingt des Bengali.

Im Orient einſt hat das Paradies gelegen. —
Der Lenz beſchüttet ihn mit Roſen allerwegen;
Ein Garten, lächelt er und duftet für und für!
O komm, daß dich die Pracht des Orients begrüße!
Die bang du ſeufzeſt, komm, o Süße!
Thu' ich die Eden auf, was gilt der Himmel dir?

Die Fee.

Und meine Heimath ſind des Abends Duftgefilde;
Dort, wechſelnd in der Luft ſein nebelhaft Gebilde,
Zieht langſam das Gewölk. — Verfolgend einen Traum,
Sein flatternd Haar bereift, ſein Auge kühn und blitzend,
Auf einem moos'gen Steine ſitzend,
Sieht es der Siedler ziehn im Raum.

Denn wiſſe, ſchönes Kind, durch meiner Nebel Kräuſeln,
Durch meiner Berge Schnee und meiner Wälder Säuſeln
Wird allezeit ein Herz, das blutet, mild erfriſcht!
Und dann auch durch den Stern, den ſüßen, der beſcheiden
Und hoffend bei des Tages Scheiden
Dem Abend ſeinen Aufgang miſcht!

Mein dunkler Himmel wird beweinen deine Schmerzen,
Kind, das der Ewige losriß vom Mutterherzen!
Des Thales Wiederhall, der abendliche Wind,
Des Baches Klageton, der Wälder flüſternd Singen,
Das Alles ſoll dich nun umklingen
Anſtatt des Wiegenlieds, mein Kind!

Entflieh' dem öden Kreis der blauen Horizonte!
Beglückt der Himmel nur, der ſich verſchleiern konnte;
Das Land, auf das durch Duft der Strahl der Sonne fällt!
Wo man die Lüfte ſieht von Nebelreih'n durchſchwommen,
Gleichwie von Flotten, welche kommen
Aus einer unbekannten Welt!

Für mich iſt's, daß zur See der Winde ſtürmiſch Toſen
Die Fluth zuſammenballt zu prächt'gen Waſſerhoſen;
Ich feſſle den Orkan durch meiner Lieder Schall;
Und weißt du, daß ich auch den Regenbogen ſchmücke;
Wie eine Perlenmutterbrücke
Beſpringt er Fluthen von Kryſtall.

Mein ſind der mauriſchen Alhambra ſchlanke Bogen;
Mein iſt der Grotte Pracht, in welcher ſeine Wogen
An Pfeilern von Baſalt läßt branden Staffa's Meer;
Dem Fiſcher ſteh' ich bei, und lauſche ſeinen Bitten,
Baut ſeine räucherigen Hütten
Auf Fingals alten Schlöſſern er.

Dort ſchreck' ich oft die Nacht mit täuſchenden Auroren;
Ich fahre durch die Luft mit ſprüh'nden Meteoren;
Ich mache, daß die See mit Flammen bunt ſich ſchürzt.
Der Jäger auf dem Fels, ſieht er das Thal ſich röthen,
Glaubt einen brennenden Kometen
Zu ſchau'n, der in das Meer ſich ſtürzt.

Komm, junge Seele, komm! und laß uns dann zuſammen
Bevölkern die Abtei mit luſt'gen Irrwiſchflammen;
Nimm dieſes Silberhorn, daß es im Forſte ſchallt;
Mit meiner Zwerge Schaar durch das Gebirge reite;
Führ' an die unſichtbare Meute,
Die jede Nacht durchbellt den Wald!

Barone ſollſt du ſehn, knie'nd vor der Gatterthüre
Des Thurms, daß ihre Hand los die Sandale ſchnüre
Des Pilgers; — ihre Burg erhebt ſich feſt und kühn.
Die holde Schloßfrau dann, für eines Pagen Leben,
Siehſt du ihr ſchwimmend Aug' erheben
Zu der gemalten Scheiben Glühn.

Wir ſind es, deren Hauch durchſäuſelt die Portale
Und das ſonore Schiff der goth'ſchen Kathedrale;
Und wenn der Espe Laub im Mondenſchimmer bebt,
Dann — mancher alte Hirt wird ſtaunend es bezeugen! —
Sind wir es, deren Zug den Reigen
Um ſtiller Weiler Kirchthurm webt.

O komm, ich öffne dir des Occidentes Riegel! —
Der Himmel iſt noch weit, und ſchwach ſind deine Flügel!
Vergiß die weite Fahrt in meiner Schweſtern Chor!
Sieh', unſer Reich iſt groß! In wilder Schönheit glüht es!
Den Ufern ſeiner Heimath zieht es
Verwund'rungsvoll der Fremdling vor!

Und ſchwankend hörte ſie das Kind, und ſah zurücke,
Denn ſüß zum Ohre dringt der Geiſter trüg'riſch Fleh'n;
Ihm war, als ob ſich heut die Erde doppelt ſchmücke; —
Doch plötzlich, ſiehe da, entſchwand es ihrem Blicke ....
Es ſah den Himmel offen ſtehn!

Aus den

Dämmerungsgesängen.

Vorſpiel.

Du, drin wir leben, ernſte, trübe Stunde,
Wie nennen dich? — Auf jede Stirn geſprengt
Iſt fahler Schweiß; auf aller Herzen Grunde
Wohnt Finſterniß, die ſich dem Lichte mengt.

Verzweiflung, Hoffnung, Lieb' und Haß — verdunkelt,
O Gott, iſt Nichts, und Nichts auch iſt erhellt;
Von einem Schatten, drinnen Alles funkelt,
Iſt halbverhüllt die ſcheinumfloßne Welt.

Und ſein Geräuſch weiß Herzen zu erſchüttern
Und zu betäuben: Alles tönt darein —
Vom Lied des Voglers zu des Blattes Zittern,
Das kalt der Wandrer niedertritt im Hain.

Es tönen drein die Schritte des Verirrten,
Der seinen Pfad im Felde suchen muß;
Es tönen drein Gesänge frommer Hirten,
Das Wehn des Rohrs, der Dörfer Angelus;

Des Epheu's Rauschen um Gestein und Eiche;
Der Wind, der Schiffern furchtbar sich erweis't;
Und auch der Wagen, den die eigne Speiche
Festhakend hemmt, gleichwie uns selbst der Geist;

Die Bettlerin, flieh'nd vor des Reiches Grimme;
Wer zu Jehovah, wer zu Satan fleht;
Der Ruf des Marktes, der verhallt; die Stimme
Der Brust, die fühlt; des Fußes Ton, der geht;

Die Wellen all', o Gott, in deinem Meere;
Der Kieselstein, dran sich der Sturzbach bricht;
Und alles Jenes, was, voll ird'scher Leere,
Der Pflug zur Flur, das Rad zum Pflaster spricht;

Der Kahn, drauf Abends Lyraſaiten klingen;
Der Waldesorgel feierlicher Chor,
Und jene Stimme, die mit leiſem Singen
Und weinend aus den Städten tritt hervor!

Und auch der Menſch, der, ſeufzend und verwundert,
Steht bei dem Dinge; — denn es legt, o Schmerz!
Des Zweifels Heſe nieder dies Jahrhundert
Voll gift'gen Hohns in eines Jeden Herz! —

Des Liedes Töne dies, das, ohne Flamme,
In's Ohr uns ſchmettert dieſe kreißende Zeit,
Die — nennt ſie Todtengräber oder Amme! —
Särg' oder Wiegen aneinanderreiht!

Der Morgen! auf, entgegen ihm zu fliegen!
Gen Morgen, Dichter, wendet das Geſicht! —
„Ach!“ ſagten ſie, nachdem ſie lange ſchwiegen,
„Wir ſehn dort wohl ein ungewiſſes Licht!

„Wir ſehn dort wohl ein ungewiſſes Dämmern,
Das ſtumm entlang den Horizont ſich zieht,
Der Schmiede gleich, die, eh' man noch ihr Hämmern
Vernehmen kann, Nachts in der Ferne glüht!

„Doch ob die Dämm'rung, die wir dorten ſehen,
Die Sonne ſchon verkündiget der Welt,
Wir wiſſen's nicht! — Uns, die in Nacht wir ſtehen,
Kann Abend ſein, was man für Morgen hält!

„Vielleicht iſt Spätroth, was wir Frühroth wähnen!
Die Sonne dort der finſtern Wolkenbank,
Auf die man hofft und die man ruft mit Sehnen,
Iſt eine Sonne nur vielleicht, die ſank!" —

Herr! iſt es wirklich denn des Morgens Glühen?
Die Angſt wächſt ſtündlich! Herr, mach' uns gewiß!
Sieht man noch nicht? Sieht man nicht mehr? — Wir knieen,
Herr, iſt der Anfang, iſt das Ende dies?

Gemüth und Welt von Dämmerung umfloſſen! —
O ihr, für welche dieſer Sonne Licht
Geſchaffen ward, habt ihr euch ſchon geſchloſſen?
Wie, Augen, oder gingt ihr auf noch nicht?

Dies wirre Toſen, dies erhabne Rollen,
Vielleicht das Brauſen iſt es, dumpf und hohl,
Der Flügel alle, welche ſcheiden wollen;
Vielleicht ſagt jetzt die Erde ſchon: Leb' wohl!

Dies wirre Toſen, dies gedämpfte Reden,
Das ſüß uns oft, wie Lautenklang, umfließt,
Vielleicht bedeutet's ein erwachend Eben;
Vielleicht ſagt jetzt die Erde: Sei gegrüßt!

Dort bebt das Laubwerk — jubelt oder klagt es?
Dort ſingt ein Vogel — weint er oder lacht?
Dort ſpricht das Weltmeer — jauchzt es oder zagt es?
Und dort der Menſch — lieb- oder zornentfacht?

Kein Geiſt, der jetzt die Heitre nicht verlieret!
Auf moos'ger Bank, vor ſeinem Steingeklüft,
Neigt ernſt der Klausner ſich, und buchſtabiret,
Wie trüb der Tag auch, eine dunkle Schrift.

Weh' uns! umſonſt, du Frommer, iſt dein Treiben!
Nicht mehr vernimmt der Menſch des Ew'gen Wort;
Man ſieht den Zweifel ſeine Borſten ſträuben;
Die Drohung hier, doch das Verſprechen dort!

Gleichviel! denn weit von unſrer Marken Steine
Reißt das Geſchick uns fort mit mächt'gem Wehn.
Sei es zu leben, ſei's zu ſterben: — eine
Erfüllung iſt's, der wir entgegengehn!

Weiß oder Roth? — Was denn wird deine Hülle
In Kurzem ſein, du lauter Horizont? —
O warte, Geiſt des Menſchen, warte ſtille!
Bald iſt er ſchattig, oder iſt beſonnt!

Gewandt nach Morgen, ſinnend einzuſammeln,
Was er vernahm, in des Geſangs Gefäß:
Des Himmels Murmeln und der Erde Stammeln,
Gleichwie der Menſchen Seufzen und Getös —

Gab der Poet im Echo ſeiner Lieder
Zurück, was hinbrauſt durch die Gegenwart!
Ihr Träumen, Singen, Reden gab er wieder —
Indeß die Welt im Schatten ſteht, und harrt!

Hochzeiten und Feste.

Ein wunderbares Fest, das schier die Augen blendet,
Das immer neu beginnt, wenn scheinbar es geendet!
Ein magisches Bankett! Es dampft der Speisen Schwall
In ciselirtem Gold, in Silber und Krystall!
Nur wenig Weise, traun, entsprachen seinem Rufe;
Doch fehlt ihm kein Geschlecht und keine Altersstufe.
Der bärt'ge Kriegesmann, der alte Schlachten träumt;
Der Jüngling, dessen Kinn der erste Flaum entkeimt;
Das Mädchen und das Kind, der Greis — was lallt
und stammelt,
Voll Hungers hat es sich, zu essen, hier versammelt!
Und, sieh', am spätesten an diesem Tisch wird satt,
Was keine Zähne mehr, und was noch keine hat!

Helmzier und Reigerbusch und flatternde Paniere,
Zum Sprung bereite Leu'n, gekrönte Tigerthiere;
Goldsterne, deren Gluth tiefgrünen Sammet hellt;
Die Lilie im Azur, die Bien' im Purpurfeld;

Ringkragen, Sparren auch, daneben Rauten, Schilde,
Jedwede Form und Art heraldiſcher Gebilde,
Greif, Adler, Leopard — im ſchimmernden Gemiſch
Umſchwirrt es ſie, und krallt an Decke ſich und Tiſch,
Begrüßt im Teppich ſie, umflattert ihre Gabel,
Und taucht in ihren Kelch vertraulich ſeinen Schnabel;
Wirft ſeidner Fahnen Pracht durch's leuchtende Gemach,
Die (bis zum Eſtrich weh'nd vom hochgewölbten
Dach)
Oft ſtreifen ihre Stirn mit ihrer Franzen Golde,
Gleichwie ein Vogel ſtreift im Flug die Blüthendolde!

Rings Leben! Alles Ding ertönt und funkelt hier!
Faſt glaubt man, Licht und Ton begehen ein Turnier!

Der Saal ſchickt himmelan ein laut und feſtlich Toſen,
Und aller Gäſte Haupt umwehn der Freude Roſen.
Sie haben Throne, drauf ihr Stolz ſich ſetzen muß,
Ein Scepter in der Hand und eine Kett' am Fuß;
Denn Mancher iſt dabei, der gerne fliehen möchte,
Und Herr iſt immer der Gebundenſte der Knechte!

Die Macht, die Götter ſchafft, wo je ſie Kränze flocht
Die Lieb', ein ſüßes Gift, ein Zaubertrank, gekocht
Aus dem vereinten Hauch des Mannes und des Weibes,
Aus Träumen des Gemüths und brünſt'gem Schau'r des Leibes;
Die Luſt, der Nächte Kind, ſie, deren brennend Aug'
Am Abend Flammen ſprüht, wie matt am Morgen auch;
Die Jagden, die Piqueurs, die losgelaßne Koppel,
Die heulend raſt durch's Feld, trag' Halm es oder Stoppel;
Der Sammet und das Gold; des Federbettes Pracht,
Mehr für die Wolluſt, traun, als für die Ruh' gemacht,
Drin, lächelt euch aus ihm die Buhlerin entgegen,
Auf eine Tigerhaut ihr nackt ſie könnet legen;
Die Schlöſſer, unverſchämt und thöricht aufgebaut,
Auf die das arme Volk mit Zähneknirſchen ſchaut;
Die majeſtät'ſchen Parks mit wald'gen Hügelſpitzen
Und Marmorſtatuen, die weiß im Grünen blitzen,
Wo neben Eich' und Birk' die Zitterpappel ſteht,
Und wo bei Nacht Muſik auf ſtillen Waſſern weht;

Der Jungfrau zücht'ge Scham, o Gott, die leicht gebrochne,
Und die Gerechtigkeit des Richters, die bestochne;
Der Kleinen Angst und Scheu; ihr ehrfurchtsvoller Blick;
Und dieses Würzen dann von der Gewalt'gen Glück;
Der Krieg, und das Geschütz, gefüllt mit ehr'nen Bällen,
Das seinen langen Hals hinabstreckt von den Wällen;
Der tausendfüßige Polyp, das Regiment;
Die Hauptstadt, die von fern am Brausen man erkennt;
Und Alles, sei es nun Markt- oder Schlachtgetümmel,
Was Rauch- und Staubgewölk aufsteigen läßt zum Himmel;
Das Budget, dieser Fisch von wunderbarer Art,
Um den sich gierig rings das Volk der Angler schaart,
Der Gold wie Blut vergießt, traf ihn von den Schaluppen
Ein Wurf, der Münzen trägt, wie andre Fische Schuppen: —
Seht, die Gerichte das, die, alle auf einmal
Auf ihre Tafel setzt geschäft'ger Diener Zahl!

Gerichte, die, bei Tag und Nacht den Ofen ſchürend,
Tief unter ihnen ernſt im Dunkeln laborirend,
Dem königlichen Feſt zu liefern ſich befleißt
Der finſtre Alchymiſt, den man das Schickſal heißt!

Nicht will der Mürriſche, daß ſich die Schüſſeln leeren!
Und dennoch — Jene ſelbſt, die ſtark und viel begehren,
Ermüdet ein Zuviel; und hinter ihnen ſteht,
Daß bei der Speiſen Wahl es den Verwöhnten räth,
Der Alles ſchauende Gefährte, das Gewiſſen,
Daß ernſter Führerſchaft ſie ſich vertrauen müſſen:
O, ſtächen ihm nur nicht in eines Königs Haus
Der Prinzen Ammen ſchon die hellen Augen aus!

O, das die Glücklichen und Großen dieſer Erde!
O Leben, dem die Luſt ein ewiger Gefährte!
O wunderbares Feſt! O kerzenheller Saal!
Wie ſüß berauſcht man ſich bei einem ſolchen Mahl!
Wie müſſen euch, entzückt vom Zauber dieſer Stimmen
Und Strahlen, durch den Geiſt prachtvolle Bilder

ſchwimmen!

Entflammt von Lieb' und Licht, von Lachen und von Wein,
Muß eure Seele nicht Ein glüh'nder Wirbel ſein!
Und wie mag euer Blick, den ſolche Sonnen blenden,
Von dem, was rieſelt, ſich zu dem, was lodert, wenden!

Doch plötzlich, während noch der mitberauſchte Schenk
Vergeſſenheit kredenzt im perlenden Getränk;
Ja, grade dann, wenn Saal und Tafel und Geſichter,
Wenn Fackeln und Trumeaux, wenn Goldlivreen und Lichter
Sammt dem verborgenen Orcheſter, wild und kühn,
Wie kaum zuvor, von Glanz und Luſt und Tönen ſprühn;
Ach, in dem Augenblick, wo Wahnſinn ſie durchzittert,
Wo toll Gelächter rings das goldne Dach erſchüttert,
Als höhnt' es frech das Volk, das draußen frieren muß —
Betritt die Stiege Wer mit einem ſchweren Fuß,
Kommt plötzlich Wer dazu, pocht Wer an's Haus der Lüſte,
Ein Unerwarteter, deß man wohl warten müßte!

Verſchließt ihm nicht die Thür! Vefolget ſein Gebot!
Springt auf und öffnet ihm! Zuweilen iſt's der Tod,
Zuweilen das Gril, entſtellt von Eil' und Kälte,
Mit einem Grabe der, und dies mit einem Zelte;
Schwerfüßig der, doch dies leichtwandelnd und bewegt,
Ein widriges Geſpenſt, das fremde Kleider trägt!

Wohl iſt es fürchterlich! Ernſt tritt es in die Hallen,
Läßt ſeinen Schatten auf die bleichen Stirnen fallen,
Räumt in den Gäſten auf, gleichwie der Sturm im Tann,
Wählt Einen, oft ſogar den Trunkenſten, alsdann,
Reißt ihn mit dürrer Hand vom Tiſch, an dem er tiſchte,
Und trägt von hinnen ihn, eh' noch den Mund er wiſchte!

Napoleon der Zweite.

1.

Tauſend achthundert elf! — O Stunde, wo mit Zagen
Zahllos im Staube rings die Nationen lagen,
Und beugten das Knie,
Aufblickten und ein Ja zur Wolke, zittern fühlten
Der Staaten älteſte, und dich, o Louvre, hielten
Für einen Sinai!

Gekrümmt, gleichwie ein Roß, das klirren hört die Sporen
Des Reiters, ſprachen ſie: „Ein Großer wird geboren!
Auf einen Erben harrt das ungeheure Reich.
Was dieſem Manne wird die Hand des Ew'gen bringen?
Ihm, deſſen Looſe die der ganzen Welt verſchlingen,
Der mehr als Cäſar iſt, dem Roma ſelbſt nicht gleich?“

Und als ſie redeten, da, mit geberſtnem Schooße,
That auf ſich das Gewölk, und nieder ließ der große
Prädeſtinirte ſich;
Die Völker ſtaunten, und wagten nur, zu ſchweigen;
Denn ſieh', Er öffnete, der Welt ein Kind zu zeigen,
Die Arme feierlich.

Und wie ein Aehrenfeld erbebt im Hauch des Windes,
O Invalidendom, ſo krümmte dieſes Kindes
Hauch deiner Wölbungen erzitternde Trophä'n;
Und ſein Geſchrei, geſtillt durch einer Amme Singen,
Ließ — Alle ſahen wir's! — hochauf vor Freude
ſpringen
Die ehr'nen Mörſer, die vor deiner Pforte ſtehen!

Und Er! Aufblies der Stolz ihm Naſ' und Stirngeäder;
Aufthaten endlich ſich die Arme, welche Jeder
Bisher gekreuzt nur ſah!
Und ſieh, das Kind, gewiegt in ſeiner ſtarken Rechten,
Von Blitzen überſchwemmt aus ſeines Auges Nächten,
Lag milde ſtrahlend da!

Drauf, als er nun gezeigt den Erben ſeiner Throne,
Wie jedem alten Volk, ſo jeder alten Krone,
Rief er, die Könige anſchauend feſt und glüh,
Nicht ungleich einem Aar, der eine ſteile Firne
Erflog, aus voller Bruſt und runzellos die Stirne:
— „Mein iſt die Zukunft! Mein iſt ſie!“

2.

Nein, Keines iſt die Zukunft, Sire!
Die Zukunft iſt des Herrn allein!
Die Stunde ſchlägt, und ſtets iſt ihre
Mahnung: Es muß geſchieden ſein!
Die Zukunft! O Myſter! hienieden,
Was uns das Schickſal auch beſchieden,
Ruhm, Glück des Krieges, Liebe, Frieden,
Der Kön'ge Kron' und Prunkgemach,
Der Sieg mit rother Flammenſchwinge,
Des Feldherrn blutbeſpritzte Klinge —
Sie ſind für uns ſo flücht'ge Dinge,
Als nur der Vogel auf dem Dach.

Nein, ſtänd' er auch mit Glück und Macht im engſten Bunde,
Dir bricht die kalte Hand kein Menſch auf vor der Stunde!
Wer, der kein Räthſel kennt?
Du ſchweigendes Phantom, das uns zur Seite ſchreitet,
Verſchleiertes Geſpenſt, deß Abſicht Keiner deutet,
Und das man Morgen nennt!

Ja, Morgen! Könnten wir's begreifen!
Aus was wird Morgen denn beſtehn?
Die Hand des Ew'gen läßt es reifen,
Wir aber müſſen heute ſä'n.
Es lockt die Frucht aus ihrem Keime,
Es zeigt entſchleiert das Geheime,
Es iſt die Deutung unſrer Träume,
Es iſt Paris nach Babylon,
'S iſt die zerſchmetternde Balliſte,
Es iſt der Schlag nach deiner Büſte,
Es iſt des Thrones nackt Gerüſte, —
Heut iſt der Sammet auf dem Thron!

Hör', Morgen iſt das Roß, das ſchäumend ſtürzt zuſammen;
'S iſt Moskau's Rieſenbrand, der — ſeine Zungen Flammen! —
„Halt, Imperator!“ ruft;
'S iſt deiner Garde Fall, 's iſt deines Heers Gewinſel!
'S iſt Waterloo! Schau' hin, es iſt die zweite Inſel!
O Gott, es iſt die Gruft!

Wohl kannſt du, daß die Steine klirren,
Beflügeln deines Roſſes Eil'!
Wohl kannſt du mit dem Schwert entwirren
Der Bürgerkriege wüſten Knäu'l!
Wohl, o mein Feldherr, kann dein Degen
Der Themſe Mund in Feſſeln legen,
Wohl kann dein Wink den Sieg bewegen,
Daß er dich anerkennt als Herrn!
Wohl kannſt du Wall und Thor zerſtören,
Gebieten ſelbſt den fernſten Meeren,
Und zum Geſtirne deinen Heeren
Beſtimmen deiner Sporen Stern!

Des Herren iſt die Zeit! dir hat er nur verliehen
Den Raum! — Sieh' da, die Welt! du kannſt ſie ganz durchziehen,
Bekränzt mit jedem Kranz, den ſie für Kön'ge flicht!
Nimm, o Gewaltiger, Europa Karl dem Großen!
Wer hält dich, Mahomet von Aſia's Thron zu ſtoßen? —
Du kannſt es! doch dem Herrn nimmſt du ſein Morgen nicht!

3.

O Wechſel! O Gericht! — Als dieſes Mannes Erbe
Die Krone Rom's — ſo nimmt des Bettlers Kind die Scherbe! —
Empfangen hatte nun, ein Spielwerk ihm zu ſein;
Als man dem Volk gezeigt, wie ſeine Stirne brenne;
Als es gewundert ſich, wie man ſo groß ſein könne,
Und doch zu gleicher Zeit ſo klein;

Als Veſten ohne Zahl ſein Vater ihm erſtürmet;
Als er lebendige Schutzmauern aufgethürmet
Um den ſcharlachnen Pfühl des Neugebornen hin;
Als dieſer Zimmermann, der ſich verſtand auf's Bauen,
Mit rieſ'ger Art beinah' die Welt zurecht gehauen
Nach ſeinem Traum und ſeinem Sinn;

Als weit geöffnet ſchon die väterlichen Hände,
Daß nie vergeh'nden Glanz er ſeinem Sohne ſpende;
Als Alles Freud' und Heil dem Lächelnden verhieß;
Als, zu begrüßen einſt die Sohlen dieſes Gaſtes,
Die Marmorfüße man des prächtigſten Palaſtes
Schon jetzo Wurzeln ſchlagen ließ;

Und als, daß keinen Durſt empfinde dieſer Kleine,
Ein güldenes Gefäß, voll von der Hoffnung Weine,
Vor ihn und auch vor dich, o Frankreich, man geſetzt, ...
Eh' ſeine Lippe noch der Schale Rand berührte,
Kam plötzlich ein Koſak, der lachend es entführte,
Und auf die Croupe hob entſetzt!

4.

Ja, kühn flog einſt der Aar, die Wolken zu durch-
dringen,
Als jählings ihm zerbrach ein Windſtoß beide Schwingen;
Er fiel, dem Wetterſtrahl, der durch die Luft zuckt, gleich.
Damals auf ſeinen Horſt voll Freude ſtürzten Alle;
Raubgierig nahmen ſie, je nach der Kraft der Kralle,
England den alten Aar, den jungen Oeſterreich!

Ihr wißt, was das Geſchlecht der Zwerge that dem
Rieſen!
Sechs lange Jahr' hindurch, gefeſſelt und verwieſen,
Sah man fern hinter Afrika
Den Ueberwundenen auf ſeiner Inſel trauern
In ſeinem Käfig ſah man dieſen Großen kauern; —
Die Kniee am Kinne ſaß er da!

O, hätt' er Nichts geliebt! .... Und doch, er that's
mit Schmerzen!
Die Löwenherzen ſind die rechten Vaterherzen!

Stets war ſein Denken jener März. *)
Zwei Dinge blieben ihm in ſeiner Wogenwildniß:
Schaut hin! ein Planiglob und eines Kindes Bildniß —
Sein Genius und auch ſein Herz!

O, Abends wenn ſein Aug', ſtier, als erblickt' es Geiſter,
Durchirrte das Gemach; wenn ſeine Kerkermeiſter,
(Schildwachen, ausgeſtellt, bei Tag und Nacht zu ſpäh'n
Auf ſeines Denkens Flug) nur ſeines Denkens Schatten
Vorübergehen ſahn auf ſeiner Stirn — was hatten
Sie dieſes kahle Haupt alsdann bewegen ſehn?

Nicht immer, Sire, war's das Epos, welches eben
Mit deinem Degen du gerufen in das Leben;
Nicht immer alter Schlachten Luſt;
Nicht war es allezeit Aegypten's braune Erde;
Kein Scheik der Wüſte ſtets, und ſeine wilden
Pferde,
Die deines biſſen in die Bruſt!

*) Der zwanzigſte 1811.

Nicht war es allezeit der Bombe ſchaurig Dröhnen,
Das zwanzig Jahre lang die Feldſchlacht ließ ertönen
Dumpf unter'm Schritt Napoleon's,
Wenn weithin über's Meer der dunkelrothen Fehde
Sein Hauch die Fahnen trieb, die ſchräg geſenkten — jede
Der Maſtbaum ihrer Bataillons!

'S war nicht Madrid, und nicht die alte Burg der Czaren;
'S war die Fanfare nicht des plänkelnden Huſaren;
'S war nicht der Bivouak, der auf den Morgen harrt;
'S war nicht ein Tagsbefehl; es waren keine Schanzen,
Noch rothe Lanziers, umſtarrt von ihren Lanzen,
Wie Purpurblumen, die ein Aehrenfeld umſtarrt!

O nein, es war ein Kind, wie Lilien und Roſen!
Es war ein blondes Kind — o, könnt' er ihm liebkoſen!
Halboffnen Mundes ſchläft es feſt;
Indeß die Amm' es wiegt, ſorgſam mit treuem Lieben,
Und einen Tropfen Milch, der ihrer Bruſt geblieben,
Auf ſeine Lippen tröpfeln läßt!

Die Ellenbogen dann lehnt' er auf ſeinen Seſſel;
Sein übervolles Herz brach ſchluchzend jede Feſſel;
Laut weint er, Thrän' auf Thräne fällt ..... —
O, ſei geſegnet, Kind! Haupt, heute ſchon begraben,
Sein Denken, du allein, abwärts gelenkt zu haben
Von dem verlornen Thron der Welt!

3.

Ja, Beide ſchon ſind todt! — Herr, ſtark iſt deine Rechte!
Zuerſt ergriffeſt du den Lenker der Gefechte,
Den Starken auf dem Thron;
Drauf haſt den Knaben du dem Oſſuar gegeben;
Zehn Jahre g'nügten dir, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn!

Ruhm, Jugend, Stolz — das Grab weiß alle zu erfaſſen!
Etwas gern möchte wohl der Menſch zurücke laſſen
Bei'm Scheiden aus der Zeit!
Umſonſt! Die Dinge gehn zurück, von wo ſie kamen;
Den Rauch die Luft, den Staub die Erde — heim
den Namen
Nimmt die Vergeſſenheit.

6.

O Revolutionen! — Nimmer
Der ich der Schiffer Letzter bin,
Ergründ' im Ringen eurer Trümmer
Und Fluthen ich des Ew'gen Sinn!
Euch baßt der Menge blödes Gaffen;
Allein wer kennt des Ew'gen Schaffen?
Wer weiß denn, ob der Tiefe Klaffen,
Und ob der Welle dumpf Geschrei,
Und ob der Trombe schrecklich Wehen,
Und ob des Linienschiff's Vergehen —
Ob alles dies nicht zum Entstehen,
O Herr, der Perle nöthig sei?

Doch lastet dieses Sturm's Verheerung
Auf Fürsten und auf Völkern schwer.
Ein Volk begriffen in Empörung —
O, welch' ein blind' und taubes Meer!
Poet, was soll dein Lied der Menge?
Verschleuß in deiner Brust Gesänge,
Die, unvernommen, das Gedränge

Der Fluth erbarmungslos verſchlingt!
Im Nebel heiſch wird deine Stimme;
Der Wind entfiedert dich, der ſchlimme,
Du armer Vogel, der im Grimme
Des Sturms auf morſchem Maſte ſingt!

O Nachtorkan, der ewig grollet!
Kein Fleckchen Blau am Himmel mehr!
Wirr in das Bodenloſe rollet
Der Menſchen und der Dinge Heer.
Nichts, was im Wetter nicht zerſchelle!
Was iſt, reißt mit ſich fort die Welle!
Das kahle Haupt, gleichwie das helle,
Den Kaiſer und des Kaiſers Sohn!
Sieh', es erliſcht, es löſ't ſich Alles!
Wer wehrt dem Drang des Wogenſchwalles? —
Ziehend vergißt er, dumpfen Schalles,
Den Leviathan, wie den Halcyon!

Auf den Ball im Stadthauſe.

Anzündet das Stadthaus die Lichter ſeiner Halle;
Die Fackeln und der Fürſt — ſie glühn und lodern Alle!
Das Feſt wird glänzen heut auf dieſes Giebels Höh',
Wie auf der heil'gen Stirn des Dichters die Idee!
Doch, Freunde, dieſes Feſt iſt wahrlich kein Gedanke!
Nach einem Tanztag nicht iſt es, daß das kranke
Frankreich ſich ſehnt, und nicht für einen Ball entbrennt
Der Wuſt von Schmerzen, ach, den man die Haupt-
ſtadt nennt!

Ihr Mächt'gen, beſſer wär's, wir ſuchten dieſe Stunde,
Die ſo viel Dulder ſieht, zu heilen eine Wunde;
Wir machten (daß der Fürſt dem Volke ſei ein Gott!)
Die Werkſtatt räumiger, und enger das Schafott;
Wir dächten, daß es giebt, die ohne Brod jetzt leben,
Und eilten, ihrer Noth mit voller Hand zu geben:
Als daß Kronleuchter wir anzündeten, bedacht,
Daß ein paar Narren ſich ergötzen dieſe Nacht!

O Königinnen ihr und Zierden unsrer Dächer;
O Blumen, deren Duft uns werth macht die Gemächer
Des Hauses; die das Glück gehn läßt der Tugend Pfad,
Und denen nie das Weh und nie das Böse naht;
Die nie der Hunger noch antrat (ich sag's mit Grauen!):
„Verkauf mir deinen Leib" — das heißt die Seele! —
Frauen,
Ihr, deren reines Herz die Freude nur bewegt,
Und deren heil'ge Scham mehr Leinwandhüllen trägt,
Als jene, drunter einst der Isis Bild verborgen:
Für euch ist dieses Fest, wie ein gestirnter Morgen!
Ihr grüßt es lächelnd (ach, wie manche Zähre brennt
In diesem Augenblick!) weil ihr den Schmerz nicht kennt!
Wäre der Zufall nicht, wer weiß, wo jetzt ihr ständet?
Ihr lebt, ihr glänzt — o Gott, so sehr seid ihr geblendet
Von Licht! — und sehet nicht, was mit fühllosem Schritt
Im Schatten unter euch man mit den Füßen tritt!

So iſt es, ja! — der Fürſt und ſeiner Mächt'gen Reihe,
Die Welt — wie trachten ſie, daß Alles euch erfreue!
Denn ihr ſeid ſchön und jung, ihr ſeid geſchmückt und reich,
Und das Banket berauſcht mit ſeinem Summen euch!
Und, wie ein Schmetterling in's Licht des Kerzenſtrahles,
So flattert lechzend ihr in's Flammenmeer des Saales!
Ihr geht auf dieſen Ball, und nicht bedenket ihr,
Daß unter all' dem Volk, das draußen vor der Thür
Sich drängt, und ſich beſchaut die Wagen und Livreen,
Auch Weiber, üppige, gleich euch geſchmückte ſtehen,
Die man mit Schminke färbt, und an den Ecken drauf,
Sobald es dunkel wird, ausbietet zum Verkauf;
Halbnackt, vom Nachtgewand verführeriſch umſchwommen;
Um euch am Thor zu ſehn, beſonders hergekommen;
Verbergend tiefen Gram in ausgelaßner Luſt,
Die Blum' am Haupt, den Koth am Fuß, Haß in der Bruſt;

Wenn Frankreich mit den Flügeln du beſchirmſt.

Wenn Frankreich mit den Flügeln du beſchirmſt,
O Gott, ſo dulde nicht dies ew'ge Ringen!
Nicht dieſe Throne, die man baut und einreißt
In Einem Tage! Duld', o Ewiger,
Nicht dieſe Freiheit, die man giebt und nimmt!
Nicht dieſe ſchwarze Stürzfluth von Ideen,
Von Leidenſchaften und Geſetzen dulde,
Die unſre Sitten brauſend überſchwemmt!
Dieſe Tribunen nicht, die, wenn man ſie
Zuſammenruft, Mißbräuchen von Granit
Vorhalten eine Charte, die von Gyps!
Nicht dulde fortan dieſe Fluth und Ebbe!
Nicht dieſen Krieg, den die Parteien führen
Mit der Gewalt, wie die Gewalt ihn führt
Mit den Partei'n! den Haß der Großen nicht —

Er frißt die Kleinen! dulde nicht, o Herr,
All' dieſes Toben, Rufen, Schreien, Kämpfen!
Dieſe Syſteme nicht, im Finſtern reifend,
Die Urſach ſind, daß, was geredet wird,
Voll Zorns und Haſſes iſt, und daß bei Nacht,
Wenn ſich zur Ruh' die Augen ſchließen wollen,
Dumpf über's Pflaſter die Kanonen rollen!

An Kanaris.

Kanaris! weh', wir haben dich vergeſſen!
Wenn über einem Helden ſich die Zeit
Geſchloſſen hat; wenn der erhabne Spieler
Abtrat vom Schauplatz; wenn er ſprach das Wort,
Das Gott ihm gab zu ſprechen; wenn, gekommen
Zum Würfelſpiel der Revolutionen,
Die großen Männer ihre großen Thaten
Vollendeten; wenn, funkelnd oder trübe,
Sie von ſich warfen ihren Schimmer, und
Zurück nun ſtiegen in den Schatten — dann
Stirbt auch ihr Name! Alles, Alles eitel!
Und bis der Dichter, der geweihte, einſt,
Der eine Welt mit einem Wort kann ſchaffen,
Auf's Neu' ihr Haupt mit einer Glorie ziert,
Denkt ihrer Niemand fürder; und der Schwarm,
Der hundertſtimmige, der ſonſt vor Luſt

Aufheulte, wenn er ſie nur ſah — o Gott,
Nennt man die Hohen ihm zufäll'ger Weiſe,
So ſtaunet er, und fragt: Wer iſt der Mann? —
Wir haben dich vergeſſen! Todt dein Ruhm!
Wir machen immer noch viel Lärmens zwar:
Doch keine Lieder mehr, kein Kultus mehr,
Kein Zuruf mehr für dich in dieſen Wirren!
Der Bourgeois weiß deinen großen Namen
Nicht mehr zu buchſtabiren! Keinen Memnon,
O Sonne, die du ſankeſt, haſt du mehr!
Wir riefen kurze Zeit: — „Hellas! Athen!
Sparta! Leonidas! Botzaris und
Demoſtheres! und du, von Ruhme ſprüh'nder
Halbgott, Kanaris!" — Dann, ganz richtig, kam
Der Zwiſchenakt, und nun gar haben wir
In unſerm Geiſte, der ſo voll von deiner
Apotheoſe war, — wir haben Alles
Für andre Sachen in ihm ausgeſtrichen! —
Lebt wohl, ihr Helden Griechenlands! Verwelkt
Sind eure Lorbeern! Unſre Blicke wandten
Sich längſt ſchon andern Orienten zu!

Nicht hört man deinen Ruhm mehr auf dem Ambos
Der Preſſe tönen, jenes dreiſten Rieſen,
Der jeglich Feuer ſchürt; des wunderbaren
Cyklopen mit der Donnerſtimme, dem
Schon mehr als Ein Ulyß das Aug' ausbohrte.
Die Preſſe! Traun, ein rüſt'ger Arbeitsmann,
Der alle Morgen wach wird, oft vernichtet,
Was er geſchaffen Tags zuvor, doch ſtets
Mit ſehn'gem Arme, ſtark und unermüdet,
Der guten Sache eh'rne Panzer ſchmiedet!

Wir haben dich vergeſſen!
Dir gleichviel!
Dir bleibt, o Seemann, die beſchäumte Woge,
Dir bleibt dein Schiff, dir bleibt dein friſcher
Fahrwind,
Dir, der dich ziehen ſieht, der Abendſtern!
Dir Hoffnung, Zufall, Abentheuer! Dir
Die luſt'ge Fahrt durch milde Himmelsſtriche!
Dir, wie der Dinge, ſo der Orte Wechſel!
Des Ankers Senken und ſein Lichten dir!

Dir bleibt der Stolz des Freien, im Gefühl,
Auf einer ſchnellen, wohlgekupferten
Brick dich zu wiſſen; ſei's, daß enge Sunde
Sie zu durchſegeln hat; ſei's, daß das Meer,
Das ungeſchlachte, zu gelegner Friſt
Sie zwiſchen grünen, lachenden Inſelgruppen
Wollüſtig wiegt auf ſeinen großen Schuppen;
Sei's, daß der Sturm ſich heulend auf ſie nieder
Vom Himmel ſtürzt mit ſeinem Blitzgefieder!

Doch bleibt, o Grieche, dir dein blauer Himmel,
Dein blaues Meer, und deine großen Adler,
Mit Einem Flügelſchlage Meilen meſſend;
Dir deine Sonne, rein zu jeder Jahrszeit,
Dir deiner lauen Horizonte Klarheit,
Dir deine Sprache, tönend und harmoniſch,
Die mit Italien's die Zeit vermiſcht,
Wie Samos' Welle mit den Fluthen Bajae's;
Homeros' Sprache, drein der Florentiner
Warf ein'ge Worte! Dir bleibt deine lange
Geſchnitzte Flinte, dir dein Ataghan!

Dir deine weiten tuchnen Caleçons,
Und deine Kaftans, die rothſammetnen,
Mit ihren prächt'gen, goldgeſtickten Aermeln!
Wenn auf den Waſſern deine Barke fliegt,
Stolz, nur berühmte Küſten zu berühren:
Dann bleibt, mein Grieche, dir die Wolluſt, bald
Marmorfrontons, glüh'nd durch den Duft des Abends,
Bald auf dem Pfade, der am Meer hinführt,
Ein Weib von Theben zu erſchauen, oder
Von Salamis, großaugig, eine Bäu'rin,
Die auf den Markt mit ihrem Korne zieht,
Und ernſthaft treibt ihr Stierepaar, geſeſſen
Auf einem Wagen von Homer'ſchem Urſprung,
Der Iſis gleich der Basreliefs Aegina's.

Einſam am Fuß des Thurmes.

Einſam am Fuß des Thurmes, draus die Stimme
Des Herrn erſchallt, der ſeinen Schatten werfen
Allaugenblicklich auf die Schwelle kann;
Bereit, als Henker den Gemahl zu ſehn,
Und bleich auf's Pflaſter in die Knie geſunken —
Weh', armes Polen, ſo gefeſſelt jetzt,
So ſchon beſiegt in's Grab dich neigend, liegſt du!
Statt deiner Söhne drückſt du an dein Herz
Mit weißer Hand ein blutig Kruzifix.
Dein purpurn Thronkleid traten die Baſchkiren,
Und zeichneten's mit ihrer Schuhe Nägeln.
Von Zeit zu Zeit grollt eine dumpfe Stimme;
Man hört das Dröhnen eines ſchweren Schrittes,
Und ſiehet funkeln ein gekrümmtes Schwert.

Doch du — dich lehnend an die harte Mauer,
Die naß von deinen Thränen iſt; zum Himmel
Die wunden Arme hebend und das Haupt,
Das wankende, und die ſchon brechenden Augen —
Doch du, mit bebenden Lippen und beklommen,
Rufſt: Frankreich, Schweſter, ſieheſt du Nichts kommen?

An Kanaris.

Was iſt's, daß immer mein Gedanke wieder
Zu dir zurückfliegt, herrlicher Helene,
Deß, außer mir, kein Einz'ger denkt? — Was iſt's,
Daß ich, allein hier in der ſchwarzen Nacht,
Traurig und ernſt, auf's Neue deinen Ruhm
Vergolden will? — Indeß da draußen hundert
Rhetoren wüthend auf's Gerüſt ſich ſchwingen,
Daß man ſie ſehe: woher kommt es, daß
Zu dir mein Geiſt kehrt? immer nur zu dir,
Auf deſſen Haupte die Vergeſſenheit
Wurzelt und laſtet? — drum, weil groß du warſt
Und ruhevoll im Schmucke deiner Lorbeern!
Wir, die wir ſingen, lieben ja die Krieger,
Wie ohne Zweifel ihr die Dichter liebt!
Denn euer Thun entzündet unſer Singen;
Der Held iſt ſtark, und heilig der Poet!

Die tiefen Dichter, die kein Sturm erſchüttert,
Sind jenem Feuerberge gleich des blonden
Siciliens, den ſicher auf der Fluth
Du rauchen ſahſt; — dem hohen Aetna gleich,
Flackernd und fruchtbar, tragen in der Bruſt
Die Lava ſie, und auf der Stirn die Aehre!

Und dann — wenn dieſes Rauch- und Flammenchaos,
Wenn dieſer Sturmwind, den der Herr regiert,
Und der uns Alle, ſei es in die Nacht,
Sei's hin zum Tage weht, vorüberfuhr
An der Heroen und der Weiſen Stirn —
Dann, einem Triebe meiner Seele folgend,
Wie an's Geſtade nach dem Sturm man eilt,
Geh' ich, zu ſammeln, die er ausgeworfen,
Wie die Geſtorbenen, ſo die Vergeſſ'nen!

Beklage Nichts! dein ward das beſſre Theil! —
In dieſem hadernden und weinenden
Paris zu altern, welches ſich geberdet,
Wie eine launenvolle Buhlerin; zu rollen

Auf dieſem Wuſt ideenloſer Köpfe,
Die voll am Morgen, leer am Abend ſind;
Auf dieſen Aeſten, eine ungekannte
Frucht, reif zu werden, oder ſich bewundern
Zwei Tage lang von dieſem Volk zu laſſen;
In dieſem Schlunde, jedes Bachs Verſchlinger,
Den Lärm zu hören irgend eines Namens,
Der auf die Menge fällt; und, wenn ein Reſt
Der Sitten alter Zeiten übrig blieb,
In Strömen, einer kochenden Welle gleich,
Auf dieſe weiland ruhmgekrönte Veſte
Zu ſtürzen durch die Breſche ſich, die wüthend
Die Preſſ' ihr ſchoß; zu ſchauen Tag und Nacht
Dies Meer und ſein Erzürntſein, und es ſelbſt,
Ein überflüß'ger Rud'rer, zu befahren;
Dann die Miniſter, keuchend unter'm Arm
Des Treibers, ziehn zu ſehn die Staatsmaſchine,
Den ungelenken Pflug in koth'gen Furchen,
Wir ſeine Pflugſchaar, ſeine Stiere ſie;
In düſtern Dramen auf der Bühne dann
Aus dem Zuſammenſtoß der Leidenſchaften

Der Seele Funken heiß hervorzulocken,
Und jeglich Herz wie mit der Hand zu preſſen,
Daß ihm die Zähre tropfenweis entrinnt;
Mit ſeinem Wort zu füllen die Tribune,
Die hallende Babel, die auf's Neue ſich
Verwirren läßt die Sprachen; keck zu reizen
Die Macht; und das, was ſie in's Leben ruft,
Mit einer tief- und dunkelwogigen Rede
Schaum zu beſpritzen; eine von den Angeln
Des Thors zu ſein, ein Schlüſſel des Gewölbes;
Wenn groß und ſtark man iſt, ohn' Unterlaß
Von Gift geſchwollne Schlangen zu zertreten,
Ein Buſch im Gras, ein Rieſe bei den Zwergen: —
Das Alles, edles Kind der Welle, wiegt
Das Glück nicht auf, zu ſchwimmen auf der See,
Die ſcheiden ſah die Argo, die den kühnen
Sohn Genua's geboren werden ſah;
Das Glück, ſie manchmal mit dem Blei zu meſſen,
Und durch des glimmenden Cigarro's Dampf
Schwinden zu ſehn im duft'gen Blau der Ferne
Hier Mantinea, drüben Megara!

Könnteſt du ſehn uns, Sohn des Archipels,
Wie wir ein Recht, das man zerſtören will,
In Haſt vertheid'gen auf den Ruf der Preſſe;
Wie jedem, der an unſre Spitze tritt,
Wir blindlings folgen zur Pygmäenſchlacht;
Wie wir, berennend irgend ein Geſetz,
Auf dieſe Kinderkämpfe wirr uns ſtürzen
Und ihre Eintagsehren: — O, wie würdeſt
Deiner Verachtung du entladen dich,
Stoßweiſe! Du, der ſeine Eiſen bricht,
Wenn er ſie ſchüttelt nur! Du, deſſen Arm
Nachts, gleichſam ſpielend, in die Lüfte ſprengt
Mit ihren Schwarzen, ihren nackten Weibern,
Und ihren Icoglans, die ſchlafenden
Kapudan-Paſchas, daß die Wolken lodern!

Geh'! Dir ja gilt es gleich, ob dich vergeſſen,
Die du belachen würdeſt, fäheſt Hände
Und Seelen ihnen in der Nähe du!
Was gelten Herzen dir, die bald von Wachs

Und bald von Stein ſind? Was Gedächtniſſe,
In denen Alles Staub und Aſche iſt?
Was dieſer Volksaly, dieſer Steuerpächter,
Der ſich mit Gold füllt, wie der Schwamm mit
Waſſer?
Was dieſer Kaufmann, der ſich gierig auf
Den Zähltiſch ſtützt? Was dieſer junge Wüſtling,
Bleich und entnervt, mit albernem Geſicht,
Eunuch dem Herzen nach, der in Paris
Blutpferde nur und Raſſeweiber anſtaunt?
Was gilt es dir, ob dich vergißt Europa,
Drin Alles, das Ereigniß und der Menſch,
Zertreten von der Menge wird? Und was,
Ob es Paris thut, welches wechſelsweiſe
Erwacht und einſchläft, böſer Träume Raub,
Derweil es auf den Tag harrt? Was, ob London,
Wo das Spital der Rennbahn weicht? Und was,
Ob Rom ſogar, das nur Roms Schale noch?
Und was, ob Jene, welche Könige
Sind und Tribunen? oder Jene, die
Dein Hellas, ach! mit trägem Joch belaſten,

Gefirnißte Vandalen, blond' und blaſſe
Barbaren ſie, gekommen in das Land
Der rauhen Pallikaren, herzuſtellen
Volk, Sitten, Male; Phidias glatt zu ſchaben,
Und zu civiliſiren Griechenland!

Und dann, wer weiß — wie lieb' ich dich darum! —
Ob du nicht ſelbſt am Ende dich vergeſſen?

Was gilt es dir? — Indeß, am Hafen ſtehend,
Du einem Briten einen Platz verdingſt
Auf deiner Brick; indeſſen Ballen, die
Der Kaufmann längſt im Traume ſchon geſehn,
Du auf den Kies des Ufers rollen läſſeſt;
Indeß die Freunde, deine Fahrtgenoſſen,
Die Schiffspatrone von Korinth und Argos,
Mit freud'gem Lachen du empfängſt: — vielleicht,
Daß dieſen Augenblick ein griechiſch Weib,
Das ſchwarze Haupthaar in antiker Binde,
(Bejahrter Eltern Tochter, oder ſchon
Fruchtbare Mutter) ihre glänzenden Augen

Aufſchlägt zu dir und auf dir ruhen läßt,
Pſara's gedenkt, Skio's und Nauplia's,
Und all' des Meeres, das Kanaris füllt;
Daß aus der Ferne, wie man einem König
Bewund'rung zollt, ſie dich bewundert; daß,
Zu ſcheu, dich anzureden, leiſe flehend
Für deine Wohlfahrt, ſie vorübergeht!

Nicht zwanzig Jahre war er alt.

Nicht zwanzig Jahre war er alt. Er hatte
Gemißbraucht Alles, was man lieben kann,
Was man beflecken und zerbrechen kann.
Entweiht mit freveln Händen hatt' er Alles.
Die bleichen Lüfte, folgend ſeinen Spuren,
Verließen, ihn zu rufen, wenn ſein Schatten
Auf ihre Mauer fiel, ihr unrein Haus.
Sein Saft erſchöpfte Tag und Nacht bei Feſten
Der Wolluſt ſich, gleichwie am Docht der Kerze
Das glüh'nde Wachs. — Im Sommer jagend, ſetzt' er
Im Winter auf gut Glück den Ellenbogen
Im Opernſaal auf Mozart oder Gluck.
Niemals ſein Haupt in jene Wogen taucht' er,
Die Shakſpeare und Homer ſo tief ergießen.
Er glaubte Nichts, er träumte Nichts; das Gähnen,
Das widerliche, ſaß auf ſeinem Pfühl;

Mürriſch und unfruchtbar erging ſein Spott
Sich auf der Ferſe ſtets von etwas Großem;
Zum Mittelpunkt von Allem macht' er ſich;
Kaufte die Liebe, würde ſeinen Gott
Verkauft auch haben! — Die Natur, das Meer,
Der Himmel und die Sterne, dieſe Winde,
Für welche ſtets die Seele Segel hat,
Sie hatten Nichts, das Herz ihm wach zu rütteln.
Gleichgültig war das Land ihm. Seine Mutter
Langweilt' ihn. — Endlich, trunken und entnervt,
Nicht wiſſend, was zu thun mehr, ohne Haß
Und ohne Liebe, weh', und jeden Abend
Des nächſten Morgens überdrüſſig ſchon,
Warf er an einem, als ihm ein Piſtol
Grad' in die Hände fiel, der Todeskuppel
Des Himmels ſeine Seele zu, wie klirrend
Ein Glas man ſchleudert an des Saales Decke.

Feig, ſchlecht und albern warſt du, junger Mann!
Wir klagen nicht um dich! Wenn über's Feld
Der Pflug ging, zollt man Thränen auch der Treſpe?

Doch mit aufricht'gem Schmerz beklagen wir
Sie, der ein ſolcher Sohn ward, — deine Mutter,
Die Demuthvolle mit gekrümmtem Rücken,
Die ohne dich ihr alternd Haupt jetzt ſenkt,
Die deſſen Wiege machte, der ihr Grab macht!

Wir klagen nicht um dich! Was wir beklagen,
Was uns noch heilig iſt in ſeiner Schmach, —
Das arme Kind iſt's, ſie, die rein und froh
Auf ihrem Bodenſtübchen ſang, auf dem
Dein Gold ſie ſuchte; die ſich's blenden ließ,
Wie eine Morgenſonne, hinter ſich
Den Hunger wähnend, und das Glück nur vor ſich;
Die jetzt, ach! ihre Seele, die zertretne,
Unter der Menge rohen Füßen ſieht;
Die ihren Duft beweint, den jeder Hauch
Von hinnen weht, die arme Blumenvaſe,
Die auf des Marktes ſchmutzig Pflaſter fiel!

Nein, wahrlich, du nicht biſt's, was wir beklagen!
Nichtswürd'ger Schatten! Ziffer, welche nie

Gezählt in einer Zahl! Es iſt dein Name,
Der, einſt ein reiner, jetzt erniedrigt iſt!
Dein todter Vater iſt's, des alten Heers
Ruhmwürd'ger Krieger, den in ſeinem Grabe
Das deinige, jählings ſich öffnend, weckt!
Nein, deine Diener, deine Freunde ſind's!
Sie Alle, welche dich umgaben; Alle,
Die deinem Schatten thöricht nach ſich drängten,
Und ihr Geſchick dem deinigen verflochten!
'S iſt Alles, was du launenhaft und herzlos
Gebrochen haſt! O Schmach, es iſt dein Hund,
Der dich geliebt, und den doch du nicht liebteſt!

Was dich betrifft, armſel'ger, trüber Stolzer,
Du Reicher mit dem unfruchtbaren Herzen,
Ohnmächtig Lebender, unnütz Geſtorbner,
Der du zerſchnitteſt deiner Tage Faden,
Bloß daß ein wenig Lärm du machteſt; — ohne
Daß man's bemerkt nur, kehr' in deine Nacht!
Geh', ohne daß auch eine Fackel nur
Erliſcht, vom Feſte! Ohne ſeinen Spiegel

Auch nur zu kräuſeln, wirf dich in den Strom!
Seine Idee hat dies Jahrhundert! Sieh',
Es ſchreitet mächtig ſeinem Ziele zu!
Und nicht von denen, wahrlich, iſt dein Grab,
Die es auf ihrem Wege ſtraucheln machen.
Dein Thor, indem es zuſchlägt, iſt nicht werth,
Daß man es höre! Geh'! Was fandeſt du,
Jetzt, wo du deine Luſt gebüßt? — Wollüſt'ger,
Ein Grab! und Eitler, die Vergeſſenheit!

Traun, ſolch' ein Tod, laut werdend oder nicht,
Gilt dem Jahrhundert Nichts, und nimmt ihm Nichts!
Man geht vorbei, und redet nicht davon,
Doch wenn der blinde Selbſtmord, täglich wachſend,
Ausſtreckt am öden Himmel ſein Gefieder,
Und jeden Augenblick mit ſeinem Schatten
Mehr Seelen einhüllt; wenn er überall,
Dem Rathſchluß des Allmächtigen zuwider,
Leuchtende Stirnen, glüh'nde Herzen auslöſcht;
Wenn Robert, Maler mit dem Flammenpinſel,

Deß heitrer Blick die Stürme ſeiner Seele
Verbergen mußte, noch vor Tagesſchluß
Den Becher von ſich ſtößt, ſobald er Alles,
Was er enthielt von Liebe, ausgeſchlürft;
Wenn Caſtelreagh, die Bremſe, welche ſtechend
Um Bonaparte ſummte, dieſer Brite,
Der halb Carthager und halb Sparter war,
In's Herz den Stahl ſich ſenkt, und herrſchensmüde,
Erſchöpft an Ränken, ein Enttäuſchter ſtirbt;
Wenn Rabbe ſeine Wunden netzt mit Gift;
Wenn Gros, wie ein gejagter Edelhirſch,
Alt und entkräftet, in den Strom ſich ſtürzt,
Zu hintergehen ſeiner Neider Meute;
Wenn, von der Mutter bis zum Sohn, vom Vater
Bis auf die Tochter, dieſer Todeswind
Das Haus erſchüttert; wenn den Greis man ſieht
Zum Grabe eilen, der ſo lange doch
Die Sonne ſchön fand; wenn die Gattin man
Vom Heerde gehn ſieht; und den Schüler, leſend
In irgend einem alten Buch; und, ach,
All' dieſe ſchönen, früh gereiften Kinder,

Die, fremd den Menſchen, in Paris zuweilen
Ein goldner Traum bis in den Himmel trägt,
Und die ſich tödten, wenn aus dieſem Traum
Von Liebe, Tugend, Ruhm und Freiheit, plötzlich
Auf die Geſellſchaft mit der Stirn ſie fallen: —
Dann ſteht der Gläub'ge, und der Denker ſinnt!
Ach, geht die Menſchheit denn zu ſchnell? Wohin
Strebt dies Jahrhundert? Wohin eilt die Heerde
Der Geiſter denn? Noch Nichts gefunden! Nichts
Begriffen noch! — O, Viele fühlen es,
Daß irre geht die Hoffnung, und zerſchmettern
Das Haupt am Grabe ſich, wie man ein Ei,
Das ohne Keim und unbebrütet iſt,
Zerſchmettern würde Abends auf dem Pflaſter.
Weh'! Wehe dem gebärenden Jahrhundert,
In welchem Alles ſich zerſetzt! Welch Mittel
Heilt dieſe Krankheit? was veranlaßt ſie?
Iſt's, daß der Glaube hinter der Vernunft,
Wie eine Sonne, die am Horizont
Sich ſenkt, verſchwindet? Iſt es, daß der Herr
Nicht länger zählt in dem, was Menſchen gründen?
Und endlich, daß zu finſter es in jenen,

Der Welt verborgnen, Winkeln iſt des Herzens,
Die dein Licht, Jeſus, nur erhellen kann?
Matroſen, die der Sturm durchnäßt, iſt's Zeit,
Den Altar wieder aufzurichten, und
Das Kniee zu beugen? Sollen wir uns ſehnen
Nach jenen alten, ſtarken Tagen, wo
Die Lebenden noch glaubten, was vordem
Die Todten glaubten? Sollen wir uns ſehnen
Nach jenen Tagen ernſter Frömmigkeit
Und früchtereicher Kraft, als aufgeſchlagen
Das Bibelbuch die Völker blendete?

O Maſſe düſtrer und erſchütternder
Betrachtungen! Gefährliche Probleme
Und dunkle Fragen, die da machen, daß
Der Dichter, manchmal reglos ſtilleſtehend,
Gedankenvoll die Hauptſtadt noch durchwandelt
Zu einer Stunde, wo dem Zögrer nur,
Dem unentſchloſſen Blickenden, man begegnet,
Oder der Nachtwacht, die wie ein Geſicht
Im Dunkeln tappt an allen Straßenecken!

O, ſchmäht kein fallend Weib!

O, ſchmäht kein fallend Weib! Wer iſt, der ſagen mag,
Welch eine Laſt ſie trug, eh' ſie der Laſt erlag?
Wer weiß, wie manchen Tag ihr Hunger kämpfend
ſchwankte? —
Wenn ihre Tugend matt im Sturm des Unglücks wankte,
O Gott, wer unter uns ſah ſolche Weiber nicht
Feſtklammern ſich an ihr mit bleichem Angeſicht?
Dem Tropfen glichen ſie, der, wenn es ausgewittert,
Hellfunkelnd, wie Kryſtall, an einem Zweige zittert,
Der lange, lange kämpft, wenn ihm ein Schüttler droht —
Vor ſeinem Falle Perl', und nach dem Falle Koth!

Wir, wir ſind Schuld! Dein Gold! Du ſelbſt, wol-
lüſt'ger Praſſer!
Enthält denn dieſer Koth nicht noch das reine Waſſer?
Daß es dem Staube ſich, dem ſchmutzigen, entzieht;
Daß wieder es als Perl' in altem Glanze glüht,
Genügt — ſo wieder hell und funkelnd wird, was trübe! —
Ein einz'ger Sonnenſtrahl, ein einz'ger Strahl der Liebe!

Rath.

Keins eurer Reiſer noch, das Samen angeſetzt
In dieſem Boden, drauf ſeit vierzig Jahren jetzt
An Fürſtenſtühlen ihr gerüttelt!
Ihr, die mit goldner Frucht ihr locket Volk und Land;
Doktrinen, ihr, die früh des Aufruhrs raſche Hand
Auf unſre Häupter hat geſchüttelt!

Wir harren für und für! O Herr, erbarme dich
Der Nationen doch, die nur zur Hälfte ſich
Befriedigt ſehn, die allzeit hoffen!
O, führ' uns endlich doch den Mann zu deiner Wahl;
Der Wahl, die weiſe du in der Gekrönten Zahl
Und der Tribunen haſt getroffen!

Wer noch iſt mächtig jetzt, wer ſtark und unumſchränkt?
Wer, wenn er Veſten baut, und ihnen Thor' einhängt,
Kann ſagen: Nichts bricht dieſe Mauern?
Wer kann's, in dieſer Zeit, ſo ruhm- als wechſelreich,
Wo Binſen, die geſenkt und zitternd ſtehn am Teich,
Selbſt Monarchien überdauern?

Die Woll', o Könige, beneidet oft den Sammt;
Wer hat das Volk zu Frost und Hunger denn verdammt?
O, helft dem unterdrückten Schwarme!
Wie manchmal trug das Volk ein sklavisch Halsband schon!
Thut auf die Werkstatt drum dem Vater, thut dem Sohn
Die Schul' auf — Allen eure Arme!

Der Kön'ge Güte sei's, die gut die Völker macht!
Wen nicht ereilte schon des Unglücks finstre Macht?
Bedenkt es: Gott nur ist allmächtig!
Gern schuldet Mancher euch, den wohlthu'nd ihr beglückt;
Bedenkt es, Könige, die ein Vergangen drückt,
Vielleicht von gleicher Zukunft trächtig!

Gebt Allen! Wer jetzt nimmt, kann einst ein Geber sein!
Gebt freudig! — Wer denn wohl weiß, was für Aehrenreih'n
Dereinst um eure Throne stehen?
Erzeigt den Guten euch, gleichwie den Bösen mild!
Wollt, wie der Säemann, der Korn sä't auf's Gefild,
Almosen in die Herzen säen!

O Könige! das Brod, womit ihr letzt den Greis;
Das Mädchen, das ihr nehmt des Marktes frechem Kreis;
Das milde Lächeln auch, das keine Stunde feiert,
Das, wo ein Armer weint, sich naht, reich und verschleiert;
Die Mutter, die euch knie'nd erfleht des Ew'gen Lohn;
Das unschuldvolle Kind, das zwischen Hütt' und Thron
Die kleinen Hände hebt — seht da die besten Dämme,
Daß tobend nicht das Volk mit Blut euch überschwemme!

O Gott, ich sag' es euch: — Bleibt wach, eh' denn es stürmt!
Nicht schlummert, während sich der Zukunft Wolke thürmt!
Bleibt wach! in unsrer Zeit kann manchmal es geschehen,
Daß plötzlich sich ein Wind erhebt mit mächt'gem Wehen;
Ein unheilvoller Wind, der, wie Orkane thun,
Losbricht am Liebsten stets nach einem langen Ruhn;
Ein Wind, der da den Rauch von jedem Heerde führet;
Der mit der glüh'nden Zeit die eignen Brände schüret;
Der jedes Haupt berührt, es senget oder näßt,
Und, Fackel oder Fluth, es glühn und schäumen läßt;
Der jeden Damm zerbricht und jedes Burgthors Eisen;
Der schonungslos enthüllt in der Gesellschaft Kreisen

Höh'n, die bis dieſen Tag ein Nebeltuch bedeckt,
Und Tiefen, deren Schlund mit Nachtgrau'n uns
geſchreckt;
Ein Wind, der Gut und Bös vermengt mit keckem Flügel;
Der von der Reiche Dach hinabwirft manchen Ziegel;
Der, während er im Staat erfaſſet jeden Geiſt,
Der aus den Ufern tritt, und jede Bruſt, die kreißt,
Und Alle, deren Haupt ein Zephyr ſchon erſchüttert,
Und Alles, was als Fluth aufbrauſ't, wenn es gewittert;
Der, während er alsdann ſein übervoll Gefäß,
Dies Murmeln, dieſes Volk, dies Rufen, dies Getös
Jäh ausgießt, branden läßt die ungeheure Welle
Auf eines prächtigen, doch düſtern Palaſts Schwelle!

Ein düſtrer Palaſt, traun, den nie der Tag beſchien!
Aus dem in langer Schaar des Truges Bilder ziehn!
In Thränen einige, weil andre lachen müſſen!
Umſonſt! die Stunde kommt! der Schleier iſt zerriſſen!
Lebt wohl, ihr Träume, nun! Erwacht von dem
Geräuſch,
Berührt euch ein Geſpenſt mit ſeiner Hand von Fleiſch!

Es iſt die Wirklichkeit! Wir träumten von dem Sohne
Pipin's, und denken nun an Ludwig's blut'ge Krone!
O Stunde, groß und ernſt! o ſchrecklicher Moment,
Wenn bang das Königthum die Freunde einzeln nennt;
Wenn, lauſchend auf den Sturm, es zitternd und entkräftet
Das Aug' an's Fenſterglas, das Ohr an's Gitter heftet!
Wenn bleich im Winkel man die Königin erblickt,
Wie, leiſe weinend, ſie an's Herz die Töchter drückt;
Wenn ſich im Korridor die kleinen Prinzen drängen,
Sich an den treuen Arm bejahrter Krieger hängen,
Und (ob die Dienerſchaft auch keine Antwort giebt!)
Sie dennoch fragen, leis und kleinlaut und betrübt,
Woher dies Schrecken doch und dieſe Klaggeberde,
Woher dies häßliche Gezitter doch der Erde,
Die aufzuckt, wie das Meer, wenn ſich der Wind erhebt,
Und doch nicht unter'm Fuß der andern Kinder bebt?

Ach! ihr befeſtigt wohl die finſtern Tuilerien,
Verſperrt die Brücken wohl mit euren Batterien,
Nehmt jede Straße ein mit einem Regiment;
Allein wozu? wozu? — ſeht, jeglichen Moment

Vergrößert ſich der Schwarm! und was, wenn aus dem bittern
Abgrunde brüllend nun, das Ufer zu erſchüttern,
Emporquillt ihre Fluth? — was einem ſolchen Heer
Gilt die Kartätſch', und was der Hagelſchlag dem Meer?

O fürchterliche Zeit, die ſinnend wir durchwandern!
In der die Menſchen, wild die Einen auf die Andern
Sich drängend, mit dem Beil bewehrt die blut'ge Hand,
Zerſchmettern Zinn' und Thor und eh'rner Thürme Wand;
In der dem Boden ſie gleich machen feſte Schlöſſer,
Und Kerker, die bekratzt der Staatsgefangnen Meſſer;
In der ſie nach dem Kampf mit rohem Siegsgekreiſch
Zermalmen Mann und Schutt, gleichwie Gebein im Fleiſch!

Wie hält ein König ab das Volk von ſeiner Schwelle?
O, leichter auf der Fluth, als Korkholz auf der Welle,
Mit offnen Ohren taub, mit offnen Augen blind,
Und ſchwankender, als kurz vor Abend Schatten ſind,

So ſteht er ſchaudernd da, ohnmächtig, ohne Liebe;
Matt zittert ſeine Hand, ſein Haupt gleicht einem Siebe,
— Ach, ſolch ein Haupt trägt ſtets der Erſte nur im Staat! —
Das Alles fahren läßt, nur keinen ſchlechten Rath!

Was wollen jetzo denn all' dieſe Säbel ſagen?
Was dieſe Kriegerreih'n, was dieſe Pulverwagen?
Was dieſe Bivouaks, ſie, deren röthlich Licht
Sich rings im Fenſterglas der Willen zitternd bricht?
Was dieſer General, der jetzt vielleicht im Stillen
Ein neues Hutband ſchon des alten Platz ſieht füllen?
Was dieſe funkelnden Helmträger, die den Pflock
Einrammeln für das Roß? was in der Schlacht ihr Schock?
Was Lunt' und Gitterthor, was Kugeln und was Speere?
An einem Haupte fehlt's, und ihr habt Nichts, als Heere!

Wohin jetzt mit dem Volk, mit dieſer wilden See,
Der wahrlich Eins nicht fehlt, die leitende Idee?
Wohin mit dieſer Fluth, die heulend kommt gezogen,
Wo jede Welle ſieht, wo Seelen ſind die Wogen?

O Gott, ſo willſt du denn, daß unſer Auge ſeh'
Des Aufruhrs Frevel all' und Gräuelthaten? — Weh',
Wer ſtillt das zorn'ge Meer? O Herr, was nützen Sonden
Im Strudel von Paris und im Geſluth von Londen,
Wenn durch die Gaſſen dumpf und hohl die Trommel klingt,
Wenn ziſchend in die Stadt der Vorſtadt Hyder ſpringt? —
O Gott, in dieſem Schloß, in dem ein Reich erzittert,
In ihm, deß Pforte bald der Menge Beil zerſplittert,
Wo man ganz leiſe von geheimen Gängen ſpricht,
Wo man dem König dient mit bleichem Angeſicht,
Wo ihr laut weinend Kind die Mutter ſtillt mit Beben, —
O Gott, was wird in ihm zur Stunde ſich begeben!
Mit dieſem Königsneſt, wie werden ſpielen ſie!
Und warum muß denn auch in Tagen, wo, wie nie,
Den Armen Alles reizt, daß er die Großen haſſe,
Sein oder ihr Vergehn ihn ſchleudern auf die Gaſſe?
O Zeit, wo jeder Arm des Aufruhrs Kohlen ſchürt,
Und wo Ein Augenblick die lohe Brunſt gebiert!

Es iſt geſchehn! Fortan kein Schlagbaum mehr am Throne!
Gott nimmt den Heller an, daß er mit Schätzen lohne.
Wenn ſeiner Schritte Spur ein Fürſt in ſtillrer Zeit
Auf dürft'ger Schwelle ließ, zum Wohlthun ſtets bereit;
Wenn er voll Milde war, langmüthig und geduldig;
Wenn oft er: „Gnade!“ ſprach, wo das Geſetz ſprach: „Schuldig!“
O, dann verzweifelt nicht! Am böſen Tage zwar
Vergißt das Volk, doch Gott vergiſſet nimmerdar!
Wie oft entwaffnete, demüth'ger Lipp' entflohen,
Ein Schrei des Herzens ſchon des wilden Schwarmes Drohen!
Des Schwarms, der ſeinen Raub anſtiert mit gier'gem Blick;
Oft kühnen Müttern gab ihr Kind der Leu zurück!
O, jetzt ſogar, wo rings Schiffbruch und Stürme grollen; *)
Wo keiner Bombe Feu'r aufhält der Woge Rollen;

*) December 1834.

Wo, kothig und voll Zorns, und aller Führung baar,
Der Pöbel, dummen Aug's, mit borſt'gem, rothem Haar,
Und wiehernd, wie, den Zaum zerreißend, ein Beſchäler,
Mit Kothe frech beſpritzt des Louvre's Kapitäler,
Ein Meer, das niemals ebbt, das einzig kennt die Fluth —
Ja, jetzt ſelbſt, wo man ſieht, daß Nichts mehr Einhalt thut
Dem Brauſen dieſes Stroms, der ſtündlich wächſt, die Ufer
Zerſtört, das Thor benetzt, und heult, ein grauſer Rufer; —
Ja, jetzt, wie wir es oft in der Geſchichte ſehn,
Jetzt ſelbſt, ein herrliches Schauſpiel, kann es geſchehn,
Daß eine gute That, urplötzlich ihre Stille
Verlaſſend, von ſich wirft des Dunkels Schattenhülle,
Und wie vor Zeiten Gott, der da ihr Zeuge, hehr
Und majeſtätiſch ſpricht zum Volke: Bis hieher!

Beſiegt, in einem Augenblicke kann.

Beſiegt, in einem Augenblicke kann
Ruhm, Baldachin und Reich der große Mann
Verlieren, ſammt des Diademes Schimmer;
Nur nicht den Zauber, welcher ihn erhob,
Der da ſein Haupt mit Strahlen licht umwob: —
Stolz ſeinen Genius bewahrt er immer!

So, wenn die Schlacht ein bunt Panier entrollt,
Fällt, was Azur nur, Scharlach oder Gold,
Was ſeidne Franze nur, im Drang des Feuers,
Vom Blei zerhackt, in einem Augenblick,
Und löſet ab ſich, flatternd, Stück für Stück,
Gleichwie entrafft vom Schnabel eines Geiers.

Gleichviel! denn ſiehe, durch das Handgemeng,
Durch Blut und Hufſchlag, Stöhnen und Gedräng,
Bleibt auf dem Schafte doch als glüh'nde Krone
(Dem Fahnenſchafte, welchem das Geſchoß
Den Purpur nahm, der wallend ihn umfloß,)
Der eh'rne Aar, der Stolz der Bataillone!

Mit den Herbſtblättern.

An Madame . . . . .

1.

Dies irrende Buch, das, mit zerbrochnem Flügel,
An deines Fenſters vorgeſchobne Riegel
Wie eine Schloſſe klirrend treibt der Wind,

O Gott, es flieht des Marktes Drang und Hitze!
Froſt, Schwüle, Regen, tauſend ſchlimme Blitze
Bedrängten ſchon das neugeborne Kind.

Es iſt beſtraft, daß es ſich mir entſchwungen.
Sieh', wie es weint, nachdem es kaum geſungen!
O ſieh', wie ſtruppig ſeine Federn ſind!

2.

Daß es der Wind von Neuem nicht entführe,
Maria, komm' und öffn' ihm deine Thüre;
Beſchirme ſeiner Verſe ſcheue Brut!

In deinem Alkov, ſicher vor den Winden,
Laß einen Augenblick es Ruhe finden;
Gewähr' ihm deines Heerdes milde Gluth!

An deiner Seite leg' es ſtill ſich nieder,
Ein Vöglein, das, mit blutigem Gefieder,
Zittert und zuckt — o, gönn' ihm deine Hut!

Anakreon, Poet.

Anakreon, Poet mit den erot'ſchen Wogen,
Von alter Weisheit Höh'n kommſt ſickernd du gezogen!
Dich ſieht, wer ſie erklimmt, auf halbem Wege ſchon
Durch Blumen rieſelſt du mit ſüßem Fall und Ton!
Ich liebe dich, Poet der klaren ſtillen Welle!
Wenn ſteil die Felſenbahn, die uns der höchſten Stelle
Des Berges näher bringt — wie gern, vom Steigen ſchwach,
Erquicken wir uns oft am kleinen Murmelbach!

Frührothwolken glühen.

1.

Frührothwolken glühen,
Morgenwinde wehn;
Traum und Nebel fliehen
Mit der Nacht Vergehn.
Roſen öffnen ihren
Duftkelch den Zephyren;
Von der Dinge Rühren
Hört man das Getön.

Stärker oder ſchwächer
Regt ſich alles Thun;
Laub und Rauch und Dächer
Mögen nicht mehr ruhn;
Eichen, Taubenflüge,
Quellen — Nichts, was ſchwiege!
Alle Odemzüge
Werden Stimmen nun!

Alles nimmt ſich wieder,
Weſſen es bedarf;
Wälder ihre Lieder,
Dichter ihre Harf,
Kinder ihre Docken,
Seinen Flachs der Wocken;
Keiner läſſet ſtocken,
Was er friſch entwarf.

Was man lieb' und fühle,
Unerſchütterlich
Hin zu Einem Ziele
Wendet Alles ſich;
Bienen ſuchen hohle
Weiden; die Bouſſole
Strebet nach dem Pole;
Nach der Wahrheit ich!

2.

Wahrheit! Tief und Hehre!
Fels, der nimmer fällt!
Der in jedem Meere
Meinen Anker hält!
Mag ſich mit verhaßter
Gleißnerei das Laſter
Aufblähn — Deck' und Pflaſter
Bleibſt du doch der Welt!

Wahrheit, reine Quelle,
Deren Reinheit bleibt;
Mühlbach, deß Gefälle
Alle Räder treibt;
Ewig hell' und wache
Lamp' im Weltgemache;
Schreiben, das die Sache
An die Seele ſchreibt!

Eichbaum, frisch von Säften,
Markig, ernst und schlicht,
Den man, je nach Kräften
Bieget oder bricht!
Narb'ger Fürst des Haines,
Dran der Mensch, des Scheines
Opfer, lehnt mit seines
Irdischen Gewicht!

Ew'ges Band, gewoben,
Daß du Geister ein'st!
Flamme du von Oben,
Die du Allen scheinst!
Aug' in finstrer Grotte,
Das der Frevler Rotte
Dem wahrhaft'gen Gotte
Ausgestochen einst!

3.

Hymnus, der nicht endet!
Wunderbarer Chor,
Der das Auge blendet,
Der berauſcht das Ohr!
Meerbeſpülte Dünen!
Höh'n, auf deren kühnen
Häuptern Wälder grünen!
Duft'ger Nebelflor!

Blau, das ſich zum ſteten
Schlei'r die Woge nahm,
Wenn im ſturmgeblähten
Mantel ernſt ich kam,
Daß um Klipp' und Scheere
Die entzückten Meere
Wild ich ſingen höre
Ihr Epithalam!

Und du, Blau der Öden,
Rieſ'gen Himmelsfern',
Wenn, des Geiſtes Reden
Löſen wollend gern,
Ich im Weltenbuche
Zu verſtehen ſuche,
Was da rauſcht die Buche,
Und was ſchreibt der Stern!

Weltgeiſt, Schöpfung — reiner,
Funkelnder Kryſtall!
Ocean, allgemeiner
Gürtel dieſem Ball!
Sterne, die entſtehen
Läſſet und ſich drehen
Eines Odems Wehen —
Ungeheures All!

Laubwerk und Gefilde,
Die ihr duftend glüht!
Thürm' ihr, welche milde
Glockenton umzieht!

Berg, den Weſte fächeln!
Ferner Moore Röcheln!
Ephemeres Lächeln,
Das der Sonn' entflieht!

Buch von tauſend Seiten,
Ohne Mitt' und End'!
Rede, die zu deuten
Jede Seele brennt;
Die ihr, gleich den Blinden,
Nimmer zwar ergründen,
Aber in ihr finden
Gott und Welten könnt!

Schönes Buch, das Weſen
Beſſ'rer Art Gewinn!
Drin die Denker leſen
Unbekannten Sinn;
Drin, wer, ſich zum Frommen,
Gottes Ruf vernommen,
Ernſt: „ich bin gekommen!“
Auf den Rand ſchreibt hin!

Buch der heil'gen Feier,
Drin des Schleiers Wehn,
Drin des Sternes Feuer,
Die wir weihn es ſehn,
Einen ein'gen Namen,
Den wir knie'nd vernahmen,
Uns zu lehren kamen,
Hier und in den Höh'n!

Buch, das, Gott zum Preiſe,
In die Herzen fließt;
Buch, drin jeder Weiſe
Schafft und Schweiß vergießt!
Zum Verſtändniß führet
Mancher, — der gezieret
Kroton, buchſtabiret;
Der vom Sina lieſt!

Geſtern die Sommernacht.

Geſtern die Sommernacht, die freundlich ihre Schleier
Uns lieh — ſie war dein werth, ſo brannten ihre Feuer!
So lieblich war ihr Hauch, ihr Wehn ſo feierlich!
So plötzlich ließ den Tag, den lauten, ſie vertönen!
So mild beſprengte ſie mit ihres Thaues Thränen
Die Blumen, dich und mich!

Voll Luſt, daß meinem Geiſt der deine ſich vermähle,
Saß ich; — du ſahſt mich an mit deiner ganzen Seele!
Schönheit umwob dein Haupt mit Strahlen lichten Scheins.
Und, ohne daß ein Wort verrieth, was du geſonnen,
Senkte der ſüße Traum, den erſt dein Herz begonnen,
Zu end'gen, ſich in meins!

Und ich erhob den Herrn, daß er mich ſo beglückte;
Daß er die Nacht und dich mit ſo viel Reizen
ſchmückte;
Daß er, den nimmer noch mein Mund genugſam pries,
Daß er euch ſchuf, die Nacht und dich, zu meiner Freude,
So voll von Licht und Duft und Murmeln — alle beide
So lieblich und ſo ſüß!

O, preiſ' ihn! Wolle flehend dem Staube dich entraffen!
Er iſt's, der dich erſchuf, und der die Welt erſchaffen.
Er, der mein Herz entzückt, und ſegnet mein Geſicht!
Er, den in jeglichem Myſter man wiederfindet!
Der deiner Augen Licht auf Erden angezündet,
Wie dort der Sterne Licht!

Gott iſt es, der die Lieb' in alle Dinge legte;
Sie, die von Anbeginn, was war und iſt, bewegte!
Gott auch, durch den die Nacht von Wonnen überfließt!
Und er zuletzt auch, der, daß ſeine Huld dich krönte,
Auf deinen Leib ausgoß, wie einen Kelch, die Schöne;
Der Lieb' in's Herz mir gießt!

O, laß dich lieben drum! — Die Liebe iſt das Leben!
Ihr Fliehn nur überraſcht und ſchmerzt uns, wenn mit Beben
Wir unſre Jugend ſehn zu Ende neigen ſich.
Nichts, was, wo ſie nicht iſt, beſel'ge, ſtrahle, lohne!
Die Schönheit iſt die Stirn, die Liebe iſt die Krone:
O, laſſe krönen dich!

Was eine Seele füllt, iſt wahrlich nicht, o glaub' es!
Ein wenig Gold und Ruhm, die nicht'ge Handvoll Staubes,
Die ſchweißbedeckt der Stolz im Kampfe ſich erjagt!
Der Ehrgeiz iſt es nicht, der da verſcheucht den Frieden;
Der da den bittern Baſt der Dinge, die hienieden,
Mit trüber Gier benagt;

Nein, ſiehſt du, es bedarf, zu füllen unſre Seele,
Daß einer andern ſie ſich inniglich vermähle!
Des glüh'nden Kuſſes, der auf Lipp' und Buſen brennt,
Der Worte, die ein Blick in eines andern Feuer
Kann leſen — jedes Lieds bedarf's der ſüßen Leier,
Die man das Herze nennt!

Nichts unter'm Himmel giebt's, was ſein Geſetz nicht hätte
(Wenn ein geheimes auch,) und ſeine Ruheſtätte,
Die unſrer Triebe Macht uns ewig ſuchen heißt;
Der Fiſcher hat den Kahn, daß ihn die Hoffnung fahre;
Der Schwan hat ſeinen See, die Felswand ward dem Aare —
Die Liebe ward dem Geiſt!

Neues Lied zu einer alten Weiſe.

Wenn es einen Raſen giebt,
Deſſen Quellen lachen,
Deſſen Schmelz kein Wetter trübt,
Welchen bunt bedachen
Lilien, Geisblatt und Jasmin,
Die zu jeder Jahrszeit blühn,
O, ſo will zum Pfad ich ihn
Deinem Fuße machen!

Wenn es einen Buſen giebt,
Einen kühnen, wachen,
Deſſen Liebe, wenn er liebt,
Kennet kein Erſchwachen;
Wenn er warm und voll Gefühl,
Niemals falſch und niemals kühl,
Ei, ſo will ich ihn zum Pfühl
Deiner Stirne machen!

Giebt es einen Liebestraum,
Einen ohn' Erwachen,
Den ſich, wie des Baches Schaum
Leiſe wiegt den Nachen,
Gern die Seele wiegen läßt,
Einen Traum, der Gott ein Feſt,
O, ſo will ich ihn zum Neſt
Deinem Herzen machen!

Anderes Lied.

Warum noch ſchlummern, meine Roſe?
Es früh't, und deine Thür iſt zu!
Wach' auf! Erwacht ſchon iſt die Roſe;
Warum erwachteſt nicht auch du?

O meine Süße,
Neige dich mir!
Thränen und Grüße
Beflügl' ich dir!

An deine Thür pocht alles Sehnen;
Das Frühroth ſpricht: ich bin der Tag!
Der Vogel: ich des Wohllauts Tönen!
Mein Herz: und ich die Lieb'! erwach!

O meine Süße,
Neige dich mir!
Thränen und Grüße
Beflügl' ich dir!

Du, die zur Herrin ich erwähle:
Gott, der durch dich mich ganz gemacht,
Schuf meine Lieb' für deine Seele,
Mein Aug' für deines Leibes Pracht!

O meine Süße,
Neige dich mir!
Thränen und Grüße
Beflügl'. ich dir!

O, daß nur ich ganz deine Seele fülle.

O, daß nur ich ganz deine Seele fülle,
Hör' an: ſo möge, während in der Stille
Am See dein Auge mir entgegenſieht;
So möge, während unter dir die Thale
Voll Duftes rauchen — jedes eine Schale,
Ein Opferbecken, drinnen Weihrauch glüht;

So möge rings, was du erblickſt: die Hügel,
Die Blumenbüſche, des Gewäſſers Spiegel,
Der dicht verwachsne Wald;
Der Pfad zum Dorf, die Fenſter mit dem hellen,
Lebend'gen Blitz; die Schlucht, die, wie von Wellen
Das Meer, von Blättern wallt;

Der Park, das Haus, und auch die Wolk', an deren
Frühſchatten jetzt des Mittags Stunden zehren;
Der lichte Glanz, der um die Ferne ſtrahlt;
Die reife Frucht, des Himmels klar Gewölbe,
Das trockne Laubwerk und der Herbſt, der gelbe,
Den der September bunt ſchon untermalt;

Licht, Luft und Feuer, meiner Liebe Boten;
Dies Netz von Dingen, deſſen erſter Knoten
Dein Schirm, die Linde hier —
So möge dies, und was du ſonſt auf Erden
Siehſt und im Himmel, Eine Stimme werden,
Daß ſie mich nenne dir!

Weil lechzend meine Lipp' an deinem Kelch geſogen.

Weil lechzend meine Lipp' an deinem Kelch geſogen,
Weil meine bleiche Stirn in deinen Händen lag;
Weil deines Odems Duft mein Odem eingeſogen,
Weil ich an meiner Bruſt gefühlt der deinen Schlag;

Weil mir's gegeben ward, daß ich dich ſagen hörte
Die Worte, die das Herz ausſpricht mit heil'gem Flehn;
Weil, heiß in meines glüh'nd, dein Auge mir gewährte,
Froh lächeln dich zu ſehn, und weinen dich zu ſehn:

Weil auf mein lockig Haupt, das, ach! nur ſelten helle,
Ein Strahl ſchien deines Sterns mitwunderbarem Glanz,
Und weil ich fallen ſah in meines Lebens Welle
Ein prangend Roſenblatt aus deiner Tage Kranz;

So kann ich ſagen jetzt: — Vorüber, flücht'ge Jahre!
All' eure Blumen ſchon ſind welk! ich bin ein Mann,
Der nimmer älter wird, der eine wunderbare
Blum' in der Seele trägt, die keiner brechen kann!

Streift euer Flügel auch, doch bricht er nicht, der raſche,
Die Schale, deren Born mir ew'ge Labe beut;
Mehr Gluth hat meine Seel', als ihr beſitzet Aſche;
Mehr Liebe hat mein Herz, als ihr Vergeſſenheit!

An Mademoiſelle J.

Laß, Sängerin, dein Lied erſchallen!
Das Weib, das ſingt, iſt heilig Allen;
Den Böſen ſelbſt iſt heilig ſie!
Und ob ſie Pfeile auch beſiedern —
Dein Aug' iſt Waffe deinen Liedern,
Die Schönheit rettet das Genie!

Ich, der ich jetzt ſchon eine Trümmer,
Ich liebe deines Frühroths Schimmer,
Der gänzlich ohne Stürme ſchier;
Mir, ach! zerfleiſcht von ſo viel Hohne,
Du Süße, wird die Dornenkrone,
Allein die Blumenkrone dir!

Die Zeit war, wo des Morgens Roſen,
Die deinen Schläfen jetzt liebkoſen,
Auch meiner Locken Braun geſäumt;
Wo meine ſiebzehn Jahre ſchäumten
Von tauſend Wonnen, kühn erträumten,
Gleichwie ein Kelch von Weine ſchäumt!

Durch meiner Jugend Lenzgefilde
Verfolgt' ein blendend Truggebilde
Mit ſeinem goldnen Auge mich;
In zauberiſchen Perſpectiven,
In Himmel, Wieſe, Wald verliefen
Umirrend meine Blicke ſich!

Da ſprach ich jubelnd zu den Sternen:
Und ſchwebt ihr auch in weiten Fernen,
Ich traue dennoch eurer Gluth! —
Drauf hat der Strand mein Wort vernommen:
Du biſt der Ruhm, ich werde kommen;
Beſpülen wird dich meine Fluth! —

Ich ſprach zum Forſt: ihr laub'gen Oeden,
Ich weiß ſo ſüß, als ihr, zu reden! —
Zum Aar: ſieh' meiner Stirne Groll! —
Ich ſprach zu den geleerten Kelchen:
Ich ſprudle von Ideen, von welchen
Die Menſchheit trunken werden ſoll!

Da überfloß mit einem Male
Aus mehr als Einer goldnen Schale
Thau, Liebe, Duft und Wonne mich;
Rings um mich ſah' ich Blumen prangen,
Und meine Gluthgedanken ſchwangen,
Ein Bienenſchwarm, zur Sonne ſich!

Wie mit des Hirtenfeuers Gluthen
Das mild're Mondlicht auf den Fluthen
Derſelben Quelle ſpiegelnd ſchwimmt,
Und wie der Nachtigall Geſchmetter
Durch's flüſternde Geſpräch der Blätter
In Einem Walde man vernimmt;

So, Alles außer mir verſtehend,
In Wohlklang und in Weihrauch gehend,
Von meinem eignen Glüh'n berauſcht,
Von Drang nach Liebe ſtolz gehoben,
Hab' ich durch meiner Sinne Toben
Das Reden der Natur belauſcht!

Des Lenzes duft'ge Laubgeflechte,
Von Mondſchein überſchwemmte Nächte,
Der Pfad, der Menſchentritte zeigt,
Die Klippe mit den rieſ'gen Hüften,
Der alte Baum, der aus den Lüften
Herab ſich auf den Heerweg neigt:

Sie alle riefen mich in jenen
Geheimnißvollen, dunkeln Tönen
Der Sprache, die: „Was weiß man?" fragt;
Die, aufthu'nd der Erkenntniß Pforte,
Für Orpheus Lieder hat, und Worte,
Durch die es Plato's Augen tagt.

Die Erde rief mir zu: Poete!
Der Himmel tönte nach: Prophete!
Geh', rede, lehre, ſegne du!
Laß deine Liederurne triefen!
Ergieße ſtolz dich durch die Tiefen!
Fleug auf die Gipfel! brauſe zu!

Vorbei die Zeit! — Um dieſe Stunde,
Zum Heile deß, der eine Wunde
Mir ſchlägt, bin ich betrübt und kalt;
Mein Dach beherbergt ſchlimme Gäſte;
Ich bin der Thurm der prächt'gen Veſte,
In dem die Sturmesglock' erſchallt!

Mein Herz iſt voll von düſtern Sorgen;
Im Schooße meines Glücks verborgen
Muß ich des Schmerzes Stacheln ſehn;
Ein Wurm benagt mir meine Beeren,
Und Donner muß ich murmeln hören
Um meines Horizontes Höhn!

Weh', daß nur zu geſchloßnen Thüren
Der Hoffnung grüne Pfade führen!
Das Schickſal, uns verhöhnend, grollt
Und ſpielt mit Dem, was wir erſtreben;
Dem Rade gleich iſt unſer Leben,
Das durch den Staub der Straße rollt!

Je düſtrer ſich auf mich die blaſſen,
Farbloſen Jahre niederlaſſen,
Je kränzeloſer ſie mir nah'n,
So mehr und mehr ſeh' ich entfliegen
All' meine Träume: Eintagsfliegen,
Die keinen Honig eingethan!

Vergebens, ach! nach Liebe ſtreb' ich;
Umſonſt in meiner Bruſt beleb' ich
Ihr heilig Feu'r mit brünſt'gem Hauch;
Denn meiner Seele ſtolz Gelober
Zerfällt als Aſch' am Boden, oder
Entflieht zum Himmel als ein Rauch!

Gewölk birgt meiner Sterne Glänzen;
Nie wieder meinen Aſt bekränzen,
Den dürren, wird der Roſe Pracht!
Die Hefe trübt des Bechers Schäume; —
Die Thorheit unſrer liebſten Träume,
Des Frühroths Bodenſatz die Nacht!

Wie oft, daß mich ein Mund verletzte,
Den ich ſchon ſelbſt aus Mitleid ätzte;
Stets muß begeifern mich der Hohn.
Wie manches Wort, das trüb verklungen,
Wie manche Saite, die geſprungen,
Hängt, ach! an meiner Lyra ſchon!

Mein Lenz ward welk in wenig Wochen;
Auf jedem Zweig, den ich gebrochen,
Wuchs noch des Schmerzes herber Dorn.
Mir ſprießt kein Gras, das ohne Natter;
Und wie ein Bock am Blumengatter,
So nagt an mir der Gegner Zorn!

Sie ſelbſt, durch die dein Herz geſundet,
Die dich bezaubert — ſie verwundet
Mein trauernd Auge, die Natur!
Der Tag iſt ſchwül, und ſüß nur deine
Frühdämm'rung! — was mir zuruft: Weine!
Ruft lächelnd dir zu: Singe nur!

Wohlauf denn, ſinge! ſing', o Süße!
Dies goldne Morgenroth begrüße,
Dem einſt auch meine Bruſt geklopft!
Doch nicht, daß Alles Licht ſei, wähne!
Wer weiß, ob nicht auch eine Thräne
Einmal von deiner Wimper tropft!

Dann will ich trauernd dir gewähren
Mein Mitleid; — eines Weibes Zähren,
Rein, wie der funkelnde Kryſtall,
Rein, wie die Bruſt, in der ſie ſchliefen,
Sie perlen, ach! aus tiefern Tiefen,
Als eines Weltmeers Tropfenſchwall!

Die arme Blume.

Die arme Blume ſprach zum Schmetterlinge:
Flieh' nicht! uns fiel
Ein zwiefach Loos; du ziehſt auf flücht'ger Schwinge,
Ich haft' am Stiel!

Und dennoch lieben, fern der Menſchen Neide,
Einander wir!
Wir gleichen uns; man ſagt uns: alle beide
Seid Blumen ihr!

Doch, ach! du folgſt der Lüfte mildem Wehen;
Mich hält der Strauch!
Wie gerne ſchickt' ich in die blauen Höhen
Dir meinen Hauch!

Umſonſt! du flatterſt raſtlos auf den Matten,
Gibſt Kuß auf Kuß;
Indeß ich, trauernd, einſam meinen Schatten
Betrachten muß!

Du fliehſt, kommſt wieder, zeigſt auf jedem Beete
Des Fittigs Glanz,
Und findeſt mich bei jeder Morgenröthe
In Thränen ganz!

O du, mein König, ſoll die Lieb' uns bringen
Glück, Wonne, Raſt:
Gleich mir dann wurzle, oder gib mir Schwingen,
Wie du ſie haſt!

Zuſchrift an .....

Roſen und Falter, alle ſie einſt einen
Im Grabe ſich.
Warum erſt dann? Im Leben, ſollt' ich meinen! .....
Wir beide? — ſprich!

Sei's hoch im Licht, wenn lieber deſſen Spuren
Dein Flug begrüßt;
Sei's auf der Flur, wenn gern ſich auf den Fluren
Dein Kelch ergießt!

Wo dir's gefällt! Im Thal und auf dem Hügel
Und in der Luft!
Gleichviel, ob du Korolle biſt, ob Flügel,
Glanz oder Duft!

Doch Eins thut Noth: Beiſammenſein! — O werde,
Die mich beglückt!
Dann kann man wählen, Himmel oder Erde,
Wie es ſich ſchickt!

Am Geſtade des Meers.

Ein herrlich Schauſpiel, ſieh'! — Dies prächtige Gelände,
Das, in der Fernen Duft, ohn' Anfang und ohn' Ende;
Dies Waſſer, dieſes Korn und dieſer dichte Wald,
Und dieſe Hütte, draus ein fröhlich Lachen ſchallt;
Das Meer, das, gürtend rings die Ebne, licht vergüldet
Der Morgenſonne Strahl, und dieſer Golf, gebildet
Durch Gottes Hand und die der Menſchen — ſieh', er trägt
Zur Schau die Doppelſpur, die ſeinen Strand geprägt!
Dann Haiden, alte Thürm' auf ſchroffen Felſenzinken,
Und Höhlen, die der Fluth geſalzne Schäume trinken;
Das bräunende Gebirg, das, unterm Wolkenzelt
Ein grün und lachend Thal in ſeinem Schooße hält,
Wie Blumen trägt ein Kind in einem grauen Kleide
Im Dufte dann die Stadt voll prächtiger Gebäude,
Die ſummend, Dach an Dach, ausbreitet ihre Zier;
Und dieſes Tönen dann, das manchmal ſich aus ihr

Erhebt: ein dumpf Geräuſch von Rädern und von Stimmen;
Dann auf dem Uferkies der Brandung matt Verſchwimmen;
Der dunkelgrüne Tang, der zitternd auf der Fluth
Zuſammen mit des Bergs gewalt'gem Schatten ruht;
Die Schwalbe, die, zu ziehn, in Schaaren naht dem Meere;
Zu meinen Füßen hier der Pflug, dort die Galeere,
Ein jegliches bemüht, daß ſeine Furch' es zieh';
Hier Bäume, Maſten dort, der Winde Spielwerk ſie;
Dort unten, jenſeits noch der fernen Berggefilde,
Der duft'ge Horizont, voll zitternder Gebilde;
Was zahllos unſerm Blick hier auch geboten wird,
Ob es im Lichte ſchwimmt, ob es im Schatten irrt,
Was geht, was ſteht, was fliegt und flattert, Hirt und Heerde,
Fels, Woge, Raſen, Berg — ſchau' hin, das iſt die Erde!

Und über deiner Stirn die Wolke, licht geſtreift,
Die durch des Aether's Blau zerrißnen Purpur ſchleift;

Ihr Mantel von Azur, der Abends ſich verhüllet;
Der ungemeßne Raum, den Sphärenklang erfüllet:
Das ewig wandelnde, gluthſchnaubende Geſpann
Der Sonne, die, was iſt, der Art verwandeln kann,
Daß, ſeinen Regen oft beſprüh'nd mit eh'rnem Schimmer,
Man Nichts ſieht in der Luft, als bunte, prächt'ge Trümmer,
Als ein unendliches, glüh funkelndes Gewirr
Von braunem Kupferzeug und gelbem Erzgeſchirr,
Als Helme, Schwert und Schild, und goldne Panzerſchuppen,
Und Scharlachdecken auf der Wolkenroſſe Croupen;
Der Aether, dieſes Meer, ſo flüſſig und ſo klar,
Das keine Grenzen kennt, grundlos und uferbar;
Das jedes Odemzugs Fortbeben ſchon erſchüttert;
In dem, was ſich bewegt, was athmet, ſtrebt und zittert,
Mit mächt'gem Wellenſchlag als eigne Woge fließt,
In deſſen Tiefe ſich der Dinge Schwall ergießt: —
Frühroth und Abendroth, Schneeſturm und Lenzeskühle,
Des Winters eiſ'ge Luft, des Sommers dumpfe Schwüle,

Des Weihrauchfaſſes Duft, und der des Blumenthals,
Die Sterne, funkelnd durch die Himmel milden Strahls,
Der Nebel auch des Flors, und jenes Sternes Feuer:
Die Flitter, hell und licht erglüh'nd auf ſchwarzem Schleier,
Der Krieger Kampfgeſchrei, die Trommelſchlag belebt,
Des Neſtes Zittern auch, das bang vor Liebe bebt,
Hauch, Echo, Nebel, Dampf, der Wetterwolke Brennen,
Und tauſend Dinge noch, die Lippen nicht benennen,
Die Wellen, welche Licht und Schall durch's Weltall ſpült,
Was man am Tage ſieht, und was bei Nacht man fühlt; —
Wohl, Alles dieſes, Raum, Luft, Gluth- und Wolkenzonen,
Dies flüß'ge Aethermeer und dieſe Regionen,
In denen es von Licht und Strahlen flammt und glüht,
Zu denen dich und mich empor die Seele zieht,
In denen unſer Haupt, nach ew'gen, feſten Regeln
Von Welten dort, und hier umflogen wird von Vögeln;
Dies unausſprechliche, furchtbare, prächt'ge Was,
Unendlich, uferlos — ſchau' hin, der Himmel das!

Der Himmel hehr, und ſchön die Erd', o Süße!
Doch ſtrahlt dein Auge, pocht dein Buſen bang.
Ertönt das Gras vom Wandeln deiner Füße
So ſüß, daß ſüßer nicht der Lyra Klang!

Wenn ſich dein Lächeln mild von deinem Munde
Empor zu deiner ſchönen Stirne zieht,
Wie von des roſ'gen Horizontes Grunde
Die Morgendämm'rung aufflammt zum Zenith;

Wenn, ohne zu erblicken dich, das Wehen
Von deiner Stimme ſäuſelnd mir erklingt,
Wie eine Quelle, murmelnd ungeſehen,
Wie Vogellied, das uns im Traume ſingt;

Wenn meine Muſe, die geächtet trauert,
Sich zitternd hält an deinem Lichtgewand,
Wenn unter deinem mein Gedanke ſchauert,
Gleichwie ein Licht, beſchirmt von weißer Hand;

Wenn wir auf Moos uns an die Thalwand lehnen;
Wenn deine Seel' in deinen Augen glüht,
Und liebevoll mit einer Schweſter Thränen
Die Tugend hier, dort Sterne zittern ſieht;

Wenn, wie ein Feuer, das durch Zweige funkelt,
Durch deine Wimper mich dein Blick begrüßt;
Wenn, lächeln wollend, ſich dein Aug' verdunkelt,
Und plötzlich, ach! von Thränen überfließt;

Wenn meinen Leib dein Odem ſüß erſchüttert,
Wie Saiten, bebend jeglichen Moment;
Wenn deiner Hand Berühren mich durchzittert,
Und in mir weckt ein himmliſch Inſtrument;

Wenn, gleich dem Buſche, der den Herrn umglühte
Vor Moſen einſt in jener Wüſtennacht,
Sich deines Weſens wunderbare Blüthe
Plötzlich erſchließt in ihrer ganzen Pracht:

Dann iſt, was ſüß, gleich einem Opferheerde,
Mir deiner Schönheit Kelch zu jeder Friſt
Zuhaucht, viel mehr, als Himmel und als Erde,
Viel herrlicher — weil es die Liebe iſt!

Weil voll von Thränen unſre Stunden.

Weil voll von Thränen unſre Stunden,
Und weil von Unruh' voll ſie ſind;
Weil jeden Kranz, den du gewunden,
Entblättert ſchon ein rauher Wind;

Weil unſre Eltern ſchon gegangen
Den Weg ſind, der uns Alle ruft;
Weil Kinder ſchon mit rothen Wangen
Sich vor uns legten in die Gruft;

Weil, die mit deiner Seufzer Schalle
Du füllteſt, dieſe Thränenſtatt
Schon längſtens unſre Wurzeln alle
Und unſrer Blumen ein'ge hat;

Weil in der jetzt Geliebten Stimme
Der einſt Geliebten Wort ſich mengt;
Weil allwärts über uns der ſchlimme
Schlagſchatten des Vergang'nen hängt;

Weil, wenn die Bruſt uns Wonnen heben,
Uns jäh verſchlingt des Schmerzes Meer;
Und weil wie ein Gefäß das Leben,
Das man nicht voll macht und nicht leer;

Weil man, je mehr man vorwärts ſchreitet,
So tiefer nur verſinkt in Nacht;
Und weil für uns längſt ausgebeutet
Der Hoffnung trügeriſcher Schacht;

Weil, ach! der Glocke ſtündlich Tönen
Nichts, Nichts für morgen uns verheißt;
Und weil man Keinen kennt von Denen,
Die uns der Drang des Weges weiſ't: —

So eile, Wohnungen zu bauen
Der Seel' an einem höhern Ort!
Nicht führt dein Pfad durch unſre Auen,
Nicht unſre Fluth birgt deinen Hort!

Bei Nacht, wenn Schatten dich umſchweben,
Laß ſchaukeln dich das Meer im Boot;
Die Fluth iſt bitter, wie das Leben!
Die Nacht verſchleiert, wie der Tod!

Den Abgrund und die Nacht befehdet
Ein unerforſcht Myſterium;
„Bis auf den Tag, wo Alles redet,"
So iſt des Herren Wort, „ſeid ſtumm!"

Umſonſt durch dieſer Fluth Getümmel
Sah'n Andre nach dem Boden aus;
Umſonſt, zu ſchauen dieſen Himmel,
Durchſpäh'ten ſie der Nächte Graus!

Du — ſtille dir des Herzens Klopfen
Der Friede des geſtirnten Doms!
Aus dieſer Urne Einen Tropfen,
Ein Lied nimm dieſes Tönestroms!

Dein Flug, die Andern überſchweb' er!
Dein ſchönes Aug', das trübe ſinnt,
Laß von der Erde, wo nur Gräber,
Zum Himmel ſchau'n, wo Seelen ſind!

Hoffnung auf Gott.

Kind, hoffe! Morgen! Was dein Mund auch flehte,
Nur Morgen, Morgen! Fleh' zu jeder Frist!
Bereit mit jeder neuen Morgenröthe
Zum Beten sei, wie Gott zum Segnen ist!

Kind, unsre Schuld ist unsrer Leiden Quelle!
Vielleicht, du Arme, wenn wir lange Zeit
Knieen vor dem Herrn auf seines Hauses Schwelle,
Daß nach den Andern Gott auch uns verzeiht!

Weil blumig uns der Mai.

Weil blumig uns der Mai hinausruft in die Büſche,
So komm, daß deinem Geiſt ſich das Gefild vermiſche,
Und mit ihm das Gehölz und, auf der ſtillen Fluth,
Der milde Mondenſchein, der zitternd auf ihr ruht,
Der Heerweg und der Pfad, das grüne Thalgelände,
Die Luft, der Lenz, und dort, verſchwimmend und ohn' Ende,
Der blaue Horizont, den, bräutlich und geſchmückt,
Die Erde lippengleich an's Kleid des Himmels drückt! —
O, kämſt du! daß der Blick der keuſchen Himmelsfeuer,
Der, zitternd durch die Nacht, ſtrahlt durch ſo viele Schleier,
Daß der von Vogellied und Duft erfüllte Strauch,
Und daß auf dem Gefild des Mittags ſchwüler Hauch,
Daß Meer und Waldesnacht, daß Sonnenſchein und Dunkel,
Daß ringsum der Natur Erglühen und Gefunkel,
Daß fruchtbar Alles dies, als Doppelblume, triebe
Schönheit auf deiner Stirn, in deinem Herzen Liebe!

An Louis B.

Den du gekannt, o Freund, der Wandrer, deſſen Herz
Verwundend bloß gelegt ſo mancher herbe Schmerz,
Erklomm, als nun gemach des Tages Laute ſchwiegen,
Einſam und trüben Sinns des düſtern Thurmes Stiegen;
Des heil'gen, drauf der Menſch in den Granit geſprengt
Sein Denken, dran ihr Neſt die heiſ're Dohle hängt!

Die Wendeltrepp' hinan, die ſcharf mit ſeinem kalten
Wehn der Nordoſt beſtreicht durch des Gemäuers Spalten,
Schritt er, bis, laſſend jetzt der morſchen Stufen Pfad,
Er unter des Gewölbs geſtützte Bogen trat,
Wo, harrend des Gebets, die Glock' in ſtiller Trauer,
Ein eh'rner Vogel, ſchlief in ihrem Eichenbauer!

Der Klöpfel feierte, der Wecker ihres Schalls!
Ein mächtig Tau beind der Glocke knot'gen Hals.
Der Blick, der ſich vermaß, in ihr emporzuſchauen,
Sah dichte Finſterniß in ihrer Kuppel [illegible]n.

Weich in den hellern Rand verlief die Dunkelheit
Des ſchwarzen Innern ſich! Es klang von Zeit zu Zeit
Im Schatten dieſes Doms, drin noch die Luft vibrirte,
Als ob erzitternd ſich ein Streifen Tuches rührte.
Es glitt die Wand entlang ein Flüſtern, leis und ſacht,
Als ob, entringend ſich des Glockenſtuhles Nacht,
In der geflügelt ſie zu Legionen ſchliefen,
Die Töne, halb erwacht und halb im Schlaf, ſich riefen!
Ein wunderſam Geräuſch, hörbar der Seele bloß!
Denn, wenn ſie ſchlummern ſelbſt, lichtlos und odemlos
Raucht der Vulkan, und haucht die Glock' ein ſeufzend Wehen;
Aus dieſem Erze ſtets wallt auf ein leiſes Flehen;
Man lullt ſo wenig ein die Glock' auf ihrem Thurm,
Als auf der See die Fluth, als in der Luft den Sturm!

Ein grollend Echo ſie des Himmels! Eine Stimme,
Die mit dem Donner buhlt, und Stand hält ſeinem Grimme!
Geſchaffen für die Stadt, wie er für Meer und Kluft!
Ein lärmerfüllt Gefäß, ſich leerend in der Luft!

Es hatte, wer ſich ihr genaht, den ſpröden Maſſen
Der rieſ'gen eine Spur von ſich zurückgelaſſen.
In die gegoſſene Taufinſchrift überall
Sah ſchnöde Worte man gekritzelt in's Metall.
Zu oberſt, künſtlich aus dem Erz hervorgetrieben,
Zeigt' eine Krone ſich, zerhackt von Meſſerhieben.
Wohl gruben Furchen ſie tief in die braune Wucht,
Die Gott der Herr beſeelt — doch keine brachte Frucht!
Sie hatten hier geſä't, der ſeine ſünd'gen Tage,
Der ein bereuend Herz und unfruchtbare Klage,
Der Sinnenliebe gar, die ſich ergeht im Koth,
Und Alle jenen Halm, der nie noch Aehren bot,
Die Gottvergeſſenheit! — Entheiligt war die Reine!
Wie ſpottend, glomm auf ihr der Roſt mit gelbem Scheine!
Dem Namen Gottes grub der Eine ſeinen ein!
Wo Ja der Prieſter ſprach, da ſchrieb der Andre Nein!
O, feiger, ſchlechter Schimpf, vom Lebenden dem Todten,
Von dem Vergeh'nden ſtets dem Bleibenden geboten!

Da, während um ihn her der Lüfte Säuſeln klang,
Und während in ſein Ohr der Stadt Getöſe drang;

Da, während ihren Duft die Fluren ſtill verhauchten,
Die Menſchen redeten, und ihre Dächer rauchten —
Da fühlt' er, wie ein Baum, der, zitternd und verwirrt,
Es fühlt, wie Flügelſchlag um ſeine Blätter ſchwirrt,
Da fühlt' er, auf das Erz geheftet all' ſein Denken,
Gedankenſchwärme ſich auf ſeine Stirne ſenken!

I.

Einſam auf deinem Thurm mit der gezahnten Firſt,
Aus deſſen Höhe dumpf dein Ton hernieder birſt,
O Glocke, die du hoch im Reich der Wolken dräueſt,
Und die geballten oft mit deinem Hauch zerſtreueſt,
Schläfſt du im Schatten jetzt, und Nichts erhellt dein tief
Und ſchweigend Erzgewölb, in dem der Schall entſchlief!
O, während dich ein Geiſt, dein Weſen zu erkunden,
Betrachtet, ſchweigend ſelbſt, in deines Schweigens
Stunden,
Laß jenen dunkeln Trieb, ſo wunderbar und ſüß,
Der eine Schweſter ſtets die andre finden ließ,

O, laß ihn ſagen dir, daß jetzt im Abendſcheine
Dir eine Seele nah, erzitternd wie die deine,
Die mächtig oft erſcholl, wenn du im Schlummer lagſt,
Die in der Liebe klagt, wie du im Himmel klagſt!

2.

O, als ich jung noch war, als meine Morgenröthe
Beſeligend und ſtolz durch meinen Buſen wehte,
Damals wohl grub mein Geiſt, froh ſchaffend, in ſein rein
Und jungfräulich Metall, von wo ſein Kommen, ein!
Da ſchmückt' ihn ſchimmernd wohl geweihter Lettern
Zone;
Nicht, Mutter, und es ward geprägt ihm eine Krone?
Dann aber kamen ſie, die auf der offnen Bahn
Der Sinne trügeriſch dem ſchwachen Herzen nahn;
Die, wenn der Zufall ſie vor unſer Haus getragen,
Mit wildem Ungeſtüm an ſeine Pforte ſchlagen,
Den Sterblichen bedrohn, ſelbſt wenn er Opfer bringt,
Und machen, daß nicht ſtets dem Ewigen erklingt —

Der Leidenſchaften Schwarm, o Gott, er ließ die Gaſſe,
Daß er die Seele mir mit wilder Gier erfaſſe;
An eines Griffels Statt nahm er ein Meſſer ſich,
Grub auf das ehrne Wort mit frevelhaftem Stich
Schmähung und Läſterung, der Irrthum ſich vermiſchte,
Bis gänzlich er zuletzt das Heilige verwiſchte;
Gleich deinem, Glocke, drin des Herren Name ſchier
Entſtellter nicht erſcheint und wüſter, denn in mir!

3.

Was aber gilt denn dies der Glock' und meiner Seele?
Es würdige ſie nur erweckender Befehle
Der Geiſt, berühre ſie, und ſage beiden: Singt!
Und plötzlich, ſiehe da, gewalt'gen Tones ringt
Aus ihrer bangen Bruſt, die dunkle Schatten decken,
Durch Aſchen und durch Roſt, durch Schrammen
und durch Flecken,
Und durch beſudelnde Verhöhnung feierlich
Ein laut und herrlich Lied los in die Himmel ſich!

Das Hoſianna hieß alsdann von allen Kehlen,
Des Herrn Gedanke hieß, und der Natur Erzählen!
Ja, was, wie Meeresſturm und Morgenſonnenlicht,
In Wetterſtrahlen dann und Seufzern Bahn ſich bricht,
Was durch die Lande brauſ't, wie Schnee von eiſ'ger Firne,
Was man entzücken ſieht der nie geſenkten Stirne,
Gleichwie dem Glockenthurm, der ſtets gen Himmel
ragt —
Es iſt das große Lied, das Alles, Alles ſagt:
Die Seufzer, die gepreßt aus bangen Herzen ſchallen;
Den Schrei des Steigenden, und deſſen, der gefallen;
Das Reden Jegliches zu jeder Leidenſchaft;
Der Täuſchung Lebewohl, die ſüß uns fortgerafft;
Die Barke, die zerſchellt der Brandung zornig Schäumen;
Des Weibes tiefer Gram, der Jungfrau ſtilles Träumen;
Die Tugend, die zumeiſt nur Dulderherzen füllt,
Und aus der Bitterkeit des Borns der Leiden quillt;
Den Altar, den von Volk und Weihrauchduft umwallten;
Die Mütter, die zurück den Schritt der Kinder halten;
Die Nacht, die ſchweigen heißt des Weltalls täglich Feſt,
Und nur die Meere noch hienieden ſprechen läßt;

Der Frühe Sternenglanz, des Sonnenaufgangs Gluthen,
Und, wenn die Sonne ſinkt, des Weſtens prächtig Bluten;
Den Berg, der mit dem Strom, in ſäuſelndem Akkord,
Nur Eines Namens Ruhm verkündigt fort und fort;
Das wunderbare Lied, das, unter Flügelſchlägen,
Dem Neſt der Schwalbe zieht vom Adlerhorſt entgegen;
Und jenen Kreis, den, ach! der Menſch ſo bald umgeht:
Des Herzens Reinigkeit, die Liebe, das Gebet;
Endlich des Lichtes Schein, den, daß ſie ihn ergießen
Kann auf die Welt, der Herr läßt in die Seele fließen!

4.

Und tief erſchüttern wird die Menſchen dies Getön!
Es werden, die durchs Feld, und die in Städten gehn,
Es wird, wer weiſe lauſcht des Herzens heil'gen Kunden,
Und wen die Ewigkeit vergeſſen läßt die Stunden,
In Demuth neigen ſich! — dann lächelt für und für
Das Kind die Mutter an, und zeigt den Himmel ihr!
Sein wundes Herz alsdann wird Jeder einen fühlen
Und Alles heilenden Balſam durchrieſeln fühlen!

Aus Einer Schale dann berauſchen ſich der Schwarm,
Und wer in Einſamkeit ſich hingab ſeinem Harm!
Geweckt durch das Geräuſch, fährt auf aus ihrem Traume
Die Jungfrau, die geruht auf blum'gem Quellenſaume!
Die Menſchheit zuckt empor, ein wunderbar Gemiſch:
Die Wittwe, welche weint; der Wechsler, deſſen Tiſch
Steht in des Tempelhofs entheiligtem Bereiche,
Wie einen Pilz man ſieht am Fuß der alten Eiche;
Der Gläub'ge, der ſich tief, o Kirchthurm, vor dir bückt —
Sie alle hören dann, erſchrocken und entzückt,
Wie träumend man vernimmt der Meere brauſend
Wallen,
Das dumpfe Klaggeſchrei der eh'rnen Seele ſchallen!

3.

O Hymne der Natur und Menſchheit, deren Schall
Ohn' Ende weiter ruft ein jeder Wiederhall!
Ernſt, freudig, nie gehört, erhaben und verzweifelnd!
Lied, von Gebirgeshöh'n tief in den Abgrund träufelnd,

Das, wenn die Tiefen es mit ſüßem Klang durchbebt,
Wie Katarakteneduft zurück zum Himmel ſchwebt!
Lied, das auf Bergen man und Ebnen höret klingen,
Das durch den Aether tönt als Athmen, Weinen, Singen,
Lied, das im Fluſſe ſchäumt, das durch die Wälder zieht,
Zur Stunde, wo zugleich man ſich entzünden ſieht
Am Saum der finſtern Schlucht, die Wolkenbänke gürten,
Den Stern des Schäfers mit dem Abendfeu'r des Hirten!
Lied, das beim Morgengrau'n auf Waſſerſpiegeln weht,
Und in der Vöglein Neſt am Abend ſchlafen geht!
Wort, das die Glocke weiß den Glocken zu erzählen,
Und das als Tröſterin die Seele ſagt den Seelen!
Endloſer, rieſ'ger Pſalm, den alles Reden nicht
Der Sprachen wiedergibt, die man auf Erden ſpricht,
Und der in Einem Wort der Lippe doch entwehte
Deß, der: ich liebe! ſprach, und deß, der ſprach: ich bete!

Und dieſer glüh'nde Pſalm, der alle Welt bezwingt,
Der minder in der Luft, als in den Herzen klingt,
Wird, daß er mächtiger aus ihren Tiefen walle,
Aufthun der Seele, wie der Glocke Poren alle!

Sie werden ſingen ihn, ſüß, wie die Taube girrt;
Rein, wie der Quelle Ton, die durch die Wälder irrt;
Keuſch, wie des Seufzers Hauch, den Liebesflehn geboren;
Jungfräulich, wie das Lied der funkelnden Auroren!
Mit tauſend Zungen dann froh werden jubeln ſie,
Voll von Begeiſterung, von Lieb' und Harmonie!
Dann wird nicht das allein, was übrig noch auf ihnen
Vom heil'gen Worte blieb, ihr einſtig Fehlen ſühnen;
Nein, Alles auch, was frech in ihr entweihtes Erz
Der Stahl des Wandrers grub mit frevelhaftem Scherz,
Der Spott, der ſich gepaart der Schmähung und dem Hohne,
Sammt der verſtümmelten und ſchlecht geword'nen Krone —
Das Alles, ernſt durchdröhnt von ihrer Töne Wehn,
Und jäh verwandelnd ſich bei ihrem ſüßen Flehn,
Wird, lieblich flüſternd zu des Ganzen Seraphklängen,
Ein mild und klagend Lied in ihre Stimme mengen!
In dieſer zitternden und heil'gen Töne Schwall
Verhallt die Läſterung, gegraben in's Metall!

In dieſen Liebesſtrom, gleichwie ein Tropfen, träufelt
Jeglich verneinend Wort, wie jeglich Wort, das zweifelt;
Und, daß der Hymnus ſich erhebe klar und rein,
Wird Nichts Beſudelung, wird Alles Erz nur ſein!

6.

O Herr! du, deſſen Blick den unſern neu befeuert,
Sieh', welch' ein Siegesfeſt dein Wort, das heil'ge, feiert!
Fürwahr! ein Schauſpiel iſt's, erhaben, ſüß und hehr,
Für uns, Herr, wie für dich und für der Engel Heer,
Daß, was vorübergeh'nd des Frevlers Hand geſchändet,
Berührt von deinem Geiſt, zu dir ſich wieder wendet;
Daß laut es dir lobſingt mit feierlichem Ton,
Im Herzen Liebe nur, wenn auf der Stirn auch Hohn!

In ſolchen Bächen war's, mit ſolcherlei Gefälle,
Daß ſeines Denkens Fluth fortſtrömte Well' auf Welle,
Mit jedem Augenblick von Seufzern neu getrübt. —
Die Nacht, die treu der Gram, wie eine Schweſter, liebt,

Hatt', als er niederſtieg, mit Dunkel ſchon umgeben
Die Welt; — und raſtlos riß das ungewiſſe Leben
Fort dieſen Blutenden, es riß ihn blindlings fort
Zu Dingen, harrend ſein an einem andern Ort!
Fort riß es dieſe Stirn, drauf eine Seele zittert,
Die das Geſchick zerreißt, die, folgſam und erbittert,
Des Klöpfels Schlag erträgt und ihrer Wunden Schmerz,
Von Glaſe, wenn ſie ſeufzt, und wenn ſie trotzt, von Erz!

In der Kirche zu . . . . . .

1.

An Demuth war ſie reich und tief geſenkt von Chor,
Die Kirch', in die wir ſchritten;
Die ſeit Jahrhunderten manch Herze ſchon erkor,
Vor Gott ſich auszuſchütten.

Im Grau'n der Dämmerung traurig und ernſt war ſie,
Die Scheiben glommen trübe.
Der Altar, dienerlos, war ohne Flamme, wie
Ein Herz, das ohne Liebe.

Der Strophen ſcheue Flucht, die jeden Abend rein
Sankt Paul ſonſt ließ erklingen,
Sie hatten auf des Chors verlaßnen Stühlereih'n
Geſenkt jetzt ihre Schwingen.

Und Er, der ſeine Gluth in jeden Buſen geußt
Und fortreißt jede Kehle,
Nicht ließ er tönen mehr die Orgel, die, verwaiſt,
Ein Leib ſtand ohne Seele.

An jener Hand gebrach's, die durch den Tempel trug
Des Wohllauts kräft'ge Schöne,
Die nur ſo eben noch mit Herrſcherfingern ſchlug
Der Claviatur Getöne;

Und lieblich, während ſich die Finger, nimmer laß,
Bald ſenkten, bald erhuben,
Entlang es rieſeln ließ, wie eines Schwammes Naß,
Die mächt'gen eh'rnen Tuben.

Ja, tief im düſtern Schiff ſahn wir die Orgel ſtehn,
Stumm, finſter von Geberde;
Das einz'ge Seufzen ſie, der einz'ge Ruf ſie, den
Zum Himmel ſchickt die Erde!

Die einz'ge Stimme ſie, die mit der Welle Schall
Und mit der Wälder Klingen
Hienieden murmeln kann ein Ahnen, einen Hall
Von mehr als ird'ſchen Dingen!

Und draußen mit der Flur ſchlief auch der Tempel ein,
Nur flimmerte verloren
Und einſam hier und dort der Lampe trüber Schein
Tief in den Korridoren.

Zuweilen nur durchzog ein Seufzen, ſchwer und tief,
Die Sitze, dicht vergattert;
Wie wenn in einem Forſt, der eben erſt entſchlief,
Ein letzter Vogel flattert.

Und jeden Augenblick im Dunkeln fühlte man
Und ſah es an mit Trauern,
Wie etwas Herrliches und Reizendes verrann
Im Schatten dieſer Mauern!

Die Kirch' im Dämmerlicht, traurig und ernſt war ſie;
Die Scheiben glommen trübe.
Der Altar, dienerlos, war ohne Flamme, wie
Ein Herz, das ohne Liebe.

Da neigte, wie ein Schiff, das untergeht im Sturm,
Dein Haupt ſich, grammumzogen;
Doch draußen in der Stadt umfluthete den Thurm
Zahlloſer Stimmen Wogen.

2.

Und ihr Gerede war's, das freudig alſo ſcholl:
„Des Lebens Wonnen winken;
Die goldnen Becher uns, die ſüßen Weines voll!
Laßt Andre Kelche trinken!

„Genießt! der Stunde Flug läßt uns zurück kein Pfand!
Die Lampe zehrt vom Oele!
Mit jedem Augenblick, ach! lockert ſich das Band,
Das feſt hält Leib und Seele!

„Friſchweg das Beſte nehmt, was uns die Dinge weih'n!
Greift zu mit keckem Triebe!
Der Blume nehmt den Duft, der Traube nehmt den Wein,
Dem Weibe nehmt die Liebe!

„Und was für Becher auch ihr leeret, leert ſie ganz!
Des letzten Zephyrs Fächeln
Verleid' euch erſt den Lenz! Verbraucht der Schönheit Glanz
Bis auf ihr letztes Lächeln!

„Was unſre Sinne reizt, bis an ſein Ende ſei's
Geſchlürft mit trunknem Koſen!
Zumal ein Ding, das ſtirbt, o meine Freunde, weiß
Oft trefflich zu liebkoſen!

„Den Wein, der mich erfreut, lieb' ich am meiſten,
ſeht!
Des letzten Tropfens wegen!
Grad' das Berauſchende des luſt'gen Trankes weht
Aus ihm oft uns entgegen!

„Warum uns werfen denn auf jede Wolluſt nur,
Und ganz nicht ſie ergründen?
Es kann ja nur, wer kühn des Meeres Grund befuhr,
Verborgne Perlen finden!

„Was denn wohl frommt es uns, wenn voll die Hände
ſind,
Nach Neuem ſtets zu greifen?
Was hilft es, athemlos, gleichwie ein rennend Kind,
Bis an das Grab zu ſchweifen?

„Genießt mit Muße doch! Die Muße nur macht ſüß,
Was uns das Glück gegeben!
Wie einen Feuerbrand, den auf den Heerd man ſtieß,
Laßt Funken ſprühn das Leben!

„Thut nicht, wie Thoren thun, die weinerlich im Joch
Der Langenweile gähnen;
Es reiften allezeit die ſchönſten Früchte noch
Des Lachens ſchönen Zähnen!

„Traun, auch die Finſterſten beſudeln manchesmal
Den Geiſt, wie wir, die lachen.
Die Weiber und das Gold — ein Lächeln und ein Strahl
Kann weich ihr Herze machen!

„Sie fallen oft, wie wir! Was dieſen Herben frommt
Ihr Prunken und ihr Pochen?
Der Wellen trotzigſte, wenn eine Klippe kommt,
Sie wird wohl auch gebrochen!

„So zecht und jubelt denn! Es giebt der Luſt genug
Vom Abend bis zum Morgen!
Wohlauf, und breitet aus des Feſtes Tafeltuch,
Das Leichentuch der Sorgen!

„Wohl muß die Traurigkeit zur Seite ſtets der Luſt
Als finſtrer Schatten gehen;
Doch wer der Sonne Glüh'n zuwendet Aug' und Bruſt,
Wird nicht den Schatten ſehen!

„Daß die Verzweiflung einſt, daß einſt die Reue naht
Nach unſern Trinkgelagen;
Daß etwas Schwarzes ſtets uns folgt auf unſerm
Pfad —
Nun denn, was will es ſagen?

„Wir wiſſen's nicht! — Wohlauf! Was Schmerzen!
Scheucht ſie fort,
Wie mürriſch ſie auch lauern!
Es thäte wahrlich Noth, wenn uns ein Kranz verdorrt,
Die Roſen zu bedauern!

„Und nennen will ich euch der wahren Güter Zahl!
Zuerſt denn: was uns feiert!
Was unſer Haupt umblitzt mit Krone, Lied und Strahl,
Und es mit Duft verſchleiert!

„Und dann: die Gegenwart! Das Lachen, der Genuß,
Die abhold trüben Schlüſſen!
Ein Buſen, blendendweiß, vielleicht voll Ueberdruß,
Der ſeufzt, und den wir küſſen!

„Das prächtige Banket, das funkelnd durch die Nacht
Glanz und Getöſe ſendet,
Aus vollen Bechern trinkt, zu Boden fällt und lacht,
Von Fackeln ſchier geblendet!“

3.

Da, während ſo am Thurm der Stimmen Hall ſich brach,
Die durch die Dämm'rung weh'ten,
Und riefen: Freude, Glück, Genuß und Stolz! —
da ſprach
Dein ſüßes Auge: „Beten!“

4.

Sie redeten ganz laut, du aber ſagteſt leis:
„O Gott, durch den ich lebe!
Du gabſt mich Wankende hienieden Kämpfen preis,
Vor denen ich erbebe!

„Erbarme dich, o Herr! denn, ſieh'! mein Schiff zerbricht,
Da Wetter es umgrauen!
Wie für die Kinder, Herr! warum doch haſt du nicht
Auch Engel für die Frauen?

„Ich weiß es, Gott, vor dir ſind unſre Tage Nichts!
Nur du biſt ohn' Ermatten;
Nur du biſt weſenhaft, voll Lebens und voll Lichts —
Wir Andern gehn im Schatten!

„Ich weiß es. Aber, ach! in dieſes Schattens Bann
Auch meinen Weg begehr' ich.
Wird Jemand Rede ſtehn? Ich fleh', und warte dann!
Erſt red' ich, und dann hör' ich!

„Doch Keiner kommt; — nur daß im trüben Dämmerlicht
Ich Schlingen rings muß ſchauen!
Wie für die Kinder, Herr! warum doch haſt du nicht
Auch Engel für die Frauen?

„O Herr! rings um mich her, was Menſchen glücklich
macht —
Des Heerdes traut Gekoſe,
Der Hütte goldne Ruh', des Pallaſts Lärm und Pracht,
Das Neſtchen tief im Mooſe;

„Der Leuchtthurm, der durch's Land, daß er uns
führe, blickt,
Des Mitleids fromme Triebe,
Sogar die Freundſchaft, ach! die uns die Rechte drückt,
Und, die ſie preßt, die Liebe: —

„Ach, von dem Allen, Herr! iſt Nichts geblieben mir;
Ich wein', o Herr! und kranke,
Verworfen und verſchmäht in meinen Trümmern, ſchier
Wie eine wilde Ranke!

„Und dennoch hab' ich Nichts der harten Welt gethan;
Du weißt's, vor dem wir wandeln!
Du weißt's! mit heit'rer Stirn darf deinem Throne nahn,
Gerechter! all' mein Handeln!

Mich drückt, was du mir gabst, bis zu der Armen Heil
Ich's um die Hälfte mindre,
Um mich klagt Keiner, Herr! ich nehm' an Allen Theil!
Ich duld', o Gott, und lindre!

„Ich habe deine Huld, ich habe deinen Haß
Geſchmäht mit keinem Worte;
Und wenn ich Einen ſah, der träumeriſch und laß —
Ich wies ihm deine Pforte!

„Du weißt's! — Und dennoch, Herr, naht mir der Helfer nicht!
Wer trocknet meine Thränen?
Mir zittert jeder Steg, und jede Stütze bricht,
Daran ich mich will lehnen!

„Es ward vom Glücke nie mein Leben noch beſonnt;
Du wollteſt es — ich ſchweige!
Und zitternd, Strahl um Strahl, an meinem Horizont
Geht alles Licht zur Neige!

„Es meidet, ach! ſogar die Fluth und Ebbe mich
Des Dunkeln und des Hellen.
Mit jedem Tage mehr ſenkt meine Seele ſich
In düſtre Traumeswellen!

„Man ſagt, daß Herzen ſtets, die Grau'n der Nacht umgab,
Du gnädig aufgerichtet.
Sei du mein Stab, o Herr! o Herr, ſei du mein Stab!
Denn Alles wankt und flüchtet!"

5.

Und ich betrachtete, die ſo zum Herren ſchrie
Aus bangen Finſterniſſen;
Der heil'gen Stätte werth, und lieblich fand ich ſie
In ihren Thränengüſſen;

Und redete zu ihr; — doch nicht geſchah es, um
Die Weinende zu ſtören,
Falls Worte beſſrer Art im nächt'gen Heiligthum
Sie möchte ſchallen hören;

Denn, ob ſie alternd bleicht, ob jugendlich ſie glüht,
Sei's Jubeln oder Klagen —
Ein Altar, der ein Weib in ſeinen Grenzen ſieht,
Hat ſtets ihr 'was zu ſagen!

6.

„Du Liebliche, wirf ab, was dich erſeufzen macht!
Warum noch immer weinen,
Mit deinem Herzen du? Weib, finſter, wie die Nacht,
Süß, wie des Frühroths Scheinen?

„Was! ob das Leben auch, die ungewiſſe Friſt,
Dir, die du ohne Fehle
Mit jedem Augenblick bereit zu brechen iſt —
Haſt du nicht deine Seele?

„Die Seele, die vielleicht ſchon bald dich himmelwärts
In Gegenden wird tragen,
Die höher, wahrlich, ſind, als jeder Erdenſchmerz,
Als alle Erdenklagen!

„Sei wie der Vogel du, der kühn auf ein bewegt
Aeſtlein ſich ſetzt, zu ſingen;
Der brechen fühlt den Zweig, und dennoch weiter ſchlägt,
Wohl wiſſend, er hat Schwingen!“

Auf das erſte Blatt eines Petrarka.

Wenn Liebesflammen ſich in meine Seele ſenken;
Wenn, der du Lauren einſt gefeiert, all' mein Denken,
Dem kalten Pöbel fern, der Hohn dem Heil'gen ſpricht,
Wie eine Blume nun aus ſeiner Knospe bricht:
Dein Buch ergreif' ich dann, das Himmelslüfte fächeln;
Drin die Entſagung oft mit ihrem bittern Lächeln
Sich Hand in Hand uns zeigt mit der Entzückung Gluth;
Dein ſchönes Buch, in dem, wie die kryſtall'ne Fluth
Rauſcht über goldnen Sand aus eignem, freiem Triebe,
Auf ſo viel Poeſie hinrieſelt ſo viel Liebe!
O Meiſter, deinem Quell nah' ich, und ſinne ſtill,
Was deiner Töneſchaar Geheimniß ſagen will;
Blume der Liebe, die, gehegt auf laub'ger Wieſe,
Fünfhundert Jahre ſchon geduftet zu Vaucluſe!
Und während träumeriſch ich leſe — ſicherlich,
Wer mich erſchauete, er ſähe lächeln mich!

Denn, fern der Orgien, gleichwie des Markts Gedränge,
Gehn deine züchtigen und edlen Klaggeſänge,
Jungfrau'n mit blauem Aug' und lieblichem Profil,
An mir vorüber, ach! und tragen deinen Styl,
Der von Metaphern blitzt, hochſtirn'ge Kanephoren,
Einher in des Sonetts gegrabenen Amphoren!

Auf alle Weiſe läßt der Andern Schwarm.

Auf alle Weiſe läßt der Andern Schwarm
Sein Leben gehn, ſein Wünſchen, ſeine Seele.
Alles in ihnen geht, wie es die Dinge,
Die kommen, wollen; ohne die Idee
Geht ihre That, und hauptlos geht ihr Fuß.
Sie folgen ihren Träumen; folgen jeder
Thür, die ſich öffnet, jedem Zug des Windes.
Das Jetzt verſchlingt in ſeiner Kürze ſie.
Sie waren nicht — ſie werden niemals ſein;
Sie ſind, und weiter Nichts! Sie ſchwanken, zweifeln,
Und gehn! Der Wandrer folgt dem Pfade nicht!
Das Eine hebt in ihnen durch das Andre
Sich auf, der Ekel durch die Sinnenluſt,
Das Ja durch's Nein, das Geſtern durch das Heute!
Sie leben Tag um Tag, Gedanken um
Gedanken — ach! und irre geht ihr Wünſchen.

In ſeinen Maaßen hält ſie kein Accord;
Und wenn ſie denken, wie die Leidenſchaft
Es ihnen eingiebt eine Stunde — Nichts
Dröhnt aus des Jenſeits dunkeln Fernen dann
In die Ideen, die dieſer Stunde folgen!
Für ihre matten und erloſchnen Herzen
Hat, ach! die Liebe keine ſüßen Schmerzen;
Für ſie iſt das Vergangne wurzellos,
Und Blumen nicht birgt ihrer Zukunft Schooß.

Doch du, die ſo viel Lichtes du ergießeſt
Auf meine Seele; die du ſeit zwölf Jahren,
Bald Weib, bald Engel, hier mich unterſtützteſt,
Und dort mich hielteſt; die mit deinen Flügeln
Du mich beſchirmteſt, und in deinen Armen
Mir Ruhe gabſt — du, die du allezeit,
Das Herz im Munde tragend, ſichtbar machſt,
Wie ein lebendiges Symbol, den Augen
Des Innern Ruhe durch des Aeußern Frieden,
Des Geiſtes Liebreiz durch des Leibes Kraft,
Die Güte durch die Freude, und (gleichwie

Die Götter ſelbſt) die höchſte Tugend durch
Die höchſte Schönheit! — du, mein Pol, mein Leitſtern,
Indeſſen wir bei allen Dingen ſchwanken,
Weißt du, daß jede Seele ihr Geſetz hat!
In dir iſt Alles heiter, ſtrahlend, treu;
Du ſtörſt die Harmonie des Ganzen nicht,
Und biſt, wie eine Sphäre in den Himmeln!
In dir erhält ſich Alles durch die Anmuth;
Dein Geiſt vermählt ſich lächelnd deiner Seele,
Und, ſieh'! dein Leben, kennt es Thränen auch —
Verborgen, wie ein ſeufzend Neſt im Walde,
Wie eine Welle, die auf Moose klagt,
Iſt es ein Wettgeſang von allem Süßen!
Schönheit und Tugend, Lächeln, Flammenauge,
Dein ganzes Weſen iſt zu Gott ein Hymnus!
Sieht ſo vollkommen und ſo ſchön man dich,
So glaubt man oft, ein Tönen, feierlich
Und ſüß, entwehe leiſe deinem Gang —
Die Andern ſind Getöſe, du Geſang!

Du, ſei geſegnet allezeit!

Du, ſei geſegnet allezeit!
Eva, die keine Schlange meiſtert!
Die, von der Tugend nur begeiſtert,
Auf reinen Gipfeln ihr ſich weih't!
O Seele, fleckenloſe, reine,
Die du die Flügel tauchſt in eine
Geheimnißvolle, dunkle Fluth,
Die einſam, in des Schweigens Hut,
Erglänzt von prächt'gem Wiederſcheine!

Und weißt du, was der Dürft'ge ſpricht,
Sieht er dich wandeln durch's Gefilde?
— „Das iſt die Anmuthvolle, Milde,
Die gern ihr Brod den Armen bricht!
Sie neigt ſich über unſerm Pfühle,
Sie fendet unſern Schläfen Kühle,
Sie macht, daß unſre Schmerzen fliehn!
Und ſüß aus ihrem Munde ziehn
In Worten ihrer Bruſt Gefühle!" —

Und weißt du, was die Wittwe denkt,
Indeſſen ihre Zähren fließen?
— „Ein guter Engel miſchet ſüßen
Honig der Galle, die mich tränkt.
Wie Thau ſich ſenkt auf Blumenauen,
So ihre Milde läßt ſie thauen
Auf meinen Jammer, meinen Schmerz.
Verſtanden hat ſich unſer Herz —
Ich elend, ſie der Stolz der Frauen!

„Ihr fragt, ob ich es denn erfuhr,
Daß ihre Luſt das Böſe meide? —
O, ihrem Antlitz iſt die Freude
Das, was dem Himmel der Azur.
Hat es ihr Blick doch auch geleſen,
Daß dieſe Trauer, die mein Weſen
Zerreißt, nur heil'gen Schmerz empfand.
Wie meine Thränen ſie verſtand,
So weiß ihr Lächeln ich zu löſen!" —

Wenn ich die Waiſen nennen ſoll —
O, wenn ich bei des Heerdes Glühen
Nun deine Kinder auf den Knien
Verſammle, deines Herzens voll;
Wenn ich vom Winter ihnen ſage,
Vom Hunger, und der ſtillen Klage
Der armen, elternloſen Schaar,
Die, kaum geboren, nackt und baar
Vertrauen muß der Jugend Tage;

O dann, indeß es seufzend schweigt,
Das bange Häuflein deiner Kleinen,
O, weißt du dann, was, feucht von Weinen,
Ihr Auge sagt, das deinem gleicht?
— „Die eure Eltern ihr begraben,
O kommt, ihr Mädchen und ihr Knaben!
Kommt! bleiber bei uns für und für!
Ihr Armen, alle sollt, wie wir,
Theil ihr an unsrer Mutter haben!“

Und weißt du — senke nicht den Blick! —
Auch meines Herzens tiefstes Meinen?
— „O, sie ist sanft! Ihr Mund weis't keinen
Auch noch so bittern Trank zurück.
O Mutter, der die Kinder gleichen,
Du strahlst in meines Hauses Reichen
Auf meiner Stirne königlich.
Die Stirn erlischt und runzelt sich,
Doch nimmer wird die Krone bleichen!“ —

Du, deren Leidenſchaften ruhn,
Du, über niedern Zorn erhaben,
Du weißt nur Andre zu begaben,
Du weißt kein Thun, als edel Thun!
So auch, durchziehſt du meine Hallen,
Nahſt du den Herzen von uns Allen,
Die dir auf ewig unterthan.
Es können ſtets von einem Schwan
Nur weiße Federn niederfallen!

An Louiſe B.

1.

Dem Jahre folgt das Jahr; ſie kommen und entſchweben.
Sieh' da! ſchon wieder eins, das bald geſtorben iſt!
Schon wiederum ein Punkt erreicht in unſerm Leben!
Ein Winter wiederum, der unſre Lenze friſst!

Die Zeit, ein Jahr, ein Tag — mit unbedachtem Munde
Wirft es die Menge ſtumpf, wie andre Worte, hin!
Und wenn ſie plötzlich nun erſchallen hört die Stunde,
Wie Viele denn aus ihr verſtehen ihren Sinn?

Es läßt ſich von der Zeit der Menſch von dannen raffen
In ſchnöder Leidenſchaft, in üppigem Genuß,
Und glaubt, daß Beſſres nicht der Ewige geſchaffen,
Als Lachen und Bankett, als Schönheit, Lied und Kuß!

An ihm vorüber ſchwirrt die Zeit; — doch er, geblendet,
Denkt ihres Fluges nicht im kerzenhellen Saal.
Des Thoren! Tage ſind's, was thöricht er verſchwendet —
Ein Anderer, als er, wird zählen ihre Zahl!

Und ſinnt er Ernſtes einſt in ſeiner Gäſte Reigen,
Dann muß er, trunken ſelbſt in trunkner Zecher Schaar,
Mit einem Male ſeh'n, wie ſeine Stirn ſich neigen
Und ſich entblößen wird von Blumenkranz und Haar;

Wie er, was einſt ſein Ruhm, nun muß zu Grabe tragen;
Wie Alles ihn getäuſcht; wie Nichts, ach! Stand ihm hält;
Und wie die ſtolze Fluth von ſeinen jungen Tagen,
Dem Regenbache gleich, im Alter jetzo fällt.

Dann ruft er wankend aus, und fragt ſich ſelber trübe
So ſchlürft' ich Alles denn, was mir ein Gott beſcheert?
Mehr Wein für meinen Durſt! für meinen Geiſt mehr Liebe!
Wer iſt es, der zugleich mir Herz und Becher leert?

Doch Nichts giebt Antwort ihm. — Und, seinem
Schicksal fluchend,
Schürt er vergebens, ach! mit bleicher, matter Hand,
(In dem erloschenen sein Ich, das todte, suchend)
Das Aschenhäuflein, die Vergangenheit genannt!

2.

So gehen Alle wir! — Doch du, mit diesem Glühen
In deiner Seele, sprichst: — Sei's! laß die Zeit entfliehen,
Wie einen wüsten Traum! —
Du wankst und zitterst nicht, ob auch von hinnen trage
Ein ew'ger Wirbelwind die Menschen und die Tage,
Durchbrausend Zeit und Raum!

Und dies, weil sich dein Geist zu dem, was fortlebt, wandte!
Auf Note, wie auf Buch, auf Mozart und auf Dante
Neigt sich dein ernstes Haupt!
Du liebst es, deinen Geist im Ewigen zu spiegeln;
Nichts dessen, was die Zeit fortträgt auf ihren Flügeln,
Hat deinem sie geraubt!

Oft, wenn der Geiſt dich treibt und dir ertheilt Befehle,
Strömt eine Gluthmuſik aus deiner vollen Seele,
Voll trunkner Siegesluſt;
Sie ſäuſelt ſüßer, als das Säuſeln von Zephyren;
Wie Leiern läſſet ſie erklingen und vibriren
Die Fibern unſrer Bruſt!

In dieſer ernſten Zeit, wo Jedem Blitze dräuen,
Wo die entſetzte Welt, erzitternd und mit Schreien,
Sich windet wie ein Wurm,
Haſt du, indeſſen es auf allen Stirnen dunkelt,
Dir eine Heiterkeit erworben, welche funkelt
Voll Ruhe durch den Sturm!

O du, ſei immer ſo' ſei meines Hauſes Leben!
Sei du der Mittelpunkt, um den wir Alle ſchweben;
Die Schweſter, die uns ſchützt!
O du, an Nachſicht reich, und, ach! ſo arm an Tadel!
Du, ernſt, und ſanft, und weich! du, deren Seelenadel
Auf ihrer Stirne blitzt!

Denn, daß man unverletzt der Seele Schönheit hüte,
Und um das Herze sich, Mann oder Weib, mit Güte
Zu füllen immerdar,
Ist dir, was Heiligstes und Bestes man hienieden,
Nächst Gott, betrachten kann, du Süße, ja beschieden: —
Ein Vater, weiß von Haar!

Daß wir den Zweifel in uns haben.

An Louiſe B.

Des Menſchen Inn'res — wein' um unſre Wunde! —
Zeigt uns ein düſtres Bild zu dieſer Zeit.
Von einer Schlange wird der Born entweiht;
Unglaube kriecht auf unſrer Seele Grunde.

Du, die kein höhniſch Lächeln hat, wenn ſchwach
Die Seele zagt, und in der Irre ſteuert;
Die heiter lebt und achtſam und verſchleiert,
Mann dem Gedanken, Weib dem Herzen nach:

Wüßt du, die Muſe, mich, den Dichter, fragen,
Warum in Träumen meine Augen ſtehn,
Warum Gewölke meine Stirn umziehn,
Warum mein Leben finſtre Stürme ſchlagen;

Warum ich oft, zu faſſen ſeinen Sinn,
Den Wind belauſche, wie er brauſ't und flötet;
Warum ich manchmal, eh' der Oſt ſich röthet,
Eh' noch die Vögel ſingen, wach ſchon bin;

Und dann, warum ich ſinnend manche Strecke,
Als wär's ein Palaſt, durch des Nebels Grau'n
Im Thale ſchweife, wechſelnd zu beſchau'n
Den Blumenteppich und die Sternendecke?

Dann ſag' ich dir, daß mich ein Dämon beugt,
Vor dem ich zitternd in die Wälder flüchte;
Ein Mittelding von Schatten und von Lichte;
Der Zweifel, ach! der Alles halb uns zeigt!

Dann ſag' ich dir, daß in mir dem Bedürfniß,
Zu glauben, frech ſich die Verneinung eint!
Hohn lacht mein Geiſt, indeß mein Herze weint —
Sie leben, ach! in ewigem Zerwürfniß!

Du ſiehſt mich auch ganz leiſe reden oft;
Dem Bettler gleich' ich, murmelnd arge Worte,
Der träumeriſch vor feſt verſchloßner Pforte
Umſonſt auf Einen, der ſie öffnet, hofft.

Der Zweifel! Siehe, wie mit Gluthgefunkel
Allüberall, in blut'ger Flammenſchrift,
Das düſtre Wort mein düſtres Auge trifft,
Den Blicken ſichtbar, doch den Seelen dunkel! —

So aber will es unſer heißes Blut!
Nicht deine Ruh' erreichen unſre Flüge;
Sieh', unſrer Kindheit blutbeſpritzte Wiege
Schwamm auf der Revolutionen Fluth.

Was unſre Stirne feurig auch erſtrebte —
Jetzt iſt ſie bleich und ohne Keime ſchier.
In uns den faulen Leichnam tragen wir
Des Glaubens, der in unſern Vätern lebte!

Sieh' da, warum ich ſinnend wandeln muß,
Warum ich lauſche mit verſchloßnem Munde,
Und einſam ſchweife um die düſtre Stunde,
Wo fremd dem Wandrer klingt des Wandrers Gruß!

O, laſſe Niemand ſich die Liebe rauben!
Beglückt die Seele, die noch lieben kann!
Ihr ſtrahlt die Lampe, bis der Tag bricht an —
Heil ihr, denn Lieben iſt ſchon halbes Glauben!

Date Lilia.

O, wenn ein Weib ihr seht auf Erden irgendwo,
Von offner, reiner Stirn, von Auge sanft und froh,
Wenn ihr sie wandeln seht in ihrer Kinder Mitte —
Vier sind's, und ungewiß noch sind des Kleinsten
Schritte! —
Wenn ihr, nah'n Dürftige, es sehet, wie bewegt
In ihres Jüngsten Hand sie eine Gabe legt;
O, wenn, indessen sie sich draußen wild erhitzen
Um einen Namen, ernst ein Weib ihr sehet sitzen,
Die lauscht, und endlich sagt: — „Erst Prüfung,
dann Gericht!
Wen, auch aus unsrer Zahl, beschuldigte man nicht?
Zu leicht entwürdigt man, was strahlt durch Kraft
und Adel;
Das Lob ist ohne Fuß, und Flügel hat der Tadel!" —

O, wenn (führt in die Stadt der Todten euch einmal
Zufall, Erinnerung, vielleicht auch inn're Qual!)
Ein Weſen, anmuthvoll und ſüß, ihr ſehet beten
Auf einer Gruft, zu der ein Pfad geht, ſtark betreten
Wenn ihr's, auch hier der Schaar der Kindlein treu
vereint,
Mit Lächeln weinen ſeht, wie man im Himmel weint;
Wenn, wie ein voll Gefäß man ſiehet überfließen,
Schmerz und Entzückung ſich aus dieſer Bruſt ergießen;
Wenn als ein Engel ſie daſteht, des Ird'ſchen baar;
Wenn, heil'ger Thränen voll, ihr Auge, keuſch und klar,
Gen Himmel öfter ſchaut, als auf das Grab ſich ſenket,
Und doch zurück dann kehrt ſo ſchmerzlich, daß man denket,
Es machen ſtreitig ſich ihr Herz, in bittrer Wahl,
Die Mutter, die bei Gott, und hier der Kindlein Zahl;
Wenn, um die Oſterzeit, durch aller Kirchen Chöre
Geweihte Kerzen ſprühn zu des Erſtandnen Ehre;
Wenn Duftgewölk entquillt dem Weihrauchfaß, wie kaum
Aus voller Kelter ſpritzt der Traube weißer Schaum;
Wenn mitten im Gebraus der heil'gen Lobgeſänge
Sich eine Seel' erhebt aus dieſer Seelen Menge;

Wenn ihr, den Feuern fern, den Stimmen und der Pracht,
Voll Huld ſich neigen ſeht in eines Bogens Nacht,
An einer Niſche Fuß, im Schatten einer Mauer,
Auf junger Stirnen vier ein Auge, voll von Trauer;
Ein Auge, drin der Blick der Jungfrau lächelnd ſich
Dem Blick der Mutter miſcht, ſo ſüß als feierlich: —

O, ſegnet ſie, wer auch ihr ſeid! Denn meiner Seele
Sichtbare Schweſter iſt's! Ein Weſen ohne Fehle!
Mein Hoffen und mein Stolz! mein Hafen und mein Halt!
Doch meiner Jugendzeit, zu dem mein Alter wallt!

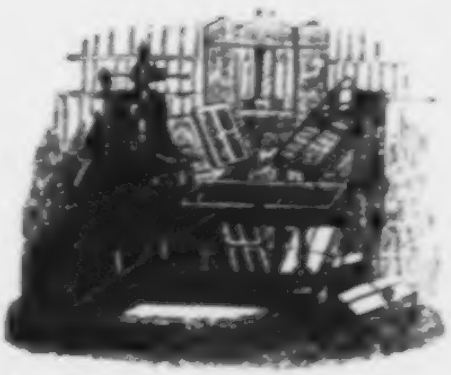
Sie iſt's! die Tugend, die das Haupt mir will bekränzen;
Das Alabaſterbild in meines Hauſes Gränzen;
Der Baum, der liebend mich auf meiner Bahn erfreut
Mit Früchten manchesmal, mit Schatten allezeit;
Das Weib, die glücklich nur, wenn meine Augen ſcheinen;
Die, wenn wir wanken oft, ich oder ihre Kleinen,
Kein Strafwort, keinen Blick verlierend, mildiglich
Sie mit der Rechten hält, und mit dem Herzen mich;

Die, wenn ich ſinnend mich dem Böſen hingegeben,
Einzig mich ſtrafen kann und einzig mir vergeben;
Die treu mich warnet vor, und tröſtet nach dem Fall;
Zu der ich: Ewig! ſprach, wie ſie ſprach: Ueberall!
Mit einem Worte: Sie! Mein Alles! Eine Blüthe
Der Schönheit, der als Duft gegeben ward die Güte!
Geheimnißvoller Bund gedoppelter Natur:
Irdiſch die Blüthe, doch der Duft vom Himmel nur!

Freie Presse.

Von

Ferdinand Freiligrath.



D. 1917.446

Berlin.
Bei Leopold Schlesinger, Jüdenstraße 18.

1848.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Freie Presse.

Festen Tons zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:

„Morgen, wißt ihr, soll es losgeh'n, und zum Schießen braucht man Blei'

Wohl, wir haben unsre Schriften: — Morgen in die Reih'n getreten'

Heute Munition gegossen aus metall'nen Alphabeten'

„Hier die Formen, hier die Tiegel! auch die Kohlen
sacht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns Niemand stören kann!
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr
setzt und preßt!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's, und wirft die ersten Lettern in den
Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und
Diamant:
Brodeln Colonel und Corpus; hier Antiqua, dort
Fraktur
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die
Censur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glühende
Masse dann: —
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese
zwanzig Mann,
Athmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen
unverdrossen,
Bis in runde, blanke Kugeln Schrift und Zeug
sie umgegossen!

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrath
an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausge-
geben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich, gleich be-
herzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten
Offizin!

Und der Meister sieht es dauern, legt die Rechte
auf sein Herz:
„Daß es also mußte kommen, mir und Vielen
macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel noch ist übrig, und wie
kann es anders sein? —
Nur als Kugel mag die Type dieser Lage sich
befrei'n!

„Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes
rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man
warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock
laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer
treu beisammen!

„Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und
schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und
pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt
den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber um den Hals
beschworen!

„Für die rechte freie Presse kehrt ihr heim aus
diesem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir
euch wieder aus!
Gießen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in
scharfe Lettern —
Horch! ein Pochen an der Hausthür' und Trom-
peten hör' ich schmettern!

„Jetzt ein Schuß' — Und wieder einer! — Die
Signale sind's, Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen,
Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! —
Da sind wir schon!"
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revo-
lution!

Druck von C. A. Schiemenz u. Co.,
Commandantenstr. 76

Ly 3.

Erster politischer Prozeß
vor dem
Geschwornen-Gerichte.

Der Dichter
Ferdinand Freiligrath,
angeklagt, durch sein Gedicht:
„Die Todten an die Lebenden"
die Bürger aufgereizt zu haben,
sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Verfassung umzustürzen.

Verbrechen gegen §§. 102 und 87 des Straf-Gesetzbuches.

Nach den am 3. Oktober 1848 zu Düsseldorf stattgehabten Assisenverhandlungen ausführlich mitgetheilt

von

J. K. H.

Nebst einem Anhange,
eine kurze Mittheilung des politischen Prozesses gegen den Notariatskandidaten
Julius Wulff,
auch wegen Aufreizung der Bürger zum Umsturz der bestehenden Verfassung.

Düsseldorf, 1848.
In Kommission der Schaub'schen Buchhandlung.
(W. H. Scheller.)

iogr. crud.
3003

Erſter politiſcher Prozeß

vor dem

Geſchwornen-Gerichte.

Der Dichter

Ferdinand Freiligrath,

angeklagt, durch ſein Gedicht:

„Die Todten an die Lebenden"

die Bürger aufgereizt zu haben,

ſich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen,

auch die beſtehende Verfaſſung umzuſtürzen.

Verbrechen gegen §§. 102 und 87 des Straf-Geſetzbuches.

Nach den am 3. Oktober 1848 zu Düſſeldorf ſtattgehabten Aſſiſenverhandlungen ausführlich mitgetheilt

von

F. K. H.

K. ÖFFENTL. BIBLIOTHEK DRESDEN

Düſſeldorf, 1848.

In Kommiſſion der Schaub'ſchen Buchhandlung

(W. H. Scheller)

Vorrede.

Als vor einem Vierteljahre in hieſiger Stadt vor dem Königl. Aſſiſenhofe ein Raubmord abgeurtheilt wurde, glaubte ich um ſo mehr, daß es an der Zeit ſei, die Verhandlungen dieſes Prozeſſes zu veröffentlichen*), als gerade damals der Wunſch nach öffentlichem Gerichtsverfahren in ganz Deutſchland erſchollen war, ſo daß ſogar Deputirte aus Oeſterreich bei den Verhandlungen anweſend waren, um ſich mit dieſen den Rheinländern ſo werthen Inſtitutionen vertraut zu machen und deren Werth zu prüfen. Der Beifall, welchen meine damalige ſtenographiſche Darſtellung errungen, ermuthigt mich auch heute, mit einem ſtenographiſchen Berichte über einen Prozeß hervorzutreten, über einen Prozeß, der für das Geſammtvaterland von einem Intereſſe iſt, wie jener ſelbſt kaum

*) Aktenmäßige Darſtellung des in der Nacht vom 18. auf 19. Decbr. 1847 verübten furchtbaren Raubmordes an einer Mutter von 10 Kindern ꝛc. Düſſeldorf, Buddeus'ſche Buchhandlung 1848. 116 p. 8. 7½ Sgr.

1) Stepperath, 2) Tiegler, 3) Havers, 4) Kaufmann, 5) Sch
pers, 6) Flörens, 7) Hutschighaus, 8) Meyer, 9) Sch
10) Puger, 11) Porbach, 12) Schulz, welche der eben vermel
Reihenfolge nach ihre vom Publikum und dem Angeklagten
trennten Sitze, dem Letztern gegenüber einnahmen, welcher
zuvor durch den Gerichtsvollzieher und den Polizeiinspekto
ter Begleitung eines Offiziers der Bürgerwehr eingeführt w
war. Für die Erhaltung der Ruhe waren an verschie
Stellen des Saales und vor demselben Bürgerwehrposten
gestellt worden.

Der Angeklagte, **Ferdinand Freiligrath**, wurde vom
Präsidenten nach Namen, Vornamen ꝛc. ꝛc. gefragt, und er
Angeklagter, wie zu Anfang des Anklageakts vermeldet ist.
auf machte der Herr Präsident die anwesenden Herren Ve
diger, Dr. Meyer aus Köln und Dr. Weiler II. von hier
der in §. 311 der Kriminalprozeßordnung vorgeschriebenen
haltung und namentlich, daß sie nicht mit Leidenschaft un
ehrerbietigen Reden die Vertheidigung zu führen hätten, be
Jeder Geschworne, einzeln dazu aufgerufen, leistete den üb
Eid, worauf der Präsident den Angeklagten aufmerksam n
sorgfältig auf dasjenige zu achten, was er jetzt hören würd
befahl sodann dem Assisen-Sekretär, das Urtheil des An
senats des rheinischen Apellations-Gerichtshofes vom 16.
tember 1848, welches die Verweisung an den Königlichen A
hof hierselbst enthält, so wie den Anklageakt vom 18. S
ber zu verlesen.

Anklageakt

gegen

Ferdinand Freiligrath,

38 Jahre alt, Schriftſteller, geboren zu Detmold, zuletzt in Düſſeldorf wohnhaft.

Ein die Ueberſchrift: „Die Todten an die Lebenden“ führendes Gedicht bildet den Gegenſtand der Anklage, nach welcher in demſelben eine direkte Aufreizung der Bürger zur Bewaffnung gegen die landesherrliche Macht und zum Umſturze der beſtehenden Staatsverfaſſung enthalten iſt.

Der Angeklagte hat ſich als Verfaſſer dieſes, auch mit ſeinem Namen unterzeichneten, Gedichtes bekannt, und zugegeben, daß er daſſelbe in der Franck'ſchen Buchdruckerei zu Düſſeldorf in 9000 Exemplaren habe drucken laſſen, und daß er davon 1000 Exemplare an die Buchhandlung von Kampmann daſelbſt verkauft; – über den Verbleib der übrigen 8000 Exemplare hat er Auskunft zu geben verweigert, — und daß er es als das ſeinige in der, wie er glaubt, am 1. Auguſt dieſes Jahres in dem Wirthshauſe von Stübben in Düſſeldorf Statt gefundenen zahlreich beſuchten Verſammlung des Volksklubs vorgeleſen habe.

Die wider ihn erhobene Beſchuldigung, durch das Vortra
gen des Gedichtes in einer öffentlichen Verſammlung, ſo wi
durch deſſen Druck die Bürger direkt aufgereizt zu haben, ſi
gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die beſte
hende Staatsverfaſſung umzuſtürzen, hat er von ſich abgelehn
und bemerkt, daß der Gegenſtand des Gedichtes der ſei, de
Kontraſt zwiſchen den Zuſtänden und Ausſichten des März un
zwiſchen der neueſten Lage der Dinge darzuſtellen, und ſein
Abſicht dabei die geweſen ſei, durch dieſe Darſtellung das Vo
aufzuwecken und zu ermannen zu einem moraliſchen Kampf
gegen die ihm angethane Unbill.

Dieſes Gedicht, welches im Manuſcript ſowohl, als i
mehrere Exemplaren bei den Akten liegt, welches zum Beſte
des Vereinsfonds in Düſſeldorf gedruckt und für einen Silbergr
chen verkauft worden iſt, enthält aber das Gegentheil von dem
was der Angeklagte ihm unterlegen will.

Zunächſt läßt derſelbe die auf den Barrikaden in Berl
Gefallenen vor dem Königlichen Schloſſe und dem Anblicke d
Königs erſcheinen, den er ſchmäht, verhöhnt und verflucht. S
dann ſpricht er ſeinen Tadel darüber aus, daß feig verſcher
worden, was die Gefallenen trotzig errungen hätten und fo
dert direkt zum Kriege und zum Umſturz der Verfaſſung m
folgenden Worten auf:

„O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? Den Krieg herausgeſchütte
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich hüttelt
Laß deinen Ruf: „die Republik!“ die Glocken übertönen,
Die dieſem allerneueſten Johannesſchwindel tönen!

Eine ähnliche Aufforderung findet ſich ſodann in den V
ſen, wo der Grimm, der rothe Grimm des Volkes angere
und geſagt iſt:

„Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch gebeten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehobnen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Feuerblei geladen;
Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden,
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn, die Löwen fliehn: die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!
O, steht gerüstet! seid bereit! ꝛc. ꝛc.

Diese Worte stehen mit dem, was der Angeklagte zu seiner Vertheidigung angeführt hat, in geradem Widerspruch. Nicht zu einem moralischen Kampfe, sondern unter die rothe Fahne zu den Waffen, zum Kriege, zur Revolution, zum Umsturz der Throne, zur Vertreibung der Fürsten und zum Ruf: „die Republik," fordert, er das Volk auf, um, als das souveräne seine Zukunft selbst zu bilden.

Demnach wird Ferdinand Freiligrath angeklagt: „im August d. J. durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes: „Die Todten an die Lebenden" in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, so wie auch durch den Druck desselben die Bürger direkt aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen.

Verbrechen gegen Art 102 und 87 des Straf-Gesetzbuchs.
Köln, den 18. September 1848.

Der General-Prokurator beim
Königlich rheinischen Appellations-Gerichtshof.
(gez.) Nicolovius.

Der Aſſiſen-Sekretär verrichtete dieſe Verleſung*) und wiederholte darauf der Herr Präſident dem Angeklagten den Hauptinhalt des Anklageakts mit dem Zuſatze: Das iſt es, weſſen Sie angeklagt ſind, Sie werden nunmehr die Beweiſe vernehmen, welche man gegen Sie verbringen wird.

Von dem Herrn Staatsprokurator v. Ammon II. wurde hiernächſt das Ganze der Anklage mit folgenden Worten näher entwickelt:

Meine Herren!

Das Geſchwornengericht, das mächtige Bollwerk der Freiheit gehört ſchon ſeit längerer Zeit zu den Inſtitutionen unſerer Rheinlande und hat dazu beigetragen, den Sinn für Ordnung und Recht zu fördern, der ſich beſtenklich erhalten und vor Ausartung bewahren wird. Nur in einer und zwar höchſt wichtigen Beziehung iſt dieſe Form des Verfahrens bis dahin nicht zur Anwendung gekommen, nämlich bei politiſchen Verbrechen, und hier gehört es zu den Errungenſchaften der neueſten Zeit. Es iſt nicht zu verkennen, daß es gerade bei dieſen Verbrechen eine eigenthümliche Bedeutung hat, eine ſo eigenthümliche, daß ſich gerade hieran die widerſprechendſten Urtheile knüpfen. Die Einen forderten hier das Geſchwornengericht, weil nur dadurch deſpotiſchen Beſtrebungen entgegengewirkt werden, weil nur ſo die wahre Geſinnung des Volkes, nicht der todte Buchſtabe zur Ausführung kommen könne. Andere widerſprachen im Namen des Rechts; denn ſagten ſie, gerade bei politiſchen Verbrechen

*) Während der Verleſung des Akts bei den Worten des Gerichts, wo die weiße Fahne auf den Barrikaden dargeſtellt iſt, erhob das Publikum ein Hurrah, worauf der Aſſiſenpräſident kräftig bemerkt, daß ſollte ſich dieß wiederholen, das Publikum den Ort verlaſſen müſſe, wir ſeien hier als Bürger verſammelt, und hätten keinerlei politiſche Meinung zu äußern.

iſt die Unbefangenheit, welche allein den Angeklagten und dem Geſetze die nothwendige Bürgſchaft gibt, nicht leicht zu erwarten. An deren Stelle wird die Leidenſchaft und die Willkür der Parteien treten, je nachdem, ſagen ſie, der Zufall das Geſchwornengericht zuſammengeſtellt hat, je nachdem deſſen Mitglieder ſich zu einer oder der andern politiſchen Meinung bekennen, werden ſie die Schuldigen freiſprechen oder die Unſchuldigen der Strafe überliefern. Ich glaube, meine Herren, daß die Vertheidiger und ihre Gegner von einem falſchen Geſichtspunkte ausgehen; ſie verkennen dabei die Natur der politiſchen Verbrechen und die Würde des Geſchwornengerichts.

Wenn die Geſetze über politiſche Verbrechen nicht ungerecht, wenn ſie nicht das Werk des graſſeſten Despotismus ſind, werden auch die Geſchwornen nie in die Lage kommen, ihre Befugniſſe zu verkennen oder gar zu überſchreiten.

Ich halte es für nöthig, hier einige Bemerkungen über politiſche Verbrechen und die Strafe der Geſetze vorauszuſchicken, theils weil der Gegenſtand noch neu, theils weil ſie auch zu der Anklage, welche wir gegenwärtig behandeln, in der engſten Beziehung ſtehen.

Die politiſchen Verbrechen dürfen keine völligen Ausnahmen von den allgemeinen Regeln der Strafbarkeit machen; ſie unterliegen, wie alle anderen, den ewigen Grundſätzen des Rechtes; wenn je eine Geſetzgebung ihre Aufgabe ſo weit verkennen ſollte, daß ſie ſchon den Gedanken ſtraft, daß ſie ſchon die Meinung vor ihr Forum zöge, dann freilich, meine Herren! wäre das ewige Recht der Macht der Parteien geopfert; ſo ſoll aber die Geſetzgebung nicht beſchaffen ſein und ſo ſind auch unſere Geſetze nicht beſchaffen.

Die Meinung, die Anſicht des Einzelnen, jedes freie Erzeugniß geiſtiger Thätigkeit iſt niemals ſtrafbar, ſie kann niemals

das Recht der bürgerlichen Gesellschaft verletzen. Die Strafbarkeit beginnt erst, wenn die Meinung zur That wird und dann erst, wenn durch Durchführung der Meinung zu Mitteln gegriffen wird, die auch vor dem Richterstuhle der Moral verwerflich erscheinen.

Das politische Verbrechen besteht daher in einem Gebrauch strafbarer Mittel zur Durchführung einer politischen Ansicht.

Wer vor Anderen seine politische Meinung zu rechtfertigen, Andere von der Richtigkeit seiner Meinung zu überzeugen sucht, bedient sich keiner strafbaren Mittel; wer aber durch Akte der Gewalt seine Meinung durchsetzen und in den ruhigen Gang der geistigen Entwickelung des Staatslebens eingreifen will, der bedient sich strafbarer Mittel, denn er verletzt das Recht seiner Mitbürger.

Ich berühre hier freilich einen Begriff, der oft gebraucht und vielfach verkannt worden ist, ich meine den Begriff der Revolution! Wagt man es, wird man fragen, einem Ereignisse entgegen zu treten, unter dessen Folgen wir leben? Ich scheue die Antwort auf diese Frage nicht, die Revolution ist nicht die That eines Einzelnen, sie ist ein Ereigniß. Wenn durch eine Verkettung der Umstände die Dinge so verwickelt sind, daß eine natürliche Entwickelung nicht mehr zum Ziele führt, dann tritt oft ein gewaltsamer Umschwung der Dinge ein; sie ist nicht die That, der Wille eines Einzelnen, sie ist der Ausdruck des Gesammtwillens.

Ich kann also als Regel feststellen, daß jeder Akt der Gewalt zur Durchführung einer politischen Ansicht, wenn sie die vereinzelte That Eines oder mehrerer Einzelner ist, das politische Verbrechen bildet. Diese Gewalt kann eine äußere sein, oder auch eine geistige durch Einwirkung auf die Willensbestimmung anderer. Dieser Fall liegt uns gegenwärtig vor und das

Geſetz, auf welches die heutige Anklage ſich gründet, lautet folgendermaßen: „Alle diejenigen, welche entweder durch an öffentlichen Orten oder in öffentlichen Verſammlungen gehaltene Reden oder mittelſt angeſchlagener Zettel oder gedruckter Schriften die Bürger oder Einwohner unmittelbar anreizen, die vorerwähnten Verbrechen zu begehen, oder die vorerwähnten Komplotte zu machen, ſollen als Mitſchuldige an dieſem Komplotte beſtraft werden.“

In dieſem vorerwähnten Strafgeſetz, worauf der Artikel ſich bezieht, iſt der Attentate, d. h. der wirklichen Angriffe auf die Ordnung des Staats und der Komplotte, d. h. der Verabredung zur Ausführung ſolcher Attentate gedacht; als Zweck ſolcher Attentate iſt der Angriff auf das Leben des Regenten und ſeiner Familie, die Aenderung oder Umſturz der Thronfolge oder der Staatsverfaſſung, der Widerſtand gegen die Regierungsgewalt, die Erregung des Bürgerkriegs und die Stiftung bewaffneter Banden zu ſtaatsverbrecheriſchen Handlungen gedacht. Wer hierzu direkt anreizt, der ſoll beſtraft werden. Eine Anreizung muß alſo ſtattgefunden haben und dieſer Anreiz muß ein direkter geweſen ſein; die Anreizung iſt der Verſuch, den Willen eines Andern zu beſtimmen, dieſe oder jene That auszuführen. Auch bei andern Verbrechen iſt die Anreizung ſtrafbar; ſo betrachtet der §. 60 des Strafgeſetzbuchs als Mitſchuldigen eines Verbrechens, den, der durch Anſchläge oder Kunſtgriffe dazu gereizt hat; aber hier wird die Anreizung nur beſtraft, wenn die That wirklich ausgeführt iſt. Anders bei politiſchen Verbrechen; hier iſt die Anreizung ſtrafbar, wenn ſie auch keinen Erfolg gehabt hat. Der Unterſchied iſt gewiß wohl begründet, es würde mich zu weit führen, dies hier näher auseinander zu ſetzen.

Die Anreizung muß aber eine direkte geweſen ſein, d. h. eine ſolche, die geradezu unverrückt auf ihr Ziel losgeht, im

Gegenſatz der indirekten, die daſſelbe Ziel aber durch Umwege zu erſtreben ſucht. Es iſt keine Frage, daß die indirekte Aufreizung von den Verführern des Volks vielfach in Anwendung gebracht worden iſt; ich will hier ein berühmtes Beiſpiel anführen, indem ich an die Rede des Antonius erinnere, die er nach dem Morde des Julius Cäſar dem Volke hielt, wo er unter allen Lobeserhebungen, die er dem Mörder ſpendet, die Wuth des Volkes aufs Heftigſte ſteigert. Direkte Aufreizung aber verlangt eine unzweideutige, unmittelbare Rede.

Vielleicht wird die Vertheidigung behaupten, daß die direkte Aufreizung nur vorhanden ſei; wenn der Redner beabſichtigt, unmittelbar nach ſeiner Rede zur Ausführung zu ſchreiten. Aber das Geſetz gibt keinen Anhalt zu einer ſolchen Annahme, der Wortlaut iſt dagegen und die Strafbeſtimmung, je nachdem die Aufforderung von einem Erfolge begleitet geweſen iſt oder nicht. Eine ſchärfere Strafe ſoll eintreten, wenn der Anreiz einen Erfolg gehabt; daß aber dieſer Erfolg ein unmittelbarer geweſen ſein muß, erwähnt das Geſetz nicht, und deshalb iſt es unrichtig, unter direkter Aufreizung nur den Fall zu verſtehen, wo der Aufforderer in der Lage geweſen, unmittelbar zur Ausführung ſeines Vorhabens zu ſchreiten. Ich behaupte daher, direkte Aufreizung iſt diejenige, welche gerade, unverrückt und unzweideutig auf ihr Ziel losgeht.

Nach dieſen Vorbemerkungen wollen wir nun zur näheren Prüfung der Anklage übergehen und unterſuchen, ob bei dem heutigen Angeklagten der Fall des Geſetzes vorhanden iſt. —

Die Thatſache iſt klar, die äußeren Bedingungen des Geſetzes ſind vorhanden, Freiligrath iſt unzweifelhaft der Verfaſſer des Gedichtes; er hat es in einer Verſammlung des Volksklubs geleſen, wo Jeder gegen ein Eintrittsgeld von 1 Sgr. freien Zutritt hatte. Er hat es überdieß dem Druck und dem

Buchhandel übergeben und seine Wirksamkeit hierdurch auf das größere Publikum ausgedehnt.

Es fragt sich daher lediglich, ob dies Gedicht eine directe Aufreizung der Bürger zum Umsturz der Regierung und zum Bürgerkrieg enthalte. Fassen wir zunächst die einzelnen Stellen des Gedichtes in's Auge, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß sie eine Aufforderung zum Bürgerkrieg enthalten, man höre:

O Volk, was immer Friede ruht in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich büttelt!

Es ist keine Frage, zum Krieg mit Allem, was das Volk büttelt, wird aufgefordert; es ist keine Frage, daß dieses Büttel gegen die Handhabung des Gesetzes aufgefaßt ist, daß das Gesetz selbst als Feind des Volkes dargestellt, wogegen zum Kampf aufgefordert wird, also ein Kampf, der Gegner voraussetzt; diese Gegner können aber nach dem ganzen Zusammenhange des Gedichtes nicht äußere Feinde des Volkes sein, sondern nur Bürger, Mitbürger desselben Volkes. Der Krieg soll aber nicht mit geistigen Waffen, sondern mit physischer Gewalt durchgefochten werden.

„Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen"

Die schauerliche Wildheit des Bürgerkrieges, der die Fenster plündert, um sie zum Morde zu gebrauchen, ist recht mit Liebhaberei herausgehoben.

„Die rothe Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barrikaden"

Also die rothe Fahne, das Symbol zur Republik, die in Frankreich längst ihr Spiel verloren, die als eine Feindin der Civilisation der bürgerlichen Gesellschaft geächtet ist. Auf Barrikaden soll sie aufgepflanzt werden, und der Zweck dieses Krieges wird deutlich ausgesprochen.

Die Fürſten ſollen zum Meere fliehen, zu den Schiffen, um die deutſchen Küſten zu verlaſſen, und die Throne ſollen ſtürzen. Die Republik wird alſo hingeſtellt, jene Verfaſſung, welche die Deutſchen mit einer faſt an Einſtimmigkeit gränzenden Majorität verworfen haben. Zeit und Ort der Ausführung iſt zwar nicht angegeben, aber es bedarf deſſen nicht, und in dem Schlußwort:

„O Herr gerüſtet, ſeid bereit!“

iſt deutlich ausgeſprochen, daß die paſſende Zeit zu jedem Moment abzuwarten ſei. Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die unzweideutige directe Aufforderung zum Bürgerkrieg ausgeſprochen iſt.

Mit Recht kann der Verfaſſer verlangen, daß die Stellen nicht aus ihrem Zuſammenhange herausgeriſſen und daß das Ganze geprüft werde, um zu wiſſen, ob jene Aufforderung nicht eine mildere Beurtheilung zulaße, allein auch dieſe wird vermißt. —

Es iſt wahr, der Verfaſſer ſpricht nicht in eigner Rede, er läßt andere Geſtalten ſprechen, er ruft die Todten aus ihren Gräbern auf und legt ihnen ſeine Worte in den Mund. Er läßt ſie noch ein Mal hervortreten aus ihrer Ruheſtätte, als ob der Ernſt der Ueberzeugung ſie dort nicht ruhen laſſe. Mit aller Kraft ſeiner Phantaſie malt er ihre von Wunden blutende Geſtalt, ſie erregen Mitleid, Haß, Theilnahme, blutgierige Gefühle. Er legt ihnen Worte in den Mund, die ihr Auftreten charakteriſiren; aus dem Feuer ihrer Rede leuchtet deutlich hervor, daß der Dichter ihre Geſinnungen theilt, daß er alle Mittel aufbietet, um ſie auch Anderen einzuflößen. Wovon das Herz voll iſt, des geht der Mund über — ſagt das Sprichwort, und hier ſpricht der Dichter ſeine eigenſten, ſeine innerſten Gedanken aus, um in der Form des Gedichtes überall die ſorgfältigſte Ueberlegung, die künſtlichſte Berechnung, um die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen.

Die Vertheidigung — und ich kann hier vorgreifen — wird den Namen des Dichters als ſchützendes Schild der Anklage entgegenſtellen, ſie wird uns der Barbarei anklagen, daß wir ſelbſt in das Gebiet der Kunſt eindringen wollen; aber ich frage einfach: iſt denn die Poeſie über alle Schranken erhaben; hat ſie das Privilegium der Unzurechnungsfähigkeit? Die äußere Form, worin dieſe Rede gekleidet, der Vers kann ihr dieſe Verantwortlichkeit nicht entziehen, und eben ſo wenig wird der poetiſche Werth die Verantwortlichkeit ausſchließen; gewiß nicht! Der Dichter tritt nicht aus der Reihe der lebendigen zurechnungsfähigen Weſen; eine ſolche Anſicht würde der Kunſt nicht zur Ehre gereichen.

Ueber das Verhältniß der Kunſt zur Moral iſt viel geſprochen, viel geſtritten worden, es gehört nicht hierher, aber ich frage: Iſt es ſchön, iſt es recht, iſt es auch nur erlaubt, wenn der Dichter ſein hohes Talent dazu mißbraucht, um die Seelen ſeiner Zuhörer mit verbrecheriſchen Gedanken zu erfüllen? Gewiß nicht, meine Herren! Ihr eigenes Gefühl beantwortet dieſe Frage.

Die Dichter waren zu allen Zeiten Lehrer zum Guten wie zum Böſen; ihre Worte finden Widerhall in den Gemüthern ihrer Zuhörer. Wie ſchön iſt dieſe Kunſt, ihre Bilder prägen ſich tief in die Seele; der Dichter iſt im Beſitze mächtiger Mittel, aber mit ſeiner Macht wächſt ſeine Verantwortlichkeit. Mißbraucht er ſeine hohe Gabe zum Unwürdigen, zum Unſittlichen, ſo gehört ſeine Verantwortlichkeit zunächſt in das Gebiet der Moral; mißbraucht er ſeine Kunſt zum Verbrechen, ſo fällt er in das Strafgebiet. Hier ſteht der Dichter jedem andern gleich, und was ſollte ihn ſchützen? Etwa ſeine hohe Gabe, die ihm um ſo größere Mittel zur Aufregung, zur Aufreizung gibt? Meine Herren! Wir leben in einer hoch aufgeregten Zeit, in

einer Zeit, wo alle Leidenſchaften höher ſchlagen; iſt dies eine Zeit, um dieſe zu ſtacheln, iſt es nicht Verrath, Verrath an der Wohlfahrt des deutſchen Volkes, wenn der Dichter ſeine Stimme erhebt, um Mord und Verwüſtung zu predigen? Wäre mir das hohe Talent des Dichters verliehen, ich würde Ihnen die Folgen des Gedichtes ausmalen, rauchende Städte und Dörfer, Felder mit Leichen beſäet, Wohlſtand, Handel und Kunſt vernichtet, den Despotismus Einheimiſcher und Fremder auf den Trümmern Deutſchlands. Aber wenn ich es vermöchte, ich würde es verſchmähen, ihre Leidenſchaften anzuregen, ich ſpreche zu ruhigen, zu beſonnenen Männern, die ihre Pflicht kennen; in den Schranken des Rechts, in den Gränzen kalter, ruhiger Prüfung wollen wir uns halten; aber die Gefahr, die gerade im gegenwärtigen Augenblick ſolche Aufreizung hervorbringen konnte, verdient denn doch Berückſichtigung. Nehmen wir einmal an, das Ganze wäre nur ein Erguß dichteriſcher Phantaſie geweſen, mußte nicht der Gedanke vor die Seele des Dichters treten, daß es gerade jetzt verderblich ſei, damit hervorzutreten; mußte er nicht in dem Augenblick, wo er daſſelbe in öffentlicher Verſammlung vorlas, wo er es dem Druck übergab, den ganzen Umfang ſeiner Schuld fühlen? Er mußte es fühlen, er war ſich ſeines Zweckes wohl bewußt, und dennoch ſchleuderte er die Brandfackel unter die bethörte Menge.

Sie, meine Herren! ſind die Richter der That, in Ihr Gewiſſen iſt der Spruch gelegt; ich kann nicht anders als nach meinem Gewiſſen, nach meiner innerſten Ueberzeugung die Anklage für vollkommen gerechtfertigt und den Angeklagten für ſchuldig halten. Sein Gedicht iſt die vollſtändigſte, ganz direkte Aufreizung zum Bürgerkriege, zum Umſturz des Beſtehenden. Er hat es mit dieſem Bewußtſein geſchrieben, in dieſer Abſicht in öffentlicher Verſammlung verleſen, und in derſelben dem Druck

und dem Buchhandel übergeben. Ist der Erfolg auch nicht eingetreten, sein ist die Schuld nicht. Ich schließe mit den jüngst in der Paulskirche gesprochenen Worten:

„Wollen wir die Freiheit, so müssen wir sie mit Maß wollen, wir müssen ihr Maß lehren.“

Ich habe gesprochen, meine Herren! Sie haben zu entscheiden!

Nach dieser Entwickelung der Anklage übergab der Staatsprokurator die Liste derjenigen Zeugen, welche in dieser Procedur vernommen werden sollten. Dieselbe wird von dem Assisen-Präsidenten verlesen und es fand sich, daß 4 Zeugen anwesend waren, nämlich: August Wilhelm Brand, Emil Rockmann, Carl Franck und Franz Kampmann.

Hierauf macht der Präsident die Zeugen, welche vorgetreten waren, auf die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides aufmerksam, wonach dieselben sich in das Zeugenzimmer begaben.

Es wurde sodann der Angeklagte umständlich vernommen.

Ferdinand Freiligrath, Schriftsteller, 38 Jahre alt, aus Detmold, hat in verschiedenen Orten, zuletzt in Düsseldorf gewohnt; er erklärt sich für den Verfasser des Gedichtes: „Die Todten an die Lebenden,“ auch das vorliegende Manuskript dieses Gedichtes, auf welches jedoch hier nichts Wesentliches ankommt, erkennt er als von seiner Hand geschrieben; am 1. August d. J. (doch weiß er das Datum nicht genau zu bestimmen), hat Angeklagter dasselbe bei Stübben in einem der Wirthschaftslokale vorgelesen, wo etwa 1—2 Hundert Anwesende gegenwärtig waren; er habe diese Vorlesung auf eigene Veranlassung genommen, weil er das Gedicht dem Volksklub zur Herstellung der etwas heruntergekommenen Kasse desselben gefertigt und herausgegeben habe. Er weiß sich nicht zu erinnern, besonders zur Vorlesung aufgefordert worden zu sein. Er habe 9000 Exem-

plare für eigene Rechnung bei Buchdrucker Franck drucken laſſen, 1000 davon an Buchhändler Kampmann übergeben, die übrigen 5000 ſind aber nicht in den Buchhandel gekommen, da Angeklagter anderen Buchhändlern keine weiteren Unannehmlichkeiten habe veranlaſſen wollen. — 500 Exemplare ſeien nach Leipzig an Buchhändler Wiesbrock geſendet worden, was Angeklagter zugeſteht.

Der Präſident erörtert hierauf die Anklage näher, der Angeklagte beharrt bei ſeiner früheren Ausſage, das ganze Gedicht ſei nur ein Schrei des Unwillens gegen die Reaktion, die immer weiter um ſich greife; gegen die Reaktion — aber nur ein moraliſcher Kampf; die in den Worten ſich findende Ungenauigkeit ſei eine Freiheit des Dichters, eine poetiſche Licenz, welche man nicht mit dem Code zur Seite beurtheilen könne. Eine direkte Aufforderung zum Kampfe, eine Aufreizung ſei gar nicht vorhanden, die ganze Stelle deute nur einen Blick in die Zukunft an, ſo wie das ganze Gedicht nur eine bildliche Darſtellung, und deshalb auch nur moraliſch aufzufaſſen ſei; es ſei dieß ja auch klar aus dem Wort: Schurzfell; ein Schurzfell könne ja keinen Krieg enthalten, er könne alſo auch nicht herausgeſchüttelt werden. Mit bildlicher Darſtellung könne nicht zu direktem Ergreifen der Waffen provozirt werden, der Angeklagte beſtreitet auch, daß durch Allegorien ein ſolcher Kampf hervorgerufen werden könne, wie die Anklage behaupte, vielweniger ſei alſo von einer Bewaffnung gegen die Staatsgewalt, oder gar Aufruf zum Umſturz der Regierung darin zu finden. Dafür ſpreche auch die zweit-angeführte Stelle des Gedichtes. Der Ausdruck: „Ruf" bedeute Rede, und Rede ſei nur ein moraliſches Wirken. Der Schluß des Gedichtes: „Erwartet nur den Augenblick ꝛc." ſei nur als eine Prophezeihung zu nehmen und deute auch außerdem auf ein ausdrückliches Wort, auf keinen direkten Erfolg

ſeines Gedichtes hin. Die dritte Stelle: „O ſeht gerüſtet ꝛc.“ ſei gar nicht auf Umſturz der Regierung zu beziehen und gänzlich aus dem Zuſammenhange geriſſen. Man könne dieſelbe nur ſo verſtehen, daß er durch ſein Gedicht das Herz des deutſchen Volkes habe ergreifen wollen, ohne irgendwie daran zu denken, daſſelbe zum Aufſtand aufzufordern; es ſei ja ausdrücklich geſagt: Wartet die Stunde ab, wartet bis die Stunde ſchlägt, die der Prophezeihung nachkommen werde, dies ſei der ganze Inhalt des Gedichtes. Es ſei zwar wohl an einen Kampf gedacht, aber nur an einen moraliſchen und in der darauf bezüglichen Stelle ſei unter Krieg nur die moraliſche Waffe gemeint; ebenſo wie in der Stelle: „Laß Deinen Ruf die Republik“ auch nur bildliche Darſtellung zu finden ſei. Die obenerwähnte Schlußſtelle: „Erwartet uns,“ fände als Prophezeihung auch nur ihre Erklärung in dem ganzen Zuſammenhang und diene nur dazu, das Herz der Leſer und Zuhörer zu ergreifen, und eine hiſtoriſche Nothwendigkeit mit lebhafteren Farben bildlich darzuſtellen.

Der Präſident ſchritt ſodann zum Zeugenverhör: es erſchien zuerſt:

1. Zeuge A. Wilh. Praud, 29 Jahr alt, in Düſſeldorf wohnhaft, Privatſekretär, welcher Freiligrath gekannt hat, mit ihm aber weder verwandt noch verſchwägert iſt. Zeuge kennt das Gedicht, welches Freiligrath einmal an einem von ihm nicht genau mehr zu beſtimmenden Tage in einer Verſammlung des Volksklubs vorgeleſen habe. Da es bekannt geworden ſei, daß Freiligrath dies Gedicht gefertigt und zum Beſten der Kaſſe des Klubs herausgegeben habe, ſo habe man ihn allgemein zur Vorleſung aufgefordert, Erläuterungen zu demſelben ſeien nicht gegeben worden. Zeuge hat den Anfang des Gedichtes nicht gehört, da er ſich mit Leſen einer andern Sache be-

ſchäftigt habe, was er aber davon gehört, habe Zeugen angenehmend gefallen, doch habe es keinen andern Eindruck auf ihn gemacht, als wie jedes Gedicht, das ſo ſchön und ausgezeichnet wie das vorliegende ſei, auf ihn gemacht haben würde; auch auf die Zuhörer habe es nicht anders gewirkt. Zeuge zollt dieſem Gedichte ſeinen vollen Beifall und hat darin nichts gefunden, was zu Exceſſen hätte Anlaß geben können.

2. Zeuge Emil Gottfried Rockmann, 49 Jahr alt, Kaufm. allhier, iſt ebenfalls weder verwandt noch verſchwägert mit dem Angeklagten. Zeuge kennt das Gedicht ſehr genau und hat es vor der Verleſung bereits gehört und bewundert; er war bei der Verleſung im Volksklub gegenwärtig und hat dieſelbe mit angehört. Unter den Anweſenden ſeien viele geweſen, die den Inhalt des Gedichtes gar nicht verſtanden hätten; bei denen aber, welche ſolches verſtanden, habe es einen ſolchen Eindruck gemacht, wie ein ſo ausgezeichnetes Geiſtesprodukt nur hervorbringen konnte. Auf ihn habe es den Eindruck nicht gemacht, welchen die Anklage hervorhebe, auf die Verſammlung, der es vorgeleſen, noch viel minder; nicht die geringſte Aufregung ſei dadurch hervorgerufen worden.

3. Zeuge Karl Franck, 30 Jahr alt, Buchdrucker in Düſſeldorf, erklärt, das Gedicht: „Die Todten an die Lebenden" auf Rechnung des Angeklagten gedruckt und in 9000 Exempl. ausgehändigt zu haben; er kennt Freiligrath nicht, ſteht auch in keiner andern Beziehung zu demſelben.

4. Zeuge Franz Kampmann, 29 Jahr alt, Buchhändler hierſelbſt, iſt ebenfalls mit Angeklagten nicht verwandt ꝛc. — Er kennt das Gedicht, hat 1000 Exemplare davon von Freiligrath gekauft und auswärts abgeſetzt, an Wienbrack, ſeinen Kommiſſionär in Leipzig, habe er fünfhundert Exemplare geſendet.

Das Zeugenverhör wurde ſomit geſchloſſen.

Der Vertheidiger des Angeklagten, Dr. Mayer, fragt hierauf, ob die Fragestellung, so wie die Anklage besage, formulirt werden solle, in diesem Falle habe er einen Antrag zu stellen, daß die Frage so laute, ob mit oder ohne erschwerende Umstände das Verbrechen begangen sein würde, im Falle die Geschwornen das Vorhandensein eines Verbrechens statuiren würden. Der Präsident erklärt, daß der Zusatz beigefügt werden könne. Der Vertheidiger erklärt dagegen noch, daß er auch wünsche, daß der erste Theil der Frage geändert werden möge, da das Vortragen des vom Angeklagten verfaßten Gedichtes nicht dem Artikel 102 des Gesetzbuches entspräche, wo ausdrücklich von discours gesprochen wäre. Hierunter sei aber nicht ein Vorlesen, sondern Reden verstanden; anders könne man das Wort nicht verdeutschen, ohne der Sprache Gewalt anzuthun; eine Rede habe aber nicht stattgefunden. Vertheidiger behauptet, wenn die Anklage dies mit aufnehme, so müsse auch dasselbe in der Fragestellung ausgedrückt und besonders angeführt werden. Die Verwirrung gehe blos aus dem Worte: Vortrag, als Verdeutschung des Wortes discours hervor. Setze man daher statt des Wortes: Vortrag das hier allein gültige: Rede, so zerfalle die Anklage in sich selbst. Vortrag eines Gedichtes bedeute nicht den Inhalt desselben, sondern die Aktion, welche durch denselben hervorgebracht werden müsse. Es müsse also in der Frage entweder stehen: „durch die da und da gehaltenen Reden" oder der ganze Paßus müsse ausfallen.

Der Präsident erklärt sich dahin, das Vorlesen sei eine Thatsache, und die Thatsache würde einfach in der Anklage sowie in der Fragestellung angeführt, wie sie vorgefallen sei. Der vom Vertheidiger angeführte Unterschied bezöge sich nur auf den Richter bei der Strafbestimmung, keineswegs aber auf die Geschwornen.

Dem Vertheidiger ſcheint aber der §. 373 der Prozeß-Ordnung ausdrücklich vorzuſchreiben, daß man ſich möglichſt an die Worte des Strafgeſetzbuches halten müſſe; man ſolle nicht zergliedern und nackte Thatſachen hinſetzen, ſondern nur die daraus hervorgehenden Begriffe angeben, um die Frageſtellung und deren Beantwortung für die Geſchworenen zu erleichtern. Er ſtellte daher einen Antrag in dem eben angeführten Sinne, wobei der Druck des Gedichtes als der ſtrafbare Moment herausgehoben wird.

Das öffentliche Miniſterium iſt auch der Meinung, daß dieſe Frage nur bei Beſtimmung der Strafe zur Erörterung kommen müſſe und behält ſich für dieſen Fall die nähern Erörterungen vor, da ſie auch dann erſt zu berückſichtigen ſei.

Der hohe Gerichtshof verwarf hierauf in Erwägung der beiderſeitigen Gründe den Antrag des Vertheidigers und beſtimmte, daß die Fragſtellung nach dem Anklageakt genommen werden ſoll.

Nachdem der Staatsprokurator dieſen Antrag geſtellt hatte, bat einer der Herren Geſchworenen, daß eine Pauſe eintreten möchte, was der Präſident jedoch nur für wenige Minuten bewilligte. —

Der Vertheidiger Dr. Mayer aus Köln nahm hierauf das Wort:

Sie haben eben aus dem klaren und würdigen Vortrag der Staatsbehörde die ſchwere Anklage vernommen, gegen die ich zuerſt in die Schranken trete, eine Anklage, die, wenn ſie gegründet wäre, die Entehrung in Verluſten aller bürgerlichen Rechte und die Verbannung aus dem Vaterlande zur Folge haben würde; und zwar mit Recht, denn unſer gerechter Abſcheu müßte dem Angeklagten ins Exil folgen, wenn ſein Wille auf Erregung des Bürgerkrieges gerichtet wäre. Aber nicht nur für

die Unſchuld des Angeklagten trete ich in die Schranken, nein, in der Gewißheit ſeiner reinen Abſicht glaube ich vor allem für die Ehre unſers großen ſtolzen Vaterlandes zu kämpfen, in dem Kampf um ihr Urtheil, um ihr Urtheil, das die Geſchichte verzeichnen wird als das erſte Urtheil des Volksgerichts über den gefeierten Dichter einer großen Nation. Fühlen Sie mit mir das Gewicht dieſer Stunde und ich will es muthig verſuchen, mich an der ſchönen Aufgabe emporzuheben über alles, was für mich Beengendes liegt in der Ungewohnheit dieſes Ortes und der fremden Umgebung, in dem Gefühle meiner unzulänglichen Kräfte und vor Allem in meinem warmen Gefühl für den Angeklagten, den ich ſeit länger als zehn Jahren meinen Freund nenne. Leihen Sie mir ein aufmerkſames, unbefangenes Ohr und ich will mich ganz vergeſſen über die Aufgabe, die mir vorzubereiten, Ihnen zu löſen obliegt.

* * *

Die Anklage hat ſich an den grammatiſchen Wortlaut einiger aus dem Zuſammenhange geriſſener Stellen des Gedichtes geklammert, und ſich beſtrebt, daraus eine direkte Aufreizung zu Waffengewalt und Umſturz der Verfaſſung darzuthun. Ich werde zunächſt dem öffentlichen Miniſterium auf dieſes Feld folgen und ganz objektiv die inkriminirten Stellen des Gedichtes jedoch in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen beleuchten und zeigen, daß, ſelbſt abgeſehen von den Zeitverhältniſſen und von der perſönlichen Stellung des Dichters zu ſeiner Schöpfung, eine ſtrafbare Aufreizung nicht vorliegt. Indeſſen iſt es klar, daß zu Einer Zeit etwas vor dem Rechtsbewußtſein der Nation als ſchwer verpönt gilt, was ein andermal als erlaubt betrachtet wird, und daß das Geſetz nie die That an ſich, ſondern nur den verbrecheriſchen Willen des Thäters beſtrafen will, und ſo werde ich denn zweitens die erhobene Anklage von dem hyſteriſch-politi-

ſchen Standpunkte betrachten, und ſodann zum ſubjektiven des Angeklagten als Dichter übergehen.

Sie haben, meine Herren, bis jetzt nur Bruchſtücke des Gedichtes vernommen, und wenn ich daſſelbe auch als bekannt vorausſetzen darf, ſo halte ich doch für erforderlich, es Ihnen, mit Ausnahme einiger für den Zuſammenhang ganz unweſentlicher Stellen, die ich aus Rückſichten der Delikateſſe unterdrücke, im Ganzen wieder vorzuführen.

Die Kugel mitten in der Bruſt, die Stirne breit geſpalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unſre Schmerzgeberde
Dem, der zu tödten uns befahl, ein Zinch auf ewig werde!
Daß er ſie ſehe —

Ich muß Ihnen geſtehen, daß, als ich das Gedicht zum Erſtenmale las, es mich unangenehm berührte! Nicht, als wäre mein juriſtiſcher Takt verletzt worden, nein, daß der Herr Oberprokurator von Düſſeldorf als ſolcher es kritiſiren würde, iſt mir wirklich nicht in den Sinn gekommen, ſondern mein äſthetiſches Gefühl war beleidigt. Die Schilderung, die dieſe Todten von ihren Leichen machten, war mir zu graß, ich fand das Bild unſchön; der Grimm, der rothe Grimm, den dieſe erſchlagenen Freiheitshelden noch über das Grab hinaus hegten, entſprach nicht meinen Empfindungen; er ſchien mir zu wild, um ſchön zu ſein und das Schöne allein will die Kunſt im Bilde wie im Worte. Aber wie ich das Gedicht wieder und wieder geleſen, mich in die Märztage verſetzte, in die Stimmung, welche uns alle damals durchbrauſte, mich auf den Standpunkt unſers Dichters ſtellte, da habe ich mich im Ganzen mit dem Gedichte verſöhnt und es begriffen, daß die Geſpenſter der Märzrevolution, durch Freiligrath's Phantaſie heraufbeſchworen, ſo und nicht anders reden mußten; ich habe die vielen Schönheiten des Gedichtes empfunden, ohne ſeinen politiſchen Grundgedanken zu theilen.

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
Das Heer indeß verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!“, wie ihr's im Buch könnt lesen;
Ein „Eisen meine Zuversicht!“ wär' paßlicher gewesen!
Das war den Morgen auf die Nacht, in der man uns erschlagen;
So habt ihr triumphirend uns in unsre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerschossen und zerhauen,
Doch lag des Sieges froher Stolz auf unsern grimmen Brauen.
Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch ächt auch ist die Waare!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.
Weh' euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und Alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, Alles, Alles hörten wir mit leisen Geisterohren!
Wie Wellen braust' an uns heran, was sich begab im Lande:
Der Aberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenschande;
Das rüde Toben der Vendée in stockigen Provinzen;
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;
Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier; das Hänseln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erst geschaffnen;
Die Tücke, die den Zeughaussturm zu einem Diebszug machte,
Die selber uns, die selbst das Grab noch zu begeifern dachte;
Soweit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
Mit der Versammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;
Der Kerkerthore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
Für Jeden, der zum Volke steht, das alte Kettenschmieden;
Der Bund mit dem Kosackenthum; das Brechen jedes Stabes.
Dann der Verrath, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „die Republik!“ die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johannesschwindel tönen!

Umsonst! Es thäte Noth, daß ihr uns aus der Erde grübet,
Uns wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgethanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
Nein, zu den Zelten, auf den Markt, in's Land mit uns zu steigen!

Hinaus in's Land, ſoweit es reicht! Und dann die Zuſammenten
Auf ihren Bahren hingeſtellt in beiden Parlamenten!
Da lägen wir und ſagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
Iſt eure Freiheit ſchon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend ſtand, als wir im Märze ſtarben:
Der Freiheit Märzſaat ward gemäht noch vor den andern Garben!
Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Senſe Hieben —
O, wär' der Grimm, der rothe Grimm im Lande ſo geblieben!
Und doch, er blieb! Es iſt ein Troß im Schellen uns gekommen:
Zu viel ſchon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben ſein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann ſpringt er auf allmächtig;
Gehobnen Arms, weh'nden Haars daſteht er wild und prächtig!
Die roſt'ge Büchſe legt er an, mit Fenſterblei geladen;
Die rothe Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, ſie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürſten ſtehn zum Meere!
Die Adler ſtehn, die Löwen ſtehn: die Klauen und die Zähne! —
Und ſeine Zukunft bildet ſelbſt das Volk, das ſouveräne!

Indeſſen, bis die Stunde ſchlägt, hat dieſes unſer Grollen
Euch, die ihr vieles ſchon verſäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, ſeht gerüſtet! ſeid bereit! o, ſchaffet, daß die Erde,
Darin wir liegen ſtarr und ſtarr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns ſtören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! — ſind ſie Sklaven!

Was iſt nun der Gedanke des Ganzen? Es ſind die gefallenen Barrikadenkämpfer, die zu einer Zeit, wo man ſich in vielen Erwartungen getäuſcht ſah oder glaubte, darüber Klage führen, daß ihr Leben nutzlos hingeopfert ſei, daß die Ueberlebenden ſich haben die Errungenſchaften ihres Todes entreißen laſſen; Klage führen, daß das Volk keinen Widerſtand geleiſtet, ſondern paſſiv verblieben, ſtatt ſeine Stimme zu erheben lauter als die Glocken des Feſtgeläutes, und an dieſe Klage ſchließt ſich dann

die Prophezeiung, daß dereinst ein neuer Kampf entbrennen werde und zum Schlusse die Ermahnung, bis dahin auszuharren, wachsam zu sein und den Muth nicht sinken zu lassen.

Enthält hiernach offenbar das Ganze keine direkte Aufreizung zur Gewaltthat, so scheint es doch wirklich unzulässig, nun im Einzelnen eine solche heraussuchen zu wollen, da das Einzelne nur ein Glied in der Kette bildet und im Resultate des Ganzen seine Erklärung finden muß. Indessen will ich mich auch auf die einzelnen Stellen einlassen:

Die erste inkrimirte Stelle ist: „O Volk und immer Friede nur ꝛc.“ In diesem Passus findet nun die Anklage einen direkten Aufruf zu den Waffen, indem sie mit demselben gleich die zweitinkrimirte Stelle in Zusammenhang bringt; das ist aber offenbar eine große Gewaltthat, die sich das öffentliche Ministerium hat zu Schulden kommen lassen, denn es überspringt die Mittelglieder, die für das Verständniß der ersten Stelle entscheidend sind.

Das vorhergehende ist eine lange Litanei von Klagen über einzelne Ereignisse, die als Beeinträchtigung der Freiheit hingestellt werden und diese Klage schließt mit dem Ausruf: „O Volk und immer Friede nur“ ꝛc. Was ist natürlicher, als dieses als die Pointe der Klage zu verstehen; denn das ist gerade der Schmerz der Todten, nicht daß die Zustände so sind, wie sie sie schildern, sondern daß das Volk die Herbeiführung derselben geduldet hat; — und wenn dieser Erklärung der direkte Ausruf entgegenzustehen scheint: den Krieg herausgeschüttelt, so ist zu bedenken, daß ich alle möglichen Redeformen anwenden kann, um mich zu beschwören, und daß das gerade die stärkste ist, wenn ich fordere, stürmisch fordere, aber zugleich weiß, und dieß ausdrücke, daß meine Forderung nicht gewährt wird, und das ist eben unser Fall, denn nach diesem Aufruf läßt der Dichter

die Todten ſagen: „Umſonſt! es thäte Noth, daß man uns wieder aus der Erde grübe ꝛc.“ Die Todten wiſſen alſo im Voraus, daß auf ihre Frage: iſt denn kein Krieg in unſrem Schurzfell? mit Nein geantwortet wird; ſie wiſſen es im Voraus, daß ihre Aufforderung, den Krieg herauszuſchütteln, eine vergebliche iſt, und wenn ſie das wiſſen, ſo iſt ihre Frage keine ernſtliche Frage und ihre Aufforderung keine ernſtliche Aufforderung, ſondern nur eine Form, um darin ihren Schmerz über die Friedfertigkeit des Volkes an den Tag zu legen. Ich bin keineswegs der Anſicht die das öffentliche Miniſterium in dem Beiſpiel der Rede des Antonius bei Shakespeare anſchaulich gemacht, ich glaube, daß auch in indirekter Redeweiſe eine direkte Aufforderung in ſtrafrechtlicher Beziehung gefunden werden kann und würde mit Rückſicht auf das Reſultat kein Bedenken finden, dieſe kriminalrechtlich in der bezogenen Rede am Grabe Cäſars zu erkennen. Aber auf der andern Seite glaube ich, daß auch die direkte Aufforderung nur als eine indirekte betrachtet werden kann und muß, wenn der Zuſammenhang dieſe Auffaſſung wie untergebenes rechtfertigt. Das „Umſonſt“ nämlich, womit die Todten ihre Aufforderung beantworten, iſt keineswegs ein Widerſpruch, der den Zweck hat, nur um ſo mehr anzuſtacheln, gleich wie man einem Kinde ſagt, daß es irgend etwas auszuführen nicht im Stande ſei, um dadurch den Verſuch dazu hervorzurufen, ſondern es iſt den Todten dieſes Umſonſt ernſtlich gemeint, wie der Verfolg des Gedichtes unwiderleglich darthut, da die Todten nur in der Zukunft die Erfüllung ihrer Wünſche erblickten. Demnach liegt in unſerer Stelle nichts wie eine Klage, und will man in der Klage eine Aufforderung erkennen, ſo kann dieſe nur eine ganz indirekte ſein, die das Geſetz nicht beſtraft wiſſen will. — Das Geſagte halte ich für ſo entſcheidend, daß es überflüſſig erſcheint, noch darzuthun, daß dieſe

indirekte Aufforderung nicht auf einen Krieg mit den Waffen, sondern nur auf einen moraliſchen Kampf gedeutet werden kann. Wie Sie von dem Angeklagten ſelbſt gehört, hat er das Wort Krieg im bildlichen Sinne verſtanden, gleich wie auch ich im Eingange meines Vortrages von einem Kampf mit der Staatsbehörde geſprochen, ohne doch im Mindeſten an ein Handgemenge mit den verehrten Vertretern des öffentlichen Miniſteriums zu denken.

Wollte man dem Dichter das Bild in dieſem Ausdruck ſtreitig machen, ſo müßte man, wie er ſelbſt ſchon angedeutet, das „Schurzfell", aus welchem der Krieg geſchüttelt werden ſoll, in derſelben materiellen Bedeutung auffaſſen, und da fordre ich Sie denn auf, meine Herren, ſchütteln Sie an dem Schurzfell unſers Volkes und wenn aus den Falten deſſelben keine Büchſen, Säbel und Kanonen, nicht einmal Pflaſterſteine herausfallen, ſondern nur Späne und Spreu, die der Wind verweht, ſo halten ſie ſich feſt überzeugt, daß der Dichter nur im Bilde geſprochen und an einen Krieg mit eiſernen Waffen nicht gedacht hat. Es iſt dies übrigens auch noch mit dürren Worten im Gedichte ſelbſt ausgeſprochen; denn wenn es heißt: „Laßt euern Ruf: die Republik! die Glocken überdröhnen", ſo iſt doch wohl nur an die Macht der Volksſtimme appellirt und der Gedanke an einen gewaltſamen Umſturz ausdrücklich ausgeſchloſſen; man müßte denn annehmen, daß unſer Staatsgebäude ein Kartenhaus ſei, das der Hauch des Mundes zertrümmert. Eben ſo der Schluß des Gedichtes:

Indeſſen, bis die Stunde ſchlägt, hat dieſes unſer Grollen
Euch, die ihr vieles ſchon verſäumt, das Herz ergreifen wollen!

worin noch deutlicher liegt, daß jetzt und fortwährend bis zu dem Momente, wo die in ferner Zukunft prophezeite Stunde ſchlagen wird, der Dichter nur die Herzen ergreifen, nur die Macht der öffentlichen Meinung wach rufen wollte; in der That, meine Herren! lauter tönt, als das Geläute der Sturmglocke, die mächtiger iſt, als

Tauſende von Barrikadenmännern, die ja nie und nimmer etwas erreichen können, wenn nicht die Macht dieſer öffentlichen Meinung hinter ihnen ſteht und mit dem Meduſenſchilde ihrer lähmenden Gewalt die Streitkräfte der Gegner vernichtet. Hiernach kann es wohl keinem Bedenken unterliegen, daß Sie in Betreff dieſer erſten Stelle kein „Schuldig" ausſprechen können; es iſt dies auch (was ich hätte vorausſchicken ſollen) die Anſicht der Rathskammer des hieſigen königl. Landgerichts geweſen, welche den Antrag auf Einleitung der Unterſuchung durch ihren Beſchluß vom 4. Auguſt als unbegründet ablehnte. Derſelben Anſicht huldigte der Staatsprokurator beim Appellationsgerichtshofe in ſeinem wohlmotivirten Antrage. (Der Redner verlieſt beide Aktenſtücke.) Hat nun auch der Anklageſenat eine andere Anſicht ausgeſprochen, ſo iſt er uns doch die Gründe dafür ſchuldig geblieben.

Und nun zur zweiten Stelle, die noch viel weniger Beachtung verdient, als die erſte. „Zu viel des Hohns ꝛc." Was ſagt der Dichter hier? Sagt er etwa: „Du Bürgerwehr folge der rothen Fahne! Du Heeresmacht, ſchließ Dich ihr an, verjage die Fürſten, verbrenne die Throne!" Nein. Er ſieht im Traume eine Zukunft vorher, die ſich erfüllt, ohne daß vom Dichter eine Aufforderung, ſie herbeizuführen, ausgegangen wäre; im Gegentheil ſchließt ſich gleich hier der Schlußpaſſus des Gedichtes an, der keiner doppelten Deutung fähig iſt. Die Geiſter der Barrikadenkämpfer ſagen dort ſelbſt, daß die Stunde noch nicht gekommen ſei, und daß ihr grollender Aufruf nur den noch lebenden Sinnesverwandten das Herz habe ergreifen ſollen. Kann es klarer, unwiderleglicher ausgeſprochen ſein, daß der Dichter nicht einen Aufruf zur Empörung beabſichtigt habe? Die Geiſter der Barrikadenkämpfer wenden ſich an die Zukunft, in dieſer ſehen ſie die Nothwendigkeit eines zweiten großen Krieges,

nur für dieſen wollen ſie Parteigänger werben, dieſe bis dahin zur Wachſamkeit ermahnen. Der ſtrafrechtliche Begriff der Aufreizung aber erfordert die Abſicht eines ſofortigen Losbruches, die Anreizung, in eine ferne, wenigſtens ganz unbeſtimmte Zukunft hinaus, iſt ein Widerſpruch in ſich. Ich kann conſpiriren für die Zukunft, aufreizen kann ich nur für die Gegenwart. Eine Prophezeihung iſt unſere Stelle, weiter nichts, und das Prophezeihen iſt nicht verboten. Jedem iſt es freigeſtellt, an ihrer Aechtheit zu zweifeln, eine Freiheit, von welcher der Menſch von jeher den weiteſten Gebrauch gemacht hat, denn es folgt der Kaſſandra Fluch ſeit Ilium's Fall den Propheten, daß ſie von denen, die ſie hören ſollten, am wenigſten beachtet werden, und das mahnt mich an die Lieder des Dichters, die vor kaum zwei Jahren aus dem Exile herübertönten; jedes Lied eine Prophezeihung, die man damals verdächtigen und verbieten konnte, die aber den Propheten auf den Schild heben, nachdem ſie heute verwirklicht. Ich möchte ſie beſchwören, über unſer Gedicht den Stab nicht zu brechen, damit nicht die Geſchichte der nächſten zwei Jahre vielleicht ſchon über ihren Spruch zu Gericht ſitze, wie ſie die Vorſehung jener Gedichte ſchon gerichtet hat.

Und das führt mich denn hinüber zu dem zweiten Geſichtspunkt, dem hiſtoriſch-politiſchen.

Läge, ganz objektiv genommen, nach dem Art. 102. Cod. p. Strafbares vor, ſo würde dieſe Strafbarkeit meines Erachtens ausgeſchloſſen ſein durch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Gegenwart.

Wir ſtehen auf revolutionärem Boden, mag auch hinterher, eine Brücke von dem Rechtsboden auf den Standpunkt unſeres heutigen Staatsrechtes zu ſchlagen, vollkommen gelungen ſein. Niemand kann dies läugnen, nachdem unſer erſter Staatsmann an ſeiner nur bedingten Anerkennung dieſer

Wahrheit gescheitert ist. Wir stehen auf revolutionärem Boden, der provisorisch die Satzung der constitutionellen Monarchie trägt. Das Definitive unserer Staatsverfassung ruht noch im Schooße der Zukunft.

Diese Zukunft gehört allen Parteien gemeinsam an — jeder kann seinen Idealen nachjagen oder in weiser Berücksichtigung des Willens der Andern nach dem Möglich-Erreichbaren streben. Unter solchen Umständen kann von dem Komplott zum Umsturz der bestehenden Verfassung meines Erachtens kaum die Rede sein. Auf der andern Seite aber kann auch ein Anreiz zum bewaffneten Widerstand gegen Reactions-Maßregeln, wenn so etwas ausgesprochen wäre, kaum strafbar erscheinen, da es erlaubt sein muß, das mit den Waffen Eroberte auf dieselbe Weise zu vertheidigen. Ja die gesetzlich constituirten Bürgerwehren haben in allen mir bekannten Statuten die Vertheidigung der errungenen Freiheit, die bewaffnete Behauptung der März-Errungenschaften an die Spitzen ihrer Zweckbestimmungen gestellt. In so fern also gegen die Reaction nun, gegen einen Raub der verliehenen oder eroberten Rechte die Macht der Waffen angerufen wäre, müßten wir unbedingt diesen Ruf als gesetzlich und daher straflos anerkennen; und wenn man nun der ersten inkriminirten Stelle Gewalt anthun will — von der zweiten kann gar keine Rede sein — so wird man den Aufruf zum Kriege nur zum Schutz der Errungenschaften verstehen können, die angeblich „verlottert und verloren" sein sollen. Wenn hier auch von einer neuen Staatsform „der Republik" gesprochen wird, so ist wohl zu bemerken, daß hierfür nicht die Macht des Krieges, sondern die Macht der Volksstimme aufgerufen wird. — Ich fühle, es muß Ihnen befremdlich erscheinen, was ich eben sagte, daß das Recht sich ohne eigentliche Abschaffung jener Ar-

tikel des Code pénale verändert, aber dennoch iſt es ſo für dies und für vieles Andere, und dieſer abnorme Rechtszuſtand wird dauern bis die Verfaſſung und die damit nothwendig zuſammenhängenden Geſetze an die Stelle treten. Und daß es ſo iſt, daß ſich das Recht uns unter den Händen, oder wenn Sie wollen, unter den Füßen verwandelt hat, das haben auch die Behörden, wenigſtens ſtillſchweigend, anerkannt, ſonſt wäre das Verhalten der Behörden, denen es obliegt, den Geſetzen Geltung zu verſchaffen, unbegreiflich. Blicken Sie zurück in die jüngſte Vergangenheit und Sie werden auf jeder Seite der Tagespreſſe gewiſſer Richtungen, in Volksreden, Adreſſen und Erklärungen hundertmal Schlimmeres finden, als unſerm Angeklagten vorgeworfen wird. Ich mag nichts vorbringen, was auch nur den Schein einer Denunziation trüge, die ja meines Amtes nicht iſt, wenn Sie Sich aber die Nummern gewiſſer rheiniſcher Blätter in's Gedächtniß zurückrufen wollen, ſo werden Sie Sich überzeugen, daß das Freiligrath'ſche Gedicht himmelweit zurückbleibt hinter dem, was die Tagespreſſe, die politiſche Tagespreſſe, deren Beruf es iſt, das Volk zu belehren, demſelben täglich bietet. Und fragen Sie, iſt dieſe Redaktion oder jener Korreſpondent, oder dieſer Redner verfolgt oder in Anklageſtand geſetzt worden, ſo ſage ich Ihnen nein und abermals nein. Das beweiſt, daß das Recht ein anderes geworden, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Oder aber ſollte es etwa beweiſen, daß man nicht den Inhalt, ſondern die poetiſche Form verfolgt, daß man nicht den Politiker in dem Angeklagten, ſondern den Poet anklagt. Nun, meine Herren, ich möchte faſt erröthen, einen ſolchen Verdacht auch nur angedeutet zu haben. Wie dem aber immer ſei, Sie werden, Ihr Gerechtigkeitsgefühl wird Ihnen ſagen, daß, was für die Einen Recht auch für die Andern billig iſt, und daß der Schwache und Ver-

einzelte nicht für dasjenige leiden kann, was den Organen starker Parteien hingeht ungeahndet.

* * *

Was bleibt noch übrig zu sagen? Können Sie noch schwanken in Ihren Entschlüssen? o so schauen Sie hin auf den Angeklagten — den sanften Mann, mit dem ruhigen, milden Blick, mit dem weichen, edlen Herzen. Er ist kein Verbrecher, glauben Sie es mir. Wenn auch seine Ueberzeugung eine andere ist, als die unsrige: sein Charakter ist fleckenlos — sein Leben ist rein von sittlichem Makel! — Seine Schicksale, seine Verhältnisse sind bekannt, ich brauche Sie nicht in seinen häuslichen Kreis zu führen, dem er Alles ist, Ernährer, Lehrer, Bringer aller Freuden, ach! und in der letzten Zeit auch bitterer Leiden!

Sie wissen es, meine Herren, daß der Schweiß auf der ernsten Stirn des Mannes, die stille Thräne im Auge des Weibes, für die, für welche sie vergossen worden, ein festes Bindemittel der Herzen sind! — Nein, nicht in das Heiligthum der Familie will ich Sie führen, dies gehört ihm allein an! — sondern in das der Dichtung; als Dichter gehört er seinem Volke und das Volk sitzt heute über ihn zu Gericht.

* * *

Die Organisation des Dichters hat etwas Geheimnißvolles. Im geraden Gegensatze zu seinem so milden, so gemüthlichen Charakter, finden Sie Freiligrath in seiner Poesie wild, verwegen, ein ächtes Kind ungebändigter Naturkraft. Nicht die Liebe, die er so tief empfindet, nicht das Stillleben, dem er doch ganz angehört, singt er. Nein, seine Phantasie trägt ihn weit hinaus in das Fremde, Abenteuerliche, Riesenhafte. Mit wunderbarer exotischer Pracht seiner Farben, mit der wunderbaren, seltsamen Melodie seiner Verse führt er uns in das Reich tropischer Vegetation — in

den Haushalt einer fabelhaften Thierwelt, in den Kampf der Elemente — in das Leben wilder fremder Völker.

Genau dieſer Richtung ſeines Geiſtes entſpricht es, daß ihn auch in der Weltgeſchichte nicht ſowohl die ruhige Fortentwickelung der Ideen intereſſirt, als vielmehr der Anblick einer auf einmal entfeſſelten Geiſteskraft. Was Wunder, daß er, nachdem er mit ſeinem Herzen der Heimath ſich zugewendet hatte, nachdem er die Leiden und Freuden ſeines Volkes zu empfinden und zu theilen gelernt, nachdem ſeine Ueberzeugung ſich für die Umgeſtaltung unſerer politiſchen Zuſtände entſchieden, daß er jenes größte Ereigniß unſerer neueſten Geſchichte in ſeiner phantaſtiſchen Weiſe ergriff und ſeiner politiſchen Ueberzeugung über unſere Zukunft in dem draſtiſchen Bilde einer wilden Viſion Geſtalt gab!

Was Wunder, daß dieſe poetiſche Geſtaltung den Stempel des Unbändigen, Maßloſen trägt, der das Weſen ſeiner Poeſie iſt. — Für den Kern der Sache iſt der Mann verantwortlich, er tritt ſtolz vor Sie hin und bekennt es, was er gewollt — Lügen kann Freiligrath nicht!

Für die Form, für Bild und Einkleidung kann er nicht; das iſt das Myſtiſche ſeiner Muſe, hier folgt er einer in ihm ſchaffenden Gewalt, über die er ſich ſelbſt am wenigſten klar bewußt iſt. — Dieſe dichteriſche Individualität hat mit dem Menſchen nichts zu thun. Das Formwerden des Gedankens, das iſt das Geheimnißvolle, Unbewußte, das iſt das tief Dichteriſche im Poeten. Das iſt das, was allen gebildeten Völkern der Erde heilig und unverletzlich erſchienen. — Das iſt das, was Sie nur der Poeſie, nicht dem Poet zurechnen können.

Strafen Sie hier, ſo ſtrafen Sie nicht den Menſchen in ihm, denn der iſt ſchuldlos, Sie verfolgen die Poeſie ſelbſt, ohne ſie erreichen zu können. Den Prometheus können

Sie an den Felsen schmieden; das göttliche Feuer, das er vom Himmel nahm, werden Sie nicht löschen. Und darum, meine Herren, würde es eine bis jetzt bei allen freien Völkern der Erde unerhörte That sein, wenn Sie den Dichter für das strafen wollten, was nur der Poesie angehört. Und warum wollten Sie auch strafen? Der Dichter ist der Freund des Volkes, er ist das Kind der Nation, die ihn liebt. Ist es denn nicht das Volk, welches gefährdet gewesen? Aber nicht das Volk klagt ihn an, wenn auch einzelne im blinden Parteihaß ihn denunzirten. Das Volk will ihn frei, ja meine Herren, das gebildete Volk will ihn befreit, es will den Poeten in seinem Heiligthume geschützt wissen.

Die ganze konservative Presse unserer Provinz ruft Ihnen wie aus einem Munde zu, ihn zu befreien.

Und wer ist denn der Richter? — Das Volk ist Richter! Sie sind die Deputirten der Nation, um in ihrem Namen zu entscheiden über Leben und Tod, Freiheit und Ehre. Ja, Sie repräsentiren die Nation und, meine Herren, die Hand auf's Herz, die Nation wird ihren Dichter nicht verdammen.

Denn was man liebt, man stößt es nicht hinaus,
Ja was man liebt, man stellt's nicht an den Pranger! —

Der Vertheidiger beantragt schließlich die Freisprechung des Angeklagten.

Diese Rede, die an manchen Stellen von lebhaften Beifallsbezeugungen begleitet wurde, gegen welche sich der Präsident in ernst mahnenden Worten aussprach, machte sichtlich einen tiefen Eindruck auf die Versammlung.

Nach dem Vortrag des Dr. Mayer ergriff Advokat Anwalt Dr. Weiler II. das Wort. Er erbat sich die Aufmerksamkeit der Herrn Geschworenen, weniger, weil es noch nöthig sei, nach dem ausgezeichneten Vortrage seines Vorgängers die Unschuld des

Angeklagten zu beweiſen, als blos um dem Wunſche des Angeklagten Genüge zu leiſten, und um den Standpunkt anzuzeigen, von welchem allein dieſe Sache beurtheilt werden müſſe. Vor allen Dingen müſſe er bemerken, daß für das politiſche Glaubensbekenntniß hier nicht das Tribunal ſei, ſonſt würde er, der Vertheidiger, ſich jetzt nicht an dieſer Stelle befinden. Er ſei im ſtrengſten Sinne für konſtitutionelle Monarchie geſtimmt, während der Angeklagte Republikaner ſei; es käme hier aber, wie geſagt, nicht auf das politiſche Glaubensbekenntniß an, ſondern Freiligrath ſei eines Verbrechens angeklagt, welches Männer jeder politiſchen Ueberzeugung begangen haben könnten. Er ſei angeklagt zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung aufgefordert zu haben; vor einem Jahr ſei eine Verfaſſung für unſer Land noch ein Unding geweſen, und jetzt ſei man eben noch damit beſchäftigt, eine Verfaſſung zu vereinbaren. Wer alſo damals dazu angetrieben habe, eine Verfaſſung zu erzwingen, wer vielleicht gar verblümt die Anwendung von Waffengewalt in Ausſicht geſtellt habe, — was würde mit dem geſchehen ſein? — Eine Verfaſſung könne aber doch nicht ewig unverändert bleiben und jedes Beſprechen über dieſelbe, das eine Verbeſſerung, und die Art, dieſelbe in Ausführung zu bringen beabſichtigt, könnte alſo als ein Aufreiz zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung betrachtet werden. Wie wenig aber dieſelbe Verfaſſung bleibend ſei, könne man z. B. in unſerem Nachbarlande Frankreich ſehen, und es wäre auch hier nicht unmöglich, daß er, der Vertheidiger, wegen der Geſinnung für konſtitutionelle Monarchie dereinſt vor dies Forum gebracht würde, wenn eine Republik beſtände und man Geſinnungen überhaupt verurtheilen könne und wolle. Ueber das Gedicht theilt Vertheidiger ganz die Anſicht ſeines Vorgängers, über den dichteriſchen Werth deſſelben ſei heute nicht zu entſcheiden, es ſei nur nachzuſehen,

ob in demſelben das gefunden werden könne, was in der Anklage ausgedrückt iſt. —

Strenge genommen könne man noch nicht ſagen, daß eine Verfaſſung beſtände, doch wolle er darauf weniger Gewicht legen, daß man etwas, was nicht beſtehe, auch nicht umſtürzen könne, es frage ſich nur: kann das, was in dem Gedicht etwa Anſtößiges, Unangenehmes oder Gehäſſiges gefunden wird, — kann es dazu beſtimmen, Anreizung anzunehmen. Ich frage Sie, fuhr der Vertheidiger fort, wenn das, was Freiligrath Schuld gegeben wird, wahr wäre, würde es wohl noch möglich ſein, daß wir hier bereits 3 Stunden geſprochen haben könnten? Das iſt klar, daran iſt nichts zu deuteln, man hat dazu nicht nöthig Räthſel zu löſen. Den Inhalt des Gedichtes mag man mißbilligen, ich halte meine Meinung darüber zurück; republikaniſche Anſichten ſind in demſelben ausgeſprochen, aber die Freiheit der Preſſe erlaubt dies. Sie können ſagen, meine Herren, wir theilen dieſe Anſichten nicht, aber dies iſt nicht Gegenſtand der Anklage, eben ſo wenig, wie die in dem Gedichte enthaltenen Aeußerungen, welche dem Könige unangenehm ſein mögen. Man bedenke jedoch, daß die Tagespreſſe ganz anders geſchmäht und geſchimpft, ganz andere Aeußerungen gebraucht hat, auch Plakate haben auf dieſelbe Weiſe ſich ausgeſprochen; Jungens ſind in Berlin ſelbſt herumgelaufen mit dem Ausrufe: „die Krone iſt verluſtig erklärt.“ Hierüber iſt nicht zu urtheilen, und es wäre doch wohl hart, hier einen Dichter für das verurtheilen zu wollen, das ungeſtraft und in viel härteren Ausdrücken mit ruhiger Ueberlegung und nicht in dichteriſcher Begeiſterung geſagt und geſchrieben worden iſt. Es fehlt hier an genauen geſetzlichen Beſtimmungen, die alten Geſetze ſind theilweiſe aufgehoben, neue noch nicht an deren Stelle getreten. Man habe den König als erſte Magiſtratsperſon des Staates beſchauen wollen,

das ſei aber unrichtig und dies wäre wohl zu berückſichtigen. Es fehlt hier Etwas im Geſetz, es iſt eine Lücke, aber das geht uns heute nicht an, heute haben wir es bloß mit dem Verbrechen zu thun, welches darin beſteht, daß körperliche Gewalt hat angewendet werden ſollen, um die Staatsverfaſſung umzuwerfen. Es iſt jedoch wohl zu beachten, daß ſich der §. 102 an eine ganze Reihe vorhergehender Beſtimmungen anſchließt, und im §. 293 iſt nicht geſagt wie hier, daß bloß eine Aufreizung durch Rede veranlaßt, ſondern §. 102 ſagt ausdrücklich, daß dieſe Aufreizung unmittelbar zur Wirkung gekommen ſein müßte. Es muß demnach die Frage aufgeworfen werden, was in dieſer Beziehung nach Zeit und Umſtände vorgekommen iſt; wenn bloß Aufregung die Folge geweſen iſt, und Unzufriedenheit entſtanden ſein ſollte, ſo kommt hierauf nichts an; es muß feſtſtehen, daß in dem Gedichte die klare unumwundene Aufforderung an die Verſammelten liege, ſogleich die Waffen zu ergreifen, ſich an beſtimmten Orten zu verſammeln um die Verfaſſung umzuwerfen. Was war aber erfolgt? Gar nichts von alledem. Es iſt alſo ſehr zweifelhaft, ob das Gedicht dieſen Erfolg habe haben können, es darf aber nichts Zweifelhaftes in einer Thatſache vorliegen, welche dem Urtheile der Geſchwornen anheim fallen ſoll; es darf dieſes kein Räthſel ſein; iſt ſie aber nicht räthſelhaft, dann iſt es gleichviel, ob die Thatſache in Gedicht oder Proſa abgefertigt iſt. Es iſt auch nicht nöthig, daß die Vollziehung des Vorhabens erfolgt ſei, denn ſonſt würde freilich die Hülfe zu ſpät kommen; aber es muß doch etwas Aehnliches vorhanden ſein, um den Erfolg annehmen zu können, man muß ſich z. B. mit Knitteln, Senſen oder anderen Waffen verſehen, ſich an beſtimmten Orten verſammelt oder ein Gebäude angefallen haben, dann wäre eine Thatſache verhanden. Was iſt aber hier geſchehen. Freiligrath hat ein politiſches

Glaubensbekenntniß vorgetragen; die Zeugen sagen, es habe ihnen, wie den Versammelten, gut gefallen, ja Zeuge Rockmann sagt, er habe keineswegs Aufreizung zu physischer Gewalt darin gefunden, ja viele hätten es gar nicht einmal verstanden; es sei ja auch kein Plan zur Ausführung jener Aufreizung gegeben worden; der absoluteste Tyrann würde daher auf eine solche einfache Rede nicht das Verbannungsurtheil aussprechen, wenn nicht die nächste Anwendung in einer Thatsache vorläge. Die Aufwieglung müsse der That unmittelbar vorausgehen, es sei die Zeit vorbei, wo ein Tyrann von Syrakus einen Angeklagten wegen eines bloßen Traumes für schuldig erklärt habe, weil er doch an staatsverbrecherische Sachen gedacht haben müsse, wenn er davon habe träumen können; selbst einer der Anfertiger des Code, der doch unter dem eisernen Scepter Napoleons geschrieben, habe bloße Aufreizung ohne Folgen für nicht strafbar erklärt und wir sind jetzt freier als zu jener Zeit, wir dürfen daher auch wohl weiter gehen.

Wenn möglicher Weise etwas in dem Gedichte gefunden werden könnte, das verdammungswürdig wäre, so kann dies dem Angeklagten nicht imputirt werden; er ist nicht Thäter, dafür fehlt hier jeder Faden. Ich gehe weiter; angenommen Sie wären einverstanden mit der Ansicht des öffentlichen Ministeriums, so wäre dies doch noch nicht genügend, um ein „Schuldig" über den Angeklagten auszusprechen. Es geht damit wie mit dem Unterschiede zwischen einer einfach wörtlichen Beleidigung und einer Verläumdung. Beleidigung mit einfachem Wort ist bei weitem nicht so schlimm, als eine Verläumdung, in welcher durch eine ausführliche Erklärung jenes Wortes die Beleidigung nur noch vergrößert wird. Eben so ist es auch hier mit dem Gedichte; der Staatsprokurator findet Aufruhr darin, von den übrigen Behörden finden einige dieses nicht, an-

dere wieder wohl. Wenn es ſich um Geltendmachung politiſcher Ueberzeugungen handlete, ſo ſtände ich nicht als ſein Vertheidiger hier, ich wiederhole es; zur Anklage iſt aber kein Anhaltspunkt vorhanden; den Sinn des Gedichtes finden einige ſo, andere ſo; die Ueberzeugung, welche den Angeklagten des Verbrechens beſchuldigt, iſt nur eine künſtliche: denn die Abſicht, welche dem Gedichte unterlegt wird, iſt nicht vorhanden, das ganze Leben des Angeklagten ſpricht nicht dafür; erklären Sie ihn daher für ſchuldig, ſo legen Sie eine Lüge in ſeine Bruſt. Sie ſollen urtheilen, meine Herren, nicht auf Autoritäten, ſondern frei als rechtſchaffene Männer. Was draußen vorgeht, geht Sie nichts an, darf Sie nicht beſtimmen, ja in gewiſſer Beziehung iſt eben das Verhalten des Gerichtshofes bei dieſem Falle für Sie von Wichtigkeit, und das Verfahren der verſchiedenen Behörden iſt hier nicht zu vergleichen mit dem bei einem gewöhnlichen Diebſtahl z. B.; denn bei ſolchem kann die Rathskammer des Appellhofes blos die Akten benutzen und alſo nicht vollſtändig Kenntniß von dem ganzen Falle nehmen; es iſt daher wohl eine Verſchiedenheit der beiden Inſtanzen möglich und ein Irrthum auf Seite der Rathskammer zu entſchuldigen: aber heute liegt uns das Gedicht vor, das auch der Rathskammer vorgelegen hat, ſie aber hat nichts darin gefunden; das iſt zwar keine Autorität, aber eine Entſcheidung von Sachkundigen.

Es muß Sie daher nicht nur die Ueberzeugung, nein auch die Unmöglichkeit, daß irgend Jemand eine andere Ueberzeugung haben könne, muß Sie hier leiten und dann weiß ich nicht, wie Sie das „Schuldig" ausſprechen könnten. Ja, ſelbſt der Staatsprokurator beim Apellationsgerichtshofe in Köln hat in einem motivirten Antrage ausführlich auseinandergeſetzt, daß in dem Gedicht keine Veranlaſſung gefunden werden könne, um eine Einſchreitung zu veranlaſſen. Zu Ihrem eigenen Urtheil, zu

dem der hiesigen Sachkundigen, kommt also noch das Gewichtige des Sachkundigen in Köln hinzu. Es gibt auch ein Vergehen, das Anreizung zu einem Verbrechen befaßt, wobei es jedoch darauf nicht ankommt, ob direkt oder indirekt Anreizung vorhanden, weil die Rede selbst bestraft wird; in §. 102 dagegen ist ausdrücklich besagt, daß die Aufforderung zum Aufstand eine unmittelbare sein müsse. Meine Herren, Sie entscheiden als freie Staatsbürger, an Ihr Urtheil apellire ich; wir haben Jahre lang vergeblich gekämpft, daß politische Verbrechen von Geschwornen abgeurtheilt werden möchten, weil wir von der Furcht der Einseitigkeit der anders konstituirten Gerichtshöfe befangen waren; zum ersten Male haben wir heute den freudigen Tag, daß gleiche Staatsbürger über den Dichter Freiligrath zu Rath sitzen. Zum ersten Male werden wir nicht das Unglück haben, daß politische Ideen verdammt werden sollten; berücksichtigen Sie nicht die politischen Gesinnungen des Angeklagten, auch einem Aristokraten könnte es vorkommen, vor Ihrem Richterstuhle stehen zu müssen. — Es kommt in diesem Falle nicht auf die zufälligen Folgen an, nicht darauf, ob zufällig eine Persönlichkeit verletzt sei, sondern nur ob der Angeklagte einen unmittelbaren Angriff auf die Verfassung gemacht hat. Es ist nothwendig, deßhalb zu einer Charakteristik des Dichters überzugehen; während er das politische Gebiet für seine Muse in Anspruch genommen, wandle er persönlich ruhig und sanft durch das Leben, habe nie Jemand gereizt, nirgends absichtlich Unzufriedenheit erweckt; hat seine Muse dieß bewirkt, so ist er persönlich unschuldig daran. Nur selten sind bisher Schriftsteller vor Gericht gestellt worden, weil man jederzeit den Geist als frei betrachtet hat und glaubte, den Gedanken nicht in Fesseln schlagen zu dürfen; aber erinnern muß ich an den Dichter Beranger, welcher wegen Beleidigung Karl's X. verurtheilt

wurde; aber nicht lange nachher wurden die Grundsätze geltend, die ihm das Urtheil zugezogen, dieses wurde nun mißbilligt, der Verurtheilte zu hohen Ehren berufen und der Dichter lebt noch in dem Munde aller Franzosen. In England und Nordamerika gibt es solche Preßprozesse gar nicht, nie stehen Dichter vor den Schranken, auch Geschichtsschreiber müssen frei schreiben können, sollen Geschichtswerke nicht anders in Trümmer zerfallen. Klopstock, Schiller in seinem Don Karlos und Tell schrieben in einer zwangsvollen Zeit, diese Stücke wurden in derselben wiederholt gegeben, aber nie fiel es Jemanden ein, den Dichter der darin enthaltenen, oft keineswegs undeutlichen Ausfälle auf Zustände und Personen halber vor Gericht zu belangen; wäre es geschehen, unsere deutsche Literatur wäre gewiß sehr arm geworden. Gleiches Verhältniß betrifft auch unseren Dichter. Nach einer längeren Abwesenheit in Amerika und England hört er von den Errungenschaften des deutschen Volkes; der Himmel scheint ihm in Deutschland offen; er eilt zurück, findet sich in seinen Erwartungen getäuscht, glaubt seinen Gedanken Luft geben zu müssen und verfaßt dies Gedicht, welches hauptsächlich gegen die Reaktion gerichtet ist. Es gehört nicht hierher; ob das reaktionäre Gespenst in der Wirklichkeit existirt, wer aber, frage ich, will ihm das Kämpfen gegen dasselbe zum Verbrechen machen? Daher kann ich nur in der Ueberzeugung, daß der Dichter frei aus dieser Gerichtssitzung herausgeht, mit den schönen Worten Schiller's schließen: „Mich hält keine Bande, mich fesselt keine Schranke ꝛc.

Der Präsident fragte hierauf den Angeklagten, so wie das öffentliche Ministerium und die Herren Geschwornen ob sie noch etwas zu bemerken hätten, und da dies nicht der Fall, so erklärte er die Verhandlung geschlossen und hält ein kurzes und bündiges

Resumé sowohl der thatsächlichen Punkte der Anklage als der Vertheidigung. Daß der Angeklagte das Gedicht verfaßt, vorgetragen und durch den Druck vervielfältigt habe, sei nicht bestritten, da es von dem Angeklagten selbst zugestanden sei; allein diese Umstände in Verbindung mit dem Inhalt des Gedichtes selbst, solle der Anklage nach direkte Anreizung, sich zu bewaffnen und die Verfassung umzustürzen enthalten. Dies hätten die Geschworenen zu prüfen. Das Gesetz gäbe keine Erklärung über das Wörtchen direkt; es sei hier aber charakteristisch, da jede Aufreizung, namentlich die indirekte, nicht genüge, die Anklage zu begründen, es müsse also die unmittelbare Aufreizung vorhanden sein; es sei aber auch von den Geschworenen der Seelenzustand des Angeklagten zu berücksichtigen, ob er böswliche Gesinnungen, böswliche Absichten zu dem angegebenen Zweck bekundet habe? und hiernach allein müsse beurtheilt werden, ob er schuldig erklärt werden könne. Sähen wir nach Frankreich, so fänden wir, daß man dort nicht mehr in dem Falle sei über direkt der indirekt sich erklären zu müssen, weil diese Gesetze dort so viel verändert sind und jetzt daselbst ganz andere Kategorien vorkommen. Nachdem nun der Präsident die Anklage, die Punkte der Vertheidigung und die Aussagen des Angeklagten näher ausgeführt hatte, ging er zur Fragestellung über: Ist der Angeklagte schuldig: „im August d. J. durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes: „Die Todten an die Lebenden" in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, so wie auch durch den Druck desselben die Bürger direkt aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen?"

Der Präsident geht noch auf die näheren Bestimmungen ein, wonach die Geschworenen die einzelnen Theilen der Fragen zu beurtheilen, und wie sie ihre Antwort desfalls zu stellen hätten,

und bemerkt noch ausdrücklich, daß das Vorlesen nicht als erschwerender Umstand betrachtet werden könne, da dasselbe als ein einfacher Umstand des Thatbestandes angesehen werden müsse. Er bemerkte dabei, daß sowohl für als gegen den Angeklagten die Entscheidung nach der absoluten Stimmenmehrheit abzufassen sei, bei Stimmengleichheit habe die gelindere Meinung den Vorzug; wenn aber der Angeklagte mit 7 gegen 5 Stimmen der Anklage schuldig befunden werden sollte, so hätten sie im Eingange ihrer Erklärung bestimmt und ausdrücklich zu bemerken, daß die bejahte Frage durch einfache Stimmenmehrheit entschieden sei.

Hierauf ließ der Präsident den Angeklagten abführen und es verfügten sich die Herren Geschworenen in das für sie bestimmte Zimmer, um über die ihnen gestellte Frage zu berathen; zugleich erhielt der Chef der Gensd'armeriewache den Befehl die Zugänge zum Berathungszimmer zu bewachen und Niemand heraus noch hinein zu lassen, bis die Berathung beendigt sei.

Nach einer etwa einhalbstündigen Berathung kamen gegen 1 Uhr die Geschworenen in den Sitzungssaal zurück; nachdem sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, befragte der Herr Präsident sie nach dem Resultate ihrer Berathung, worauf der erste der Geschworenen, Hr. Stepperath, als deren Vorsteher, von seinem Sitze aufstand, die Hand auf's Herz legte und sprach:

„Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, die Erklärung der Geschwornen ist folgende:

Frage: Ist der Angeklagte schuldig: „im August d. J. durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes: „Die Todten an die Lebenden" in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, so wie auch durch den Druck desselben die Bürger direkt aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen?

Antwort. Mit abſoluter Stimmenmehrheit: **Nein.** Der Angeklagte iſt **nicht** ſchuldig.

Ein furchtbarer Jubel brach bei dieſen Worten des erſten Geſchworenen aus und wiederholt wurde ein Hoch dem Dichter gebracht. Der Präſident macht abermals auf das Ungeziemende eines ſolchen Ausdruckes der Freude aufmerkſam und deutet an, wie man doch die Heiligkeit des Ortes beſſer im Auge zu halten habe.

Dieſe Antwort wurde vom erſten der Geſchworenen unterzeichnet und ebenfalls vom Aſſiſenpräſident und den Aſſiſenſekretär mit ihrer Unterſchrift verſehen. Der Angeklagte wurde ſodann wieder in den Aſſiſenſaal eingeführt und ihm vom Sekretär mit lauter Stimme die Erklärung der Geſchworenen vorgeleſen; in Folge dieſer Erklärung wurde der Angeklagte ſofort frei geſprochen und der öffentlichen Macht aufgetragen, die ſofortige Freilaſſung des Angeklagten zu bewirken. Die Sitzung wurde hiermit geſchloſſen und unter vielfältigem Beifallsgeſchrei des Publikums der Saal verlaſſen. (Auch der gefeierte Dichter verließ denſelben begleitet von den Glückwünſchen ſeiner Freunde und der herzlichen Freudenthränen ſeiner in banger Erwartung des Ausganges harrenden Gattin. Mit freudigem Gewühl umdrängte ihm beim Verlaſſen des Gebäudes die vor demſelben zahlreich verſammelten Menge, die Fenſter der benachbarten Häuſer waren mit Damen, die zum Zeichen der Freude Tücher ſchwenkten, beſetzt und im Triumphzuge, begleitet von der bewaffneten Bürgerwehr, geleitete die Menge den Freigeſprochenen nach Hauſe.)

Am folgenden Tage, den 4. Oktober, wurde ein zweiter politiſcher Prozeß vor demſelben Aſſiſenhofe verhandelt, und obgleich derſelbe in manchen Beziehungen weſentliche Abweichungen von dem erſten zeigte, welche ſich namentlich durch die Anklageakte bereits herausſtellen, ſo iſt doch derſelbe ſchon als zweiter Prozeß von untergeordnetem Intereſſe und ich kann mich deshalb (wie bereits in der Vorrede bemerkt iſt) bei dieſem Falle kürzer faſſen. Die Anklageſchrift laſſe ich in ihrem ganzen Inhalte folgen, von den übrigen Verhandlungen aber nur die ſchlagendſten Punkte, um den Hauptgang und das Reſultat derſelben darzulegen.

Bei der Vereidigung der Geſchworenen kam der Fall vor, daß einer derſelben als Menonit keinen Eid leiſten konnte und deshalb die einfache Erklärung an Eidesſtatt abgab, nach ſeinem Gewiſſen und nach Recht den Ausſpruch thun zu wollen.

Anklageakt

gegen

Julius Wulff,

27 Jahre alt, Notariatskandidat, geboren zu Bochum, wohnhaft zu Düſſeldorf.

In Düſſeldorf hat ſich im Mai d. J. eine Geſellſchaft unter dem Namen „Volksklub" gebildet, die es ſich laut ihrem öffent-

lichen Programm zur Aufgabe ſtellt: durch die Macht der Ueberzeugung für die Republik zu wirken. Der Angeklagte gehörte ſeit der Stiftung dieſes Klubs zum proviſoriſchen Ausſchuß deſſelben und wurde in der Sitzung vom 6. Juni d. J. zum definitiven Präſidenten erwählt.

Unter dem 7. Juli nahm der königl. Ober-Prokurator Antrag auf Unterſuchung gegen ihn, indem er zwei Exemplare der Druckſchrift „republikaniſcher Katechismus für das deutſche Volk“ überreichte und vortrug, daß der Beſchuldigte in der Sitzung des Volksklubs am 3. Juli dieſe Schrift öffentlich verleſen und in der folgenden Sitzung am 6. Juli in einzelnen Exemplaren vertheilt habe.

Dieſem Antrag zufolge fand am 8. Juli die Verhaftung des Angeklagten ſtatt. Bei Durchſuchung ſeiner Papiere wurden noch 5 Exemplare des „Katechismus ꝛc.“ in Beſchlag genommen.

Dieſe Schrift beſteht aus einem einzelnen auf beiden Seiten bedruckten Blatte in klein Folio, mit der Ueberſchrift: „Republikaniſcher Katechismus für das deutſche Volk. Erſtes Kapitel: Von den überflüſſigen Fürſten,“ — und enthält dann in Frage und Antwort eine Belehrung über die Begriffe von Fürſt, Unterthanen, Konſtitution, Miniſter und eine Anweiſung, ſich der Fürſten und ihres Anhanges zu entledigen. Gegen den Schluß heißt es:

„Frage: Auf welche Weiſe entledigt ſich nun das Volk ſeiner Blutſauger und Bedrücker? — Antw.: Indem es einen Konkursprozeß gegen ſie eröffnet. — Frage: Was iſt das für ein Prozeß? — Antw.: Der allerkürzeſte in der ganzen Rechtspflege: die Revolution.“

Es wird dann weiter ausgeführt, daß eine bloße Konſtitution nicht werth ſei, eine Revolution zu machen und folgt

ſodann der Frage: „Was muß demnach ein Volk thun, wenn es wieder eine Revolution macht?“ — eine längere Antwort, welche dahin geht, daß es nicht wie bisher mitten auf dem Wege ſtehen bleiben, ſondern den Kampf durchkämpfen und ſich der Blutſauger gänzlich entledigen müſſe, und welche mit den Worten ſchließt: „Es lebe die deutſche demokratiſche Republik!“

Der Schluß der ganzen Schrift iſt hierauf: „Frage: Was iſt Republik. — Antw.: Darüber im folgenden Kapitel.“

Es bedarf keine Ausführung, daß ſolche und andere Stellen einen ſehr deutlichen Rath und Aufforderung zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung und zur Veränderung der Regierungsform, auch nicht minder zu einem Attentat gegen die Perſon der regierenden Fürſten enthalten, — eine Aufforderung und Aufreizung, welche auch als eine direkte inſofern bezeichnet werden muß, als ſie zwar Zeit und Ort zur Ausführung nicht beſtimmt, aber doch ohne weitern Vorbehalt zum Handeln bei erſter günſtiger Gelegenheit ermahnt. —

Der Angeklagte gibt die Verleſung und Austheilung dieſer Schrift zu; er ſagt am 3. Juli habe er davon zuerſt 4—5 Exemplare durch Emil Annecke, Bruder des an dieſem Tage in Köln verhafteten Annecke erhalten, der ſie grade von Köln mitgebracht habe. Dieſe habe er am Abend mit in die Verſammlung genommen, wo er damals das Präſidium führt. Er habe ſie als eine intereſſante Neuigkeit, — welche um ſo mehr Aufmerkſamkeit erregte, da es hieß, daß der Verfaſſer in Berlin verhaftet ſei, — auf den Wunſch der Verſammlung vorgeleſen. Sie habe Beifall gefunden, ſo daß die Mitglieder dieſe zu beſitzen wünſchten. Es ſei daher ein Nachdruck beſchloſſen worden, welchen zu beſorgen er übernommen und ſich deshalb an den Buchdrucker Franck gewandt. Dieſer habe aber nach Rückſprache mit dem Polizei-Inſpektor Schwierigkeit gemacht

weshalb aus dem Druck nichts geworden sei. Indessen wären 150 Exemplare unter der Adresse des Literaten Schnaake, Ausschuß-Mitglieds des Klubs, in dessen Quartier bei Otto Weinhagen (Schwager des Angeklagten) von Berlin angekommen, welche er, in Abwesenheit des Schnaake, an sich genommen und in der Klub-Sitzung vom 6. Juli zu 1 Sgr. das Stück habe verkaufen lassen, so wie er deren auch noch vorher und nachher ausgegeben, so daß noch die 5 in Beschlag genommenen übrig geblieben.

Thatsächlich führt der Angeklagte noch an, — was schwer zu ermitteln ist, worauf es aber auch bei der spätern Vertheilung der Schrift weiter nicht ankommen kann, — daß er bei Verlesung der Schrift ihren ganzen Inhalt, namentlich den Schluß selbst noch nicht gekannt habe. Sodann bestreitet er, daß dieselbe eine direkte Aufforderung zum Hochverrath enthalte, und behauptet, daß, wenn dieß auch angenommen werden könnte, das bloße Verlesen und Austheilen ihn doch um so weniger zum Mitschuldigen des Verfassers machen könne, da er persönlich, obgleich Republikaner seiner Gesinnung nach, stets von allen Gewaltschritten abgemahnt habe.

Dieser letzte Umstand wird von mehrern Zeugen, welche der Versammlung des Volksklubs beigewohnt haben, allerdings bestätigt. Daraus wird sich aber schwerlich für die harmlosen Gesinnungen des Angeklagten etwas folgern lassen. Die intelligenteren Wortführer bei dergleichen Vereinen, welche offen die Republik als ihr letztes Ziel proklamiren, warnen freilich vor unnützen Gewaltthätigkeiten, welche nur zu Krawallen und Emeuten führen, die Kräfte zersplittern und der sogenannten Reaktion Vorschub leisten; sie wollen die Kräfte sparen für den entscheidenden Hauptschlag, für eine siegreiche Revolution und in Erwartung des günstigen Momentes ihre Leute zu Republikanern heranbil-

den! Wer hieran zweifeln will, der werfe nur einen Blick in die Protokolle des Volksklubs, welche durch den Schriftführer desſelben, Kaulen, überliefert worden. Hier heißt es z. B. unterm 5. Juni, nachdem Bürger Rockmann von „Republikanerbilden" geſprochen hatte: Bürger Wulff gibt dem Redner in ſo weit ganz Recht, als er es für nothwendig erachtet, erſt Belehrung zum Zweck des Klubs anzuſehen, doch müſſe man nicht dabei ſtehen bleiben, der Klub müſſe auch handeln. Er wiſſe z. B. ſchon eine Gelegenheit zum Handeln, es ſei nämlich nothwendig, daß ſich alle entſchiedene Männer in die Bürgerwehr aufnehmen ließen, da es durchaus nothwendig ſei, um auch für den Fall eines entſcheidenden Kampfes Mittel und Hände zu haben, ihre Meinung durch die That zu rechtfertigen." Es wurde hiernach der Beſchluß gefaßt, von der Stadtvertretung die Einverleibung in die Bürgerwehr zu fordern, auch ein Schreiben an den Arbeiterverein zu Köln entworfen, damit derſelbe dort das gleiche Verlangen ſtelle. Der Gegenſtand kommt dann noch mehrmals zur Sprache, namentlich am 27. Juni, wo auch der Vorſitzende Bürger Wulff „den braven Pariſer Arbeitern" ein dreimaliges Hoch! bringt. — In der Sitzung vom 3. Juli wurde eine von dem Angeklagten entworfene Adreſſe an die deutſche Nationalverſammlung zu Frankfurt adoptirt, worin die Unterzeichner erklären, daß ſie die in der Paulskirche verſammelten Abgeordneten nicht mehr als konſtituirendes National-Parlament anerkennen, die Deputirten, welche durch ihre Abſtimmung zu dem Beſchluſſe über die Centralgewalt beigetragen haben, als Volksverräther erklären, und die Männer der entſchiedenen Linken auffordern, dem ruhmvollen Beiſpiele des Abgeordneten Kapp zu folgen und aus der Verſammlung auszuſcheiden.

Demnach wird Jul. Wulff angeklagt, durch am 3. Juli

d. J. geschehene Vorlesung einer Druckschrift: „Republikanischer Kathechismus für das deutsche Volk" in der öffentlichen Sitzung des Volksklubs zu Düsseldorf und durch Vertheilung und Verbreitung dieser Druckschrift in der Sitzung des Volksklubs daselbst am 6. Juli, so wie vorher und nachher, die Bürger zur Begehung der im Abschnitte 2. des dritten Buches des Straf-Gesetzbuches vorgesehenen Verbrechen direkt aufgereizt zu haben, ohne jedoch, daß diese Aufreizung einen Erfolg gehabt hat. — Verbrechen gegen §. 102 des Str.-G.-B.

Köln, am 11. Sept. 1848.

Der General-Prokurator beim königl.
rhein. Appellations-Gerichtshof.
(Gez.) Nicolovius.

Nach Vorlesung des Anklageaktes stellte der Präsident an das öffentliche Ministerium die Frage, ob es die Anklage nicht näher präzisiren wolle, und wird vom Staatsprokurator v. Ammon I. die Anklage dahin beschränkt, daß er die Anklage nur auf ein Verbrechen gegen die innere Ruhe des Staates als ein Attentat betrachtet wissen wolle. Hiergegen widersetzte sich der Vertheidiger Herr Dr. Hertz, denn er behauptet ein solches näheres Präzisiren sei eine neue Anklage; er wisse nach dem Anklageakt gar nicht, welchen Verbrechens der Angeklagte eigentlich beschuldigt worden, es sei kein Verbrechen genannt, der angezogene Abschnitt sei zu unbestimmt und es sei jetzt zu spät, solche nähere Bestimmung vorzunehmen. Das öffentliche Ministerium behauptet, daß es ihm jederzeit frei stehe, Theile der Anklage fallen zu lassen und so auch jetzt, sie auf ein Verbrechen zu beschränken, mit welcher Ansicht der Assisenhof übereinstimmte und den Beschluß faßte, den Antrag des Vertheidigers zu verwerfen.

In dem Verhöre erklärte der Angeklagte freilich den republikanischen Katechismus in dem Volksklub verlesen zu haben,

nachdem er ihn kurz zuvor erhalten und noch nicht Zeit genug gehabt, denſelben durchzuleſen; er habe daher auch nicht gewußt, was in demſelben enthalten, da ihm nur der Anfang bekannt geweſen wäre; er habe denſelben aber blos für eine populäre Auffaſſung in launiger Sprache gehalten, auch denſelben nicht vorleſen wollen, und erſt auf vielfaches Verlangen nachgegeben, ſo daß er ſelbſt beim Vorleſen ſtets geſtottert habe, als deutlicher Beweis, daß er nicht mit dem Inhalte bekannt geweſen ſei. Seinen Wunſch nach Bewaffnung erklärt er durch den Wunſch, der Schlange der Reaktion bewaffnet entgegentreten zu können, alſo zur Vertheidigung der errungenen Rechte, nicht gegen Angriffe. Mit dem Hoch für die Arbeiter in Paris habe er nur eine Konſequenz der Idee, welche dem Volksklub zu Grunde läge, ausführen wollen, das Hoch für ſie ſei ein Hoch für die ſociale Republik, eine Huldigung der Idee.

Das hierauf vorgenommene Verhör von 11 Zeugen, worunter auch der geſtern freigeſprochene Dichter Freiligrath, diente hauptſächlich die Verleſung den Verkauf, die Verbreitung des beſagten Katechismus zu konſtatiren, ſo wie zum Beweiſe, daß der Angeklagte ſtets vor allen gefährlichen und unzeitigen Schritten gewarnt und ſelbſt den Code penal in der Hand den Katechismus vorgeleſen habe. Freiligrath bezeugte dabei noch, daß W. erſt gegen Abend zwiſchen 6—7 Uhr die Druckſchrift erhalten und ſolche nach längerem Verweilen in ſeiner Geſellſchaft zwiſchen 8 und 9 im Volksklub vorgeleſen habe, wo die Art des Vortrages deutlich die Unbekanntſchaft mit dem vorgetragenen Gegenſtand beurkundet habe. — Sonſtige neue Momente gingen aus der Ausſage der Zeugen nicht hervor, ſo daß ſelbſt auf den letzten Zeugen Verzicht geleiſtet wurde.

Das öffentliche Miniſterium entwickelte als Einleitung der Ausführung der Anklage die Begriffe eines politiſchen Verbre-

chens und deren Strafbarkeit, wie gestern, weil es auch heute noch diese Ansicht für richtig halte; der Angeklagte theile die Strafälligkeit des Inhaltes des Stückes, das er vorgelesen; er habe wenigstens die erste Seite eingestandenermaßen gelesen, schon das Schicklichkeitsgefühl habe ihn abhalten müssen ein solches Schriftstück zu verlesen und da die Beschreibung eines konstitutionellen Fürsten in so unschicklichen Ausdrücken abgefaßt gewesen sei, so habe der Angeklagte wohl den Schluß beurtheilen können. Solches Stück mußte nothwendig zur Aufreizung der Leidenschaft dienen und zu Unordnungen auffordern und gerade dieß widerlege den Werth der häufigen Ermahnung zur Ruhe. Nachdem der Angeklagte diese Schrift verlesen, habe er sie noch verkaufen lassen, da habe er doch gewußt, was sie enthalte und dieß Verbrechen also fortgesetzt; so wie überhaupt das Protokoll des Volksklubs darthue, daß daselbst eine fortgesetzte Kette von Aufreizungen gegen das Bestehende geschmiedet werde.

Der Vertheidiger beginnt noch einmal, daß gar kein in §. 102 des Code pénale vorgeschriebener Fall hier vorliege, weil der Thatbestand nicht vorhanden sei; seine Vertheidigung sei aber um so leichter, da bereits gestern die Geschworenen bewiesen hätten, daß sie diese Momente begriffen und die Gränzen, in welchen der §. eingeschränkt werden müsse, bereits festgestellt. Die Verdächtigung des Volksklubs gehöre gar nicht zur Anklage, seine Absicht sei offen und liege zu Tage, er sei bis dahin noch nicht ungesetzlich erklärt worden. Der Angeklagte habe als Präsident sich keine Aufreizung zu Schulden kommen lassen, sondern nur Belehrung gebracht. Der Vertheidiger sucht ferner die verschiedenen durch den Angeklagten gemachten Aussagen durch verschiedentliche Beleuchtung zu unterstützen und die darauf gegründete Anklage zu entkräften. In

dem Klub seien auch praktische Sachen verhandelt worden, z. B., daß die Republik wohlfeiler sei als die Monarchie. — Hier rde der Redner durch „Bravo" des Publikums unterbrochen, über der Präsident entrüstet, den Saal räumen zu lassen hte; in 7 Jahren seiner gegenwärtigen Stellung sei ihm so as noch nicht vorgekommen, und es sei eine Feigheit, as was durch die Bürgerwehr nicht verhindert werden könne, ungeachtet zu begehen.

Der Vertheidiger beruft sich auf die Wohlthat, daß der eklagte von freien Richtern beurtheilt würde, bei Betrachtung inkriminirten Schrift müsse man sich auf den Standpunkt s Republikaners stellen und es sei natürlich, daß eine Partei- ist dieser nicht anders als sich lustig machen könne über die narchie; das sei kein Verbrechen. Er gäbe zu, die darin ent- ltenen Witze seien plump und groteſk, aber eben deshalb hab n die Verlesung verlangt und das Blatt hernach gekauft. r Vertheidiger beginnt verschiedene Stellen desselben vorzu- en, wodurch neues Bravorufen im Saale geweckt wird. Der äsident erklärt sich bekümmert über ein solches Verfahren der rtheidigung, man solle doch stets die Zweckmäßigkeit derse- n im Auge halten. Der Vertheidiger dagegen erklärt, sich r weitern Verlesung von zweier Fragen des Katechismus im tzen der Vertheidigung nicht begeben zu können. — Er bittet Schlusse die Geschwornen den Angeklagten mit der Schrift ht identifiziren zu wollen, da nach allen Aussagen der Zeu- , letzterer nicht gewußt habe, was in derselben gestanden. Unschuld läge zu Tage, deshalb wäre die Vertheidigung ei- tlich unnöthig. Darauf läugnet er vom juristischen Stand- kt noch einmal das Bestehen des Thatbestandes; ein Ver- hen sei nicht begangen, also könne Wulff sich auch nicht Mitschuldigen desselben gemacht haben, auch nicht zu dem-

selben angereizt und namentlich nicht direkt dazu angereizt ha
ben. Diese Punkte wurden nun noch näher erörtert, un
namentlich das Wörtchen directement gab Anlaß zu ausführ
licher Darstellung und schloß der Vertheidiger mit dem Antrag
auf Freisprechung.

Hierauf trat der Angeklagte noch mit kurzen Worten an
erinnerte an seine vierteljährige Haft und daß es schiene, al
ob man in ihm blos Gesinnungen und Gedanken für verbrecherisch
erklärt habe.

Nach einem Resume des Präsidenten entfernten sich di
Geschworenen, kamen nach kurzer Berathung zurück und erklär
ten den Angeklagten für **nicht** schuldig.

Die Rede des Präsidenten hatte gewirkt, das Publikum i
Saal hielt sich ruhig, deste lebhafter war der Zuruf bei der
Erscheinen des Losgesprochenen auf der Straße, wo die Bürger
wehr auf's Neue bestrebt war, die Ordnung und Ruhe zu e
halten.

Verbesserungen.

Unter den Mitgliedern des Assisenhofes fehlt Herr Landgerichtsrath von Schmit
Ferner muß es statt Staatsprocurator von Ammon II heißen: von Ammon I

Düsseldorf. Druck von Herm. Bos.

Düsseldorf, Buchdruckerei von H. Voß.

Ferdinand Freiligrath's

gesammelte Dichtungen.

Dritter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1870.

Sächsische
Landesbibliothek
13. JULI 1987
Dresden

Druck von Werner & Comp. in Stuttgart.

Inhalt.

Ein Glaubensbekenntniß.

Zeitgedichte. 1844.

Seite

Vorwort 5

I.

Aus Spanien. (November 1841) 9
Zu Immermann's Gedächtniß (Juni 1842) 13
Ein Flecken am Rheine. (September 1842) 17
Ein Brief. (Januar 1843) 22
Mit raschen Pferden ꝛc. (Januar 1843) 25
Die Winde. (Januar 1843) 26

II.

Guten Morgen! (Januar 1844) 31
Prinz Ludwig von Preußen. (Oktober 1843). 33
Und noch einmal der Zopf! (Oktober 1843) 35
Der Königsstuhl bei Rhense. (Oktober 1843) 36
Dorfgeschichten. (November 1843) 38
Des Kaisers Segen. (November 1843) 40
Trotz alledem! (Dezember 1843) 42
Die Freiheit! das Recht! (Dezember 1843) 44
Ein Denkmal. (Mai 1842) 45
Ein Patriot. (Januar 1844) 49
Am Baum der Menschheit ꝛc. (Januar 1844) 51
Im Himmel (Januar 1844) 53
Von acht Rossen. (Januar 1844) 55
Die weiße Frau. (Januar 1844) 58
Vom süßen Brei. (Januar 1844) 61
Wann? (Januar 1844) 63
Im Irrenhause. (Januar 1844) 64
Kinderlied. (Februar 1844) 67
Wallenstein. (Februar 1844) 69
England an Deutschland. (Januar 1843) 70
Feldmusik. (Februar 1844) 71
Vom Harze. (Februar 1844) 73
Eine Seele. (Februar 1844) 77
Der Baum auf Rivekin. (Februar 1844) 79
Hohes Wasser. (Februar 1844) 80
Aus dem schlesischen Gebirge. (März 1844) 83
Auch ein Walpurgisnachtstraum. (März 1844) 85
Hamlet. (April 1844) 93
Zwei Flaggen. (April 1844) 95
Flotten-Träume. (Juli 1843) 99
Noch zwei Sonette. (August 1843) 102
Der Schüler Ancillon's. (Mai 1844) 103
Der Adler auf dem Mäusethurm. (Mai 1844) 104

Seite
Das Fenſterkreuz. (Mai 1841) 106
Winterwind. (Mai 1844) 108
An Hoffmann von Fallersleben. (Mai 1844) 110
Ihr kennt die Sitte wohl ꝛc. (Dezember 1843) 114
Vorläufig zum Schluß. (Mai 1844) 116

Ça ira. 1846.

Vor der Fahrt 119
Eispalaſt 122
Von unten auf 124
Wie man's macht 128
Freie Preſſe 131
Springer. Epilog 133

Neuere politiſche und ſoziale Gedichte.

Erſtes Heft. 1849.

Meiner Frau zum Geburtstage. (Dezember 1844) 139
Leipzigs Todten. (August 1845) 141
Requiescat. (Februar 1846) 144
Irland (Februar 1847) 147
Das Lied vom Hemde. (Sommer 1847) 149
Die Seufzerbrücke. (Sommer 1847) 153
Im Hochland fiel der erſte Schuß. (Februar 1848) 156
Die Republik. (Februar 1848) 159
Schwarz-Roth-Gold. (März 1848) 161
Berlin. (März 1848) 165
Ein Lied vom Tode. (April 1848) 168
Trotz alledem. (Juni 1848) 170
Die Todten an die Lebenden. (Juli 1848) 173
Wien. (November 1848) 175
Blum. (November 1848) 177

Zweites Heft. 1851.

Die Revolution. (1851) 181
Reveille. (März 1849) 183
Abſchiedswort der Neuen Rheiniſchen Zeitung. (Mai 1849) 185
Ungarn. (Sylveſter 1848) 186
Brot 188
Am Birkenbaum. (1829—1850) 191
Nach England. (1846) 197
Ein Weihnachtslied für meine Kinder. (1850) 200
Der Dame Traum 203
Die Armenhaus-Uhr 207
Das Lied des Landproletariers 210
Il Penſeroſo und L'Allegro 214
Drinnen und Draußen 216
Das Armenhaus 218

Ein Glaubensbekenntniß.

Zeitgedichte.

1844.

Die Sachen ſind, wie ſie ſind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig.

Chamiſſo, Briefe an de la Foye.

Dem Verſteckten offne Frage,
Das Verſtockte friſch in Fluß!
In die Stickluft dieſer Tage
Dieſes Büchleins keden Schuß!

Vorwort.

Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornehmlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieses Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist gemacht; jedes ist durch die Ereignisse geworden, ein eben so nothwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Ueberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht: seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben.

Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich grade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit auf's Entschiedenste in Abrede. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Uebergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und Andere zum Abschluß zu bringen.

Und so leg' ich denn diese Sammlung, Aelteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der ersten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich so eben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Aergste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken: daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite Derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!

Asmannshausen, Mai 1844.

Ferdinand Freiligrath.

I.

Ich habe stets das Rechte nur gewollt;
Und währt' es lange, ging ich suchend um,
Bis ich's erfaßte — Eines bleibt mein Trost:
Niemals dem Unrecht lieh' ich meine Stimme.

Anonymus.

Aus Spanien.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt;
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt;
Husaren ziehn; — ein Tag der Schmach war Euer!
Ihr goßt das Blei, das seine* Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab! Euch galt sein Wort: „Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!“

„Gebt Feuer!“ — ja, das hat er oft gesprochen,
Wenn er zu Roß durch eure Reihen flog;
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das makellose, zog!
Für Spaniens Heil, für eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen euch gewußt!
Heut' lenkt' er wieder eure Feuerröhre,
— O Gott, auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in eh'rnen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder!
Nicht wahr — sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in Einer Scheuer?
Aus Einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute? — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!“

* Des Diego Leon.

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja, laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern säh' ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegen reiten —
Gern stürb' ich einen Reitertod!"

Er starb ihn nicht — er ward hinaus gefahren!
Gesenkten Halses blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indeß man draußen seinen Herrn erschoß!
Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ha, lieber wahrlich knirscht' es in's Gebiß,
Und stampfte wiehernd in den Zuruf: — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen;
Dann küßt' er brünstig ein Marienbild.
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest, hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib hat dich gesegnet;
Geh' zu ihr heim — gethan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugeln, so die Wahlstatt regnet,
Der Richtstatt Kugeln lenkst du nicht!" —

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen selber ihren Stand,
Und wies sie an, und richtete die Läufe,
Und riß sich auf sein blitzend Kriegsgewand;

Gab Ring und Kreuz dem Freunde drauf: — „Du Treuer!
Dies dem Regenten — meinem Weibe dies!
Zerbrich mein Schwert! Was zaudert Ihr? Gebt Feuer!
. . . , Exoriare aliquis!“

Die Salve fiel: — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: — sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feu'r!“ — Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht! —
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört — frei hab ich sie verkündigt!
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Drum auch: Soll ja, was jener ernst gesprochen,
Jetzt oder später in Erfüllung gehn,
Soll aus der Opfer blutbespritzten Knochen
Ein Held, ein Rächer flammend auferstehn: —
Nicht sei's für sie! Was Einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerrißne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünsch' ich, fest und stark.

Unſelig Land, dich wollt' ich, daß ſie rächten!
Du liegſt und ſtöhnſt — kein Helfer tritt heran.
Du gleichſt dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht ſterben kann.
Die Völker ſehn's, ſie ſtehn geſchaart im Kreiſe!
Daß er dich rette, tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüſtet nach dem Preiſe? —
„Ein Reich für einen Matador!"

Nicht, daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch iſt es Zeit! — Noch haſt du Kraft! — Geſunde!
Wirf deine Quäler, Andaluſia's Stier!
Noch wehn in Büſcheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, ſcharf noch iſt dein Gebiß!
Ein Matador! — Wer wagt's? — — Exoriare!
Exoriare aliquis!

Darmſtadt, November 1841.

Zu Immermann's Gedächtniß.

Hieher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen; hier soll man sie drei Gebäude ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz.

Wir sind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unser Selbst nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens ist eben, aus uns heraus zu gelangen und in Anderen eine verklärte Persönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dies recht durch, so verliert der Tod den größten Theil seiner Schauerigkeit, selbst wenn man die Hoffnung persönlicher Fortdauer auf sich beruhen läßt. Ich glaube an letztere und halte es für wahrscheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöschen in der großen Nacht zu bewahren wissen wird. Nur verliert sich alle ängstliche und auszumalende Betrachtung dieses Punktes an den Särgen so hoher Menschen, wo man mit einem Blicke ihre verstäubende Asche und ihr ewiges wesenhaftes Fortleben auf der Oberwelt umfaßt. Dann erscheint ein unvergängliches Leben schon hienieden verbürgt, dem der einst die Auferstehung folgen möge, wenn sich die Zeiten erfüllt haben werden.

Immermann, Tagebuchblätter über Göthe's Haus und Göthe's Grab.

So lehnt' er fromm dort seinen Wanderstab,
Ein Heros selbst, an der Heroen Grab;
Gesenkt das Haupt, ein ernster Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Muth Unsterblichkeitsgedanken
Als Todtenkranz um ihren Staub sich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würd'ger wäre! — Tief ergreift nur Eins!
Daß er, der Hohe selbst, der es gebracht,
Sobald schon einging in die „große Nacht";
Daß er es brachte nur, um uns zu lehren,
Wie wir ihn selbst im Tode würdig ehren!

Geſcheh' es denn! — Wir faſſen uns ein Herz!
Verwunden jetzt der erſte jähe Schmerz!
Wir wiſſen es, ein Gott hat ihn gefällt,
Am Boden reglos liegt der ſtarke Held;
Doch eiſenadrig trotzt er der Vernichtung,
Ein edler Fels im Walde deutſcher Dichtung.

Drin wird er ragen — jetzt und immerdar!
Für Viele noch ein ſchroffes Räthſel zwar;
Ein Runenſtein, mit Mooſe rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden ſchreckt;
Doch ſtets des Volkes Edelſten und Größten
Ein ernſter Freund, zu wecken und zu tröſten!

Als ſolcher daſtehn wird er alle Zeit!
Wie um ihn her auch toben mag der Streit,
Wie unter'm Beil der Jahre Baum an Baum
Zuſammenraſſelt — er vernimmt es kaum!
Der Aar des Ruhmes zieht in treuen Kreiſen
Um ſeine Stirn: — laßt uns ihn glücklich preiſen!

Und doppelt glücklich, weil mit eh'rnem Tritt,
Recht als ein Sieger, er von dannen ſchritt;
Weil, eh' er ihn verließ, auf ſeinem Pfad
Sieg noch auf Sieg, That folgte noch auf That,
Und weil, die ſpät noch in ſein Leben glänzte,
Weinend die Liebe ſeinen Tod bekränzte!

So wurden die Heroen einſt entrückt!
So die Propheten! — Nachſah tief gebückt
Des Volks, der Nächſten kummervolle Schaar!
Bald aber ſenkte Tröſtung wunderbar
In ihre Bruſt ſich! Sie erhuben Steine,
Und legten Kränze drauf! — Wo ſteht der ſeine?

Sucht ihn nicht auf in einer Fürstengruft!
Er hat ein Grab in frischer Rheineslust;
Das Land der Berge sendet Waldeshauch
Dem jungen Gras, dem jungen Rosenstrauch,
Die es umwehn; frei netzt es Thau und Wolke —
Bei Fürsten nicht, er ruht bei seinem Volke.

Sei es ein Zeichen! — Wie wir ruhn ihn sehn
Bei allem Volke, wird er auferstehn
Im Herzen auch des Volks: — er selbst, verklärt
In uns, in Andern! Ew'gen Lebens Herd
Dieß stumme Grab, auf das wir sinnend blicken,
Und es nach Kräften würdig möchten schmücken!

Sein bester Schmuck, was er uns selbst vermacht!
Was er im Herzen frisch uns angefacht:
Erinnerung, Gedanke, Bild und Wort,
Weih' es in Andacht Jeder diesem Ort!
Kehr' es ihm wieder, rein und ohne Fehle —
Mir klingt es also recht in tiefer Seele:

O, schweift' ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimath waldbewachs'ner Haar,
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Vehmgericht gehegt,
Auf Lisbeth's, Oswald's, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden!

Und flöchte sie zum schattenreichen Kranz;
Den sollt' er haben, frisch und voll und ganz;
Den legt' ich fromm auf seinen schlichten Stein!
Westphälisch Laub! Es müßt' ihn doch erfreun!
Gewiß, er nähm' ihn — aus der Blätterfülle
Des Eichkamps seiner prächtigen Idylle!

Und zu des Kranzes Rauſchen ſpräch' ich dann:
Das ſoll ein Dank ſein, du gewalt'ger Mann!
Du Mann der Liebe, wie der ſchroffen Kraft,
Wahr, feſt, beharrlich, eiſern-eichenhaft,
Faſt wie dein Hofſchulz! einen ſtillen Segen
Und dieſen Kranz laß auf dein Grab mich legen!

Du weißt es nicht, was ich dir ſchuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunſt und Leben irrt' ich, ach, ſchon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Haſt du erſchütternd mir in's Herz geſprochen!

In Goethe's Räumen jenes ernſte Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es ſtürmt mich auf, und ruft beſtändig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier!
Bei dir, dem Feſten, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß mich, mir ſelbſt und meinem Pfunde treu,
Nach ſeinem Maße fürder thun mit Luſt,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen!
Hilf mir, du Starker! hilf und laß gelingen!

So würd' ich reden! — Und ich rede ſo!
Bald auch der Eiche Blätter hol' ich froh
Von meiner Heimath Oberhöfen dir:
Heut' ſei der Rheinſtrom treuer Bote mir!
Dieſelbe Fluth, die jetzt zu meinen Füßen
An's Ufer ſchlägt, wird morgen dich begrüßen!

Sie mag dies Lied dir tragen niederwärts! —
Ich weiß es nicht, mir iſt ſo kühn um's Herz;
Hell durch die Bruſt mir bebt ein muth'ger Klang:
Für dich kein Lied, wie ich es Grabbe ſang!
Das Haupt gehoben! Dein der Sieg, der Friede!
Weh' Beider Odem auch in dieſem Liede! —

Den Todten Ehre, ſei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen ſind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unſrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nahn,
Um leiſe weinend ein Gebet zu ſtammeln,
Wir friſchen Muth und neue Thatkraft ſammeln!

St. Goar, Juni 1842.

Ein Flecken am Rheine.

Gruß dir, Romantik! — Welch ein prächtig Neſt!
Mit ſeines ſchlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit ſeiner Thore moosbewachſ'nem Reſt,
Mit ſeiner Burg, ſo ſchartig und ſo feſt,
Wie reißt es ſieghaft meinen Geiſt von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinen ſchönſten Zufluchtsort am Rhein!

Drin weilſt du noch! Im ſchlichten Nonnenkleid
Blickſt du mich an durch die bemalten Scheiben.
Es hat geächtet dich die Nüchternheit,
Ach, und die Klugheit dieſer haſt'gen Zeit;
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben.
In kleinen Uferveſten, morſch und grau,
Birgſt du dich zitternd, wunderbare Frau!

Dort — ach, in Kirchen, die des Schmuckes bar,
Dort iſt die Statt, wo deine Seele jammert!
In öden Kirchen, mit zerwehtem Haar,
In öden Kirchen knie'ſt du am Altar,
Und hältſt mit Weinen brünſtig ihn umklammert.
In ſeines Schattens ewigheil'ger Ruh'
Suchſt eine Freiſtatt deinem Schmerze du.

Und biſt dieſelbe doch, die einſt mit Lob
Und trunkner Scheu des Volkes Beſte nannten;
Die Ludwig Tieck einſt auf den Zelter hob,
Die keck den Forſt der Poeſie durchſtob,
Arnim, Brentano deines Zugs Trabanten.
Die Waldung glühte, ſilbern ſprang der Born,
Und wie ein Mährchen ſcholl das Wunderhorn.

Das war vordem! — Jüngſt ging ich am Geſtad;
Grün floß der Strom: nicht Volker ſah ihn reiner.
Ein Dampfboot zog vorüber ſeinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck ſtand deiner Prieſter Einer:
Der jüngſte wohl — und doch ſchon grauen Haars
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!

Wir kannten uns — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einſam Städtchen ſchwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder ſah die Lorelei,
Im Hals erſtickt' ich einen Freudenſchrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein;
Das hieß: „Drei Burſche zogen über'n Rhein!"

Ja, dieß der Rhein! Die Woge mit dem Hort,
In deſſen Strahl ſich Uhlands Wimper ſonnte!

Und dort er ſelbſt! die Sängerlippe dort,
Romantik, ach, die mit geſeitem Wort
All' deinen Zauber noch verkünden konnte!
Das Auge dort, das tief im Elfenbuſch
In deiner Bronnen Spiegel klar ſich wuſch!

Du wußteſt es, daß er vorüberzog!
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Näſſe
Sahſt du hernieder, und ein Lächeln flog,
Ein ſonnig Lächeln, als das Schiff ſich bog,
Durch deiner Züge kummervolle Bläſſe.
Mit trüber Freude ſahſt du auf den Knie'n
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin, der letzte Rauch verſchwamm!
Da flog er hin, dein jüngſter, reinſter Kämpfer!
Dein Lächeln floh, trüb ſtand der Berge Kamm,
In meinem Herzen pocht' es wunderſam:
Dein letzter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingeriſſen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichniß nur! — Doch kam es über mich,
Und nicht vermocht' ich's trotzig abzuweiſen;
Daher die Trauer, die mich überſchlich.
Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!
Die Zeit, o Herrin, iſt für dich von Eiſen!
Kalt unterwühlt ſie dein vermorſcht Aſyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!

Dein Reich iſt aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geiſt regiert die Welt als deiner.
Wir fühlen's Alle, wie er Bahn ſich bricht;

Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er strebt, er ringt — so strebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einsam nur weht noch auf zerfallner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf' ich still mich hin,
Ein ernster Zeuge deiner Wittwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt!

Nicht wie ein Knabe! — Diese Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich sitzen!
Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Brust, in deiner Glorie Glanz.

Da, nimm mich hin! Nimm mich und halt' mich fest!
Ha, diese Scharten, diese Mauerzinnen!
Ha, dieser Thore moosbewachs'ner Rest,
Ha, diese Burg, dieß alte Falkennest —
Sieghaft, erobernd reißt es mich von hinnen!
Stromauf die Pfalz im Abendsonnenbrand —
Die Wolken Schlösser — ja, das ist dein Land!

Ein Kirchenthor! — Wie träumend tret' ich ein;
Die Fenster lodern, dunkelbunt geschildert;
Die stolzen Rosen werfen prächt'gen Schein,

Und durch des Kreuzgangs düſtre Bogenreihn
Herſchaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewigernſtem Grau
Sein Laubgrün miſcht es und ſein Himmelblau.

Und leiſe zitternd überfliegt die Wand
Der woll'ge Schatten ſeiner weh'nden Büſche;
Dort iſt der Ritter und der Burgfrau'n Stand;
Aus Stein gehauen, ſtehend ihre Hand
Zur Bruſt gehoben, ſtehn ſie in der Niſche;
Mild und ergeben ſtrahlt ihr bleich Geſicht —
Friede des Todes überſtrömt es licht.

Lautlos die Stätte! Markt und Strom wie weit!
Romantik, ha, mein Trauern iſt gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gotttrunkenheit,
Die du nur kennſt — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein ſie meine Bruſt durchpochen.
Die Erde weicht, in ſel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verſchollen iſt die Welt!

Genug, genug! Nicht lange ſolch ein Port!
Zurück in's Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was in's Herz mir ſenkte dieſer Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Muth und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umſchallt!

So wird mein Dienſt der Zeit ein reiner ſein. —
Verbanntes Weib, ich wollte mit dir klagen,
Mit Thränen netzen wollt' ich deinen Schrein —

Ich kam, und ſieh', du hauchteſt Ruh' mir ein!
Ich gehe fort, von neuer Kraft getragen!
Von deinem Licht umfloſſen, geh' ich hin:
Du biſt verbannt — doch ſtets noch Königin!

Leb' wohl für heut! — Des Abends letztes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wiſſen wollt,
Was alles Ding, auch was dieß Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!

St. Goar, September 1842.

Ein Brief.

Das war ein luſtig Ziehen
Und Reiſen durch die Welt!
Das war ein Fackelſprühen
Von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;
Pelotons von Tafelſprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr!

Ein neuer Held Sankt Jürgen
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grauſe
Noch züngelt ungeſcheut?
Verpaßteſt du bei'm Schmauſe
Vielleicht die rechte Zeit?

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können sie dich bänd'gen,
Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er schlug sich selber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte sie, wie Schnee!
Wahr ist es: Renommiren
Verdirbt die Renommée!

Wer sagt, er stände Wache
Für's Recht, der halte Stich,
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht!

Wer so mit Wein der Ehren
Empfangen ward, wie du,
Wie mocht' er den bethören,
Trank auch ein Volk ihm zu?
O Schmach, im Rausch zu fallen,
In Händen noch den Krug!
Berauscht sich zu erlallen
Des Lächerlichen Fluch!

Das iſt's — Wohl wird geſchlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Höhnen und kein Groll:
Sein Stern erloſch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!

Die Freiheit rang die Hände,
Da ſeine band der Strick!
Wie todte Fackelbrände
Der Freunde düſtrer Blick!
Ringsum Gewitterſtirnen,
Rings Murmeln durch's Viſir,
Ringsum verhaltnes Zürnen —
O, ſtänd' es ſo mit dir?

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauſchen, hörbar kaum;
Das iſt der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!
Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geſchmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle faſt geknickt!

So ziehſt du! — Was ich ſagte,
Wohl klingt es ſchonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog ſelber ſich das Loos!
Du nannteſt den alten Rieſen
Zu alt zu dieſer Friſt?
Du haſt uns nur bewieſen,
Daß du zu jung noch biſt!

Zieh' hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie, doppeltreich: —
Poet, weh' aus die Scharte,
Weh' aus den Schwabenstreich!

St. Goar, Januar 1843.

Mit raschen Pferden jagt die Zeit.

Mit raschen Pferden jagt die Zeit,
Ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend;
Die halbbewußte Menge schreit,
Gedankenlos als Vorspann ächzend.
Das tappt und tastet, wie man's lenkt;
Sie läßt den blinden Troß gewähren,
Und hält die Zügel straff, und denkt:
„Weh' mir, wenn das die Einz'gen wären!"

Ein Gottweib! Ernst verehr' ich sie,
Und geh' ihr nach mit Schwert und Schilde,
Und jauchz' ihr zu; — doch nun und nie
Entweih' ich sie zum Götzenbilde!
Ich denk an das zu Tschagernat,
Vor dem das Volk in langer Gasse
Dickstirnig hinkniet, daß vom Rad
Es jubelnd sich zermalmen lasse!

St. Goar, Januar 1843.

Die Winde.

Nach dem Amerikaner William Cullen Bryant.

Ihr ungeseh'nen Ströme durch die Luft,
Wie triebt ihr eben froh noch euer Spiel;
Ihr trugt die Biene, trugt der Blume Duft,
Und weh'tet heiße Mädchenwangen kühl;
Ihr jagtet Wölkchen durch der Veste Blau;
Von welken Blumen klopftet ihr den Thau;
Wie Schneegestöber — o der prächt'gen Schau! —
Katalpa-Blüthen rissет ihr vom Stiel.

Jetzt aber brüllt ihr wie der Katarakt,
Ras't wie die Brandung, die an's Ufer prallt;
Die Berge zittern, wie von Furcht gepackt,
Und euch zu Füßen krachend stürzt der Wald.
Vor euch, wie Adler, jagt der Wolken Flucht;
Auf Haus und Hütte wirft sich eure Wucht;
Wie trocknes Herbstlaub in der öden Schlucht
Hebt und zerbricht sie eures Zorns Gewalt.

Die Vögel flattern, ängstlich und verwirrt;
Umsonst! zu Tode schmeißt sie eure Wuth.
Der Regen rasselt, und ein Strombett wird
Ringsum das Feld, soweit die Erndte ruht.
Gießbäche taumeln von der Hügel Höh',
Das Dorf ertrinkt, die Ebne wird zum See,
Und banger Stimmen herzzerreißend Weh'
Erhebt sich jammernd aus der wüsten Fluth.

Ihr ſauſ't auf's Meer; — da werden Männer bleich;
Wohin ihr donnert, Angſtruf und Gebet.
Ihr ſchlagt die Waſſer, einem Vogel gleich,
Der luſtig badend in der Quelle ſteht.
Ihr reißt entzwei den Maſt und ſeine Fahn';
Bis auf den Grund peitſcht ihr den Ocean;
Berghohe Wellen ſprüht ihr himmelan,
Und Trümmer ſind's, was ihr zur Küſte weht!

Wozu dieß Toben? — Für die Freiheit nicht
Zu ringen braucht ihr, daß ihr alſo tollt;
Ihr braucht kein Erz zu rütteln, bis es bricht;
Ihr regt die Schwingen, wie und wo ihr wollt.
Ja, frei geboren weht ihr überall;
Frei wühlt ihr auf der Tiefe Wogenſchwall;
Wälder und Wüſten füllt ihr an mit Schall,
Dazu die Inſeln, die das Meer umrollt!

Wohl ſeid ihr ſtark! — Doch in Europa liegt,
Weh' ihr, in Ketten eine ſtärkre Kraft;
Auf Thronen ſitzt, was ihren Nacken biegt,
Und überwacht mit Zittern ihre Haft.
Und Krieger ſtehn in Waffen um ſie her;
Wenn ſie empor will, ziehn ſie mitleidsleer
Die Bande feſter, heben hoch den Speer, —
Tod ihre Strafe, wenn ſie auf ſich rafft!

O, wenn einſt ſie, wenn der gekränkte Geiſt
Der Menſchheit einſt auch drüben ſich befreit;
Wenn ſeine Ketten jubelnd er zerreißt,
Und ſeiner Hügel als ihr Herr ſich freut —
O, nicht wie ihr zerſtörend raſ' er dann;
Mit Jammer nicht die Erde füll' er an;
Mit Blut nicht, das in Menſchenadern rann,
Befleck' er wild der Erde Lieblichkeit!

Nein, wie der Frühling mög' er leis erſtehn,
Der, was ihn feſſelt, bricht mit ſanfter Macht;
Wie Odem Gottes naht ſein ſchaffend Wehn: —
Da ſpringt das Eis, der Born entquillt dem Schacht!
Aus dunklem Kerker ſchießt die Blum' in Haſt;
Der Wald erklingt nach langer, dumpfer Raſt;
Morgen und Abend, ſich begegnend faſt,
Erdrücken zwiſchen ſich die alte Nacht.

St. Goar, Januar 1843.

II.

'S ist ein Bestreben, herb und mühevoll,
Das brennende Wort zu halten in den Schranken,
Und in der Seele dunkler Urne Groll
Und Zorn zu häufen — selber den Gedanken
Zu einem Schatze machend, der nur dann
Mit kühnem Spruch gehoben werden kann,
Wenn Nacht und Schlaf und Schatten niedersanken.
Ich trug es nicht! —

Felicia Hemans.
Das Waldheiligthum.

Guten Morgen.

Stand ich droben auf der Eifel Kämmen,
Als der Vollmond durch die Wolken brach;
Breit und blendend ſah ich überſchwemmen
Seine Lichter See und Kloſter Laach.

Leiſer Windhauch wehte durch die Thale,
Laub und Rohr umflüſterten den Strand,
Und der Fluth entreckte ſich die ſchmale,
Jene ſchmale, weiße Nonnenhand.

Anzuſchau'n wie eine Blum' von ferne,
Mit den Wellen flog ſie auf und ab;
Rings geſpiegelt ſchwamm das Heer der Sterne: —
Raffte ſie's vom Himmel ſich herab?

Winkt' und winkte mir ſodann die reine!
Wie ſich ſchüttelnd rauſcht' empor der See;
Durch die Waldung huſchten eigne Scheine;
Ueber'n Kreuzweg ſprang entſetzt das Reh.

War's die Hinde, die in ihren Thränen
Genoſeven weiland ſich geſellt?
Ach, mich faßte ſchmerzlichſüßes Sehnen
Nach der ſel'gen alten Mährchenwelt!

Und beinahe jenem bleichen Finger
Wär' gefolgt ich durch ihr offnes Thor;
Doch erwachend, mit mir ſelbſt ein Ringer,
Raſſt' ich ſtark und muthig mich empor!

See und Kloſter, Thürm' und Felſenſpitzen,
Wald und Schlucht, wo Genoſeva litt —
Einmal noch im Mondſchein ſah ich's blitzen,
Und dann wandt' ich herzhaft meinen Schritt!

Eilte fort auf waldbewachſ'nen Wegen,
Drauf verwirrend noch der Mondſchein lag;
Ging dem Morgen und dem Rhein entgegen,
Ging entgegen aus der Nacht dem Tag!

Ließ die Schatten dämmernder Geſichte
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit! —
Sieh', und vor mir hell im Sonnenlichte
Zog der Rheinſtrom, tief und grün und breit!

Zog der Rhein und rührte ſich das Leben —
Ja, in's Leben riß mich dieſer Strand!
Nicht erhob er, mir den Gruß zu geben,
Bleich und zitternd eine Todtenhand!

Doch den Handſchlag bot er mir, den treuen,
Eines Volkes frank und unverſtellt,
Das — in Ehrfurcht, aber ohne Scheuen! —
Für ſein Recht den Fuß beim Male hält!

O, der bannte, was von Spuk und Sorgen
Nächtlich noch auf meinem Herzen lag!
Meinem Volke ſagt' ich: „Guten Morgen!" —
Einſt, ſo Gott will, ſag' ich: „Guten Tag!"

Guten Morgen denn! — Frei werd' ich ſtehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke ſoll der Dichter gehen —
Alſo leſ' ich meinen Schiller heut!

St. Goar, Januar 1844.

Prinz Ludwig von Preußen.

Weiſe: Prinz Eugenius, der edle Ritter.

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr alleſammt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie ſein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einſt geflammt!

Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf iſt es geſchehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda bei Vogt im Saale,
Zechte flott die Herbſtnacht durch.

That's mit hundert Officieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfriſirten Puderſchopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleiſtert, und im Nacken
Steif und ſtarr den alten Zopf.

Gläſer klirrten, Lieder ſchallten,
Die Champagner-Pfropfen knallten —
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmuſik rauſchte munter,
Meiſter Duſſek mitten drunter
Dirigirte am Clavier.

Ist der Prinz emporgesprungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
„Hackbrettschläger, jetzt an's Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute soll'n die Zöpfe dran!"

Meister Dussek nahm den Degen,
Thät den Zopf auf's Tischtuch legen,
Auf den Knieen lag der Prinz:
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche —
Achtunddreißig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut scholl's: „Pereant die Zöpfe!"
Das war eine Wirthschaft heut!
Oberst, Capitän und Junker
Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
Jeder Zopf ließ Haare heut!

Dieses in dem Preußenheere
War'n die ersten Zöpf', auf Ehre!
Die da abgeschnitten sein!
Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfeld's Schlachtgetümmel
Ludwig Ferdinandus ein!

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er — doch der Zopf war ab!
Drob der alte Fritz erstaunte,
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab! —

Der Armeezopf liegt erſtochen,
Jena's Zopf auch iſt gerochen,
Doch manch andrer macht ſich breit!
Wann zerſetzt uns die ein Retter?
Ludwig, ſchick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieſer Zeit!

St. Gear, Oktober 1843.

Und noch einmal der Zopf.

Und noch einmal der Zopf! — Jenſeits ſogar der Meere
Hat er gewüthet einſt im Indo-Britenheere,
Hat baumelnd er geführt ſein haarig Regiment.
Was dort ein Rothrock war, trug auch den krummen, ſtraffen;
Geſchmeichelt ſahen es am Gangesſtrand die Affen —
Sie nahmen's für ein Compliment.

O, welch ein Staat das war an Sonn- und Feiertagen!
Da ward er feierlich und endlos erſt getragen!
Da ſchmückt' er vollends erſt der Krieger Scharlachkleid!
Im Sattel ſahen ſie, gradleibig wie die Puppen;
Er unterdeſſen lag ausruhend auf den Croupen
In ſinniger Betrachtſamkeit.

Und war zu Ende nun die ſchimmernde Parade,
Dann ſprengten Officier und Fähndrich an's Geſtade,
Dann gab's ein Rennen noch um eine Flaſche Port!
Dann band ſich männiglich die angehängte Bürde
Des Zopfes ehrbar ab, hielt ihn mit Schick und Würde
Feſt in der Hand, und ſchnalzte: „Fort!“

Und fort nach Willkür ging's — der Zopf ja ward zur Gerte!
Der Zopf behielt den Sieg, wie sich das Roß auch sperrte!
Ein indo-britisch Spiel: — Weh, daß man es verdeutscht!
Daß man auch unter uns vom rückwärts schau'nden Kopfe
Den starren Unhold langt — bei uns auch mit dem Zopfe
Ein edel Roß, das Volk, zerpeitscht!

St. Goar, Oktober 1843.

Der Königsstuhl bei Rhense.

Weise: In des Waldes düstern Gründen.

Neu gebaut beim alten Rhense
Steht der Wahlstuhl wiederum,
Aber Enten, ach! und Gänse
Weiden schnatternd drum herum.

Wo einst Wahlen hielt das Wahlreich,
Und der Reichsaar trotzig schrie,
Dorten, feierlich und zahlreich,
Graf't nun zahmes Federvieh.

Ach! und aus den Weidenbüschen
Eilt kein Kurfürst muth'gen Schritts;
In den sieben hohen Nischen
Leer und öde jeder Sitz!

Dennoch freut es, ihn zu schauen,
Stattlich, wie er vormals stand,
Als aus nah' und fernen Gauen
Deutschland Boten ihm gesandt;

Als man Kampf berieth und Schlachten
Hier im offnen Steingemach,
Und geſchickt mit ſelbſtgemachten
Kön'gen ſpielte hohes Schach;

Als in's Banner ſchwarzrothgolden
Friſch und frei der Rheinwind blies;
Als man einen Trunkenbolden
Nach Verdienſt vom Throne ſtieß.

Fauler Wenzel! nimmer ſehnen
Wir uns heut nach dir zurück!
Auch am Königsſtuhl zu lehnen,
Däucht uns kein beſonder Glück!

Unterdeſſen, da bei Rheuſe
Er zu ſchaun iſt wiederum,
Nehmen willig, trotz der Gänſe,
Wir ihn als Augurium;

Als ein Zeichen, uns zum Frommen
Aufgericht't am Rheinesſtrand:
Daß du wirſt zu Stuhle kommen
Sonſten auch, o deutſches Land!

St. Gear, Oktober 1843.

Dorfgeſchichten.

An Berthold Auerbach.

Als Knabe ſchon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch geleſen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und iſt ein herzig's kleines Buch geweſen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend; —
Mit Namen hieß es: Henrich Stilling's Jugend.

Das war die erſte deutſche Dorfgeſchichte!
Die hat mit Lied, mit Mährchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in edler Schlichte
Das Gold im Volke treu geſchürft zu Tage;
Die ließ mich ſchaun durch ihrer Meiler Schwelen
Im feſten Umriß ſtarke, muth'ge Seelen.

Nach dieſem auch hat Peſtalozz geſchrieben
Von tücht'gen Herzen unter ſchlechtem Kittel:
Wie die Geringen dulden, hoffen, lieben —
Lienhard und Gertrud iſt des Buches Titel.
Oft las ich es — mit Augen, ach! die quollen! —
Nun iſt es auch wohl, jenem gleich, verſchollen!

Dann kam Brentano! Wie mit Blutestropfen
Schrieb der ſein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie ſo heiß des Volkes Pulſe fliegen!
Der warf zuerſt aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenſchaft im Volke!

Drauf Immermann! Das war weſtphäliſch Leben!
Da ſitzt die Lisbeth bei den Hofeseichen;
Von ſeinen Knechten aber ſteht umgeben,

Der Patriarch, der Hofschulz sonder Gleichen;
Ein Fels von Mann, ein gold- und eisenhalt'ger!
Ein jüngrer Ebert Stilling — nur gewalt'ger!

Als Fünfter nun gesellst du dich zu diesen,
Die treu geschildert einfachkräft'ge Sitten;
Aus deines Schwarzwalds tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Rindern kommst du froh geschritten,
Und setzest ein das Tuchwamms und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen,
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!

Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Wort am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen!

So geht es dir, so ging es jenen Vieren!
Wie schön ihr dasteht in geschloss'ner Reihe,
Für ein Jahrhundert den Beweis zu führen,
Daß immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue: —
Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
Aus deinen Blättern, wie aus Jung's Geschichte!

An Neckar, Ruhr, in Baiern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durch's Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!

Und überall noch, was sie auch verhängten:
Gedrücktsein, Armuth, Kriegesnoth und Trubeln —
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O, das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tücht'gen, derben?
So laß uns frisch denn auf und vorwärts blicken:
Ein Keim wie der wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten —
Mag Gott die Hände segnend drüber halten!

In solcher Hoffnung biet' ich dir die Rechte! —
Wär' ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt' ich,
Und schüttelte der Aeste Wucht, und brächte
Ein Ständchen dir, wildrauschend und gewaltig!
Ich hoff', er thut's! Mag dir auf weitern Flügen
Indeß mein Handschlag und dieß Lied genügen!

St. Goar, November 1843.

Des Kaisers Segen.

Ich bin die ganze Nacht hindurch
Den Rhein hinaufgeschritten,
Von Drachenfels und Wolkenburg,
Bis wo die Linzer schnitten.

Bei Rhöndorf unter'm Drachenloch
Anband sein Boot der Ferge;
Zu Honnef sang ein Mädchen noch:
„Stand ich auf hohem Berge."

In Breitbach ſtellte mich die Wacht,
In Unkel trank man Neuen,
In Erpel ſchlug es Mitternacht,
In Erpel vor der Leyen.

Und hinter Erpel in dem Feld,
Da iſt er mir begegnet,
Der große Karl, der Frankenheld,
Der ſeine Trauben ſegnet.

Er ging mit ernſtem Angeſicht
In ſeinen Grabgewanden;
Er ging einher in Glanz und Licht,
Zum Segnen auferſtanden.

Und um ihn ſangen Reb' und Moos,
Dazu die Felſenblöcke:
„Er ſegnet nicht im Rheingau bloß
Die ſtolzen Herrenſtöcke!

„Er ſei't nicht bloß am Oberrhein
Des Fürſtenwinzers Meſſer;
Er macht den Großen nicht allein
Und Reichen volle Fäſſer!

„Er denkt auch an den irdnen Krug
In ſtrohgedeckten Hütten,
Und ſchüttet Moſt und Wein genug
In armer Halfen Bütten.

„Er weiß: der ächte Feuertrank
Springt leider nur den Fürſten,
Und friert das Volk und liegt es krank,
So muß es nach ihm dürſten!

„Doch labt und ſtärkt es noch zur Friſt
Der Segen herbrer Reiſer;
Und daß an dem kein Mangel iſt —
Auch dafür ſorgt der Kaiſer!

„Und darum wallt er feierlich
Stromunter durch die Stäbe,
Bis wo am allerletzten ſich
Feſtrankt die letzte Rebe!

„Der Kaiſer weiß, was Allen frommt,
Am ganzen grünen Strome!
Sanft ruh' er, bis er wiederkommt,
Zu Aachen in dem Dome!"

So raunt' es flüſternd durch die Nacht —
Der Schemen war verſchwunden.
Ich habe durch die Ranken ſacht
Nach Hauſe mich gefunden.

St. Goar, November 1843.

Trotz alledem!

Nach Robert Burns.

Ob Armuth euer Loos auch ſei,
Hebt hoch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
Wagt's, arm zu ſein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Pack und alledem,
Der Rang iſt das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Und ſitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal —
Ein Mann iſt Mann trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Iſt König doch trotz alledem!

Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürſchchen dort,
Man ſieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte ſein Wort,
S iſt nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhängigem Sinn
Sieht zu, und lacht zu alledem!

Ein Fürſt macht Ritter, wenn er ſpricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann creirt er nicht,
Der ſteht zu hoch trotz alledem:
Trotz alledem und alledem!
Trotz Würdenſchnack und alledem —
Des innern Werthes ſtolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Drum Jeder ſieh', daß es geſchieht,
Wie es geſchieht trotz alledem,
Daß Werth und Stern, ſo nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Menſch die Bruderhand
Dem Menſchen reicht trotz alledem!

St. Goar, Dezember 1843.

Die Freiheit! das Recht!

O, glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Todten,
O, glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht,
Weil muthigen Sprechern das Wort man verboten
Und Nichtdelatoren verweigert das Recht!
Nein, ob in's Exil auch die Eidfesten schritten;
Ob, müde der Willkür, die endlos sie litten,
Sich Andre im Kerker die Adern zerschnitten —
Doch lebt noch die Freiheit, und mit ihr das Recht!
— Die Freiheit! das Recht!

Nicht mach' uns die einzelne Schlappe verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erst recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: die Freiheit! das Recht!
Denn ewig sind Eins diese heiligen Zweie!
Sie halten zusammen in Trutz und in Treue;
Wo das Recht ist, da wohnen von selber schon Freie,
Und immer, wo Freie sind, waltet das Recht!
— Die Freiheit! das Recht!

Und auch das sei ein Trost uns: Nie flogen, wie heuer,
Die freudigen Zwei von Gefecht zu Gefecht!
Nie fluthete voller ihr Odem und freier,
Durch die Seele selbst brausend dem niedrigsten Knecht!
Sie machen die Runde der Welt und der Lande,
Sie wecken und werben von Strande zu Strande,
Schon sprengten sie kühn des Leibeigenen Bande,
Und sagten zu denen des Negers: Zerbrecht!
— Die Freiheit! das Recht!

Ja, ihr Banner entflattert und weht allerorten,
Daß die Unbill gesühnt sei, die Schande gerächt!
Ja, und siegen sie hier nicht, so siegen sie dorten,
Und am Ende doch siegen sie gründlich und echt!
O Gott, welch ein Kranz wird sie glorreich dann zieren!
All' die Lauber, die Völker im Fahnentuch führen!
Die Olive des Griechen, das Kleeblatt des Iren,
Und vor Allem germanisches Eichengeflecht!
— Die Freiheit! das Recht!

Wohl ruhn dann schon manche, die jetzo noch leiden —
Doch ihr Schlummer ist süß, und ihr Ruhn ist gerecht!
Und licht an den Gräbern stehen die Beiden,
Die wir ihnen auch danken — die Freiheit! das Recht!
Unterdeß hebt die Gläser! Ihr Wohl, die da stritten!
Die da stritten, und muthig in's Elend drum schritten!
Die das Recht uns verfochten, und Unrecht drum litten!
Hoch ewig das Recht — und die Freiheit durch's Recht!
— Die Freiheit durch's Recht!

St. Goar, Dezember 1843.

Ein Denkmal.

Kreuznach, 14. April. Wie man vernimmt, wird auf der Ebernburg, auf welcher es wenigstens wieder wehmüthig ist, eine Spielbank errichtet.

Kölnische Zeitung vom 16. April 1842.

Ein Spieler war, ein frecher,
Trug Koller und Baret,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' Alles auf ein Brett;

Sein' einz'ge Luſt das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war ſein Wahlſpruch frei:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Meiſt hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte ſchwach!
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach;
Sah Fürſten in die Karte,
Trumpft' ab und ſtach genug;
In allem Ding beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Bei Gott, ein dreiſter Spieler,
Ein rechter Unverzagt!
Ein Schreck und Fürchten Vieler
Sein kühn: „Ich hab's gewagt!“
Und immer ſpielt' er ehrlich:
„Da liegt mein Wurf! ſeht nach!“
Das macht' ihn juſt gefährlich
Den Falſchen, wenn er ſprach:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Drum haben die Obſkuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten ſeinen Spuren,
Verhetzten ihm die Raſt.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den freiſten Mann im Land;
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Wie ward er umgetrieben
Auf ſeinem irren Zug!
Es hat davon geſchrieben
In Treuen manches Buch.
Leſ't ſelbſt, auf was für Steinen
Der flücht'ge Trotzkopf ſchlief;
Ich nenn' euch heut' nur Einen,
Auf dem er auch einſt rief:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Schloß Ebernburg, die Veſte,
Beſpült vom Naheſluß,
Empfing ihn auf das Beſte
Mit Handſchlag und mit Kuß.
Bei Berlichingens Schwager,
Nach manchem harten Strauß,
Erwarb er ſich ein Lager,
Und ſpielt' auf's Neue aus:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Da kühlt' ihm Laub und Blüthe
Der Seele Zorn und Qual;
Noch heißt im Burggebiete
Ein Thal das Huttenthal.
Da lag er ſtill im Holze,
Dem Hirſch gleich, den man hetzt;
Warf immer noch, der Stolze,
Ausrufend bis zuletzt:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

O Deutſchland, deine Großen
Zu ehren ſtets bereit!
Ihm, den die Welt verſtoßen,
Ein Denkmal weihſt du heut!

Die Zeit iſt Mälern günſtig;
Wen ehrt nicht ſeines Orts
Ein Denkmal? Du entſinnſt Dich
Zur rechten Zeit des Worts:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Und o, mit welchem Bilde
Preiſ't ihn dein richt'ger Sinn;
Mit Helm und Schwert und Schilde
Stellſt du den Hermann hin;
Mit ſeinem Bürgerbuche
Hebt Juſtus Möſer ſich: —
Ein Tiſch mit grünem Tuche
Dem Würfler Ulerich!
Jacta est alea! Du haſt's gewagt!

Auf Ebernburg, der Trümmer,
Da wird das Denkmal ſtehn;
Da wird es bald den Schimmer
Erlauchter Gäſte ſehn.
Den epheugrünen Stufen
Des Burgthors nah'n ſie krank;
Dann hört man oft wohl rufen
Zu Hutten's Preis: „Va banque!
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Dann wirſt du wieder ſchallen,
O Wort voll Muth und Trutz,
Dort in der Herberg' Hallen,
Die der Gerechten Schutz!
Wirſt bis zum Eiland dringen,
Wo matt ſein Auge brach;
Wirſt am Geſtad verklingen,
Wo ſterbend noch er ſprach:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!“

Was gilt's, das wird ihn wecken!
Aufblickt er, wer ihn ſtört.
Ihr Herrn, wollt nicht erſchrecken,
Wenn ihr ein Echo hört!
Steht feſt und ohne Scheuen,
Spielt weiter keck und kalt,
Wenn es wie Wetterdräuen
Zurück von Ulnau ſchallt:
„Jacta est alea! Ihr habt's gewagt?!"

Darmſtadt, Mai 1842.

Ein Patriot.

Dulce et decorum est u. ſ. w.

Hazardſpiel? — Pfui — daß mich der Herr bewahre!
Hol' es der Teufel — ja, das ſag' ich friſch!
Ich werde morgen meine ſechzig Jahre,
Und trat noch niemals an den grünen Tiſch!
Hätt' ich's gethan — bei Gott, ich müßt' erröthen!
O, dies Roulett, ich haſſ' es und verſehm's!
Ich bin ein Chriſt — und ſchlag' ein Kreuz vor Nöthen!
Ich bin ein Mann — und pfeife was auf Ems!

Nein, was ich liebe, iſt ein ehrlich Lotto;
Der Menſch muß ſpielen — ja, das räum' ich ein!
„Wagen gewinnt!" iſt des Jahrhunderts Motto —
Drum müſſen halt auch Lotterien ſein!
Die ſind moraliſch! Hoch ein Hazardiren,
Dem Flor des Volkes gilt als höchſtes Ziel!
Wer wird ſein Geld an Benazet verlieren,
Wenn Staaten rufen: „Machen Sie Ihr Spiel!"

Ein hehrer Ruf! Er ging mir nicht verloren!
Seit dreißig Jahren ſetz' ich pünktlich ein!
Doch nur im Lande — ſei es euch geſchworen!
Ich ſchmeichle mir, ein Patriot zu ſein!
Nein, ich vertrug der Heimath keinen Heller!
Nie war ich Hamburg, nie den Dänen grün!
Nie fing zu Frankfurt mich ein Vogelſteller
Mit unſoliden Güterlotterien!

Ich blieb daheim — drum ward ich auch geſegnet!
Verſteht mich recht: leer wurde meine Truh'!
Nicht hat Fortuna mich mit Gold beregnet —
Doch warf ihr Rad den Bettelſtab mir zu!
Mein ſiechend Weib und meine Rangen klagen;
Was heulen ſie? — ich glaube gar, um Brot.
Beſchränktes Volk! was will der Bettel ſagen?
Ich gab's dem Staat — ich bin ein Patriot!

Was ich verlor, hat manchen armen Teufel
Vielleicht gerettet — Gott weiß, wo im Land!
Wo nicht — ei nun, ſo ward es ohne Zweifel
Zur Volksbeglückung ſonſten angewandt!
Wie manches Tauſend ſchon ließ ich rouliren —
O, wirkte Jeder ſo mit Ernſt wie ich,
Wie müßte da das Vaterland floriren,
Wie mehrte da des Volkes Wohlſtand ſich!

Ich — nun ich that nach meinen ſchwachen Kräften!
Und — zum Roulett-Tiſch ſah mich Niemand gehn!
Wird man kein Kreuz mir auf den Kittel heften?
Es würde gut zu meinem Hauskreuz ſtehn!

Auch zu dem Tannenkreuz auf meinem kühlen
Grabhügel bald, hart an des Kirchhofs Rand! —
O, es iſt ſüß und ehrenvoll, zu ſpielen
Und ſich zu opfern für das Vaterland!

St. Goar, Januar 1844.

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe.

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen,
Und jede Blüthe iſt ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch ſchon manche ſterbend und geknickt.
Vom Steppengeier ward die Roſe Polen
Vor unſern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durch's Laub Hiſpanien ernſt auf ihrem Gange
Stürmt die Geſchichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morſch und faul ſchon lange,
Zerflatternd hinſauſt über'n Bosporus?

Doch neben dieſen, die des Weltgeiſts Weben
Vom Aſte ſchüttelt mit gewalt'ger Kraft,
Sehn wir an's Licht auch andre Triebe ſtreben,
Hellaugig, freudig, voll von jungem Saft.

O, welch ein Sproſſen, welch ein reich Entfalten!
O, welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe ſahn auch wir ſich ſpalten,
Wie manche platzen, laut und voll und ſtolz!

Der Knospe Deutſchland auch, Gott ſei geprieſen!
Regt ſich's im Schooß! dem Berſten ſcheint ſie nah —
Friſch, wie ſie Hermann auf den Weſerwieſen,
Friſch, wie ſie Luther von der Wartburg ſah!
Ein alter Trieb! Doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig ſich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zuſieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Baſt man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinanderfalteſt,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh' auch dieſe an!
In ihrem tiefſten, ſtillſten Heiligthume
O, küſſ' ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein!

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen —
Und ihre Looſe ruhn in Gottes Hand!

St. Gear, Januar 1844.

Im Himmel.

So ging es jüngſt im Himmel zu: Der alte Fritz ſprang auf,
Und rieb die Hände ſich, und ſchlug an ſeinen Degenknauf;
Er ſchritt im Himmel auf und ab, und ſchaute grimmig drein,
Und trat dann vor den Blücher hin und vor den Herrn von Stein.

Winkt' auch den Ziethen noch heran, dazu den Winterfeldt;
Die haben mit dem Gneiſenau alsbald ſich eingeſtellt;
Ingleichen kamen der Schwerin, der Scharnhorſt und der Keith,
Und all' die großen Preußen ſonſt aus alt' und neuer Zeit.

Und als er ſie beiſammen ſah, da rief er: „Schwerenoth!
Die Sache geht mir durch den Kopf! Was Teufel bin ich todt!
Was Teufel bin ich eben jetzt daheim nicht zu Berlin!
'S wär' wieder eine Zeit für mich! — Was — meint Er nicht, Schwerin?

„Wie wollt' ich ſie ergreifen! Ha — nicht mehr als Autokrat!
Nein, nein — ein ander Säkulum, ihr Herrn, ein andrer Staat!

Goß ich doch ſelber aus ein Licht, zu flammend und zu klar,
Als daß ich kehren könnte ganz derſelbe, der ich war!

„Nein — was ich auch gewirkt, ihr Herrn, durch Beiſpiel und durch Wort,
Dazu die ganze große Zeit von Dreizehn und ſo fort —
Ein Unterbau nur wär' es jetzt (gewaltig zwar und breit!),
Drauf ich erhübe friſchen Muths den Staat der neuen Zeit!

„Der neuen Zeit, die Andres will, als Eidbruch und Verrath!
Der neuen Zeit, die Andres will, als Lug und Lügenſaat!
Die endlich einmal mehr verlangt, als Schall und Rederei!
Die endlich einmal athmen will — aufathmen tief und frei!

„Herr, dieß betrogne deutſche Volk! — Und Keiner, der es rächt!
Und Keiner, der ihm ſchaffen mag ſein vorenthaltnes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert feſt und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien!

„Ich thät's! Einſchlüg' ich mit der Fauſt dieß Diplomatennetz!
„„Reichsſtände! öffentlich Gericht! ein einig deutſch Geſetz!
Und überall das freie Wort!““ — Bei Gott, ſo trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, ſo ſchlüg' ich durch! — ſo wahr ich König bin!

„'S würd' eine Bombe ſein! Gleichviel! Ging's auch ein Jahr lang kraus,
Ich brächt' es in die Richte ſchon, ich führt' es doch hinaus!
Und zög' ein Wetter auch heran, und würfe Keil auf Keil:
Ein König trotzt' ich Königen — zu meines Volkes Heil!

„Und nach dem kurzen Wetter dann ein Land voll Sonnenscheins!
Ein neues Deutschland, frei und stark; ein Deutschland, groß und eins!
Ja, nach dem Sturm die Iris dann auf flieh'nder Wolken Grund!
Ein Bund der Fürsten mit dem Volk — ein rechter deutscher Bund!

„Es ist das Volk ein edler Strom! Wer muthig ihm vertraut,
Wer hellen Auges unverzagt in seine Tiefen schaut,
Den hebt er freud'gen Schalls empor, den trägt er flott im Schoos —
Den Feigen und den Schwachen nur fortreißt er mitleidslos!

„Mich hob' er schon, mich trug' er schon! — Was, Blücher, hab' ich Recht?
Ein Held des Volkes, mehr als je, durchschritt' ich dieß Geschlecht;
Ging' ich zur Ruh' einst, allezeit gesegnet und erfleht!" —
Die alten Herrn verneigten sich: „Ja — Sie auch, Majestät!"

St. Gear, Januar 1844.

Von acht Rossen.

Fährt im Land 'ne Staatskarosse;
Ziehn sie acht famose Rosse,
Feurig, ein beherzt Gespann!
Eines ward am Rhein geboren,
Hebt das Haupt und spitzt die Ohren,
Zieht vor allen muthig an.

Beißt ein andres in die Stange,
Wo der Fiſcher mit Geſange
Froh den goldnen Bernſtein fiſcht;
Kräftig ſchnaubt es mit den Nüſtern,
Die es lechzend in den düſtern
Oſtſeewellen ſich erfriſcht.

Iſt das dritte aufgewachſen
In dem guten Lande Sachſen,
Tritt den Boden feſt und ſtark.
Dieß hier ſtammt aus Schleſiens Thalen,
Jene zwei ſind aus Weſtphalen
Und der Brandenburger Mark.

Seht alsdann mit breitem Nacken
Noch den Pommern und Polacken —
Auch ein derb und ſtattlich Paar! —
Alſo ziehn die acht trotz Einem;
Friſch und muthig — doch an keinem
Iſt auch nur Ein falſches Haar!

Wollt' es glauben nur der Lenker!
Doch der denkt: „Hol' euch der Henker!
Immer mehr ſchwillt euch der Kamm!
Wahr iſt's, ihr ſeid brav und wacker!
Doch ein paar von euch ſind Racker!“
Hält ſomit die Zügel ſtramm.

Tönt herauf zu ihm ein Schnauben,
Spricht er: „Was ſich die erlauben!“
Ruckt mit Zürnen am Gebiß.
Schallt ein Huf recht dreiſt metallen,
Gleich erregt es ſein Mißfallen —
Ja doch, es gefällt ihm miß!

Wollen ſie ſich eines neuen
Peitſchenreglements nicht freuen —
Ei, wie ſtraft ſie da ſein Pfiff!
Ei, wie fällt ihm da vom Munde
Ander Wort, als zu der Stunde,
Drin die Zügel er ergriff!

Woll'n mit ehrerbiet'gem Wieh'ren
Flehn ſie oder Klage führen,
Solches gilt als Schabernack!
Vollends wird der Stab gebrochen
Ueber gar ein zweites Pochen
Um denſelben Habersack!

Ziehn darum, die gerne flögen,
Stolz und brauſend gern ihn zögen,
Langſam jetzo ſein Gefährt!
Stets des rechten Vorwärts harrend,
Stampfend nicht, doch dafür ſcharrend
In der Stille deſto mehr!

Immer ruhig, immer ſachte,
Ihr getreuen, lieben Achte!
Eines glaubt und bleibt dabei:
Steckt der Karrn einmal im Drecke,
Hui, dann geht es raſch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!

St. Goar, Januar 1844.

Die weiße Frau.

Man ſagt, es läßt die weiße Frau
Sich hier und dorten wieder ſehen;
Durch mehr als Einen Fürſtenbau
Mit fahlem Antlitz ſoll ſie gehen.
In weißer Robe, weiß verbrämt,
Tritt ſie aus Wänden und aus Bildern;
Daſtehn die Wachen wie gelähmt,
Die in den Korridoren ſchildern.

Wem gilt ihr abermalig Nahn
Rings in den Reichen und Provinzen?
Sagt ſie, wie ſonſt, ein Sterben an?
Tod eines Fürſten oder Prinzen?
Es könnte ſein — ich weiß es nicht!
Die Rede geht: ein tiefrer Jammer
Treibt ſie hervor an's Tageslicht
Aus ihrer dunſt'gen Todtenkammer!

Sie ſchwebt durch Schlafgemach und Saal,
Sie beugt ſich über goldne Wiegen,
Sie ſieht den Herrn und ſein Gemahl
Auf ſeidnen Pfühlen ſchlummernd liegen.
Sie haucht ihn an: „Was ſchlummerſt du?
O, daß du ſäheſt meinen Kummer!
Die Ohren taub, die Augen zu —
Ach, ewig ſind' ich dich im Schlummer!

„Auf, mein Geſchlecht! — Hör', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du ſelbſt beſchworen!
Durch meiner Särge doppelt Zinn
Fühlt' ich ihn ſpitz mein Herz durchbohren!

Es iſt der Schrei, den um ſein Recht
Das Volk erhebt — annoch in Treuen!
Du ſchläfſt ſehr feſt, o mein Geſchlecht,
Zu überhören ſolch' ein Schreien!

„Die Todten weckt es in der Gruft —
Herr Gott, und die Lebend'gen ſchlafen!
Abſchüttl' ich Staub und Moderduft:
Ich möchte wecken, warnen, ſtrafen!
Ich hab' nicht Raſt, ich hab' nicht Ruh' —
Eil', o mein Stamm, dich zu erheben!
Der Mund des Todes ruft dir zu:
Erfaſſe friſch und kühn das Leben!

„Du thäteſt beſſer, in der That,
Frei das Panier ihm zu entfalten,
Als am verwitterten Prolat
Von meiner Bahre dich zu halten!
O, laß ihn fahren, eh' dich's reut!
Blick' aus nach Stützen, jüngern, feſtern!
Mehr wärmt ein Bauernwamms von heut,
Als Hermelin und Samm't von geſtern!

„O, ſchrecklich war, was ich beging
Auf meinem Schloß zu Orlamünde!
Daß ich als Schatten geh' und ging,
Es iſt ja nur für jene Sünde!
Die eignen Kinder, lieb und lind,
Bracht' ich um's Leben dort, o Grauen!
Doch du auch würgſt ein lächelnd Kind —
Du mordeſt deines Volks Vertrauen!

„Laß ab, laß ab — o sieh' nicht fort!
Laß ab — es fleht, es hebt die Hände!
Laß ab — daß neuer Kindermord
Des Hauses alten Ruhm nicht schände!
O glaub': entsetzlich ist ein Fluch!
Er lastet auf der Brust wie Berge!
Er sengt wie Wetterstrahl! — Genug!
Ich kehr' zurück in meine Särge!

„Da seh' ich lustig über mir
Die Welt mit Blumen und mit Gräsern!
Sarg und Gewölbe, Schloß und Thür —
Ich starr' hindurch, als wär' es gläsern!
O, daß die Blumen je und je
Als Kranz um deine Schläfe lachten!
Daß ich sie nimmer blutig säh' —
Blutig durch dich und dein Mißachten!"

Sie senkt das Haupt, sie ringt die Hand,
Als ob ein Ahnen dumpf sie quäle.
Durch zwiefach Schloß und Teppichwand
Huscht sie davon, die arme Seele.
In weißer Robe, weiß verbrämt,
Schwebt sie vorbei den Ahnenbildern;
Dast'hn die Wachen wie gelähmt,
Die in den Korridoren schildern!

St. Goar, Januar 1844.

Vom ſüßen Brei.

(Fortſetzung des vorigen.)

Sie iſt verſchwunden wie ein Traum —
Wer mag den Grabweg ihr verſperren?
Schwer unterdeß auf ſeinem Flaum,
Schwer iſt der Morgenſchlaf des Herren.
Er lallt halbwach: „Das Volk? das Recht?
Was ſie nur will? ich möcht' es wiſſen!
Ich ſchlafe dieſen Morgen ſchlecht" —
Und ſinkt zurück in ſeine Kiſſen.

Da naht von Neuem das Geſicht,
Die letzte Frühraſt ihm zu ſtören.
Sie tritt zu Häupten ihm und ſpricht:
„Was du gefragt haſt, ſollſt du hören! —
Ich baute weiland mir ein Schloß,
Stolz und in Herrlichkeit zu wohnen!
Ausbaut' ich's mit Vaſallentroß —
Mein ganzes Dienſtvolk mußte frohnen!

„Schlank in die Lüfte ſtieg der Bau,
Schlank mit Gewölben, Bogen, Gurten!
Aufſtieg er, eine prächt'ge Schau,
Ob auch die Fröhner trotzig murrten.
Da ſprach ich: Wohl, ich geb' euch Lohn!
So haltet aus denn in der Treue!
Und endet mit dem Bau die Frohn,
So leb' ich euch mit ſüßem Breie!

„Nun merk': Ich hielt, was ich verſprach!
Wer wird ſein Wort dem Volke brechen?
Nein, heilig ſei uns ein Vertrag,
Und unumſtößlich ein Verſprechen!

Nein, hat die Schlösser, die wir baun,
Mit Schweiß und Blut das Volk gekittet,
So mög' es auch die Löhnung schaun,
Die nach dem Pakt es sich erbittet!

„O, prächtig war die Gasterei,
Als nun die Burg dastand vollendet!
Nie ward zuvor ein süßer Brei
Mit vollen Löffeln so verschwendet!
Und alle Jahr bei Wein und Brot
Ließ ich den Festtag sich erneuern;
Es mußt' ihn selbst nach meinem Tod
Die ganze Herrschaft jubelnd feiern.

„So ward der süße Brei zum Recht!
Verstehst du jetzt mein Reden besser?
O Sohn, du und dein Vorgeschlecht,
Ihr habt erhoben viele Schlösser!
Und viele Worte sind gesagt,
Die süßen Brei dem Volk verhießen —
Kannst du dich wundern, wenn es klagt,
Und endlich Lust hat, zu genießen?

„Es gab dir Blut, es gab dir Schweiß,
Und wird dir, was es gab, nicht schenken!
O, wolle doch des süßen Brei's,
Den du versprochen, bald gedenken!
O, gib den Brei, den süßen Brei!
Wer weiß, was wird! rasch fliehn die Stunden!"
Aufwacht der Herr mit jähem Schrei,
Und wiederum ist sie verschwunden!

St. Goar, Januar 1844.

Wann?

Die Zeitung ſchreibt von braven Henkern,
Die Schwert und Augentuch
Voll Zorns in einen Winkel ſchlenkern,
Sprechend: „Es iſt genug!
In unſrer Seele ſchreit es Zeter —
Wir geben ihr Gehör!
Köpft ſelber eure Miſſethäter —
Wir köpfen keinen mehr!“

— Wann fallen ſo erſt Deutſchlands Karten,
Daß noch ein Henkeramt
Ihr Mund, die jetzo ſeiner warten,
Mit Offenheit verdammt?
Da ſie ihr Mordzeug von ſich ſchmeißen,
Ausrufend: „Nimmermehr!
Wir laſſen lieber uns zerreißen!
Nur das — nur das nicht mehr!

„Nein, nimmer! — Und für ehrlos gelte
Der deutſche Mann hinfort,
Der ſtümmelnd niederhaut mit Kälte
Das unbeſchirmte Wort!
Der Hand legt an das Allerfrei'ſte
Von Allem, was da frei!
Der an dem Gott in uns, dem Geiſte,
Ausübt Scharfrichterei!

„Iſt euch der Geiſt ein armer Sünder,
Wohl — thut ihn ſelber ab!
Drauf eure Vierundzwanzigpfünder!
Drauf — in Galopp und Trab!

Doch wir: — in's Weltmeer unſ're Scheere!
Hinſchwemme ſie der Rhein!
Kein deutſcher Mann, kein Mann von Ehre
Will Cenſor fürder ſein!"

St. Goar, Januar 1844.

Im Irrenhauſe.

Nun noch in dieſe Kammer tritt —
Ein einzig Fenſter gibt ihr Helle!
Starr, wie ein Steinbild von Granit,
Daſteht der Inſaß dieſer Zelle!
Daſteht er wie ein Todter ſchier —
Nichts, was ihn ſtörte, was ihn weckte!
Sein gläſern Auge funkelt ſtier,
Wie Macbeth's, als ihn Banquo ſchreckte!

Da jach kommt Leben in den Stein!
Er ſpringt zurück — was muß er ſchauen?
Von wannen nur dringt auf ihn ein
Haarſträubend dieſes wüſte Grauen?
Er hält die Hände ſchirmend vor,
Als ſäh' er Schwerter oder Flammen;
Er ſchüttelt ſich, und heult empor,
Und bricht mit Klagelaut zuſammen!

Und ruft: „Hab' ich euch doch erdolcht!
Was braucht ihr fürder mich zu quälen?
Wer ſchickt euch, daß ihr mich verfolgt,
Blutrünſtige Gedankenſeelen?

Wer hat den Rückweg euch gebahnt
Aus eurem Nichts, ihr trotzigen Dinger,
Daß an die Schlachtzeit ihr mich mahnt,
Drin euch hineinwies dieser Finger?

„Lautlos, wie Aehren, sankt ihr hin,
Legionenweis — ha, welch ein Mähen!
Nie kam mir damals in den Sinn,
Ihr könntet wieder auferstehen!
Nu — ob ihr's könnt! Im Palast hier
Erfuhr ich's, drin ich gern sonst wohne,
Seit ihn für treue Dienste mir
Anwies als Eigenthum die Krone!

„Ein prächt'ger Bau! Doch ganz und gar
Ein Spukhaus eben, will mich dünken!
Weh' — eine zorn'ge Leichenschaar,
Stürmt ihr heran, mein Blut zu trinken!
Anstürmt ihr, abgehetzt und bleich,
Doch auf den Stirnen Muth und Klarheit!
Zwei hohe Weiber führen euch —
Die Freiheit, glaub' ich, und die Wahrheit!

„Ja doch, die sind's! — Für sie ja quollt
Aus Schädeln ihr, tollkühnen, frechen!
Treist ihr Gesetz habt ihr entrollt —
Und jetzt wollt ihr den Hals mir brechen!
Hohnlachend jetzt den Todesstoß
Nach meinem Herzen wollt ihr führen —
Fort, ihr Gesindel, laßt mich los!
Ich will mit euch kapituliren!

„Ja — aber wie? — der Teufel weiß!
Halt — hab' ich euch denn nicht verboten?
Was denn umsteht ihr mich im Kreis?
Ihr seid ja todt! fort zu den Todten!
Fort — hier bin ich im Recht — erlaubt —
Bückt euch — ich will euch nur zertreten!
Weh' mir, ihr schüttelt ernst das Haupt!
Ihr sagt: Der Geist läßt sich nicht tödten!

„Der Geist? — nicht tödten? — Ach, ich Thor!
Mir gleich, was sie für Reden führen!
Und doch — wer raunt mir denn in's Ohr:
Nicht tödten, aber wohl verlieren! —
Ja so — den Geist — so mein' ich's auch!
Wie ist mir denn? — ich steh' geschlagen!
Was kann ein armer Censor auch
Dem Geiste nur vom Geiste sagen?

„Ihr lacht, Gesindel? — Allesammt
Flugs in den Staub vor mir gesunken!
Hui da, was wollt ihr nur? — Verdammt!
Zu mächtig sind mir die Hallunken!
Die Wahrheit schlägt mich in's Gesicht,
Die Freiheit bindet mir die Fäuste,
Anrasseln die Gedanken dicht
Weh' — wie geschieht mir — Fluch dem Geiste!

„Nein, Gnade, Gnade! Los die Hand!
Los! O, wie viele waren härter,
Als ich!" — Er fliegt hinan die Wand —
Da faßt den Rasenden der Wärter.

Gebändigt hat ihn Jack' und Schnur,
Auf ſeinem Lager ſieh' ihn kauern!
Komm nun — er war ein Werkzeug nur!
Laß uns nicht richten — nur bedauern!

St. Gear, Januar 1844.

Kinderlied.

Zum 6. Dezember (a. St.).

Weihnacht iſt ein ſchönes Feſt,
Schön für Hohe, ſchön für Niedre!
Keiner, den es traurig läßt,
Wie auch ſonſt die Welt ihn widre!
Doch beinah noch größern Spaß
Macht uns jetzt Sankt Nikolas —
Nikolaus, ja, der Biedre!

Nillas iſt ein braver Mann,
Herzensgut und mild von Sitten;
Nillas hat ein Renngeſpann
Und dahinter einen Schlitten.
Hoch im Norden ſteht ſein Haus;
Reiche Gaben theilt er aus,
Wenn die Kinder hübſch ihn bitten.

Spielwerk hat er mancher Art,
Sterne, Bänder, goldne Krippchen!
Streicht ihm freundlich drum den Bart,
Seid drum artig, liebe Bübchen!
Wer ihn recht zu hätſcheln weiß,
Eia, kriegt den beſten Preis —
Eins von ſeinen Zuckerpüppchen!

Eia, sind sie doch wie Wachs —
Blond von Haaren, glatt von Wangen!
In den Tiefen seines Sacks
Schmunzelnd hält er sie gefangen,
Putzt sie aus mit Zobelschur,
Und in Juchten, denkt euch nur,
Läßt er ihre Füßchen prangen!

Mit der nächsten Schlittenbahn
Kommt er angerutscht aus Norden;
Offen liegt vor ihm der Plan,
Denn der Pol' ist matt geworden.
Der mit Säbel und mit Spieß
Mürrisch sonst zurück ihn wies,
Kniet jetzt auf der Weichsel Borden.

Und so ist er bald denn da,
Wie auch Elb' und Oder fluthe!
Kinderchen, seid artig ja,
Denn — auch strafen kann der Gute!
Ja, seid brav, sonst gibt er euch —
Eia, wer erschrickt denn gleich? —
Mein' ich doch ja nur: die — Ruthe!

Wohl den Kindern weit und breit,
Die den Wackern liebend ehren!
Die zu dieser bösen Zeit
Ganz als Kinder ihm gehören!
Die als Onkel und Papa
Zu dir aufschaun, Nikola —
Ihnen wirst den Sack du leeren!

Drum gebückt euch und geschmiegt,
Recht mit kindlichem Gemüthe,

Bis es rings nach Juchten riecht,
Wie im Mai nach Aepfelblüthe!
Bis in ächtem Zobelhaar
Ueberall und immerdar
Wir uns freuen ſeiner Güte!

Weihnacht iſt ein ſchönes Feſt,
Schön für Hohe, ſchön für Niedre!
Keiner, den es traurig läßt,
Wie auch ſonſt die Welt ihn widre!
Doch den allermeiſten Spaß
Macht uns jetzt Sankt Nikolas —
Nikolaus, ja, der Biedre!

St. Goar, Februar 1844.

Wallenſtein.

Ei, wie man doch in unſern Tagen
Nachahmt den Wallenſtein!
Der konnte, ſagt man, nicht vertragen
Des Hahnes muthig Schrei'n!
Der Sterne grollend Strahlenwerfen
Kaltblütig mocht' er ſchau'n;
Allein — es kam wohl von den Nerven! —
Ein Krähen macht' ihm Grau'n!

Die Furcht des Hahnen, wie wir ſehen,
Ward heuer allgemein:
Man bebt vor einem dreiſten Krähen,
Ganz wie der Wallenſtein!

Ich meine nicht den rothen Hahnen,
Auch den von Frankreich nicht —
Ich meine den nur, dessen Mahnen
Sagt, daß der Tag anbricht!

St. Goar, Februar 1844.

England an Deutschland.

Nach Thomas Campbell.

Meerüber ruft Britannia
Der Schwester Deutschland zu:
„Wach' auf, o Allemannia,
Brich deine Ketten du!
Bei'm Blut, das uns zu Brüdern macht,
Allemannen, auf erwacht!
Und dreimal geheiligt sei
Unsrer Herzen heilig Band,
Wenn uns zujauchzt endlich frei
Euer Land — euer Land!

„Britannia durch die Meere
Schwingt der Freiheit Banner hoch:
Euer „breiter Stein der Ehre"
Ist ein Sklavenzwinger noch!
O Schmach! des alten Ruhms gedacht!
Allemannen, auf, erwacht!
Und die jetzt euch fesselt: — bleich
Flüchten wird die Tyrannei,
Wenn sich aufrafft euer Reich
Groß und frei — groß und frei.

„Dem Mars habt ihr erfunden
Den Donnerkeil der Schlacht,
Doch die Kett' um eure Wunden
Hat kein Donner noch zerkracht!
Land des Gedankens! soll dein Herz
Reiben stets der Fessel Erz?
Nein, die Schlaguhr, hell von Schall,
Die ihr sinnend euch gebaut,
Schlage der Unterdrücker Fall
Dreist und laut — dreist und laut!

„Der Presse Zaubersegen,
Auch ihn gab euer Land, —
Doch darf sie sich denn regen
Auf dem Grund, der sie erfand?
Wohlan denn, schmettern muß das Horn,
Fühlen muß das Roß den Sporn!
Ernst herab auf ihr Geschlecht
Sieht der Väter stolze Reih',
Ruft und winkt euch: In's Gefecht!
Werdet frei — werdet frei!"

St. Goar, Januar 1843.

Feldmusik.

Der frische Nord fegt über'n Rhein,
Die Flocken und die Schlossen treiben,
Vom Dache klirrt herab der Stein,
Und zitternd rühren sich die Scheiben.

Nun iſt es Zeit, nun an's Klavier!
Vor dir am Flügel will ich knieen —
Du aber ſende lächelnd mir
All' deine muth'gen Melodieen!

Laß brauſen ſie heran im Takt
Die Klänge all', von denen jeder
Den Arm mir wie ein Werber packt,
Und auf den Hut mir ſteckt die Feder;
Ein Schwert mir in die Rechte preßt,
Ein blitzend Schwert, und lauten Schalles
In ſein Gebraus mich jubeln läßt:
Deutſchland und Freiheit über Alles!

Muſik, Muſik! — o ſchmettre fort!
Friſch auf, Muſik von deutſchen Meiſtern!
Auch wer in's Feld zieht mit dem Wort,
Läßt ſich von Tönen gern begeiſtern!
Drum immerzu! — Noch ein Gedicht
Von deinem göttlichen Beethoven!
Laß ich auch Banner fliegen nicht,
Laß ich doch fliegen zorn'ge Strophen!

Das iſt die rechte Feldmuſik,
Geht ein Poet der Welt zu Leibe:
Am eignen Herd ein muthig Stück,
Geſpielt von ſeinem lieben Weibe!
Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann ſingt er doppelt freud'gen Schalles
In Wetter und in Sturm hinaus:
Deutſchland und Freiheit über Alles!

St. Goar, Februar 1844.

Vom Harze.

(Wahre Geſchichte. 1843.)

O ſtille, graue Frühe!
Die Blätter flüſtern ſacht;
Der Hirſch hat ſeine Kühe
Zum Waldrand ſchon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da ſteht und ſtampft er ſchon!
Im Buſch ruhn die Roſſathen,
Der Vater und ſein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den roſt'gen Flintenlauf.
„Ein Hirſch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenoth, halt drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß' ich gute Birſch!
Sie ſehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirſch!

Fortſtieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor, und ſtemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Burſch, du zielteſt wacker!
Sieh' ſelber — grad' auf's Blatt!
Gott ſegn' es unſerm Acker —
Der frißt ſich nicht mehr ſatt!

„Dem iſt kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffſt du, Fritze?
Raſch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird ſchon kalt!“ —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förſter aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilt's! Aufſpringt das Paar,
Reißt aus, und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förſter bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh', Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?“

Umſonſt! — Da raſch zur Wange
Hebt er der Büchſe Wucht;
Zielt — kalt und feſt und lange!
Was — Menſchen? — auf der Flucht?
Gleichviel! er drückt — ein Knallen!
Halloh, das heiß' ich Glück!
Den Alten ſieht er fallen —
Er traf ihn in's Genick!

In ſeiner eignen Gerſte
Daliegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berſte,
Aufſtöhnt er dann und wann!

Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur;
Warm ſickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie ſitzt im ſtillen Neſte —
Da ſchießt das Blut herein!
Aufſchwirrt ſie gleich zur Veſte,
Klebt an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im erſten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenſpitzen
Es ſchmetternd dann zurück!

Das iſt ein kräftiger Regen,
Das iſt ein koſtbar Sprüh'n!
Das iſt ein Lerchenſegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinraſ't über's Feld,
Und heulend dann umſchlungen
Den todten Vater hält!

Fort, Burſch! Was noch umklammern
Die ſtarre Mannsgeſtalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird ſchon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! — Sieh',
Ankeuchen ſchon die Hunde —
Herr Gott, zum „Halali!"

Stracks ruhn auf Einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann!
Zum Roth- und Schwarzwildscharren
Fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht's in einer Hetze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — Die Gesetze
Vollstreckt' er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Gekrirsch —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
Ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man in's Hundeloch!

Da starrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer steht am Thor,
Der singt zu seiner Zitter
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Der Jäger und die Jagd!"

St. Goar, Februar 1844.

Eine Seele.

Flog zum Himmel eine junge Seele,
Leisen Fluges hob sie sich empor;
Fast ein Kind noch, rein und ohne Fehle,
Trat sie schüchtern durch das goldne Thor.

Und: „Sieh' da, das Kind des Patrioten!"
Irrt' ein Murmeln hier und dort im Nu.
Standen auf die besten deutschen Todten,
Schritten hastig auf die Todte zu.

Kam heran der edle starre Seume,
Mann der Freiheit und der Poesie;
Eilte Schiller durch die lichten Räume;
Hutten, Schubart — alle kamen sie.

Sahn sie an mit unverstellter Klage;
Boten Gruß ihr, warm und fest und schlicht;
Blickten stumm und ängstlich eine Frage
In das schmerzlich lächelnde Gesicht.

Ach, sie senkt' es, sah zur Erde nieder;
Zitternd stand sie, zitternd und geknickt:
Heiße Thränen sprangen durch die Lider,
Die des Vaters Hand — nicht zugedrückt!

Sieh', da zuckt' es in der Faust dem Seume;
Schubart's dunkle, breite Stirne schwoll;
„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume",
Sagte Schiller, bittern Zornes voll.

Aber Gemme: „Mädchen, sei zufrieden!
Auch der Tod, du weißt es, kann befreien!
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

„Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Todter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöthen
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

„O, wie stolz dann wird der Müde rasten!
Freilich — dann erst! Bete, daß er stirbt!
Bete, Kind! ich kenne die Tyrannen,
Deren Willkür seine Kraft zermürbt!

„Ihn in's Enge, mich verderben in's Weite
Trieb derselbe finstre Herrscherstamm;
Sagten dir nicht eher schon die Leute,
Daß der Gemme nach Neuschottland schwamm?

„Drum so sieh', daß bald mit grünen Spitzen
Gras der Lohe um einen Hügel lodt!
Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordan's, bet' und sei getrost!"

St. Croix, Februar 1844.

Der Baum auf Rivelin.

Nach Ebenezer Elliott, dem Korngesetzdichter.

Der Blitz, ein Araber, durchritt
Den Mond auf seiner Flucht,
Und über Rivelin zuckt' und stritt
Sternschein und Wolkenwucht.
Wild um sich mit den Aesten stieß
Die Eich' auf Rivelin's Wall;
O! wer, da solch ein Sturmwind blies,
Konnt' hören ihren Fall?
Doch nun, o sieh': der Himmel blaut,
Die zorn'gen Wellen ruhn,
Und auf den Felsen Moos und Kraut
Flüstern verächtlich nun:
Daß Rivelin's Berghaupt öd' und bloß,
Daß sein Tyrann' geschwächt!
Hab' Acht, o Macht — denn Gott ist groß!
O Schuld — Gott ist gerecht!
Und beug' dich, Stolz, der sicher wohnt
Im goldbeschlagnen Thurm:
Der Sturm, der deinen Herd nur schont,
Ist nicht der Zukunft Sturm!
Die Sterne zittern blöd und bleich,
Sich schüttelnd steht die Saat,
Der Wurm verkriecht sich im Gesträuch,
Wenn Gott im Zorne naht.
Doch will der Upas fallen nicht,
Wenn ihn der Herr durchfährt,
Dann kommt ein Säuseln, das zerbricht,
Was nicht der Sturm versehrt!

St. Gear, Februar 1844.

Hohes Waſſer.

Halloh, nun drücke ſich, wer zagt!
Austritt der Rheinſtrom mit Gebrauſe,
Schießt in die Gaſſen ungefragt,
Und macht ſich breit vor jedem Hauſe!
Pocht an die Thüren, ſtürmt den Herd —
Da hilft kein Dämmen und kein Stauen!
Er will dem Städtchen, das er nährt,
Auch einmal in die Stuben ſchauen!

Die braune Bergwand allerwärts
Schickt ihm ihr dunkelgelb Gerinſel;
Komm, tritt an's Fenſter, liebes Herz —
Sieh', unſer Haus auch ward zur Inſel!
Doch guten Muths! Ob hier und dort
Die Fluth auch auf die Treppen ſpringe:
Zu hoch am Fels doch liegt der Ort,
Als daß es uns an's Leben ginge!

Sieh' an der Mauer dort das Merk:
Nicht, Lieb, du kannſt den Strich gewahren?
Dort hemmte ſein Zerſtörungswerk
Der alte Rhein vor ſechzig Jahren!
Da, wahrlich, übt' er ſtrengern Brauch,
Wie hoch der Schaum auch diesmal ſtiege!
Da riß er meine Mutter auch
Mit ſich als Kind in ihrer Wiege!

Doch da ſogar, ſieh' nur den Strich,
Blieb unſer Stand hier ungefährdet!
Traun auf, ſieh Herz, und laſſe dich,
Wie auch die Schreckfluth ſich gebärdet!

Drum guten Muths! Gib mir die Hand!
Glaub' mir, der Strom wird uns verschonen!
Gott schütze nur das Niederland,
Und die in seiner Fläche wohnen!

Du stimmst mir bei, du bist getrost!
Und doch — auf's Neue siehst du trübe!
Nicht mehr die Fluth, die uns umtost —
Ich weiß, was sonst dich ängstigt, Liebe!
Dir ahnt, daß eine andre Fluth
Bald unsre Heerstatt überschwemme —
Ich selber ja mit dreistem Muth
Dessin' ihr die Schleusen und die Dämme!

Das offne Wort, das kühn und frei
Anstrebe gern zu offnen Thaten;
Das ehrlich gärut und ohne Scheu —
Das sticht sie durch mit festem Spaten.
Das gibt Gewalt dem breiten Strahl,
Aus diesem lichtgewordnen Räumen,
Aus diesem ganzen prächt'gen Thal
Auf und von dannen uns zu schäumen!

Wohin? — noch weiß es Gott allein, —
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, sollst es sein:
Auch solche Springfluth hört zum Leben!
Sie jagt es auf, sie jüngt es an,
Sie hütet es vor dumpfem Stocken —
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gib dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer ſteh' ich dreiſt,
Und laſſe kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht ſtranden!
Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln:
So lange Fauſt und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Und halten werden beide mir,
Wär' es auch nur um deinetwillen!
Um deinetwillen für und für
Wird günſt'ger Wind mein Segel füllen!
Wie Schiffe ſanken, weil ihr Bord
Zuflucht gewährte Einem Schlechten:
So weht das meine heil zum Port,
Dir zu Gefallen, der Gerechten!

Drum laß mich ſchaffen frank und frei,
Was ernſt die Seele mir gebietet!
Friſch auf, noch lebt der alte Gott,
Wie auch die Welle ſteigt und wüthet!
Recht ſo: dein Auge ſtrahlt voll Muth!
Komm an mein Herz — Gott mit uns allen!
Und — ſieh' hinaus doch nach der Fluth!
Iſt ſie nicht wirklich ſchon am Fallen?

St. Goar, Februar 1844.

Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

„Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein nicht'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein beff'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Trum frischen Muthes noch einmal:
Rübezahl!

„Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unser Noth!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Flachsen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

„Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

„Wenn dieses Mädchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dich doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

„Dann trät' ich froh in's kleine Zimmer,
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann sucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch den Gassen oden Reich.

So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte, und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimath zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch!
— Rübezahl?!

E. L. Geer, März 1841.

Auch ein Walpurgisnachtstraum.

Kein Intermezzo.

Geistlicher Vater.

Gesandt vom Grafen Carabas,
Den Herrn zu amüsiren,
Erschein' ich, diesen Hexenspaß
Sabmih zu arrangiren!

Erster Kapellmeister.

Die Scene bin, ich die Musik,
Es hilft mein auf dem Staate!

Vollendet hab' ich just zum Glück
Mein Opus, die Cantate!*

Zweiter Kapellmeister.

Mir einerlei! Indeß, gib Raum!
Ich hüben und du drüben!
Hab' ich zu jenem Elfentraum
Das Vorspiel doch geschrieben!

Erdgeist.

Still doch! Alle seid ihr gleich,
Von Einer Tafel schmausend!
Zu gleichen Theilen schürf' ich euch
Die goldnen Achtzehntausend!

Zettel.

Achtzehntausend, sagst du, Zwerg?
Hilf Gott, das ist kein Bettel!
Hilf Gott, ich bin von Schmiedeberg
Der arme Weber Zettel!

Geflickter Kater.

In die Kulisse, guter Klaus!
Was flennt Er durch die Eichen?
Fliegt doch ein Tröstevogel aus
Für Ihn und Seinesgleichen!

Herold.

Platz! ein vierhundertjähr'ger Schwan!
Platz, ihm und seinen Rittern!

* Es soll nun doch eine Oper sein.
Anmerkung während des Drucks. (1860.)

Malcontente.

Warum nur nicht ein Pelikan
Ausſtattert, uns zu füttern?

Erſter Kapellmeiſter.

Leis erhebt ſich Stern um Stern,
Kein Lüftchen regt die Wipfel,
Das Publikum von nah und fern
Harrt auf des Berges Gipfel.

Zweiter Kapellmeiſter.

Drum angefangen! Strahl auf Strahl
Steig' auf, o Born des Schönen,
Roth der Zeit und Alltagsqual
Sublim zu übertönen!

Geſtiefelter Kater.

Nord und Süd, und Alt und Neu,
Zum Tanz und laßt nicht warten!
Ich miſch' und ſpiel' euch, eins, zwei, drei,
Als wär't ihr ein Spiel Karten!

Antigone.

Daß ich umſonſt nicht ſpuken geh',
So ſtählt an mir die Herzen:
Beſchämt doch mein antikes Weh
All' eure jüngſten Schmerzen!

Puck.

Mamſell, ich folg' Ihr auf dem Fuß;
Will meinen Arm Sie haben?
Die Sache ſcheint mir zwar koſtus,
Jedennoch ſehr erhaben!

Geſtiefelter Kater.

Nun Eiſenſchnad und Schabernad!
Hof des Theſeus, glänze!
Und du ergötz' ihn, Lumpenpad
Der Zettel und der Equenze!

Schatten Voltaire's.

Ein Wort! Was uns zu ſondern ſcheint,
Sind wir auch Beide Lacher:
Ich war der Lehrer, guter Freund —
Du biſt der Luſtigmacher!

Beide Kapellmeiſter.

In den Wald und aus dem Wald!
Zum Tanz und ſchlingt den Reigen!
Pfeifen gellt und Hörner ſchallt,
Hoboen tönt und Geigen!

Brockenwirth.

Herr, ſteh' mir bei! So wirr und toll
Trieb's lange nicht der Böſe!
Der ganze liebe Brocken voll!
Gut' Nacht — ich heiße Nehſe!

Todte Fröſche, in der Tiefe.

Koax! Ein einſam Wieſenthal!
Kein Ton, als Unkenlocken!
Koax! Man iſt doch auch einmal
Gern ſeines Todes ſicher!

Wißbegieriger.

Was will die Tumulterei bei Nacht's!

Hiſtoriograph.

Sie wurden miſanthropiſch,
Seit ſie galvaniſch zucken lieſs
Vor aller Welt Herr Kopiſch!

Captivi.

Endlich entfeſſelt! Dreimal hoch,
Wer Licht und Luft uns gönnte!

Malcontenie.

Warum nur die? 'S gibt Andre noch,
Die man befreien könnte!

Gefieſelter Kater.

Lärm und Toben und Geſumm!
Kein Ohr mehr, das mich höre!
Ich glaube gar, das Publikum
Verſteigt ſich zum Akteure!

Malcontenie.

Ringsum Hexen! Welch Gewühl!
Die Alte dort gezüchtigt!
Aufhebt ſie ihren Beſenſtyl —
Hilf Himmel, ſie „berichtigt!“

Wißbegieriger.

Was huſcht vorüber dort im Nu,
Verlegen und beklommen?

Hiſtoriograph.

Es iſt nur ein vertraulich Du,
Das nicht an Mann gekommen!

Wißbegieriger.

Und was dort um die Ecke bog,
Von Eulenſchwarm umflogen —?

Hiſtoriograph.

Ein nun, iſt ein erſticktes Hoch
Auf einen Demagogen!

Rheiniſcher Landrath.

Dummes Zeug, was ich hier ſeh',
Und wahrlich nicht zum Lachen!
Wär's ein Narren-Comité,
Ich würd' es überwachen!

Ein anderer.

Was Hinz und Kunz in meinem Kreis
Vom Landtagsabſchied halten,
Bracht' ich auf allerhöchſt Geheiß
In dieſe zwanzig Spalten.

Juſtizkommiſſare.

Hebe, wie die Fiedel tönt!
Wir treten auf mit Sitten!
Der Mainzer Tag iſt uns verpönt,
Hier ſind wir wohl gelitten!

Ein Geſetzbuch.

Uf! eine ſchnelle Procedur!
Vergönnet mir, in Haſten
Auf ſehr beſchleunigter Retour
Ein Veilchen hier zu raſten!

Eichhorn auf dem Baume.

Manch' harte Nuß weht ohne Scham
Der Wind mir in die Backen;
Zum Teufel mit dem harten Kram —
Kann ich ihn doch nicht knacken!

Feuerdrache.

Ich ziſche, wo's Gedanken gibt;
Drum hütet Maul und Feder!
Die Leute nennen mich Reſkript,
Ich fahr' in die Katheder.

Studenten.

Naſen, Relegat und Haft,
Consilium abeundi!
O Wartburgfeſt und Burſchenſchaft —
Sic transit gloria mundi!

Guſtav-Adolf-Verein.

Voll Zartgefühls erſchein' ich hier
Für Lutherthum und Bibel.

Kürassiere.

Zur ſelben Zeit erhalten wir
Die Guſtav-Adolf-Stiefel.

Hiſtoriograph.

O Reiterei, dich heißt dein Thun
Höchſt gnädig doch belohnen:
Du trägſt gewiſſermaßen nun
Kanonische Kanonen!

Ein Kollegium.

Laßt leben unſern Obermann,
Den Rächer der Cenſirten!
Nach ſeinem Namen nennt fortan
Die Welt uns die Vornirten!

Alp.

Ich bin der allgemeine Alp;
Mein Amt iſt, daß ich drücke!
So Vieles iſt anjetzo hohl —
Ich bin aus ganzem Stücke!

Poet.

Noch mehr — nein, das iſt zu toll!
Wozu noch regiſtriren?
Ich ſchließe ſtill mein Protokoll —
Wer will, mag's weiter führen!

Morgenwind.

Luſtig fahr' ich durch den Raum;
Herſauſ' ich von der Ilſen.
Die Knospen küſſ' ich auf im Traum,
Reiß ab die alten Hülſen!

Sonne, geht auf.

Wehteſt wader mir voraus,
Die Nebel zu zerſtreuen!
Wie hell und friſch auf all den Graus
Der erſte Tag des Maien!

St. Goar, März 1844.

Hamlet.

Deutſchland iſt Hamlet! Ernſt und ſtumm
In ſeinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Taſtet die Hohe, blank bewehrt,
Und ſagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit ſchredlich tagt;
Von Stund' an will er Rächer ſein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er ſinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Bruſt ihm ſtähle!
Zu einer friſchen, muth'gen That
Fehlt ihm die friſche, muth'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehodt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm ſtodt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er ſpann zu viel gelehrten Werg,
Sein beſtes Thun iſt eben Denken;
Er ſtak zu lang in Wittenberg,
Im Hörſaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entſchloſſenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath — er ſtellt ſich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verſe ſeinen Groll:

Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein, zu fechten:
So muß Polonius-Kotzebue
Den Stich empfangen — statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh',
Verhöhnt sich selber in's Geheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenlön'gen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hatt' er Eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagnen, die sein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab' Acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf, und komm' zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der flehenden Leiche!

Nach' den Moment zu Nutze dir!
Noch iſt es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh' mit franzöſiſchem Rapier
Dich ſchnöd vergiftet ein Laert!
Eh' raſſelnd naht ein nordiſch Heer,
Daß es für ſich die Erbſchaft nehme!
O, ſieh' dich vor — ich zweifle ſehr,
Ob dießmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entſchluß! Aufſteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreiſt!
Denk' an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geiſt!
Wozu dieß Grübeln für und für?
Doch — darf ich ſchelten, alter Träumer?
Bin ich ja ſelbſt ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

St. Gear, April 1844.

Zwei Flaggen.

Ein Schiff der Moſel auf dem Rhein!
Es kam zu Berg — die Pferde keuchten!
Am Vordermaſt mit hellem Schein
Sah ich die Flagge muthig leuchten!
Lang wallt' o flog ſie über's Boot —
Stattliche Farben, friſch und munter!
So wahr ich lebe: Blau, Weiß, Roth!
Und grad' am Flaggenſtock herunter!

Anhielt ich ſtaunend meinen Fuß;
Da drang vom Schiff zu meinem Ohre
Stolzluſtig ein Franzoſengruß:
„Ja doch, ſchau' her — die Trikolore!“
Ei, dacht' ich zornig, ſeid nur ſtill!
Wird doch noch deutſch bei euch geſprochen!
Lothringiſch Volk von Thionville
Sollt' alſo nicht auf Frankreich pochen!

Somit den Wimpel ließ ich ziehn;
Bald ſchon verbargen ihn die Zweige.
Ich bin ihm auf dem Rhein nicht grün,
Deß iſt der liebe Gott mein Zeuge!
Und wollt' er anders auf ihm wehn,
Als friedlich von beladnem Schiffe:
Ich würde mit im Treffen ſtehn,
Wenn zu den Schwertern Deutſchland griffe!

Das Höchſte bleiben Land und Herd!
Doch ſonſt — kein Wort von blindem Haſſe!
Auch uns iſt dieſes Banner werth:
Es brach der Freiheit eine Gaſſe!
Noch iſt es feucht von Juliblut —
Nennt eins, das edler und verwegner!
Drum: ſind wir auch auf unſrer Hut,
Iſt uns gerecht doch ſolch ein Gegner!

Und runzeln wir ihm auch die Brau'n,
Wir ſagen doch: ein wackrer Kämpfer! —
Denſelben Tag im Abendgrau'n
Fuhr noch ſtromab ein kölner Dämpfer.

Dem flog, vom Winde flott geſchwellt,
Breit über'n Bord der Aar von Preußen;
Daneben, ſchwarz im gelben Feld,
Der Doppeladler aller Reußen!

Derſelbe ſchwarze, der zerfleiſcht
Den weißen jüngſt als gute Beute;
Derſelbe, der das Dach umkreiſcht
Wildfreier Bergbewohner heute;
Derſelbe, der von ſeinem Pol
Rundſpäht mit immer kühnerm Träumen,
Und, als der Despotie Symbol,
Feind und verhaßt iſt allen Freien!

Derſelbe, der zu dieſer Friſt
Als Büttel hauſt auf unſern Grenzen;
Der gegendeutſch und undeutſch iſt,
Und dem wir dennoch feig ſcherwenzen;
Der nur aus Schlauheit eng und feſt
Den Adlern diesſeits ſich verbündet,
Und keck in jedem deutſchen Neſt
Ein Filial des eignen gründet!

Derſelbe! — Drum auch dieſes Thal
Durchſtrich er heut und dieſe Reben!
Von einem deutſchen Filial
Nahm er den Flug nach Holland eben!
Drum auch mit freudigem Geklapp
Schwirrt' unſer Adler ihm entgegen!
Drum ſauſten beide auch ſtromab,
Als ob — nach Einem Ziel ſie flögen!

Hinblickt' ich knirschend über'n Strand: —
O Deutschland, du im Dienst der Steppe!
Du mit Sibirien Hand in Hand,
Du tragend des Kalmücken Schleppe!
Du vor dem Polenmörder Czar
In Unterwürfigkeit zerfließend!
Du seinen Sohn und seinen Aar
Mit Böllerschuß am Rhein begrüßend!

Ei, wie das girrt und kokettirt!
Ei, wie das um sich wirft mit Küssen!
Glück auf den Weg! Wohin er führt,
Wir warten's ab — Weh', daß wir müssen!
Glück zu! Doch das sagt euch der Rhein:
Ob die Monarchen Freundschaft treiben —
Die Völker werden Feinde sein,
Die Völker werden Feinde bleiben!

Geduld'ger Strom! du trägst und wiegst
Des Franken Banner und des Slaven!
Daß du ein deutsches endlich trügst
In jeder Bucht, in jedem Hafen!
Ein einig deutsches, das — bereit,
Wenn allzu frech der Hahne krähte! —
Stolz und beherzt zu gleicher Zeit
Des Russenadlers Gunst verschmähte!

St. Goar, April 1844.

Flotten-Träume.

1.

Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
„O, könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O, könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Bann!

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne
Blutdürst'ge Krieger deutsche Seeschlacht schlagen;
Wo deutsche Segler, grimm und ohne Zagen,
Den fremden Entrer hauen in die Pfanne!

Dann lehnte wohl, die Brust vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluthen,
An meinem Stamme schweigend zu verbluten!

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen!"

2.

Schwarz, Roth und Gold! Frei weht ihr auf den Stangen
Und Masten jetzo, gürtend rings das Land!
In tausend Wimpeln, einst verpöntes Band,
Hat dich der Ocean selber umgehangen!

O, ständen jetzt, die Anno Neunzehn sangen,
Daß dich zerschnitten der Gewalt'gen Hand;
O, ständen jetzt, die man um dich verbannt,
Verraths beschuldigt, ach! und schnöd gefangen:

O, ständen Alle jetzt auf diesen Höhen,
Frisch, wie am Tag, da man auf Wartburg zog,
Daß sie dich glühn in deinen Ehren sähen!

Sie staunten wohl, und riefen Hurrah hoch!
Stoßt an, stoßt an! Wie sich die Dinge drehen.
Der alte Ocean auch noch Demagog!

3.

Wie unsre muth'gen Orlogsmänner heißen?
Komm mit auf's Meer, ich will es dir verkünden!
Da drüben der mit sechzig Feuerschlünden,
Das ist „der Arndt!" du siehst die Goldschrift gleißen!

Hier die Fregatte, bauschig rings von weißen,
Halbvollen Segeln, kämpfend mit den Winden —
O Gott, ihr Name mahnt an alte Sünden! —
„Die Sieben" heißt sie! Mag kein Strick ihr reißen!

Dort die Korvette, segelnd wie der Blitz,
Es ist „die Hansa!" Doch am Ufer diese,
Stolz wie ein Schwan, „die Königin Luise!"

Der Dreimast drüben ist „der alte Fritz!"
Und hier voll Zorns der schlagbereite Kutter,
Du ahnst es schon, das ist „der Doktor Luther!"

4.

Und andre noch will ich dir rühmend zeigen;
Sie kreuzten wohl, und kehren jetz vom Zuge;
Sie wehn heran mit majestät'schem Fluge:
„Der Alexander Humboldt" führt den Reigen!

Ha, ſieh' den „Göthe“ tief ſein Bugſpriet neigen!
Ihm nach „der Schiller“, auch mit tiefem Buge!
„Die freie Preſſe“ läßt mit gutem Fuge
Leuchtende Kugeln in die Lüfte ſteigen!

Die fernſten drüben kann ich nicht errathen!
Laß ungenannt ſie vor dem Winde laufen!
Eins iſt gewiß: ſie haben tücht'ge Pathen!

Wir brauchen Namen wahrlich nicht zu kaufen!
Wir haben Männer, haben Tage, Thaten: —
Mehr Schiffe nur! wir wollen ſie ſchon taufen!

5.

So ſeh' im Geiſt, ein trutzig Kriegsgeſchwader,
Ich Wacht ſie halten, feſtiglich und ſtete,
Wo weiland nur des Evers Wimpel wehte,
Ein Buxtehuder etwa oder Stader;

Da naht der Feind, und mit ihm naht der Hader!
Aufzischt gen Himmel die Signalrakete,
Die Trommel wüthet, und an die Laffete
Schlachtathmend tritt das rüſt'ge Volk der Lader!

Das Sprachrohr heiſcht: da birſt mit tauſend Schüſſen
Ihr Flammengruß aus den metall'nen Läufen;
Umflattt der Maſt, das Tauwerk zuckt zerriſſen!

Grau ballt der Rauch ſich, wirre, zorn'ge Streifen!
Ein Ruck, und Schiff hat ſich in Schiff verbiſſen: —
O ernſte Schule, drinnen Männer reifen!

6.

Doch — wenn zuerſt in Meer- und Pulvernebel
Wir alſo ſchwimmend Volk an Volk gerungen;
Wenn eine Seeſchlacht Lorbeern uns geſchlungen
Um unſre Lunten und um unſre Säbel:

Dann ſeid gedenk! An Schiffen ſitzen Schnäbel!
Drauf, ihr Matroſen und Kajütenjungen!
Den wucht'gen Hammer und das Beil geſchwungen!
Die Schnäbel ab! und bringt ſie heim als Hebel!

Als Hebel? — Ja! — Ihr, die mit heiterm Spähen
Am Strand ihr jauchztet unſrer friſchen Kühne,
Und lächelnd anſaht unſer ſalzig Rennen:

Ihr Bannerherrn, wohin mit den Trophäen? —
Sorgt für ein Forum, ſchafft die Rednerbühne,
Daß wir, wie Rom, das Beſte ſchmücken können!

St. Goar, Juli 1843.

Noch zwei Sonette.

1.

Von Naſſau's Burg der edle Herr vom Steine
Und noch ein Wackrer, derb und turnerfahren,
Ein Bürgerkind mit langen Burſchenhaaren —
Die fuhren einſt zuſammen auf dem Rheine.

Wie war er grün von Wallnußlaub und Weine!
Wie grau von Trümmern, die ſonſt Veſten waren!
Anſchaut', in ſeinem Spiegel ſich, dem klaren,
Raubneſt um Raubneſt, ſchroff, in roſt'ger Bräune!

Dem Stein, wie billig, ſchwoll die Freiherrnader:
„O Glück, ein Kind ſich des Geſchlechts zu wiſſen,
Das alſo trotzig Quader hob auf Quader!“

Der Andre drauf: „Meins hat ſie abgeriſſen!
Und das iſt mein Stolz — doch darum kein Haber!“ —
Der Freiherr hat die Lippe ſich gebiſſen.

2.

O, drückt' auch uns nur landlos ein Johann!
Kein größer Heil, bei Gott, als ſolche Johne!
Ihr wißt, wie Kühnheit zorniger Barone
Die Freiheit Englands Jenem abgewann!

Ein ſchlaffer König und ein feiger Mann,
Schmachvoll vom Papſte hielt er Land und Krone;
Trieb ſich umher auf blut'gem Wanderthrone,
Zu gleicher Zeit ein Schwächling und Tyrann!

So ſchafft' er ſich und ſeinem Volke Noth,
Bis jach ein Heer vor ſeinem Zelte ſcharrte,
Bis ihm ſein England wild die Stirne bot.

O, wie beredt war deſſen Kriegsſtandarte!
Geht mir mit „guten Fürſten!“ — ein Despot
Gab Englands Männern ihre große Charte!

St. Goar, Auguſt 1843.

Der Schüler Ancillon's.

Im Jahre Vierzig ſtellt' ich auf den Satz;
Jetzt geb' ich euch den Gegenſatz!
Und dabei bleibt's, trotz Murren und trotz Rütteln: —
Sucht die Extreme zu vermitteln!

Remannehauſen, Mai 1844.

Der Adler auf dem Mäuſethurm.

Auf weißer Flagge weht ein Aar
Hoch auf dem Mäuſethurm bei Bingen;
Er zeigt ein tüchtig Klauenpaar,
Trägt eine Kron' und reckt die Schwingen.
Vom Sonnenbrand und Schnee und Sturm
Sind ihm die Federn glatt geſchlichtet —
Was Teufel in den Mäuſethurm,
O Adler, haſt du dich geflüchtet?

Haſt du aus deiner Fülle Horn
Etwa gleich Hatto, jenem Alten,
Zu Mehl und Brot das theure Korn
Dem Mund des Volkes vorenthalten?
Will dir ein rächend Mäuſeheer,
Wie jenem Biſchof einſt, an's Leben?
Gereicht auch dir zu Schutz und Wehr
Hatto's zerfallne Trümmer eben?

Nicht doch! du geizeſt nicht mit Brot!
Jüngſt noch*, bei ew'gem Sommerregen,
Haſt du geöffnet unſrer Noth
All' deiner Vorrathshäuſer Segen!
Du ließeſt Hunsrück, Eifel, Ahr
Brotkorn, ſo viel ſie brauchten, faſſen;
Du haſt auch ſonſt manch ſchlechtes Jahr
Vom Moſt die Steuer uns erlaſſen!

Drum nicht als Wucherer am Rhein
Flohſt du auf jene Mauerkronen!

* 1842.

Doch: — Brot aus Korne nicht allein
Begehren heut die Nationen!
Sie wollen mehr, als was man laut;
Sie heben dreist den kräft'gen Nacken;
Sie sehn sich um, und rufen laut:
„Wo wird der Freiheit Brot gebacken?“

Das Brot nun freilich, guter Aar,
Hältst du mit allzu festen Krallen;
Wohl ließest du auch — wahr bleibt wahr! —
Von Freiheit jüngst ein Wörtchen fallen!
Es schien des Volkes Hungerschrei
Recht in der Seele dich zu kränken;
Du schienst an eine Bäckerei
Von Freiheitsbrot im Ernst zu denken!

Du schienst — ja doch, es war nur Schein!
O Aar, du bist ein larger Reicher!
Wie schnell die Segel zogst du ein,
Wie schnell verschlossest du die Speicher!
Du gabst — doch gleich auch nahmst du — schier,
Um unsern Hunger noch zu schärfen;
Um doppeltheiße Qual und Gier
In unser lechzend Herz zu werfen!

O, flieg' nicht fort auf solcher Bahn!
Brot für den Geist! o, woll' es brechen!
Gib, gib! Es könnte Mäusezahn
Auch diese Brotverweigrung rächen!
O, nimm die Sache nicht zu leicht!
Und hättest du die Macht von Greisen —
Es wagte dennoch sich vielleicht
An deinen Horst ein strafend Pfeifen!

Drum sei gedenk und auf der Hut!
Mag Hatto warnen dich und führen!
Der sagte auch: „An meinen Hut
Laß keines Menschen Hand ich rühren!“ —
Ja doch, was half ihm sein Gepoch?
Wozu war ihm sein Hochmuth nütze?
Es fraßen ihn die Mäuse doch —
Ihn selbst zusammt der Bischofsmütze!

Asmannshausen, Mai 1844.

Das Fensterkreuz.

Zu Neuhaus in dem Schlosse war's: — der Kurfürst* hielt ein Jägermahl;
Die Gäste saßen dichtgereiht, und Hörner schmetterten im Saal.
Der Mundschenk goß die Gläser voll, die Diener drängten sich zuhauf —
Es war ein schwüler Sommertag, die Fenster alle standen auf.

Und durch die offnen Fenster rings sah man den kühlen, grünen Wald;
Der Wald, das war zu dieser Zeit des Fürsten liebster Aufenthalt!
In dem vergaß er, hell umtönt von Hirschgeschrei und Rosseshuf,
Den Aerger, den zu Königsberg der böse Landtag dreist ihm schuf.

Ei, dieses starre Königsberg! Ei, dies verwegne Preußenland!
Ei, wie beharrlich und beherzt auf seinen Rechten es bestand!
Und nicht sein Adel bloß! O nein, auch seine Städte sprachen mit!
Wer war's, der die Leibeigenschaft des armen Bauernvolks bestritt?

* Georg Wilhelm von Brandenburg, Vater des großen Kurfürsten, † 1640.

O frischer, freier Bürgertrotz! O Erbtheil, das der Ostsee blieb!
Du sprudelst aus der Fluth hervor, mehr als den Brandenburgern lieb!
Wie heute noch der Krone Schein bei deinem Brausen zag erblaßt,
So warst du auch dem Kurhut schon in deiner Freudigkeit verhaßt! —

Der Kurfürst saß bei'm Jägermahl! Schweinsköpfe dampften, Rheinwein floß!
„Was kümmern mich die Stände heut zu Neuhaus hier auf meinem Schloß?"
Da stapfte klirrend in den Saal ein Reiter mit entblößtem Haupt;
Ein Bote war's von Königsberg, Blut an den Sporen und bestaubt.

Briefschaften knöpft' er aus dem Wams: — Ei, wiederum ein Ostseestreich? —
Der hohe Jäger riß sie auf; er flog sie durch; er wurde bleich.
Auf seiner Stirne zuckt' empor gehemmter Willkür arger Groll:
„Das war dein letzter Widerspruch! Hochnasig Volk, Dein Maaß ist voll!

„So wahr ich jetzt den Apfel hier" — Und siehe da, vom vollen Tisch
Rafft' er mit ungestümer Hand sich einen Apfel, roth und frisch! —
„So wahr ich den durch's Fenster jetzt fortschleudre weit in's Freie hin,
So wahr noch brech' ich Preußens Trotz, brech' ich der Ostsee Eigensinn!

„So wahr noch soll als Oberherrn mich diese Bernsteinküste sehn!
So wahr noch unterwerf' ich mir dies übermüth'ge Polenlehn!*

* Preußen war damals noch Lehen, von der Krone Polen an Kur-Brandenburg gegeben.

So wahr noch —“ Und er sprang empor! Ausholt' er wild
zum Wurfe dann!
Wer mit am Tisch saß, duckte sich und hielt gespannt den
Athem an.

Der Apfel flog — fort in den Wald? — Nicht doch, fehl
warf die hohe Kur!
Hinflog er sausend durch's Gemach, und — traf das Kreuz
des Fensters nur!
Traf's, prallte machtlos dann zurück! — So recht! Nur festen
Widerstand!
Laß dir dies Kreuz ein Vorbild sein und einen Trost, mein
Vaterland!

Asmannshausen, Mai 1844.

Wisperwind.

Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Oestrich jedes Kind;
Des Morgens früh von vier bis zehn,
Da spürt man allermeist sein Wehn!
Stromauf aus Wald und Wiesengrund
Haucht ihn der Wisper kühler Mund!

Ja, immer, immer nur stromauf
Fährt er mit Pfeifen und Geschnauf;
Von unten jetzt und allezeit
Braus't er nach oben, kampfbereit;
Nie mit der Welle geht sein Strich,
Nur ihr entgegen nimmt er sich!

Er macht ſich auf, wo Hütten ſtehn;
Wo Hütten ſtehn und Mühlen gehn.
Des Bauern Strohdach ohne Ruh'
Schickt ihn der Burg des Fürſten zu;
Anfährt er trotzig, ſagt mein Ferg,
Schloß Rheinſtein und Johannisberg.

Er ſauſ't und wüthet um ſie her,
Friſch und gradaus wie keiner mehr;
Er ſchiert den Teufel ſich um Gunſt,
Er pfeift was auf den blauen Dunſt,
Der trüb um ihre Zinnen hangt —
Er pfeift, bis klar der Himmel prangt.

Ja, heiter wird auf ihn der Tag;
Drum brauſ' er, was er brauſen mag!
Er ſelbſt und noch ein Wisperwind: —
Ein neuer Tag der Welt beginnt!
Die Hähne krähn, der Wald erwacht,
Ein Wispern hat ſich aufgemacht!

Von unten keck nach oben auch
Zieht dieſer andern Wisper Hauch;
Auf aus den Tiefen zu den Höhn
Erhebt ſich friſch auch dieſes Wehn;
Strohdach und Werkſtatt ohne Ruh'
Schicken der Fürſtenburg es zu!

Da hangen trüb die Nebel noch;
Geduld nur, es verjagt ſie doch!
Wie zornig ſie auch dräu'n, wie wirr,
Es läßt nicht ab, es wird nicht irr!
Mit kräft'gem Blaſen, Ruck auf Ruck,
Macht es zunichte Dunſt und Druck!

Hab' Dank, du frisch und freudig Wehn!
Hab' Dank, hab' Dank — o, wär' es Zehn!
Ja, Zehn und rings der Himmel rein!
Jetzt, mein' ich, wird es Sechse sein! —
Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Oestrich jedes Kind!

Asmannshausen, Mai 1844.

An Hoffmann von Fallersleben.

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braus't auf seinen Wegen;
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,*
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich Alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;

* Zu Erbach, vom 16. auf den 17. August 1843.

Düſter und von Zorn durchpocht,
Brannten unſre Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finſtrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unſer Grollen.

Alſo ward es raſch zwei Uhr!
Trocken die Pokale,
Und der jüngſte Kellner nur
Harrte noch im Saale!
Schnarchend lag der kleine Mann
In des Seſſels Hafen,
Und wir ſagten: „Der Géant,
Wahrlich, iſt entſchlafen!“

Endlich ſtand der Junge wach,
Nahm das Licht verdroſſen,
Wirr aus ſeinem Schlafgemach
Kam ein Lord geſchoſſen;
Du doch ſtiegſt die Trepp' hinauf,
Derb und nagelſchuhig;
Schriebſt noch in mein Stammbuch drauf:
„Coblenz iſt ruhig!“ —

Wieder hat ſeit jener Nacht
Herbes dich betroffen!
Strom und Frühling ſind erwacht —
Hoffmann, wolle hoffen!
Hoff' und laß der Marken Sand!
Mach' dich auf die Beine!
Deutſcher Männer deutſche Hand
Wartet dein am Rheine!

Was, ob die gelehrte Spree
Feig ſich von dir wandte:
In die Rheinfluth ſenk' dein Weh' —
Sie nicht bannt Verbannte!
Neue Freunde warten dein
An der rebumwallten —
Auf drum, und vergiß am Rhein,
Schnödigkeit der alten!

Drum, wo mit der Rede Stahl
Baden's Männer ſtreiten;
Drum auch, wo im Wieſenthal
Lieder dich umläuten;
Wo die Düſſel fluthet hell
Und in Dreſel's Keller
Schlag' ein Schnippchen dem Gebell
Deiner Widerbeller!

Ich auch, der ich jene Nacht
Finſter mit dir zechte,
Ich auch, eben vor der Schlacht,
Biete dir die Rechte!
Ja, auch ich ſteh' kampfbereit,
Gleich ſind unſre Zeichen: —
Mit Bewußtſein wag' ich's heut,
Dir die Hand zu reichen!

Herz'ger noch, als dazumal,
Wag' ich's, einzuſchlagen:
Schiefer Stellung volle Qual
Mußt' ich damals tragen!

Noch nicht recht aus ganzem Holz
Schien auch dir mein Leben —
Drum auch war ich noch zu ſtolz,
Mich dir ganz zu geben!

Alles das iſt nun vorbei!
Frei ward Lipp' und Zunge,
Frei das Auge mir, und frei
Dehnt ſich Herz und Lunge!
Vom Gedanken bis zur That
Schlug ich dreiſt die Brücke;
Hüben ſteh' ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!

Vorwärts denn — bis über's Grab!
Vorwärts — ohne Wanken!
Jede Rückſicht werf' ich ab,
Satt hinfort der Schranken!
Nur das Kühnſte bind' ich an
Meinen Simſonsfüchſen —
Mit Kanonen auf den Plan,
Nicht mit Schlüſſelbüchſen!

Sieh', ſo biet' ich dir die Hand,
Einer auch von Denen,
Die ſich an des Rheines Strand
Dir entgegenſehnen!
Die in's dornige Exil
Gern dir Roſen flöchten,
Gern ein friedlich Rheinaſyl
Dir bereiten möchten!

Komm darum und glaub' an mich —
Aber komm in Eile!
Komm, ſo lang ich feſtiglich
Noch am Rheinſtrom weile!
Eh' ich ſelber meinen Herd
Seh' zum Teufel ſtieben;
Eh' der eignen Lieder Schwert
Weſtwärts mich getrieben!

Horch, o horch, die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen,
Und der Rhein mit vollerm Schall
Brauſ't auf ſeinen Wegen!
Alles keimt und Alles gährt,
Alles windet Kränze: —
Auch den herbſten Kelch geleert
Auf der Zukunft Lenze!

Asmannshauſen, Mai 1844.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten: —
Galt es ein raſch Zuſammenrotten,
Aufglühte dann der Feuerbrand.
Gelöſcht in Blut an beiden Enden,
Krieg heiſchend, ließ er ſich entſenden
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand. —

Und als der Sandwirth wollte ſchlagen;
Als er bereit nun ſtand, zu wagen
Den Adlerflug, den Gemſenſprung:
Da trat ſein Hausweib hin zur Paſſer,
Und warf in das empörte Waſſer
Die Späne der Verkündigung.

Raſch in die Thale mit den Wellen
Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß Alles fertig auf den Firnen,
Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne ſagten's an!

So meine Lieder möcht' ich ſäen! —
Wie die Ladurner möcht' ich ſtehen
An dem bewegten Strom der Zeit!
Wahrzeichen, friſch und rauh wie jene,
Möcht' ich ſie werfen, blut'ge Späne,
Aus in der Tageswogen Streit!

Und, gleich Hochſchottlands Feuerbränden,
Heiß durch mein Volk möcht' ich ſie ſenden
In jede Mark, an jeden Herd:
Daß Alles zu den Waffen führe,
Und raſſelnd rieſe: „Schüre, ſchüre!
Wo iſt der Kampf? wir ſtehn bewehrt!"

Noch harr' ich in mich ſelbſt verſunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
Der Gluth, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit friſchem Munde
Geb' einen Blutſpan ich der Stunde
Von denen, ſo die Paſſer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Waſſer heut! — Doch überſchwemmen
Wird einſt das Land ſie, kühn zu ſchaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele:
Ich glaub', ich werde Späne haun!

St. Goar, Dezember 1843.

Vorläufig zum Schluß.

Zu Asmannshauſen in der Kron',
Wo mancher Durſt'ge ſchon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich ſchrieb es ab bei Rebenſchein,
Weinlaub um's Haus und faſt'ge Reiſer;
Drum, wollt ihr rechte Täufer ſein,
Tauft's: Vierundvietz'ger Asmannshäuſer!

Asmannshauſen, Mai 1844.

Ça ira!

1846.

Vor der Fahrt.

Melodie der Marseillaise.

Jenseits der grauen Wasserwüste
Wie liegt die Zukunft winkend da!
Eine grüne lachende Küste,
Ein geahndet Amerika!
Ein geahndet Amerika!
Und ob auch hoch die Wasser springen,
Ob auch Sandbank uns droht und Riff:
Ein erprobt und verwegen Schiff
Wird die Muth'gen hinüberbringen!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

O tapfer Fahrzeug! Ohne Schwanken
Befährt es dreist die zorn'ge Fluth!
Schwarz die Masten und schwarz die Planken,
Und die Wimpel sind roth wie Blut!
Und die Wimpel sind roth wie Blut!
Die Segel braun von Dampf und Feuer;
Vom Verdeck herab ihren Blitz
Sprühn Gewehre, sprüht das Geschütz,
Und das blanke Schwert ist sein Steuer!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

So fährt es aus zu seinen Reisen,
So trägt es Männer in den Streit: —
Mit den Helden haben die Weisen
Seine dunkeln Borde geweiht!
Seine dunkeln Borde geweiht!
Ha, wie Kosciuszko dreist es führte!
Ha, wie Washington es gelenkt!
Lafayette's und Franklin's denkt,
Und wer sonst seine Flammen schürte!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

Ihr fragt erstaunt: Wie mag es heißen?
Die Antwort ist mit festem Ton:
Wie in Oesterreich so in Preußen
Heißt das Schiff: „Revolution!"
Heißt das Schiff: „Revolution!"
Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

Doch erſt, bei ſchmetternden Drommeten,
Noch eine zweite wilde Schlacht!
Schwarzer Brander, ſchleudre Raketen
In der Kirche ſcheinheil'ge Jacht!
In der Kirche ſcheinheil'ge Jacht!
Auf des Beſitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laßt der Habſucht Schätze verrotten!

Friſch auf denn, ſpringt hinein! Friſch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

O ſtolzer Tag, wenn ſolche Siege
Das Schiff des Volkes ſich erſtritt!
Wenn, zu Boden ſegelnd die Lüge,
Zum erſehnten Geſtad es glitt!
Zum erſehnten Geſtad es glitt!
Zum grünen Strand der neuen Erde,
Wo die Freiheit herrſcht und das Recht,
Wo kein Armer ſtöhnt und kein Knecht,
Wo ſich ſelber Hirt iſt die Heerde!

Friſch auf denn, ſpringt hinein! Friſch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerſtückt!
Wo der Menſch von der Menſchheit Höhen

Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
O neue Welt, nach Sturm und Fehde
Wie erquickt uns bald deine Ruh'!
Alle Herzen pochen dir zu — —
Und der Brander liegt auf der Rhede!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und findet Land!

Eispalast.*

1.

Ihr Alle, mein' ich, habt gehört von jenem seltnen Eispalast!
Auf der gefrornen Newasluth aufstarrte der gefrorne Glast!
Dem Willen einer Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,
Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!

Um seine blanken Fensterreih'n, um seine Giebel pfiff es kalt:
Doch innen hat ihn Frühlingsweh'n und hat ihn Blumenhauch durchwallt!
Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,
Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!

* Das Motiv ist einer politischen Fabel von Thomas Moore entnommen.

Alſo, bis in den März hinein, war ſeine Herrlichkeit zu ſchau'n;
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa Blöcke thau'n!
Hui, wie bei'm erſten Sturm aus Süd der ganze ſchimmernde Koloß
Hohl in ſich ſelbſt zuſammen ſank, und häuptlings in die Fluthen ſchoß!

Die Fluthen aber jauchzten auf! Ja, die der Froſt in Bande ſchlug,
Die geſtern eine Hofburg noch und eines Hofes Unſinn trug,
Die es noch geſtern ſchweigend litt, daß man ihr auflud Pomp und Staat,
Daß eine üpp'ge Kaiſerin hoffärtig ſie mit Füßen trat: —

Dieſelbe Newa jauchzt' empor! Abwärts mit brauſendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk ſchob ſich und drängte ſich der Fluß!
Die letzten Spuren ſeiner Schmach malmt' er und knirſcht' er kurz und klein —
Und ſtrömte groß und ruhig dann in's ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Fluth abdämmtet von der Freiheit Meer: —
Ausmündend bald, der Newa gleich, braust ſie und jubelt ſie einher!
Den Winterfroſt der Tyrannci ſtolz vom Genicke ſchüttelt ſie,
Und ſchlingt hinab, den lang ſie trug, den Eispalaſt der Despotie!

Noch schwelgt ihr in dem Blitzenden, und thut in eurem Dünkel, traun!
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer thau'n!
Doch mälig steigt die Sonne schon, und weich erhebt sich schon ein Weh'n;
Die Decke tropft, der Boden schwimmt — O, schlüpfrig und gefährlich Geh'n!

Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapitulirt
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von Neuem nicht gefriert!
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal gekracht, so glaubt mir! daß es bald auch bricht!

Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —
Und fluthet groß und ruhig dann in's ewig freie Meer hinein!

Von unten auf!

Ein Dämpfer kam von Biberich: — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!

Von Wimpeln und von Flaggen voll, ſchoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrſcht, nach ſeiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne ſchien wie lauter Gold! Auftauchte ſchimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel ſchier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten friſch gebohnt, und auf den ſchmalen her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten ſchaut' umher und winkte das erhabne Paar;
Des Rheingau's Reben grüßten ſie und auch dein Nußlaub, Sankt Goàr!
Sie ſahn zu Rhein, ſie ſahn zu Berg: — wie war das Schiff-lein doch ſo nett!
Es ging ſich auf den Dielen faſt, als wie auf Sansſouci's Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der ſchwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das ſie von dannen ſchießen macht;
Da ſchafft in Ruß und Feuersgluth, der dieſes Glanzes Seele iſt;
Da ſteht und ſchürt und ordnet er — der Proletarier-Maſchiniſt!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauſcht der Rhein —
Er ſtiert den lieben langen Tag in ſeine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor ſeiner Eſſe muß er ſteh'n,
Derweil ein König über ihm einſchläft der Berge freies Weh'n!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck;
In seiner Fallthür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst Du!

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schoos,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch Deines, Herr! Wer hält die Räder Dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem Du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, Ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem Du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt Dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!

Wir ſind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morſche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne ſind bis jetzt das Proletariat!

„Dann ſchreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, ſtark und breit,
Ein neuer Sankt Chriſtophorus, trag' ich den Chriſt der neuen Zeit!
Ich bin der Rieſe, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfeſt
Ueber den toſenden Strom der Zeit der Heiland Geiſt ſich tragen läßt!"

So hat in ſeinen krauſen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an ſein Werk, nimmt ſein Geſchirr, und ſtocht und purrt.
Die Hebel knirſchen auf und ab, die Flamme ſtrahlt ihm in's Geſicht,
Der Dampf rumort; — er aber ſagt: „Heut, zornig Element noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kapellen ziſchend an;
Sechsſpännig fährt die Majeſtät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von ſeinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen ſorgt!"

Wie man's macht!

So wird es kommen, eh' ihr denkt: — Das Volk hat Nichts zu beißen mehr!
Durch seine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt es Brod und Kleider her? —
Da tritt ein kecker Bursche vor; der spricht: „Die Kleider wüßt' ich schon!
Mir nach, wer Rock und Hosen will! Zeug für ein ganzes Bataillon!"

Und wie man eine Hand umdreht, stellt er in Rotten sie und Reih'n,
Schreit: „Linksum kehrt!" und „Vorwärts Marsch!" und führt zur Kreisstadt sie hinein.
Vor einem steinernen Gebäu Halt machen läßt er trutziglich:
„Seht da, mein Kleidermagazin — das Landwehrzeughaus nennt es sich!

„Darinnen liegt, was ihr bedürft: Leinwand zu Hemden, derb und schwer!
Wattirte Jacken, frisch genäht — dazu von zweierlei Couleur!
Tuchmäntel für die Regennacht! Feldmützen auch und Handschuh' viel,
Und alles, was sich sonst gehört zu Heerschau und Paradespiel!

„Ihr kennt den ganzen Rummel ja! Ob auch mit Hadern jetzt bedeckt,
Haben die Meisten doch von euch in der Montirung schon gesteckt!

Wehrmänner seid ihr allzumal! So lange Jeder denn vom Pflock
Sich seinen eignen Hosensack und seinen eignen blauen Rock!

„Ja, seinen Rock! Wer faselt noch vom Rock des Königs? — Liebe Zeit!
Gabt ihr die Wolle doch dazu: geschorne Schafe, die ihr seid!
Du da — ist nicht die Leinwand hier der Flachs, den deine Mutter spann,
Indeß vom kummervollen Aug' die Thrän' ihr auf den Faden rann?

„Nehmt denn! So recht! Da prunkt ihr ja, als ging's zu Felde morgen früh,
Oder doch allerwenigstens nach Grimlinghausen zur Revue!
Nur die Muskete fehlt euch noch! Doch sieh', da steht von ungefähr
Der ganze Saal voll! Zum Versuch: — Gewehr in Arm! Schultert's Gewehr!

„Ganz, wie sich's hört! Das nenn' ich Schick! Am Ende... Jungens, wißt ihr was?
Auch die Gewehre wandern mit! — Gewehr bei Fuß! — Das wird ein Spaß!
Und würd' es Ernst... Nun, möglich ist's! Sie machen immer groß Geschrei,
Und nennen diesen Kleiderwitz vielleicht noch gar Rebellerei!

„Nennen ihn Einbruch noch und Raub! — In wenig Stunden, sollt ihr seh'n,
Wird uns ein Linienregiment schlagfertig gegenüber steh'n!

Da heißt es denn für seinen Rock die Zähne weisen! D'ran und d'rauf!
Patronen her! Geladen, Kerls! Und pflanzt die Bajonette auf!

„Stülpt auch den Tschako auf den Kopf, und hängt den Degen vor den Steiß: —
Daß ihr ihn „Käsemesser" nennt, ein glückverkündend Omen sei's!
Kein Hirn, will's Gott, besudelt ihn! Kein Herzblut, hoff' ich, färbt ihn roth —
Für Weib und Kinder „Käse" nur soll er zerhau'n und nahrhaft Brot!

„Und nun hinaus! Tambour voran, Querpfeifer und Hornistenpaar!
Soll auch die Adlerfahne noch vorflattern, Brüder, eurer Schaar?
Den Teufel auch! Was kümmert uns vergangner Zeit Raubvögelpack!
Wollt ihr ein Banner: Eines nur schickt sich für euch — der Bettelsack!

„Den pflanzt auf irgend ein Gerüst: — da, hier ist ein Uhlanenspeer! —
Und tragt ihn, wie die Geusen einst, mit zorn'gem Stolze vor euch her!
Ihr könnt es füglicher, als sie! Ihr tragt den Sack nicht bloß zum Staat,
Ihr seid nicht bloß dem Namen nach — nein, ihr seid Bettler in der That!

„Marsch denn, ihr Geusen dieser Zeit! Marsch, Proletarier-Bataillon!" —
Da naht zu Fuß und naht zu Roß die königliche Linie schon!

„Feuer!" befiehlt der General; „Choc!" heißt es bei der Reiterei. —
Doch, Ha! Kein Renner hebt den Fuß, und keine Flinte ſchickt ihr Blei!

Ein Murren aber rollt durch's Heer: „Auch wir ſind Volk! Was königlich!"
Und plötzlich vor dem Bettelſack ſenkt tief die Adlerfahne ſich!
Dann Jubelſchrei: „Wir ſind mit Euch! Denn wir ſind Ihr, und Ihr ſeid wir!" —
„Kanaille!" ruft der Commandeur — da reißt ein Leutnant ihn vom Thier!

Und wie ein Sturm zur Hauptſtadt geht's! Anſchwillt ihr Zug lawinengleich!
Umſtürzt der Thron, die Krone fällt, in ſeinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk ſieghaft ſein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt!

Freie Preſſe.

Feſten Tons zu ſeinen Leuten ſpricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt ihr, ſoll es losgeh'n, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben unſre Schriften: — Morgen in die Reih'n getreten!
Heute Munition gegoſſen aus metall'nen Alphabeten!

„Hier die Formen, hier die Tiegel! auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns Niemand stören kann!
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr setzt und preßt!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's, und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und Diamant;
Brodeln Colonel und Corpus; hier Antiqua, dort Fraktur
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Censur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glüh'nde Masse dann: —
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese zwanzig Mann;
Athmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen unverdrossen,
Bis in runde, blanke Kugeln Schrift und Zeug sie umgegossen!

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrath an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich, gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten Offizin!

Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
„Daß es also mußte kommen, mir und Vielen macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel noch ist übrig, und wie kann es anders sein? —
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrei'n!

„Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!

„Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und ſchwingt euch, trotzige Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, ſchlagt die Söldner, ſchlagt den allerhöchſten Thoren,
Der ſich dieſe freie Preſſe ſelber auf den Hals beſchworen!

„Für die rechte freie Preſſe kehrt ihr heim aus dieſem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Gießen euch aus ſtumpfen Kugeln wieder um in ſcharfe Lettern —
Horch! ein Pochen an der Hausthür! und Trompeten hör' ich ſchmettern!

„Jetzt ein Schuß! — Und wieder einer! — Die Signale ſind's, Geſellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gaſſen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchſen! Raſch hinab! — Da ſind wir ſchon!"
Und die erſte Salve praſſelt! — Das iſt Revolution!

Springer.

(Epilog des Dichters.)

Kein beſſer Schachbrett, als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr ſprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch ſchlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So iſt es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir iſt, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite ſetzen;
Als würden auch aus Tell's Revier
Die Launen dieſes Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norweg's freie Bauernſtätten;
Noch raſſelt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von ſeiner Schwelle noch gewieſen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio luſt'gen Wieſen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich ſchiert es wenig!
Kein Zug des Schickſals ſetzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Neuere

politische und soziale Gedichte.

1849. 1851.

Erstes Heft.

1849.

Meiner Frau zum Geburtstage.

(Mit einer Erika.)

Die Haide, die bei uns zu Land
Allwärts ihr Grün vergeudet;
Die Berg und Schlucht und Felſenwand
Mit ſtarren Büſcheln kleidet;
Die hoch und tief ſich blicken läßt,
Die bring' ich dir zu deinem Feſt
In ſchlichter irdner Scherbe.

Wo du und ich geboren ſind,
Da rauſcht ſie allerorten;
Sie ſchüttelt ſich im Morgenwind
Vor deiner Wartburg Pforten;
Sie ſpiegelt ſich in Ilm und Saal',
Und in der Unſtrut goldnes Thal
Herſchaut ſie vom Kyffhäuſer.

Und auch bei mir mit hellem Schein
Schmückt ſie die Bergeshalde;
Sie wallt um meinen Externſtein
Und rings im Lipp'ſchen Walde;
Da ſummen Bienen um ſie her,
Und durch ihr rothes Blüthenmeer
Ausſchlagend jagt der Senner.

Der alte Rhein, der Traubenkoch,
Könnt' ihrer wohl entbehren;
Doch ward auch ihm die Haide noch
Zu ſeinen andern Ehren.
Wie oft an Forſt- und Gründelbach
Unter der Birke weh'ndem Dach
Winkt' uns ihr ſchwellend Kiſſen!

Da bebt ſie ſpät, da bebt ſie früh,
Da flammt ſie durch's Gehölze;
Da krönt die ſiebte Mühle ſie
Und auch die Silberſchmelze;
Da krönt ſie Brunn und Felſenſchlucht —
O, möge dieſer Scherbenhucht
An alles das dich mahnen!

Und dann — nicht wahr, ſeit alter Zeit
Iſt es der Brauch geweſen,
Daß man aus Pfriemenkraut und Haid
Gebunden hat den Beſen?
Den Beſen, der die Gaſſen kehrt,
Der wie ein Wetter niederfährt,
Wo Staub und Wuſt ſich brüſten!

So ſei dir denn auch noch vertraut,
Was junge Sagen künden:
Bald wird aus niederm Haidekraut
Sich ſelbſt ein Beſen binden,
Ein rieſ'ger, der der Niedertracht
Und Sklaverei ein Ende macht
In Deutſchland und auf Erden!

Dann wird auch uns zur Wiederkehr
Der Freiheit Glocke läuten;
Dann wird uns keine Scherbe mehr
Heimat und Herd bedeuten;
Dann — doch mir schlägt das Herz wie toll!
Rasch, gieß mir einen Tummler voll,
Daß ich dich leben lasse!

Brüssel, Dezember 1844.

Leipzigs Todten!

„Tuo! tuo!"
Karl IX. in der Bartholomäusnacht.

„Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai!"
Lavannes in derselben.

Sie kam heran im weh'nden Trauerflor,
Ueber den See nach ihrem Brauche;
Um Huttens Insel beugte sie das Rohr
Mit ihres Odems feuchtem Hauche.
Ich sah sie nah'n, ich sah in sie hinaus;
Dann wieder setzt' ich mich zu schreiben —
Da trat sie plötzlich finster vor mein Haus,
Und hauchte leis an meine Scheiben:
„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„O fünfzehnhundertzweiundsiebenzig!
Ha, wie da Pulverdampf die Giebel bräunte!
Ha, wie da schießend aus dem Fenster sich
Hervorbog jener Karl der Neunte!
Auch Er ein Allerchristlichster, o Schmach!
Anschrie und hetzt' er seine Söldnerrotten,
Bis wehrlos hingewürgt am Boden lag
Die beste Kraft der Hugenotten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Nicht ganz so blutig wohl, wie dazumal!
Doch das ist gleich — hinpfiff die Kugel sausend!
Die Opfer stürzten — was liegt an der Zahl?
Gleichviel, ob dreizehn oder dreißigtausend!
Die Hähne knackten — auf ein Prinzenwort!
Ein Wehruf zog durch meine Finsternisse!
Livreebedienter, sprühte dreist der Mord
Die vielbeliebten, sichern Rückenschüsse!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Man hat gesagt: sie haben es verdient!
Wer hat sie rebelliren denn geheißen?
Was haben die Verweg'nen sich erkühnt,
Kronleuchter, allerhöchste, zu zerschmeißen?
Man war erstaunt, man war mit Recht empört!
Denkt: auf den Boden klirrte Scheib' um Scheibe! —
Wohl! ..... Aber niemals hab' ich noch gehört,
Daß man mit Blut zerbrochne Fenster kleibe!

Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Und dann: Sie floh'n! Der Blitz des Rohres fuhr
In abgewandte, ſchon geworf'ne Reihen!
Ja, Flieh'nde nur, ſchuldloſe Wandler nur,
Hat man erlegt mit königlichen Bleien!
Ein Weib, ein Kind — o herzzerreißend Weh'!
Da lagen ſie, am Pflaſter die Geſichter!
— Was ballſt du nur an deinem Schweizerſee
Die zorn'gen Fäuſte, heimathloſer Dichter?
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Soll ich noch melden von dem Leichenzug?
Der Marſch ertönte, Trauerweiſen ſchallten;
Aus dieſem Haus und dann aus jenem trug
Man einen Sarg, und ernſte Fahnen wallten!
Nachſchoß des Volkes endlos lange Flut —
Ein Thränenſtrom, ſo weit das Auge ſchaute!
Ach, nie doch wäſcht er dies unſchuld'ge Blut
Von Leipzigs Kiesweg und von Sachſens Raute!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Man hat ein Wort: die Mitternacht iſt ſtumm!
Doch ſchrei' ich laut: Wer ſoll dies Blut euch ſtillen?
Das allererſte floß es wiederum
Durch einen Fürſten, um des Glaubens willen!

O deutsches Land, was trugen dir schon ein
Wie deine Fürsten, so dein Glauben! —
Allein du liebst es, stets ein Kind zu sein!
Nicht Eine Kette lässest du dir rauben!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

„Doch heut kein Grollen! an der Gruft kein Spott!
Thu', was du mußt! folg' deinem Wahrheitsdürsten!
Hau', wie dich's drängt, dir deinen Weg zu Gott!
Nur, — suchst du Gott, was fragst du deine Fürsten?
Erwache Deutschland! denk' an jenen Herrn,
Der aus dem Louvre schoß mit blindem Wüthen!
— Fahr' wohl, Poet! Ich muß noch nach Luzern!
Zu meinen Vätern noch, den Jesuiten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Meyenberg am Zürcher See, 24. August 1845.

Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinter'm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — doch auch Dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube:
Ob er Sklav der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein docire: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt' er zwischen Thür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Alſo ſchrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde ſchwangen.
Nachtigall und Droſſel ſchlug,
Lerche ſang und Habicht kreiste: —
Er hing über ſeinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiſte!

Dennoch, ob ſein Herz auch ſchrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieſes auch iſt Poeſie,
Denn es iſt das Menſchenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm ſank,
Hielt er feſt ſich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', iſt für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus ſein Ringen, aus ſein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor ſich raffen!
Nachts oft von der Muſe Kuß
Fühlt' er ſeine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unter'm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf ſeinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angeſichts
Irrt ſein Weib und irrt ſein Samen —
Bettlerkinder erben Nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naſſen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch Deſſen
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſei nicht vergeſſen!

Zürich, Februar 1846.

Irland.

An roſt'ger Kette liegt das Boot;
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fiſcherbub iſt todt;
Das macht, der Fiſcher iſt verhungert!
Denn Irland's Fiſch iſt Herrenfiſch;
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tiſch —
So ſtarb der Fiſcher, ſo ſein Range.

Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen ſchlecht verhüllt,
Treibt ſie an's Meer zum nächſten Hafen.
Denn Irlands Vieh iſt Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen ſtärkte
Und ſeiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr ſchickt's auf fremde Märkte.

Drum ist sein Viehstall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen; —
Sein Volk, das er zu Hause ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Halloh, Halloh! Grün-Erins Jagd!
Paddy, lang' zu! das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht,
Meerüber mit dem ersten Steamer!
Denn Irlands Wild ist Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taschen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! ist selbst zu matt zum Paschen!

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste;
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber seid blasirt und stumpf,
Faul und versault — euch weckt kein Wecker!

O, irisch Land ist Herrenland:
Drum stehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und flehn euch, ihn in's Grab zu legen.

— So schallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinster.
Der West hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
Matt, wie ein angeschoss'ner Weih,
Herschwebt' er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde!

Erin — da liegt sie auf den Knien,
Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Nationen!"

London, Februar 1847.

Das Lied vom Hemde.

(Nach Thomas Hood.)

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und roth,
In schlechten Hadern saß ein Weib
Nähend für's liebe Brod.

Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich
Sang sie das „Lied vom Hemde."

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durch's Dach!
O, lieber Sklavin sein
Bei Türken und bei Heiden,
Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
Als so bei Christen leiden!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
Und nähe sie fort im Traum.

„O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's was ihr verschleißt —
Nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armuth Fluch:
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch!

„Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne! — Ha!
Kaum fürcht' ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eignen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faste,
Weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brod so theuer ist,
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brod, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach — und Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochner Stuhl,
Sonst Nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Wie zur Straf' gefangne Leut'!
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

„Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
In des Lenzes sonnigem Strahl!

Wenn zwitſchernd ſich an's Dach
Die erſte Schwalbe klammert,
Sich ſonnt und Frühlingslieder ſingt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

„O, draußen nur zu ſein,
Wo Viol' und Primel ſprießen —
Den Himmel über mir,
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, Eine Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!

„Ach ja, nur eine Friſt,
Wie kurz auch — nicht zur Freude!
Nein, auszuweinen mich einmal
So recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Thränen!
Zurück tief in's Gehirn!
Ihr kämt mir ſchön! netztet bei'm Nähn
Mir Nadel nur und Zwirn!"

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen ſchwer und roth,
In ſchlechten Hadern ſaß ein Weib,
Nähend für's liebe Brod.
Stich! Stich! Stich!
Aufſah ſie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich —
O, ſchwäng' es laut zu den Reichen ſich! —
Sang ſie dies „Lied vom Hemde."

London, Sommer 1847.

Die Seufzerbrücke.

(Nach Thomas Hood.)

„Ertrunken, ertrunken!“
Hamlet.

Wieder, zu athmen müd,
Müd ihrer Noth,
Eine, die flüchtend schied
Jach in den Tod!

Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Sehet, wie straff ihr Zeug!
Sehet, wie wachstuchgleich!
Kalt rinnt das Wasser ihr
Ab vom Gewande;
Hebt sie mir, tragt sie mir
Liebend vom Strande!

Nimmer mit Hohn und Groll —
Trauernd, erbarmungsvoll
Anrührt ihr Leibliches!
Nicht ihrer Flecken denkt: —
Was ihr von ihr versenkt,
Ist nun rein Weibliches!

Fragt nicht: aus was für Saat
Aufging die rasche That,
Keimt' ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr —
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenehren!

Keiner verdamme ſie!
Hört ſie zur Sippe doch
Eva's! — O, wiſcht ihr die klamme, die
Arme ſickernde Lippe doch!

Lüpft ihre Locken!
Streicht ſie ihr trocken,
Preßt ſie ihr aus!
Ihre Locken, die braunen! —
Die Leut' indeß ſtaunen:
Wo ſtand ihr Haus?

Wer war ihr Vater?
Wer ihre Mutter?
Hatt' eine Schweſter ſie?
Warnte kein Bruder ſie
Treu vor dem Falle?
Lebt' ihr kein Lieb'rer noch,
Lebt' ihr kein Näh'rer noch,
Ach, als ſie alle?

Himmel, der Seltenheit
Chriſtlicher Mildigkeit! —
'S war zum Entſetzen:
In einer Stadt, wie die,
Herdſtatt nicht hatte ſie,
Dran ſich zu ſetzen!

Schweſterlich, brüderlich,
Väterlich, mütterlich
Fühlen verſehrt!
Was wie auf Fels ihr ſtand,
Liebe ſchwand, Treue ſchwand!
Selbſt Gottes Vaterhand
Schien abgekehrt!

Wo der Lampen Helle
Zurückstrahlt die Welle,
Wo ihr Schimmer lacht
Aus Saal und Gemache
Vom Keller zum Dache,
Stand sie, die Schwache,
Hauslos bei Nacht!

Wind und Regenguß
Machten sie beben;
Nicht der schwarze Fluß,
Nicht die finstern Streben!
Abgehetzt, wundgehetzt,
Kam sie zu sterben jetzt:
„Fort mich geschnellt —
Ueb'rall hin, üb'rall hin,
Nur aus der Welt!“

Hinab sprang sie bald auch,
Wie finster, wie kalt auch
Die Themse rann.
Ueber's Geländer hier —
Mal' es dir, denk' es dir,
Schwelgender Mann!
Wasche sich, trink' aus ihr
Fürder, wer kann!

Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Eh' noch zu steif und hart
Jegliches Glied ihr starrt,
Sittsam und linde

Streckt ſie zur letzten Ruh'!
Drückt ihr die Augen zu,
Starrend ſo blinde;

Starrend durch's Regnen
Der Lockenträufſung,
Wie dem Dort zu begegnen
Mit dem letzten verwegnen
Blick der Verzweiflung.

Alſo verachtet,
Wahnſinnumnachtet,
Hat die Entehrte,
Neueverzehrte
Sterben gemußt! —
Als ob ſie flehte
Still im Gebete,
Kreuzt ihr die Hände
Ueber der Bruſt!

Kreuzt ſie — nicht hehlend
Das Irren der Armen,
Und ſanft es befehlend
Ihres Heilands Erbarmen.

London, Sommer 1847.

Im Hochland fiel der erſte Schuß.

Im Hochland fiel der erſte Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —

Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz vom Siegen ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Luſt bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welſchland los —
Die Scyllen und Charybden,
Veſuv und Aetna brachen los:
Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
— „Sehr bedenklich, Euer Liebden!“
Alſo ſchallt's von Berlin nach Wien,
Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
Sogar den Nickel graut es!

Und nun iſt denn auch abermals
Das Pflaſter aufgeriſſen,
Auf dem die Freiheit, nackten Stahls,
Aus der lumpigen Pracht des Königsſaals
Zwei Könige ſchon geſchmiſſen;
Einen von ihnen gar geköpft —
Und drauf du lang genug geſchröpft
Dein Volk, o Julikönig!

Anrückt die Linie: Schuß auf Schuß!
Und immer friſch geladen!
Doch dies iſt ein Volk wie aus Eiſenguß,
Stülpen Karren um und Omnibus —
Das ſind die Barrikaden!
Stolze opferfrohe Reihn,
Singen ſie, in der Hand den Stein:
»Mourir pour la patrie!«

Die Kugel pfeift, der Kieſel fliegt,
In Lüften wallt die Fahne!
Ein General am Boden liegt —

Ça ira, ça ira, die Blouſe ſiegt,
O Vorſtadt St. Antoine!
Maſſen auf Maſſen! Keiner wankt —
Schon hat der Guizot abgedankt,
Bleich, zitternd mit den Lippen.

»Vive la Réforme! Le Système à bas!«
O treffliche Geſellen!
Der Birne Schütteltag iſt da!
Die halbe Linie, ça ira!
Und Amiens ſind Rebellen!
Keine neue Kriegsmacht naht:
Das Volk zerſtörte Schien' und Draht —
Bahnzug und Telegraphen!

Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!
Im Hochland fiel der erſte Schuß,
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam in's Rollen!

Sie rollt — ſie ſpringt — o Lombardei,
Bald fühlſt auch du ihr Wälzen!
Ungarn und Polen macht ſie frei,
Durch Deutſchland dröhnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannſtrahl kann ſie ſchmelzen!
Einzig in der Freiheit Wehn
Mild und leis wird ſie zergehn,
Des alten Zorns Lawine!

Ja, feſt am Zorne halten wir,
Feſt bis zu jener Frühe!

Die Thräne ſpringt in's Auge mir,
In meinem Herzen ſingt's: »Mourir,
Mourir pour la Patrie!«
Glück auf, das iſt ein glorreich Jahr,
Das iſt ein ſtolzer Februar —
»Allons enfans« — »Mourir, mourir,
Mourir pour la Patrie!«

London, 25. Februar 1848.

Die Republik!

Die Republik, die Republik!
Herr Gott, das war ein Schlagen!
Das war ein Sieg aus Einem Stück!
Das war ein Wurf! die Republik!
Und Alles in drei Tagen!
Die Republik, die Republik!
Vivo la République!

Die Republik, die Republik!
Ankeuchten die Berichte:
Ein Athemzug, ein Wink, ein Blick,
Ein Handumdrehn — die Republik!
So dichtet die Geſchichte!
Die Republik, die Republik!
Vivo la République!

Die Republik, die Republik!
Nun iſt der Wall erſtiegen!
Nun iſt gerannt die Mauerlück' —
Die Republik, die Republik! —

Und unſre Farben fliegen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Noch ſtehn wir müſſig unten!
Vom Wall doch ruft's: Bleibt nicht zurück!
Nach durch den Riß — die Republik! —
Bei'm Aufblitz unſrer Lunten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Ja doch, ihr Vorhut-Streiter —
Wir folgen euch! die Republik!
Schon dröhnt von unſerm Fuß die Brück',
Schon faſſen wir die Leiter!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wer redet von Entzweien?
Was Völkerhaß! Die Republik!
Als Freie, jochlos das Genick,
So treten wir zu Freien!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Von heute an — die Republik! —
Zwei Lager nur auf Erden:
Die Freien mit dem kühnen Blick,
Die Sklaven, um den Hals den Strick!
Sei's! mag's entſchieden werden!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Sonſt aber — hoch die Republik! —
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur feſter Bund zu Lieb' und Glück!
Nur Bruderſchaft — die Republik! —
Und menſchlich ſchön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wohlan denn, Rhein und Elbe!
Donau, wohlan — die Republik!
Die Stirnen hoch, hoch das Genick!
Eu'r Feldgeſchrei daſſelbe:
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

London, 26. Februar 1848.

Schwarz-Roth-Gold.

In Kümmerniß und Dunkelheit,
Da mußten wir ſie bergen!
Nun haben wir ſie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauſcht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Roth, du Gold!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Das iſt das alte Reichspanier,
Das ſind die alten Farben!
Darunter hau'n und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!

Denn erſt der Anfang iſt gemacht,
Noch ſteht bevor die letzte Schlacht!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Ja, die das Banner ihr geſtickt,
Ihr Jungfern unverdroſſen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln goſſen:
Nicht, wo man ſingt nur oder tanzt,
Geſchwungen ſei's und aufgepflanzt! —
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Denn das iſt noch die Freiheit nicht,
Die Deutſchland muß begnaden,
Wenn eine Stadt in Waffen ſpricht
Und hinter Barrikaden:
„Kurfürſt, verleih'! Sonſt — hüte dich! —
Sonſt werden wir — — großherzoglich!“
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Das iſt noch lang die Freiheit nicht,
Die ungetheilte, ganze,
Wenn man ein Zeughausthor erbricht,
Und Schwert ſich nimmt und Lanze;
Sodann ein Weniges ſie ſchwingt,
Und — folgſamlich zurück ſie bringt!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Das iſt noch lang die Freiheit nicht,
Wenn ihr an Brockhaus' Glaſe
Ausübt ein klirrend Strafgericht
Ob einer Dresdner Naſe!
Was liegt euch an dem Soſius?
Drauf: — in die Hofburg Stein und Schuß!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Das iſt noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, ſtatt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe ficht,
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott: — Petitionirt!
Parlamentirt, illuminirt!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Das iſt noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur ſich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth!
Golden flackert die Flamme!

Die Freiheit iſt die Nation,
Iſt Aller gleich Gebieten!
Die Freiheit iſt die Auction
Von dreißig Fürſtenhüten!

Die Freiheit iſt die Republik!
Und abermals: die Republik!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Die Eine deutſche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenſtrick
Dreifarbig noch beſiegen!
Das iſt der große letzte Strauß —
Flieg' aus, du deutſch Panier, flieg' aus!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
Der Kampf nur gibt dir Weihe!
Und kehrſt du rauchig und zerfetzt,
So ſtickt man dich auf's Neue!
Nicht wahr, ihr deutſchen Jungfräulein?
Hurrah, das wird ein Sticken ſein!
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

Und der das Lied für euch erfand
In einer dieſer Nächte,
Der wollte, daß ein Muſikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Muſikant!
Dann klänge es hell durch's deutſche Land:
Pulver iſt ſchwarz,
Blut iſt roth,
Golden flackert die Flamme!

London, 17. März 1848.

Berlin.

Lied der „Amneſtirten“ im Auslande.

Zum Völkerfeſt, auf das wir ziehn,
Zu dem die Freiheit ladet,
Wie wandelſt herrlich du, Berlin!
Berlin, in Blut gebadet!
Du wandelſt rußig und beſtaubt
Einher in deinen Wunden!
Du wandelſt hin, das bleiche Haupt
Mit Bannertuch verbunden!

Mit Tuch, von dem du jene Nacht
Geheiligt jeden Faden!
O, erſte deutſche Fahnenwacht
Auf deutſchen Barrikaden!
Du riſſeſt es aus langer Schmach
Empor zu neuer Schöne!
In Einer Nacht, auf Einen Schlag
Rein wuſchen's deine Söhne!

So helfe dir nun Gott, Tyrann!
Erſtochen und erſchoſſen!
Und abwärts durch die Straßen rann
Ihr Blut in allen Goſſen!
Arbeiterblut, Studentenblut —
Wir knirſchen mit den Zähnen,
Und in die Augen treibt die Wuth
Uns ſeltne Männerthränen!

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten ſtumm erbittert!

Da war kein Lied wie Ça ira —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln!
Sie ſtanden ernſt und ſchweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln!

So ſchlaft denn wohl im kühlen Grund,
Schlaft ewig unvergeſſen!
Wir können euch den bleichen Mund,
Die ſtarre Hand nicht preſſen!
Wir können euch zu Ehr' und Zier
Mit Blumen nicht bewerfen —
Doch können wir und wollen wir
Die Schwerter für euch ſchärfen!

Denn einen Kampf, der ſo begann,
Soll kein Ermatten ſchänden!
Ihr ſtrittet vor, ihr finget an:
So laßt denn uns vollenden!
Wir ſind bereit, wir ſind geſchwind,
Wir treten in die Lücken!
Mit Allen, die noch übrig ſind,
Die Klinge woll'n wir zücken!

Denn heißen ſoll es nimmermehr:
Für Nichts ſind ſie geſtorben!
Für Nichts, als was ſie Tags vorher
Ertrotzt ſchon und erworben!
Denn Keiner ſage je und je:
Sie waren brav im Schießen!
Doch fehlt' auch ihnen die Idee,
Da ſie ſich metzeln ließen!

Drum ſollen eure Leichen nicht
Den Strom der Freiheit ſtauen;
Den Strom, der ſeine Feſſeln bricht
In dieſem Märzesthauen!

Drum sollen sie die Stufen sein,
Die Stufen grün von Zweigen,
Auf denen wir zum Dach hinein
Der freien Zukunft steigen!

Was Manifest noch, was Bescheid!
Was Bitten noch und Geben!
Was Amnestie und Preßfreiheit —
Tod gilt es oder Leben!
Wir rücken an in kalter Ruh',
Wir beißen die Patrone,
Wir sagen kurz: Wir oder du!
Volk heißt es oder Krone!

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Vivats heiser?
Erst gestern ließ Er schlachten dich — —
Und heute deutscher Kaiser?!

Schmach! mit dem Blute wild verspritzt
Bei jenem freud'gen Sterben,
Mit dem jetzt möcht' Er sich verschmitzt
Den Kaiserpurpur färben!
Allein, daß das unmöglich sei,
Dafür noch stehn wir Wache,
Dafür bleibt unser Feldgeschrei:
Hie Republik und Rache!

Wir treten in die Reiseschuh',
Wir brechen auf schon heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!

Nun tröſte Weib, nun tröſte Kind,
Die Wittwen und die Waiſen —
Wie derer, die gefallen ſind,
So unſre, will's das Eiſen!

London, 25. März 1848.

Ein Lied vom Tode.

Auf den Hügeln ſteht er im Morgenroth,
Das gezückte Schwert in der ſehn'gen Hand.
„Wer ich bin? ich bin der Befreiertod!
Bin der Tod für die Menſchheit, das Vaterland!
Nicht der Leiſetreter am Krankenpfühl,
Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
Nein, der eiſerne Stürmer im Kampfgewühl,
Der den Mann und den trotzigen Jüngling erſchlägt!

„Unter'm blauen luſtigen Himmelszelt,
Da durchflieg' ich, da licht' ich die jauchzenden Reih'n;
Da werf' ich ſie hin auf das Ackerfeld,
Auf die Blumenflur, auf den Pflaſterſtein!
O, wie ſtirbt es ſich ſchön in der Kraft, im Zorn:
Sie liegen, emporgewandt den Blick;
Sie liegen, die Todeswunde vorn
Und das bleiche blutige Haupt im Genick!

„So lagen die Tapfern an Wien und Spree;
So lagen die Turner am Eiderfluß;
So lagen auf jener Schwarzwaldhöh'
Die Freiſtaatmänner, gefällt vom Schuß.

So liegen und lagen ſie hundertweis,
Die der März gefordert und der April;
So findet ſie liegen die Roſe des Mai's,
Daß ihr Grab ſie bekränze freundlich und ſtill!

„Die Roſe des Mai's! — Ja, was bringt der Mai?
Ich will es euch ſagen: Hieb und Stich!
Ich will es euch ſagen: Trompetenſchrei,
Knatternde Salven und abermals mich!
Denn ihr ſollt euch gründlich und ganz befrein,
Und das leuchtende Gold, das die Fahn' euch ſchmückt
Sei die Treſſe nicht bloß, die des Lakai'n,
Die des Kammerdieners Livree beſtickt!

„Ja, ihr habt, was ihr thatet, nur halb gethan! —
Wer iſt, der die Kugel hemmen darf?
Sie roll' und ſie donn're auf ihrer Bahn,
Bis ſie viermal alle Neune warf!
Euch heißt „Rebell" der entſchiedne Mann,
Der die volle Freiheit zu fordern wagt? —
Ei, wie man ſo bald nur vergeſſen kann,
Daß von Aufruhrs Gnaden zu Frankfurt man tagt!

„Demokratiſche Baſis," die „breiteſte" gar!
„Parlament" und „Verfaſſung," „Kaiſer und Reich!"
Von dem Allen iſt nur das Eine klar:
Einer „Baſis" bedürft ihr — ja wohl, für euch!
Eines Stuhles, auf dem ihr behaglich ſitzt;
Eines „breiteſten," drauf ihr breit euch macht!
Ihr wollt nur ein Jahr, das wie Dreißig blitzt —
Ihr wollt kein Gewitter von Vierzig und acht!

„Doch wir ſchreiben jetzt Acht und vierzig, ihr Herrn!
Und das Wetter iſt da, und ihr haltet's nicht auf!
Und wie ihr euch ſtellen mögt und ſperr'n:
Es nivellirt bis zu euch herauf!

Wolken auf Wolken, und Strahl auf Strahl,
Und der Donner kracht und das Echo gellt:
Der Odem Gottes wieder einmal
Reinigt die faul gewordene Welt!

„Und der ſendet auch mich! Ja, ich kam mit dem März,
Schreite ſtreng und ernſt von Gefild zu Gefild,
Reiße die Beſten, die Kühnſten an's Herz,
Laſſe ſie fallen feurig und wild!
Und ſo werd' ich ſchreiten und tödten zumal,
Bis die Sonne folgt auf das Morgenroth!
O, du Weihelenz in Luſt und in Qual —
Vorwärts! ich bin der Befreiertod!“

London, 30. April 1848.

Trotz alledem!

(Variirt.)

Das war 'ne heiße Märzenzeit,
Trotz Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüthen ſchneit,
Nun iſt es kalt, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem —
Trotz Wien, Berlin und alledem —
Ein ſchnöder ſcharfer Winterwind
Durchfröſtelt uns trotz alledem!

Das iſt der Wind der Reaktion
Mit Mehlthau, Reif und alledem!
Das iſt die Bourgeoiſie am Thron —
Der annoch ſteht, trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Trotz Blutschuld, Trug und alledem —
Er steht noch und er hudelt uns
Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trotz alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Sammt Kraut und Loth und alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Parlament und alledem —
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trotz alledem!

Doch sind wir frisch und wohlgemuth,
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Gluth,
Die hält uns warm trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamirt
Professorhaft, trotz alledem!
Und ob der Teufel reagirt
Mit Huf und Horn und alledem —
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem!

Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erſt recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertretet ihr!
Seid Kaſten nur, trotz alledem!
Wir ſind das Volk, die Menſchheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unſer die Welt trotz alledem!

Düſſeldorf, Anfang Juni 1848.

Die Todten an die Lebenden.

Die Kugel mitten in der Bruſt, die Stirne breit geſpalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unſre Schmerzgeberde
Dem, der zu tödten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er ſie ſehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Oeffnen ſeines Bibelbuchs wie im Champagnerſchaume!
Daß wie ein Brandmal ſie ſich tief in ſeine Seele brenne:
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rothe Wunde
Ihn ſchrecke noch, ihn ängſte noch in ſeiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch ſchalle,
Daß jede todte Fauſt ſich noch nach ſeinem Haupte balle —
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüſt zum letzten Athmen legen!

So war's! Die Kugel in der Bruſt, die Stirne breit geſpalten,
So habt ihr uns auf ſchwankem Brett auf zum Altan gehalten!

„Herunter!“ — und er kam gewankt — gewankt an unſer Bette;
„Hut ab!“ — er zog — er neigte ſich! (ſo ſank zur Marionette,
Der erſt ein Komödiante war!) — bleich ſtand er und beklommen!
Das Heer indeß verließ die Stadt, die ſterbend wir genommen!
Dann „Jeſus meine Zuverſicht!“ wie ihr's im Buch könnt leſen:
Ein „Eiſen meine Zuverſicht!“ wär' paßlicher geweſen!

Das war den Morgen auf die Nacht, in der man uns erſchlagen;
So habt ihr triumphirend uns in unſre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerſchoſſen und zerhauen,
Doch lag des Sieges froher Stolz auf unſern grimmen Brauen.
Wir dachten: hoch zwar iſt der Preis, doch ächt auch iſt die Waare!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unſrer Bahre.

Weh' euch, wir haben uns getäuſcht! Vier Monden erſt vergangen,
Und Alles feig durch euch verſcherzt, was trotzig wir errangen!
Was unſer Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, Alles, Alles hörten wir mit leiſen Geiſterohren!
Wie Wellen brauſt' an uns heran, was ſich begab im Lande:
Der Aberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenſchande;
Das rüde Toben der Vendée in ſtockigen Provinzen;
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;
Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier; das Hänſeln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erſt geſchaffnen;
Die Tücke, die den Zeughausſturm zu einem Diebszug machte,
Die ſelber uns, die ſelbſt das Grab noch zu begeifern dachte;

So weit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
Mit der Verſammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;
Der Kerkerthore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
Für Jeden, der zum Volke ſteht, das alte Kettenſchmieden;
Der Bund mit dem Koſackenthum; das Brechen jedes Stabes,
Ach, über euch, die werth ihr ſeid des lorbeerreichſten Grabes:
Ihr von des Zukunftdranges Sturm am weiteſten Getragnen!
Ihr — Juni-Kämpfer von Paris! Ihr ſiegenden Geſchlagnen!
Dann der Verrath, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? den Krieg herausgeſchüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „die Republik!“ die Glocken überdröhnen,
Die dieſem allerneueſten Johannesſchwindel tönen!

Umſonſt! es thäte Noth, daß ihr uns aus der Erde grübet,
Und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgethanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
Nein, zu den Zelten, auf den Markt, in's Land mit uns zu ſteigen!
Hinaus in's Land, ſoweit es reicht! Und dann die Inſurgenten
Auf ihren Bahren hingeſtellt in beiden Parlamenten!
O ernſte Schau! Da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräſer,
Das Antlitz fleckig, halbverweſt — die rechten Reichsverweſer!
Da lägen wir und ſagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
Iſt eure Freiheit ſchon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend ſtand, als wir im Märze ſtarben:
Der Freiheit Märzſaat ward gemäht noch vor den andern Garben!

Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Senſe Hieben —
O, wär' der Grimm, der rothe Grimm, im Lande ſo geblieben!

Und doch, er blieb! Es iſt ein Troſt im Schelten uns gekommen:
Zu viel ſchon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben ſein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann ſpringt er auf allmächtig;
Gehobnen Armes, weh'nden Haars daſteht er wild und prächtig!
Die roſt'ge Büchſe legt er an, mit Fenſterblei geladen:
Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, ſie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürſten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn; die Löwen fliehn; die Klauen und die Zähne! —
Und ſeine Zukunft bildet ſelbſt das Volk, das ſouveräne!

Indeſſen, bis die Stunde ſchlägt, hat dieſes unſer Grollen
Euch, die ihr vieles ſchon verſäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, ſteht gerüſtet! ſeid bereit! o, ſchaffet, daß die Erde,
Darin wir liegen ſtrack und ſtarr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns ſtören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! — ſind ſie Sklaven!

Düſſeldorf, Juli 1848.

Wien.

Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!

Doch lange ſchon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann iſt uns der beſte, der grad und aufrecht ſteht!
Die Hand iſt uns die liebſte, die Schwert und Lanze ſchwingt!
Der Mund iſt uns der frommſte, der Schlachtgeſänge ſingt!
Wozu noch bittend winſeln? Ihr Männer, in's Gewehr —
Heut ballt man nur die Hände, man faltet ſie nicht mehr!
Es iſt das Händefalten ein abgenutzt Geſchäft —
Die linke an die Scheide, die rechte Hand an's Heft!
Die linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft,
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!
Ein rieſig Schilderheben, ein Ringen wild und kühn —
Das iſt zur Weltgeſchichte das rechte Flehn für Wien!

Ja, Deutſchland, ein Erheben! ja, Deutſchland, eine That!
Nicht, wo im rothen Dolman einherſprengt der Kroat,
Nicht, wo vom Huf der Roſſe das Donauufer bebt,
Nicht, wo vom Stephansthurme der weiße Rauch ſich hebt,
Nicht, wo aus Slavenmörſern die Brandraketen ſprühn —
Nicht dorthin, ernſter Norden, gewaffnet ſollſt du ziehn!
Nicht dorthin ſollſt du pilgern zur Hülfe, zum Entſatz —
Allwärts, um Wien zu retten, ſtehſt du an deinem Platz!
Räum' auf im eignen Hauſe! Räum' auf und halte Stich —
Den Jellachich zu jagen, wirf deinen Jellachich!
Ein dreiſter Schlag im Norden iſt auch im Süd ein Schlag;
Mach' fallen unſer Olmütz, und Olmütz raſſelt nach!

Der Herbſt iſt angebrochen, der kalte Winter naht —
O Deutſchland, ein Erheben! o Deutſchland, eine That!
Die Eiſenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph —
Du aber bleibſt gelaſſen, du aber bleibſt im Schlaf!
Bei'm Todeskampf der Rieſin daſtehſt du wie von Stein —
Alles, wozu du dich ermannſt, ein kläglich Bravoſchrein!

Köln, 3. November 1848.

Blum.

Vor zwei und vierzig Jahren war's, da hat mit Macht geſchrieen
Ein ſiebentägig Kölner Kind auf ſeiner Mutter Knieen;
Ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.
Er ſchrie, daß in der Werkſtatt rings des Vaters Tonnen hallten;
Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Bruſt gehalten;
An ihrer Bruſt, auf ihrem Arm hat ſie ihn eingeſungen: —
Es iſt zu Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklungen.

Und heut in dieſem ſelben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Brauſen ſchallt das Grablied dieſes Kindes.
Nicht ſingt die Ueberlebende, die Mutter, es dem Sohne:
Das ganze ſchmerzbewegte Köln ſingt es mit feſtem Tone.
Es ſpricht: Du, deren Schoos ihn trug, bleib ſtill auf deiner Kammer!
Vor deinem Gott, du graues Haupt, ausſtröme deinen Jammer!
Auch ich bin ſeine Mutter, Weib! Ich und noch Eine Hohe —
Ich und die Revolution, die grimme, lichterlohe!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren ſeine Ehre —
Des Robert Requiem ſingt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! Und Orgelſturm entquillt dem Kirchenchore,
Es ſtehn die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflore,
Die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
Und tauſend Augen werden naß bei Neukomms Melodieen.
So ehrt die treue Vaterſtadt des Tonnenbinders Knaben —
Ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben!
Ihn, der ſich ſeinen Lebensweg, den ſteilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit ſtarker Hand gehauen!
(Dort auch, was er allſtündlich war, ein Wackrer, kein Verräther!) —
Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Singer und ihr Beter?

Was werbet ihr Posaunen nicht, ihr eh'rnen Orgeltuben,
Den jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knieen lag er da im ersten Morgenthaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen!

Ja, ruhig hat man ihn gemacht: — er liegt in seiner Truhe!
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhe!
Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbtheil hinterlassen: —
Mir, als ich heut im Tempel stand in den bewegten Massen,
Mir war's, als hört' ich durch den Sturm der Töne ein Geraune:
Du, rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
Es werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —
Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehangner Bühne!
Die dunkelrothe Rächerin! Mit Blut bespritzt und Zähren,
Wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!
Dann wird ein ander Requiem den todten Opfern klingen —
Du rufst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der Andern Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
Weh' Allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhänden!

Vor zwei und vierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen!
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heut scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

Köln, 16. November 1848.

Zweites Heft.

1851.

Die Revolution.

1851.

Und ob ihr ſie, ein edel Wild, mit euren Henkersknechten fingt;
Und ob ihr unter'm Feſtungswall ſtandrechten die Gefang'ne gingt;
Und ob ſie längſt der Hügel deckt, auf deſſen Grün um's Morgenroth
Die junge Bäurin Kränze legt — doch ſag ich euch: ſie iſt nicht todt!

Und ob ihr von der hohen Stirn das weh'nde Lockenhaar ihr ſchort;
Und ob ihr zu Genoſſen ihr den Mörder und den Dieb erkort;
Und ob ſie Zuchthauskleider trägt, im Schooß den Napf voll Erbſenbrei;
Und ob ſie Werg und Wolle ſpinnt — doch ſag' ich kühn euch: ſie iſt frei!

Und ob ihr in's Exil ſie jagt, von Lande ſie zu Lande hetzt;
Und ob ſie fremde Herde ſucht, und ſtumm ſich in die Aſche ſetzt;
Und ob ſie wunde Sohlen taucht in ferner Waſſerſtröme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babel's Weiden hängt ſie auf!

O nein — ſie ſtellt ſie vor ſich hin; ſie ſchlägt ſie trotzig, euch zum Trotz!
Sie ſpottet lachend des Exils, wie ſie geſpottet des Schaffots!

Sie ſingt ein Lied, daß ihr entſetzt von euren Seſſeln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falſche Herz! — im Leibe bebt!

Kein Klagelied! kein Thränenlied! kein Lied um Jeden, der ſchon fiel;
Noch minder gar ein Lied des Hohns auf das verworfne Zwiſchenſpiel,
Die Bettleroper, die zur Zeit ihr plump noch zu agiren wißt,
Wie mottig euer Hermelin, wie faul auch euer Purpur iſt!

O nein, was ſie den Waſſern ſingt, iſt nicht der Schmerz und nicht die Schmach —
Iſt Siegeslied, Triumpheslied, Lied von der Zukunft großem Tag!
Der Zukunft, die nicht fern mehr iſt! Sie ſpricht mit dreiſtem Prophezei'n,
So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin — ich werde ſein!

Ich werde ſein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich ſtehn!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!

Ihr ſeht mich in den Kerkern bloß, ihr ſeht mich in der Grube nur,
Ihr ſeht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —
Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt
ſich trägt?
Iſt mein Aſyl nicht jede Bruſt, die menſchlich fühlt und menſch-
lich ſchlägt?
Nicht jede Werkſtatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es
ächzt —
Bin ich der Menſchheit Odem nicht, die raſtlos nach Befreiung
lechzt?

Drum werd' ich ſein, und wiederum voraus den Völkern
werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich
ſtehn!
'S iſt der Geſchichte eh'rnes Muß! es iſt kein Rühmen, iſt kein
Droh'n —
Der Tag wird heiß — wie wehſt du kühl, o Weidenlaub von
Babylon!

Reveille.

(Für die Revolutionsfeier auf dem Gürzenich zu Köln,
19. März 1849.)

Friſch auf zur Weiſe von Marſeille,
Friſch auf ein Lied mit hellem Ton!
Singt es hinaus als die Reveille
Der neuen Revolution!
Der neuen Revolution!
Der neuen, die mit Schwert und Lanze
Die letzte Feſſel bald zerbricht —

Der alten, halben ſingt es nicht!
Uns gilt die neue nur, die ganze!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marſch, Marſch!
Marſch, Marſch!
Marſch — wär's zum Tod!
Und unſ're Fahn' iſt roth! (bis.)

Der Sommer reift des Frühlings Saaten,
Drum folgt der Juni auf den März.
O Juni, komm und bring' uns Thaten!
Nach friſchen Thaten lechzt das Herz!
Nach friſchen Thaten lechzt das Herz!
Laß deine Wolken ſchwarz ſich ballen,
Bring' uns Gewitter Schlag auf Schlag!
Laß in die ungeſühnte Schmach
Der Rache Donnerkeile fallen!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marſch, Marſch!
Marſch, Marſch!
Marſch — wär's zum Tod!
Und unſ're Fahn' iſt roth! (bis.)

An unſ're Bruſt, an unſ're Lippen,
Der Menſchheit Farbe, heil'ges Roth!
Wild ſchlägt das Herz uns an die Rippen —
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Hurrah, ſie ſucht des Feindes Degen!
Hurrah, die ew'ge Fahne wallt!
Selbſt aus der Wunden breitem Spalt
Springt ſie verachtend ihm entgegen!

Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marſch, Marſch!
Marſch, Marſch!
Marſch — wär's zum Tod!
Und unſ're Fahn' iſt roth! (bis.)

Abſchiedswort der Neuen Rheiniſchen Zeitung.

9. Mai 1849.

Kein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die ſchleichende Niedertracht
Der ſchmutzigen Weſt-Kalmücken!
Aus dem Dunkel flog der tödtende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und ſo lieg' ich nun da in meiner Kraft,
Eine ſtolze Rebellenleiche!

Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: „Die Rebellion!“ —
So bin ich mit Ehren erlegen.
O, gern wohl beſtreuten mein Grab mit Salz
Der Preuße zuſammt dem Czare —
Doch es ſchicken die Ungarn, es ſchickt die Pfalz
Drei Salven mir über die Bahre!

Und der arme Mann im zerriß'nen Gewand,
Er wirft auf mein Haupt die Schollen;
Er wirft ſie hinab mit der fleißigen Hand,
Mit der harten, der ſchwielenvollen.

Einen Kranz auch bringt er aus Blumen und Mai'n,
Zu ruh'n auf meinen Wunden;
Den haben ſein Weib und ſein Töchterlein
Nach der Arbeit für mich gewunden.

Nun Ade, nun Ade, du kämpfende Welt,
Nun Ade, ihr ringenden Heere!
Nun Ade, du pulvergeſchwärztes Feld,
Nun Ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun Ade — doch nicht für immer Ade!
Denn ſie tödten den Geiſt nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich raſſelnd in die Höh',
Bald kehr' ich reiſiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk ſein letztes „Schuldig!" ſpricht,
Dann ſtehn wir wieder zuſammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
Eine allzeit treue Geſellin
Wird dem Throne zerſchmetternden Volke ſein
Die Geächtete, die Rebellin!

Ungarn.

(Sylveſter 1848.)

Nun flackert durch die Haide
Der Lagerfeuer Brand;
Nun blitzt die krumme Schneide
In des Magyaren Hand;
Nun läßt er ſeine Heerde,
Nun ſchwingt er ſich zu Pferde,

Nun lehnt er am Verhau;
Und vor dem Eisensporn'gen
Aufrauscht das Lied der zorn'gen
Donau, der Haidefrau.

Sie jauchzt in ihren Borden,
Sie schwillt vor Stolz und Wuth:
„Glück auf, ihr braunen Horden,
Du heißes Ungarblut!
Ihr Hirten und ihr Jäger,
Ihr wilden Zimbalschläger,
Ihr Geiger unverzagt!
Ihr, die ihr als die Letzten
Zur Schlacht mit dem zerfetzten
Panier der Freiheit jagt!

„Verrathen allenthalben,
Verrathen und schimpfirt,
Habt ihr es auf die Falben
Und Rappen euch salvirt!
Vom Roß emporgehalten,
Bluteis in seinen Falten,
So trägt es der Magyar;
So läßt er breit es fliegen,
So läßt er es mit Siegen
Einweih'n das neue Jahr!

„Seht her doch, ihr nach Westen!
Ein Volk noch in der Welt,
Das trotzig mit der festen
Stahlhand am Aufruhr hält!
Im fernen, wüsten Osten,
Der Freiheit Außenposten,

Die ſchlagen jetzt die Schlacht,
Die, heiß zurück ſich wälzend,
Jedwede Feſſel ſchmelzend,
Auch euch zu Freien macht!

„Hört ihr der Hörner Gellen,
Hört ihr der Roſſe Trab,
Seht ihr die blut'gen Wellen? —
Das iſt der Kampf bei Raab!
Vorwärts ihr zottigen Reiter!
Vorwärts Koſſuth, mein Streiter!“ —
So klingt der Donau Schrei;
So wälzt ſie ſich mit Grollen
Hinab durch ihre Schollen
Zur ſchläfrigen Türkei.

Brot.

(Nach Pierre Dupont)

Wenn am Geſtad' und in den Lüften
Sich keine Mühle mehr bewegt;
Wenn, müßig weidend auf den Triften,
Der Eſel keinen Sack mehr trägt:
Dann, wie ein Wolf, am hellen Tage
Kühn tritt der Hunger in das Haus;
Ein Wetter rüſtet ſich zum Schlage,
Und durch die Luft geht ein Gebraus:
Ihr dämpft den Zornruf, o Deſpoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Der Hunger kommt vom Dorf gegangen,
Einzieht er durch der Städte Thor;
So haltet ihm doch eure Stangen
Und eure Trommelstöcke vor!
Trotz Pulver und Kartätschenschauer
Rasch wie ein Vogel ist sein Lauf,
Und auf der allerhöchsten Mauer
Pflanzt er sein schwarzes Banner auf.
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Laßt eure Söldnerhaufen kommen
In gleichem Schritt, mit gleicher Wehr!
Der Scheuer und der Flur genommen,
Hat Waffen auch des Hungers Heer;
Es reißt die Schaufel aus der Scholle,
Die Sense reißt es aus dem Korn;
Sogar des Mädchens Brust, die volle,
Pocht an die Kolbe ihren Zorn.
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Packt, in des Volkes muth'gen Reihen,
Wer Sichel oder Flinte trägt!
Laßt immer das Gerüst uns dräuen,
Auf dem das Beil den Kopf abschlägt!
Hat es, in finst'rer Schauer Mitten,
Hat es, die Luft durchzuckend scheu,
Der Opfer Leben nun zerschnitten,
Dann thut ihr Blut noch diesen Schrei:

Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Brot thut uns Noth! Brot muß man haben!
Wie Luft und Wasser thut es Noth!
Wir sind des alten Herrgotts Raben:
Was er uns schuldet, ist das Brot!
Doch seht, die Schuld ist abgetragen:
Er gab uns Land zur Aehrenzucht,
Und kann nicht noch zu allen Tagen
Die Sonne reifen unſ're Frucht?
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Die Welt ist halb noch Wildniß eben —
Und sollte doch aus Korn und Mais
Ein blonder Gürtel sie umgeben
Vom Pol bis an den Wendekreis!
Laßt uns der Erde Schooß zerreißen!
Laßt uns — wir schlugen uns genug! —
Laßt uns des Krieges schneidend Eisen
Verwandeln in den stillen Pflug!
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Der Kabinette Thun und Lassen,
Was gilt es unserm Bienenschwarm?
Wozu noch für der Fürsten Hassen
Bewaffnen den Cyklopenarm?

Das Volk ein Meer! Vom nackten Herde
Brauſ't es heran und ſchwillt und droht!
Erbebt — und gebt dem Pflug die Erde,
Und nimmer fehlen wird das Brot!
Ihr dämpft den Zornruf, o Deſpoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot thut uns Noth!

Am Birkenbaum.

(1829. — 1850.)

I.

Der junge Jäger am Waldrand ſaß,
Am Waldrand auf der Haar.
Wie Blut ſchon die Blätter, gebleicht das Gras,
Doch der Himmel ſonnig und klar.
Er ſprach: die Bracken zieh'n ſich zur Möhne!
Vergebens mich auf den Fuchs gefreut!
Fern, immer ferner des Hornes Töne —
Kein Schuß mehr fällt auf dem Brandholz heut!

Ob ich nach nur ſchlend're? Den Teufel auch!
Ich lob' mir im Sonnenſchein
Das Eckchen hier am Wachholderſtrauch
Und den grauen, mooſigen Stein!
Drauf ſtreck' ich mich aus, den nehm' ich zum Polſter,
An die Buche lehn' ich mein Doppelgewehr!
Und nun aus dem Dichterwinkel der Holſter,
Mein Jagdgenoſſe, mein Byron, komm her! —

Und er nimmt ſeinen Weidſack, und langt ſie herfür,
Die ihn öfters begleitete ſchon,
Die höchſt unwürd'ge auf Löſchpapier,
Die Zwickauer Edition.
Den Mazeppa hat er ſich aufgeſchlagen:
Muß ſehn, ob ich's deutſch nur reimen kann!
Mögen immer die Andern lachen und ſagen:
Ha ha, der lateiniſche Jägersmann!

Er lieſt — er ſinnt — nun ſchreibt er ſich's auf;
Nun ſcheint er ſo recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf,
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närriſcher Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleiſtift flott geſchrieben,
Ein ſaub'rer Anfang im Taſchenbuch ſteht.

Er reibt ſich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich ſpähn;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele ſaugen,
Daß ſie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurſtigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt ſie finſter mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren ſoll den Erwerb,
Die mich grämlich ſperrt in der Proſa Stall,
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag, wie heut' — Schwerenoth, ich wüßte
Keinen Rath meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, über'm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Eine Fläche das! So, denk' ich mir, war
Die Flur, die Mazeppa durchsprengt!
Oder jene, drauf der russische Czar
Den schwedischen Karl gedrängt!
Zwar — milder und üppiger ist die Börde,
Doch wir haben auch Haidegrund und Moor
Und wilden Busch auf der rothen Erde —
Ob auch hier schon wer eine Schlacht verlor?

— So denkt er, und hat es laut wohl gesagt;
Da tritt ein Mann auf ihn zu:
Ein Bauer — und wenn ihr mehr noch fragt:
Der Hüter einer Kuh.
Die langen Glieder umhüllt ein schlichter
Leinrock, das bläuliche Auge sticht,
Die Lippe zuckt — so tritt er zum Dichter,
So lächelt er seltsamlich und spricht:

2.

Guten Abend, Herr! Ob man Schlachten schlug
In der Ebene dort — fürwahr,
Ich hab's nicht erfahren! Les't nach im Buch!
Mich kümmert wenig, was war!

Ich ſchaue nur aus nach den künftigen Tagen —
So ſpricht vom Haarſtrang der alte Hirt:
Eine Schlacht wohl ſah ich dort unten ſchlagen,
Doch eine, die man erſt ſchlagen *wird*!

Ich habe ſie dreimal mit angeſehn!
O, öd' iſt die Haar bei Nacht!
Ich aber muß auf vom Bette ſtehn —
Dann hat es mich hergebracht!
Juſt, Herr, wo ihr ſteht — juſt hier auf den Felſen,
Da hat es mich Sträubenden hingeſtellt!
Und hätt' ich gewandt mich mit hundert Hälſen,
Doch hätt' ich hinabſchau'n müſſen in's Feld!

Und ich ſah hinab und ich ſah genau —
Da ſchwammen die Aecker in Blut,
Da hing's an den Aehren, wie rother Thau,
Und der Himmel war Eine Gluth!
Um die Höfe ſah ich die Flamme wehen,
Und die Dörfer brannten wie dürres Gras:
Es war, als hätt' ich die Welt geſehen
Durch Höhrauch oder durch farbig Glas!

Und zwei Heere, zahllos wie Blätter im Buſch,
Hieben wild auf einander ein;
Das eine, mit hellem Trompetentuſch,
Zog heran in der Richtung vom Rhein.
Das waren die Völker des Weſtens, die Freien!
Bis zum Haarweg ſcholl ihrer Pferde Gewieh'r,
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein roth Panier!

Roth, Roth, Roth! das einige Roth!
Kein prunkendes Wappen drauf!
Das trieb ſie hinein in den jauchzenden Tod,
Das band ſie, das hielt ſie zuhauf!

Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Gethier,
Unabsehbar über die Fläche tosten
Auf das dröhnende, zitternde Kampfrevier.

Und ich wußte — doch hat es mir Keiner gesagt! —
Das ist die letzte Schlacht,
Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht!
Das ist der Knechtschaft letztes Verenden!
Das ist, wie nie noch ein Würfel fiel,
Aus der Könige kalten, bebenden Händen
Der letzte Wurf in dem alten Spiel!

Denn dies ist die Schlacht um den Birkenbaum! —
Und ich sah seinen weißen Stamm,
Und er stand und regte die Blätter kaum,
Denn sie waren schwer und klamm!
Waren klamm vom Blut, das der blutige Reigen
An die zitternden wild in die Höhe gespritzt;
Und so stand er mit traurig hangenden Zweigen,
Von Kartätschen und springenden Bomben umblitzt.

Auf einmal hub er zu säuseln an,
Und ein Licht flog über die Haar —
Und den Osten sah ich geworfen dann
Von des Westens drängender Schaar.
Die Zäume verhängt und die Fahnen zertreten,
Und die Führer zermalmt von der Hufe Wucht,
Und im Nacken der Freiheit Gerichtstrompeten —
So von dannen jagte die rasende Flucht.

Da! zu uns auch herauf! — da — seht ihr sie nicht?
Durch den Hohlweg und über den Stein!
Da! — zum vierten Mal nun das gleiche Gesicht
Und der gleiche lodernde Schein! —

Da! — tretet beiseit, daß kein fliegender Zügel,
Daß kein sausender Dolman den Arm euch streift!
Noch des Mannes Haupt, den, hangend im Bügel,
Eben jetzt sein Pferd durch den Ginster schleift!

Da! — es stürzt! — das edelste dieser Schlacht! —
Der Geschleifte liegt todt im Farr'n!
Und über ihn weg nun die wilde Jagd,
Die Lafseten, die Pulverkarr'n! —
Wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen
Risse den noch hervor? Was Bahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es Keinem sagen! —
So stirbt in Europa der letzte Monarch!

3.

Dem jungen Jäger schwirrt' es im Kopf,
Und er that einen langen Satz,
Und er fluchte: Vermaledeiter Tropf
Und vermaledeiter Platz!
Doch der Alte, kühl wie ein Seher eben,
Sah ihm ruhig nach von des Holzes Saum:
Ja, flucht nur, Herr Junge! Könnt's doch noch erleben!
Seid ja siebenzehn oder achtzehn kaum!

Dann pfiff er und zog über's Stoppelfeld —
Noch hat sich das Wort nicht erfüllt!
Doch der Birkenbaum steht ungefällt,
Und zwei Lager heute zerklüften die Welt,
Und Ein Hüben, Ein Drüben nur gilt!
Schon gab es Geplänkel: doch dauernd schlichten
Wird ein Schlag nur, wie jener, den wachsenden Strauß —
Und dem Jäger kommen die alten Geschichten,
Und er denkt: Schlüge dennoch das Volk in Gesichten
Seines nahenden Welttags Siege voraus?

Nach England.

1846.

Als ich her von Frankreich fuhr,
Sprach das Meer: „Treib' ſie zu Paaren!
Gleiche dem Erobrer nur,
Den ich trug vor tauſend Jahren!
In derſelben Furch' einher
Schwimmſt du, die ſein Kiel geſchnitten:
Kühnen Sprunges drum, wie Er,
Wirf dich wider dieſe Britten!

„Spring' an's Land und fall' an's Land!
Nur auch decke mit der Hand es!
Rufe: Mein dies Engelland!
Mein! Denn meine Hand umſpannt es!
Dann empor und in den Streit!
Vorgeeilt auf rüſt'gen Füßen!
Und es wird zu rechter Zeit
Haſtings dich als Sieger grüßen!

„Haſtingsfeld iſt allerwärts,
Haſtingsſchlacht iſt allerwegen,
Wo ein muthig Männerherz
Kühn ſich ſtellt des Lebens Schlägen!
Wer da keinen Thron begehrt,
Hat um ander Gut zu rechten:
Du willſt Brot und einen Herd —
Und auch die mußt du erfechten!

„Wider dich, weil froh du ſangſt,
Das Gebell von tauſend Hunden!
Wider dich die blöde Angſt
Vor dem Dichter-Vagabunden!

Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen:
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alle wider dich, den Einen!

„Doch du biſt dir ſelbſt ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Tailleſer,
Muth und Freunde dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die Alles kann, die Liebe —
Keine Schlacht ſo grimm und heiß,
Daß die Schaar nicht Meiſter bliebe!

„Wärſt du einzeln, ernſter Mann,
Sagt' ich dir: Bleib' auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geſelle!
Eintagsunruh, Eintagsſtreit,
Woll' auf meinen Grund ſie tauchen!
Odem der Unendlichkeit
Laß mich in die Bruſt dir hauchen!

„Aber nicht bei Maſt und Tau,
Nicht auf Planken, ſturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau
Wollen wandeln auf dem Feſten!
Darum, wo die Erndte wallt,
Willſt du ſä'n und willſt du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte ſchallt,
Mit im Gliede willſt du ſchanzen:

„Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eiſenhütten! —
Laſſe nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verſchütten!

Sei, der zwiefach reifig ſteht
Auf der friſch erkämpften Gränze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

„Sieh', da liegt die Küſte ſchon!" —
Ja, da lag ſie! Nah zum Greifen,
Trotzig hob ſich Albion
Aus der Fluth, ein weißer Streifen.
Alles ſtill und morgengrau!
Felſenripp' um Felſenrippe
Flog vorbei zu flücht'ger Schau:
Dover-Schloß und Shakeſpeare's Klippe!

Hier und da ein Fiſcherboot!
Auf und ab geſchwenkte Baken!
Cap Nord-Vorland! Brennendroth
Jetzt das Nore-Schiff! — Segellaken,
Dämpferſäulen — hui, das ging!
Alle leuchten, alle flogen,
Wie von jenem Fabelding,
Dem Magnetberg, angezogen!

Ein Magnet auch zog ſie an:
London! — Und in hellen Haufen
Mit der Fluth ſind wir ſodann
In die Themſe eingelaufen!
Näher trat des Landes Kern,
Herz und Adern fühlt' ich ſchlagen —
Oeſtlich ſtand der Morgenſtern,
Weſtlich ſenkte ſich der Wagen.

Ein Weihnachtslied für meine Kinder.

Vor der Ausweiſung, 1850.

Zum ſechsten Mal der Kerzen Strahl
Anfach' ich auf der Fichte;
Das iſt ein Schein! Herein, herein,
Und freut euch an dem Lichte!
Genug geharrt, genug geſcharrt
Im Gang und an der Thüre!
Die Schelle klingt, der Riegel ſpringt:
Herein, mein Kleeblatt-Viere!

Herein, ihr Froh'n! Ach, wo nicht ſchon,
Ihr zarten jungen Leben,
Kamt ihr, wie heut, auf mein Geläut —
Wir ſind Nomaden eben!
Heil eurer Luſt! Mir füllt die Bruſt
Ein ſchmerzlich-ſüßes Träumen!
Anheb' ich weich ein Lied für euch
Von euren Weihnachtsbäumen!

Der erſte ſtund auf Schweizergrund
In rauher Felſen Schatten;
Er ſah den See, er ſah den Schnee,
Den ew'gen, ob den Matten;
Sah Heerdenziehn und Alpenglühn,
Den Gletſcher und die Wieſe;
Bot mit Geſtöhn die Bruſt dem Föhn —
Dem Föhn und auch der Biſe.

Die zweite dann und dritte Tann'
Aufwuchſen an der Themſe;
Ihr Grün entlang zu Berge ſprang
Kein Steinbock, keine Gemſe;

Doch ſtattlich ſchwamm den niedern Stamm
Vorüber Bark' um Barke;
Und herbes Wehn, der Nordſee Wehn,
Gab Kraft dem jungen Marke.

Das nächſte war ein heimiſch Paar,
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Das Wurzeln ſchlug und Nadeln trug
Auf hohem Uferſteine.
Dem Riß der Ley entragt' es frei,
Landein die Eifel blaute,
Und Weingerank umflog den Hang,
Von dem es niederſchaute.

Und der euch heut ſein Aſtwerk beut,
Das zackige, das breite,
Der ſchaute dreiſt, blank übereist,
Vom Grafenberg in's Weite.
Stromniedrung hier, dort Bergrevier —
Ein letzter Klippenſprenger,
Nachrauſcht' er hohl ein Lebewohl
Dem Rhein, dem Hollandsgänger.

Ade, Ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfroſt im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht auf's Neu umfängt ſie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch ſichrer iſt, ſie ſteht zur Friſt
Am Hudſon in den Loden.

Sieht ernſt ſich an im Michigan,
Strahlt wieder aus der Bläue
Der Eriefluth — eine Rothhaut ruht
Auf ihrer Nadelſtreue.

Zur Hand im Schnee ſtarr liegt ein Reh,
Blutrünſtig, friſch geſchoſſen;
Ein Feuerlein wirft hellen Schein
Auf zu den dunklen Sproſſen.

Die aber ſprühn ihr Harz in's Glühn
Des Reiſigs und der Kohlen. —
Das iſt die Tann', — und horch, beian,
Was ſummt im Baum, dem hohlen?
Im Eichenſtamm, wie wunderſam!
Was tönen da für Stimmen?
Den Rothen fragt — ich weiß, er ſagt:
Das ſind des Weſtens Immen!

Ein wilder Schwarm! die Luft war warm,
Die Prairie blumig wallte,
Von Kelchen bunt war jeder Grund
Und jede Felſenſpalte —
Da flogen ſie, da ſogen ſie!
Nun ſurrt es in den Zellen,
Die künftig Jahr, hold Doppelpaar,
Den Chriſtbaum dir erhellen!

So ſorgt Natur auf ferner Flur
Schon heut für euch, ihr Lieben!
Und Menſchen auch, lebend'gen Hauch
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch' rauhe Hand durch's rauhe Land
Treibt euch den Pflug entgegen,
Die ſegnend ſich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn wird legen!

Manch' rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küſſen, zu euch ſprechen;

Manch lieb' Geſicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüßen;
Manch kleiner Fuß, thaunaſſen Schuh's,
Voreilen euren Füßen!

Drum muß es ſein, und ſtößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feſte Herd,
Er wird Euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloß macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da, Glockenton! Halb achte ſchon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehſt zu Bett,
Du ſiehſt ihn fort im Traume?
Schon blaßt ſein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Der Dame Traum.

(Nach Thomas Hood.)

Die Dame lag auf dem Pfühl,
Ihrem Pfühl ſo weich und warm;
Doch raſtlos und unterbrochen ihr Schlaf —
Denn, als drückte ſie ſchwer ein Harm,
Von Seite zu Seite warf ſie ſich,
Und fuhr aus mit erhobenem Arm.

Zuletzt ſchrak ſie empor,
Saß im Bette grad' wie ein Licht;
Sah wirr und entſetzt in's Leere jetzt.
Wie ſchauend ein graus Geſicht —
Dann im Kiſſen begrub ſie zagend ihr Haupt,
Als könnte ſie's tragen nicht.

Der Vorhang ſelber flog,
So entbebte ſie dem Flaum;
Und der Schein der Lampe zitterte matt
Auf der Decke geſtickter Saum;
Und mit zuckender Lippe rief ſie aus:
„Weh' mir, der furchtbare Traum!

„Der lange, lange Gang
Durch des Kirchhofs Raſenland!
Und die grauliche Schaar, die um mich war,
Im aſchigen Grabgewand!
Tod, Tod, Tod, und Nichts als Tod —
Wo ich ging und wo ich ſtand!

„Und, o! die Mädchen jung,
Mit dem Arbeitszeug im Schooß,
Mit geſenktem Haupt, mit geſunk'ner Bruſt,
Und mit Wangen roſenlos! —
Und der-Ruf durch die Nacht: Für des Stolzes Pracht
Iſt ein frühes Grab unſer Loos!

„Für des Stolzes Pracht und Luſt
Müſſen ſpulen wir und nähn:
Und Alles für eine Ruhſtatt nur,
Wo dort die Cypreſſen wehn! —
Und ſie wieſen hin — von Gräbern ſo voll
Hab' ich nie einen Grund geſehn!

„Und immer Särge noch,
Mit dem ernsten, düstern Geleit!
Sarg auf Sarg, und Sarg auf Sarg!
O, der trüben Schau! — Befreit
Von Kummer und Weh', wie träumt' ich je
Von solch einer Welt voll Leid?

„Von den Herzen, die täglich brechen,
Von den Thränen, die stündlich fallen,
Von den vielen, vielen Qualen und Mühn,
Die das Leben grimm befallen:
Krankheit und Hunger und Mangel und Schmerz? —
Doch nun träumt' ich von ihnen allen!

„Denn der Krüppel, der Blinde kam,
Und der Mann, den sein Dach verstieß,
Und die bettelnde Wittwe, die auf ihr Kind,
Auf das unbegrabene, wies;
Der Hungrige, den ich ungespeist,
Der Nackte, den nackt ich ließ!

„Die Zähr', die ich trocknen gekonnt,
Doch vorbeiging, achtlos und kalt;
Denn aus alter, lang vergess'ner Zeit
Auf mich zu schritt jede Gestalt —
Ja, selbst der arme, verschmähte Mohr,
Dem mein kindisch Fürchten galt!

„Jeder ängstlich heischende Blick,
Jedes bittende Aug' voll Weh,
Jedes Antlitz, deutlich wie ehedem,
Maß mich in schauriger Näh' —
Oh, wenn ich, wie heut, die Vergangenheit
Im Tod als Gegenwart säh'!

„Wozu noch ein Schwefelpfuhl,
Eine strafende Höllengluth?
Mir wird, das umsonst mich angefleht,
Das zitternde Fleisch und Blut
Ein ewig lohender Vorwurf sein,
Und mir brennen den sündigen Muth!

„Zu achtlos, wohin ich trat,
Hinschritt ich durch die Welt:
Nein, half gar zertreten mein Mitgeschöpf,
Und füllen das Leichenfeld —
Thöricht vergessend, daß ohne Gott
Nicht der Sperling vom Dache fällt!

„Ich trank vom köstlichsten Wein;
Aller Speisen hatt' ich die Wahl;
Fisch und Fleisch und Geflügel und Obst
Waren mein üppiges Mahl;
Doch des Volks, das aus Mangel an Nahrung stirbt,
Nie gedacht' ich und seiner Qual.

„Ich ging, wie die Edeln gehn,
Von Zierden mannichfalt,
Von Sammetzeug und Seide weich
Und köstlichem Pelz umwallt:
Doch der nackten Glieder gedacht' ich nie,
Die da beben starr und kalt.

„Des Leids, das ich heilen gekonnt,
Gedacht' ich zu keiner Frist!
Und dennoch zu so bösem Thun
Trieb mich kein bös Gelüst: —
Doch Uebles thut, wer gedankenlos,
So gut als wer herzlos ist!"

Sie krampfte Hand in Hand,
Ihrem Schmerze gab ſie Raum:
Thränen, groß und bitter und ſchnell,
Fielen herab auf den Flaum —
Und, o! daß manche Dame noch
Träumte der Dame Traum!

Die Armenhaus-Uhr.

Eine Allegorie.

(Nach Thomas Hood.)

Ein Gemurmel in der Luft,
Ein Getös in allen Gaſſen —
Das Gemurmel einer Schaar,
Das Getös von ziehenden Maſſen!
Das Heer der Arbeit wogt
Um des Armenhauſes Schwellen:
Warum? es will der Armenvogt
Die Uhr des Hauſes ſtellen.

Wer hört ſie ſtampfen nicht,
Die Tauſende, raſch entlang,
Von jedem Geſchlecht, Gepräg, Geſicht,
Geſund, verkrüppelt, krank!
Hinkend, kriechend, gehend,
Aus Gäßchen und Hof — doch All'
Nach einer einz'gen Richtung wehend,
Wie zur See der Flüſſe Schwall?
Aus öder Kammern Leere,
Aus Keller und Dachverſchlag,

Den Webebaum tragend, die Scheere,
Den Hammer und was sie sonst ernähre,
Herstürzen sie, ein gedrückter Schlag —
Arme Sklaven auf der Cultur Galeere! —
Und ordnen sich auf dem Heerweg in Heere,
Als ging' es zum jüngsten Tag!
Einige kaum noch Menschen gleich!
Durch Arbeit verkümmert, nied're Gestalten,
Krüppel, im Wachsthum aufgehalten,
Rauch, Staub und Oel in des Antlitzes Falten,
Stehn sie und drängen sich, ernst und bleich!
Bei den Eltern das Kind mit dem alten Gesicht —
Es sieht aus, als kännt' es das Lächeln nicht! —
Die Näherin, matt, mit verhärmten Wangen,
Mit Gespenstern nur noch von Kleidern behangen;
Der Weber, ihr Nachbar, steif und zermürbt;
Der grimme, rußige Grobschmied dann;
Jede Seele: Kind, Weib oder Mann,
Die durch Arbeit lebt — oder stirbt!

Aufgepeitscht durch die Eine Qual,
Durch das Weh der Gesellschaft, ein furchtbar Heer,
Alles verlassend aus freier Wahl,
Schleifstein und Webstuhl und surrenden Saal,
Ambos und Esse, Eisen und Stahl,
Ja, die Ruh' und das ungekostete Mahl,
Schmettern sie, wetiern sie, massig und schwer,
Eine Menschenstürzfluth, heran!
Durch die Seufzer des Grams und der Kränkung gehetzt,
Die ein wilder Orkan geworden zuletzt —
Halte sie auf, wer kann!
Halte, wer kann, ihren Sturmeslauf,
Halte, wer kann, den Gedanken auf —
O vergeblicher, nutzloser Kampf!

Denn so wahr, als ihr Brüder in Allen schaut,
Gleichviel, ob blank oder schwarz ihre Haut:
So wahr durchpulst dies Gestampf,
So wahr diese Menschenwindesbraut
Eine Blutkraft, stärker als Dampf.

Vorwärts nach Westen, vorwärts indessen
Schwärmen sie, finster und still;
Massen, geboren zu trinken, zu essen —
Doch Whitechapel's Fleisch lassen sie ungegessen,
Und kein Korn für sie hat Cornhill!
Durch die Poultry dann — doch kein Huhn im Topf! —
Christliche Liebe, häng' deinen Kopf!
Ungespeist, ungetränkt jeder arme Tropf
Durch die Brot-, durch die Milchstraße jetzt!
Und durch Ludgate's prächtige Ladenreih'n,
Wo die Seide, die Wolle versprühn ihren Schein,
Hastend zerlumpt und zersetzt!*

Endlich, vor jener Pforte Flügeln,
Die nach langem Anpochen nur
Dem Kranken, dem Armen sich entriegeln,
Drängen sie sich, wie Lämmer zur Schur —
O, daß, die als gut und als weise sich blähn,
Die Million doch von hohlen Augen sähn,
Die, von Hoffnung feucht, in die Höhe spähn —
In die Höh' nach der Armenhaus-Uhr!

O, möchten die Kirchspielgewalten,
Die Zeit und Arbeit in Händen halten,
Sammt der täglichen Summe von Menschenleid,
Von Schmerz und Entsagung und Müdigkeit,

* Whitechapel, Cornhill (Kornhügel), the Poultry (der Hühnermarkt), Bread-street (Bretstraße), Milkstreet (Milchstraße), Ludgate street und Ludgate hill — Namen von laufenden Straßen in der Richtung von Osten nach Westen.

Das künſtliche Zifferblatt wegſchleudern weit,
Das zehn oder elf ſchlägt heiſer,
Und ſich richten nach jenem ältern einmal,
Das beſchienen wird von der Menſchlichkeit Strahl,
Und drauf das Herz iſt der Weiſer!

Das Lied des Landproletariers.

(Nach Thomas Hood.)

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karſt,
Eine Hacke — was es ſei!
Ein Tuch zum Sä'n, eine Senſe zum Mäh'n,
Ein Flegel — einerlei!
Und hier iſt 'ne rüſt'ge Hand!
Eine Hand für jede Wucht!
Eine Hand, die hart und erfahren ward
In der Arbeit rauher Zucht!

Eine Hand, die den Graben zieht,
Die den Eichbaum kappt oder fällt,
Die auf's ſchwüle Land die Schwaden legt,
Und umbricht das ſtarre Feld;
Die den Weizenſchober deckt,
Die den Roggenſchober häuft,
Und nimmer doch — ſeid unbeſorgt! —
Nach Schwamm oder Zündholz greift.*

* Anſpielung auf die Scheberbrenner (rickburners), myſteriöſe Kornbrandſtifter, die zuerſt im Herbſt 1830, aber auch ſpäter in Jahren des Mangels und der Theurung, der Schrecken der Reichen in den Ackerbau treibenden engliſchen Grafſchaften, namentlich in Kent, waren.

Wann hätt' ich Scheuer und Hof
Zu entflammen je begehrt?
Der Brand, den zu ſtiften mich verlangt
Iſt auf des Hauſes Herd!
Iſt der Brand, der luſtig ſtrahlt,
Wo Kinder wimmeln und ſchrei'n;
Iſt der Brand, um den zur Winterszeit
Sie ſpielen und ſich freu'n;
O, wie anders färbt er ihr bleich Geſicht,
Als flackernder Höfe Schein!

Ihm, der die Dürre ſchickt
Auf die Flur in ſeinem Zorn;
Ihm, der die Wieſen ertrinken läßt,
Und den Mehlthau wirft auf's Korn:
Ihm ſtell' ich es anheim,
Zu gebieten ſeiner Gluth,
Daß des Wucherers Garben ſie zerſchlägt,
Und die Himmel färbt wie Blut.

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karſt,
Eine Hacke — was es ſei!
Ein Tuch zum Sä'n, eine Senſe zum Mäh'n,
Ein Flegel — einerlei!
Laßt das Scheit mich hau'n, laßt das Land mich bau'n,
Laßt mich zackern durch's Gefild,
Und flick' ich der Wildbahn morſchen Zaun,
Glaubt nicht, ich dieb' euer Wild!

Ja, gebt mir Arbeit nur —
Und ſeiner Gnaden Reh
Und ſeiner Wohlehrwürden Haas
Sind ſicher, wo ich geh'!

Nicht brech' ich ein bei'm Lord
Um ſein blinkend Silberzeug;
Stoß' den Yeoman, der 'nen Seckel trägt,
Nicht in Graben oder Teich!

Wo immer Arbeit ruft —
Nicht die ſchwerſte ſchlag' ich aus!
Ich ſteh' meinen Mann, ich greif' ſie an,
Zu entgehn dem Armenhaus:
Wo ein grimm und rauh Geſetz
Schier die Luft mißgönnt dem Kind:
Wo Weiber, vor der Männer Tod,
Schon verdammt zu Wittwen ſind.

Das nur iſt mein Begehr:
Zu verdienen, zwiſchen Licht
Und Dunkelheit, zu jeder Zeit,
Was zum Leben mir gebricht!
Mein täglich Brot, mein nächtlich Bett,
Mein Speck, meinen Tropfen Bier:
Doch nur von der Hand, die da hält das Land —
Geht mit dem Kirchſpiel mir!

Kein Armengeld für mich!
Ich bin des Bodens Sohn,
Durch mein Recht auf Arbeit wohl befugt,
Zu verlangen meinen Lohn!
Was Gaben! — Arbeit gebt!
Hier ein Arm und hier ein Bein,
Die Kraft, die Sehnen eines Manns —
Und ich ſoll ein Bettler ſein?!

Adam's Erbe bin auch ich!
Ja, wie niedrig auch mein Loos;
Zehrt ihr auch von der Erde Fett,
Und ich vom Magern bloß;
Iſt mein Rock auch kahl, meine Koſt auch ſchmal: —
Unſer Anrecht bleibt ſich gleich!
Und was ich habe, dank' ich Gott,
Ihr Herren, und nicht euch!

Ein Spaten, ein Rechen, ein Karſt,
Eine Hacke, was es ſei!
Ein Tuch zum Sä'n, eine Senſe zum Mäh'n,
Ein Flegel — einerlei!
Zu Allem bin ich bereit,
Was ihr ehrlich bieten könnt!
Bin's mit Muskel und Sehn' — und Weh' über den,
Der mir meinen Lohn mißgönnt!

Der allſamstäglich beknappt
Meiner Heller knappe Zahl;
Der den Armen giebt an der Kirchenthür,
Doch ſie geſtern erſt beſtahl!
Der Schilling, den er zu ſparen glaubt,
Wird dem Kargen doch nicht frommen:
Im Spittel oder im Zuchthaus gar
Soll er mir zu Gute kommen!

Il Penſeroſo und L'Allegro.

(Nach Barry Cornwall.)

(Nacht.)

Deine luſtigen Waſſer, o Themſe, zieh'n
Ohne Stern, ohne Sonne trüb nun dahin!
Peitſcht ſie der Wind von Strand zu Strand,
Trägt der Himmel ſein todſchwarz Leichengewand;
Und der Regen, er praſſelt, er fällt mit Macht,
Mehr noch verfinſternd die finſtre Nacht.

Mitternacht ſtirbt! Gemeſſen und ſchwer
Von den Thürmen donnert ein Ton daher;
Ihre Wiederhalle vermengen ſich,
„Eins!" ausſingen ſie feierlich;
Sankt Paul und die Andern in ſeinem Bann
Rufen im Chor einander an.

Spricht wer? — Niemand! — Leis nur und ſacht
Ueber's dunkle Pflaſter ſtiehlt ſich die Wacht;
Der Schuldner träumt von des Häſchers Halloh;
Die Dirne taumelt auf ihr Stroh;
Und der Dieb und der Bettler lachen laut,
Wie Old Bailey ernſt auf ſie nieder ſchaut.

Horch' — durch des Kerkers dicke Quadern —
Horch', das Blut in eines Verurtheilten Adern!
Er bebt, er fährt auf, (da, ſchrie er nur?)
Zu finden, daß ablief ſeine Uhr!
Zu fühlen: ſein harrt, wenn die Nacht verrann,
Blinder Tod, das Schaffot, und dann — ja, was dann?

Weh', ſtürmiſcher Herbſt! In den Morgen bang,
Erzene Glocke, wirf deinen Klang!

Sing', o Strom, deinen Klagegesang, den herben!
Klagt Menschen! ein Mensch soll morgen sterben!
Ach, Keiner klagt! Ach, Jeder vergißt
Des Mitleids Zoll, den er schuldig ist!

(Morgen.)

Es graut — es ist Tag — in flammender Pracht
Treibt er zurück die weichende Nacht.
Die Wolken? — sie floh'n. Der Regen? — floh mit;
Und die Straße bebt von der Massen Tritt,
Und Tausende siehst du erwartend steh'n,
Eines Schächers Sterben mit anzuseh'n.

Der Taschendieb ist unter der Menge,
Ernte zu halten im dichten Gedränge;
Der Matros, der Borer, der Maler dabei,
Der nach Beute geht für die Staffelei;
Und Alle fluchen, laut oder still,
Daß der Kerl noch immer nicht kommen will!

Endlich — da kommt er! Das Haupt gesenkt!
Er betritt das Gerüst — er schwankt — er hängt! —
Vorüber die Schau! — Da zieh'n sie hin,
Jeder mit Lachen und leichtem Sinn!
Horch, wie die Glocken so lustig jetzt klingen!
Sorglos die Wellen der Themse springen,
Vöglein auf den Kaminen singen —
Und nun sag', wem's gefällt,
Nicht schön sei die Welt,
Und nicht heller, als gestern, das Himmelszelt!

Drinnen und Draußen.

Ein Londoner Idyll.

(Nach Barry Cornwall.)

(Draußen.)

Der Himmel iſt wild, und bitter der Wind!
Von den Dächern trieft es! Regen und Schnee!
Draußen, in Lumpen, der Welt arm Kind
Schluchzt durch die Nacht ihren Gram, ihr Weh:
Niemand hört auf ſie, Niemand merkt auf ſie:
Nur der Hunger, ihr Freund, mit der knochigen Hand
Packt ihre Kehle, und flüſtert heiſer:
„Was kamſt Du in ein chriſtlich Land?“

(Drinnen.)

Wild iſt der Himmel, und kalt ſein Weh'n; —
Doch drinnen Schwelgen und Ueppigkeit!
Sklaven, in Gold und in Scharlach, ſteh'n
Auf den Wink eines Kindes der Sünde bereit.
Das Feuer knattert, Champagner ſprudelt,
Becher und Vaſen und Kerzen glüh'n!
Lachende Praſſer, gehobne Gläſer:
„Ehre!“ „Glück!“ — und Alles für ihn!

(Draußen.)

Die der Winter geißelt in ihrem Leide,
O, ſie war ſchön, eh' zur Stadt ſie kam;
War des Dorfes Rühmen, der Eltern Freude,
Hatte Frohſinn — Stolz — und der Jungfrau Scham!
Jetzt iſt der heulende Sturm ihr Gefährte,
Armuth und Elend begleiten ſie jetzt;
Nachhallt ein Fluch der verlorenen Tochter —
Sei's! jede Qual hat ein Ende zuletzt!

Der Dirne Leumund war heut' ihr Loos;
Doch ihr Loos, wenn morgen der Tag erwacht,
Iſt das Hadernbahrtuch im Armenhaus —
Und ſo fährt ſie hinab in die ſtaubige Nacht.
Unbeweint, unbeklagt, ohne Sang und Geleit —
Alles vorüber! was will ſie mehr?
So laßt ſie denn ruh'n in Vergeſſenheit!
Geht die Welt ihren Gang doch, toll wie vorher!

(Drinnen.)

Er, den ſie feiern bei'm üppigen Mahle,
Er, der ſie anſieht ſo ſtumpf, ſo ſatt —
Er, er warf die Verlaſſ'ne, die Arme
Unter die Füße der ſtampfenden Stadt.
Lügner — Verräther — ſo falſch wie grauſam —
Was mag der Lohn ſeiner Niedertracht ſein?
Wird er verachtet nur? wird er gemieden?
— Entriegle den Pallaſt, und ſieh' hinein!

Dort — und ſein Thun iſt Keiner verborgen! —
Dort, auf Pfühlen von Seide, mit Gold durchwebt,
Harren Mädchen, ſchön wie der Sommermorgen,
Harren, bis er vom Wein ſich erhebt!
Männer, gewichtige, drücken die Hand ihm;
Mütter, ſie führen die Töchter ihm zu —
Himmel, wo ſind deine reinenden Waſſer!
Welt, o wie voll von Wundern biſt du!

Das Armenhaus.

(Nach Barry Cornwall.)

Hart am Saum einer rührigen Stadt
Steht ein viereckt Gebäude, maſſig und grau;
Von des Kirchſpiels Armen wird es bewohnt,
Und ſie ſelbſt auch erhuben den finſtern Bau;
Und ſie drücken an's Eiſengitter die Stirn,
Und ſie ſchau'n durch die Stäbe mit trotziger Braun.

Hinter dem Bau liegt ein Raſenfleck,
Den ein Dornzaun ſcheidet vom Moorgefild;
Nebenan ſtiehlt ein Gäßchen zum Steinbruch ſich,
Den der Regen vieler Jahre füllt;
Aber drin, aber drin! da, in all' ihrer Qual,
Sitzt die Armuth, und flucht, und murmelt wild!

Tritt ein! In den Höfen, hoch umwallt,
Meſſen grimme Männer den nackten Grund;
In die langen, öden Kammern tritt —
Mädchen genug, doch ſtumm jeder Mund!
Emſig näh'n ſie, von früh bis zur Nacht,
Doch kein Lachen erſchallt, kein Lied geht rund.

Keine Gemeinſchaft im Armenhaus!
In des Armen Bruſt kein liebend Verſteh'n!
Trüb ſeine herbe Vergangenheit!
Seine Zukunft — kaum wagt er's hineinzuſpäh'n:
Brot im Gefängniß, das ſteht ihm bevor,
Oder Hunger draußen im Windesweh'n!

Wo iſt die Lachende, die vordem
Ihren Vater umſpielt am ländlichen Hag?
Wo der Knab', deſſen Auge der Mutter Licht,
Auf deß Haupt ihre ſegnende Rechte lag?

Getrennt, geſchieden, (ſo will's das Geſetz!)
Abgeſperrt von einander bei Nacht und bei Tag.

O, ſie lehren in ihren Schulen viel —
Nur das Eine, was die Natur lehrt, nicht!
Nur nicht, was das Kind an die Eltern knüpft:
Nur nicht opfernde Liebe, freudige Pflicht!
O, nichts Gutes lernt man, wo thöricht und hart
Der Natur und dem Herzen den Stab man bricht!

Siebenzehn Sommer — und wo das Kind,
Die nicht aufwuchs an ihres Vaters Knie?
Zwanzig Herbſte — und wo der Knab',
Den ein Mutterwort unterwieſen nie?
Er, in Ketten, ſchafft an der Südſee Strand;
In den Gaſſen bei Nacht ihr Brot ſucht ſie.

O Weisheit, o Macht, o Geſetz — blickt herab
Auf die ſchmachtende Armuth von eurer Höh'!
O, trennt keine Herzen, die Gott verband,
Eins zu ſein in Wohl und in Weh!
O ihr Ernſten, die ihr am Ruder ſteht —
Dachtet ihr dieſes Ernſtes je?

O Reichthum, komm und öffne die Hand!
O Mildigkeit, komm und ſchließe den Bund!
Gieb dem Alter, der Jugend! der Liebe gieb!
Segne, erfreue, mache geſund!
Doch zu ſpät! denn ich höre — und morgen ſchon! —
Der Rebellentrommel fordernden Ton
Schüttern den feſten engliſchen Grund!

Ferdinand Freiligrath.

Ein biographisches Denkmal

von

Schmidt-Weißenfels.

Ferdinand Freiligrath.

Ein biographisches Denkmal

von

Schmidt Weißenfels.

Mit Portrait.

Stuttgart.
Verlag von Wilhelm Müller.
1876.

Das Uebersetzungsrecht ist vom Verfasser und Verleger vorbehalten.

Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Vorwort.

Die Grundlage meiner Biographie bilden die Gedichte Freiligrath's. Wie er in jedem derselben nur austönte, was nach äußeren Anregungen in seiner Brust durchkämpft und in seinem Geist durchlebt war, so sind sie in Wahrheit Tagebüchern über sein Empfinden und Denken vergleichbar. Außerdem sind selbstverständlich die vielen Mittheilungen über Einzelnheiten aus seinem Leben, die namentlich nach seinem Tode in zahlreichen Journalen zerstreut veröffentlicht wurden, nicht unbeachtet geblieben, und was sich nach der kritischen Sichtung davon als Thatsache richtig und werthvoll erwies, ist an den geeigneten Stellen dieses Buches citirt. Denn ich war so glücklich, nicht nur durch die liebenswürdige Beihilfe aus Freiligrath's Freundeskreis einzelne neue und interessante Züge seinem Lebensbilde zuzufügen, sondern konnte auch aus eigenen Eindrücken Manches ergänzen und beurtheilen. Vor Allem aber verdanke ich der gütigen Antheilnahme seiner Witwe an meiner Arbeit die Berichtigung vieler Ungenauigkeiten und Irrthümer, die sich herkömmlich über Einzelnes erhalten hatten, oder in den Zeitungen nachträglich gegeben wurden, und ebenso die nothwendige Ausfüllung der Lücken in der Darstellung der persönlichen wie literarischen Verhältnisse. So darf ich

mein biographisches Denkmal wohl in der Ueberzeugung der Oeffentlichkeit übergeben, daß es den trefflichen Mann und den denkwürdigsten Dichter unserer Zeit getreu in allen Phasen seines Lebens und Wirkens vor Augen führt.

Cannstatt, Mitte Mai 1876.

Schmidt-Weißenfels.

Inhalt.

	Seite
Die Jugendzeit. 1810—1826	1
Kaufmann und Dichter. 1827—1836	9
Erste Lorbeern. 1836	20
Am Rhein. 1837—1840	28
Dichterfahrt. 1840—1841	38
In Sturm und Drang. 1841—1844	48
Ohne Rast, ohne Ruh. 1844—1846	60
Die Revolution. 1846—1851	68
Im Exil. 1851—1867	84
Im Vaterlande. 1868—1876	97

1.

Die Jugendzeit.

In den letzten Jahren seines Lebens befand sich in dem Arbeitszimmer Freiligraths unter Anderm auch eine einfache Lithographie. Sie stellte das Geburtshaus desselben in Detmold dar, woran eine angebrachte Inschrift die Vorübergehenden mahnte. Dicht daneben zeigte sie ein anderes Haus mit der Inschrift, die daran erinnerte, daß Grabbe dort 1836 gestorben. Die Namen zweier als Dichter berühmt gewordener Söhne der altwestfälischen Stadt sind derart äußerlich eng mit einander verschlungen; in dem Augenblick, da der eine in dem wilden Chaos seiner Innenwelt hier zu Grunde ging, zog des anderen Stern in voller Pracht am Himmel der deutschen Dichtung auf.

Es ist ein kleines, freundliches Haus von zwei Stockwerken, in dem Hermann Ferdinand Freiligrath am 17. Juni 1810 geboren wurde. Sein Vater war Lehrer an der Bürgerschule der Stadt und Ferdinand das erste Kind in einer glücklichen Ehe, die nur zu früh, sieben Jahre nach dessen Geburt, durch den Tod der Mutter gelöst wurde. Ein paar jüngere Geschwister hatte der Knabe schon dahinsterben sehen und durch den Verlust auch der Mutter lernte er jenes Gefühl des Verlassenseins kennen, einer plötzlich ihn überkommenden öden Leere um sich, welches ein empfängliches und sinnendes Gemüth zu Einschau in sich selbst antreibt. Aufgeweckt, lebendigen Geistes, kräftigen Körpers war der Knabe; aber seine Herzenswelt sog begierig auch die Wirkungen solcher Vorfälle ein, die das zarte Saitenspiel darin erklingen ließen. Der Schmerz übt seine befruchtende Macht auf weiche Kindesgemüther, wie Freiligrath es besaß; er ruft, je früher er in die

Saiten greift, desto mehr die Phantasie herbei, auf deren Schwingen die Seele sich träumerisch forttragen läßt.

Die Mutter war es ja auch gewesen, die ihrem Erstgeborenen in frommem Sinn die Vorstellungen der Kinderwelt erweiterte, seinen Sinn aus dem Kreise des Hauses und der Tummelplätze in fremde Regionen führte, unbewußt freilich, mit welcher nachhaltigen Wirkung. In der Bilderbibel, die man ihm geschenkt, hatte sie in trauten Abendstunden ihm die einzelnen Zeichnungen gedeutet:

„Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch Dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt. Gedichte: Die Bilderbibel.

Wenn er nach ihrem Tode diese Bibel wieder durchblätterte, mußte er nicht immer an seine Mutter denken, nicht stille Zwiesprach mit der Verlorenen halten? Wohl schloß sich durch die zweite Ehe, die dann sein Vater einging, nochmals ein Familienkreis um ihn; aber wenn er ihm auch Alles bot, was dem Kinde das Heim lieb und werth macht — der Platz der Mutter, an deren Herzschlag er vom Spiel in Träumen, vom Traum in Schlummer einstmals eingewiegt worden, der konnte nicht wieder besetzt werden. Sehnsucht und Wehmuth darüber überkamen ihn noch, als „der Kindheit Lust und Freude, Alles dahin, dahin!"

Lernlustig wuchs der Knabe auf. Der Vater erkannte es und wußte es am besten zu schätzen, welchen Werth eine freie Entfaltung der Talente in der Jugendzeit für das spätere Leben

hat. Arm wie er war, konnte er ſeinem Sohn dereinſt nichts mitgeben, als was derſelbe als wucherndes Pfund durch die Erziehung erhalten. Er ließ ihn deßhalb nach dem Unterricht in der Bürgerſchule, an der er ſelber lehrte, das Gymnaſium beſuchen. Eifrig trieb er ſeine vorgeſchriebenen Studien, aber er vervollkommnete und belebte ſie gleichſam durch ſeine eigenen Neigungen. Reiſeſchilderungen zu leſen bildete ſeine Freude; ſie verſetzten ihn in Gedanken nach fernen, fremden Ländern, zu wilden Völkern, auf wüſte Inſeln, auf das rauſchende Meer; in ſeiner Einbildung ſah er deutlicher wieder, wohin er ſchon durch die Bilderbibel verſetzt worden war; vertraut wurde er mehr und mehr mit Mohren und Indianern, mit Piraten und Seeſchiffen, als hätte er ſie leiblichen Auges geſehen. Ging er ſpazieren in den Wald nicht fern der Stadt, ſo tauchten ſie auf, die Helden ſeiner Knabenzeit:

„Die Einſamkeit
Des Tannenwalds durchzogen ſie mit dir,
Vaſallen ſchier.
Du führteſt ſie ſchweißtriefend und beſtaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Buſch und Walde traten ſie hervor;
Du ſprangſt empor
Vom moos'gen Stamm; da ſauſten ſie vorbei,
Ernſt mit dem Blei
Die Tiefe meſſend, Flaggen ſchüttelnd: — du
Rieſſt ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu."

Gedichte: Einem Dichtenden.

Was irgend vorkam, um das ſtille Städtchen ungewöhnlich zu beleben, es wirkte in einer ſchon ganz beſtimmt ſich äußernden Richtung ſeiner kindlichen Phantaſie. Kunſtreiter zogen einmal mit Trompetenſchall und Trommelklang auf, um ihre Vorſtellungen anzukündigen. Alles lief herzu, auch der junge Freiligrath.

„Da ſahn wir denn, das wir bisher gekannt
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!
Beim Himmel, dieſer Rennbahn Räume
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,
Speerſchwinger, Türken, ſchwarzer Augen Glühn,
Wiehernde Rappen und verhängte Zäume!"

Gedichte: Landrinette.

Die Lebhaftigkeit und sichtliche Begabung des Knaben erweckte das besondere Interesse des Archivraths Clostermeier in Detmold für ihn; er ertheilte ihm aus eigenem Vergnügen sprachlichen Unterricht und erläuterte ihm namentlich lateinische Sprüchwörter mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben für immer fest im Gedächtniß des Schülers blieben. Außerordentlich einflußreich auf die Logik seines Denkens, auf die treffende Behandlung der Sprache, auf die Feinheit und Kraft ihres Ausdrucks müssen diese Studien gewesen sein, und Freiligrath schätzte sie in dieser Beziehung auch so hoch, daß er die darüber geschriebenen Hefte sorgfältig bis in sein Alter aufbewahrte und sie gelegentlich wohl mit freudiger Dankbarkeit wieder durchblätterte. Eine tiefe anhängliche Liebe zu diesem Mentor blieb ihm überhaupt und er setzte ihm und seinen Verdiensten pietätvoll ein Denkmal in dem Gedicht, welches er 1875 für das „Album des Hermannsdenkmals und Teutoburger Waldes" beisteuerte. Clostermeier hatte in jener Zeit die Stelle, wo die zweite Schlacht Hermanns gegen Varus im teutoburger Walde geschlagen wurde und worauf jetzt das Kolossal-Denkmal des Cheruskerfürsten herniederschaut, wissenschaftlich festgestellt. Freiligrath wurde gleichsam der Zeuge auch dieser Art Studien:

„Gab mir Lehre so im Gehn,
Wies mir so die Gründ' und Höhn,
Denen die Schlacht und ihre Statt
Tapfer er gerettet hat.

Oder Streit's; hier oder dort!
Da sprach Er: Dies ist der Ort!
Hier die Schlacht, hier Teutoburg! —
Sprach's und schrieb's — und das schlug durch!"

Gedicht im Album des Hermannsdenkmals. Detmold 1875.

Vierzehnjährig war der Knabe damals und schon verstand er nun auch die tiefere Bedeutung solcher Studien in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Aufgewachsen war er, indeß die Luft noch bebte von den ausgetobten Wettern der napoleonischen Zeit. In Detmold hatte man die Schmach der Knechtschaft mit am lebhaftesten empfunden. Das kleine lippe'sche Fürstenthum war als Mitglied des Rheinbundes nicht viel mehr als eine Präfectur des französischen

Kaiſerreichs geweſen. Ringsum das Königreich Weſtfalen unter Jerome Bonaparte; der urdeutſche Weſtfalenſtamm unter dem caudiniſchen Joch des herrſchſüchtigen Korſen. Da rief ſolche Erniedrigung wohl das Andenken an diejenige wach, die einſt Roms allmächtige Legionen demſelben Volke bereitet, und zugleich damit auch das Gedächtniß an die befreiende That Hermanns achtzehn Jahrhunderte zuvor, die im teutoburger Walde in den zwei Varusſchlachten erfolgte. Mit dieſem auflebenden Andenken erſtarkte die Sehnſucht nach Freiheit, die Hoffnung auf eine neue nationale Wiedergeburt nach neuer ſchmachvoller Knechtſchaft.

Als Kind hatte Freiligrath von Patrioten-Lippen noch die Flüche auf den Bezwinger gehört, dieſe Seufzer um die Gegenwart, dieſe Rufe nach einer beſſeren Zukunft. Dann hatte der Rauſch der nationalen Erhebung ſeine Seele geſtreift. Das Volk in Waffen hatte er in dröhnenden Sturmmärſchen mit fliegenden Fahnen vorüberziehen ſehen, ein Volk der Rache, welches mit feurigen Liedern der Zuverſicht und des Siegesjubels ſich an die Ferſen der flüchtenden franzöſiſchen Legionen hing, um ſie über den deutſchen Rhein in unwiderſtehlicher Macht bis nach Paris zu werfen.

Dann war es Friede geworden. Der Siegesjubel verſtummte und die Hoffnungen der Nation wurden Enttäuſchungen. Nach einem Frühling gleich ein Winter! Es kamen für die Blutarbeit des Volks die Belohnungen auf den Kongreſſen von Karlsbad und Verona. Die Fremdherrſchaft war nicht mehr, aber überall im bundestäglichen Deutſchland die feindſelige Herrſchaft einer geiſtmordenden Reaction.

Noch konnte Freiligrath dieſe Ereigniſſe in ihrem Zuſammenhang nicht würdigen; aber er wurde doch von den Stimmungen berührt, die ſie hervorriefen. Die Jugend fühlt es, wenn in ihrer Zeit eine Idee nach Werden ringt. Die Jugend von damals war daher eine geborne Oppoſition gegen die beſtehende Ordnung und Freiligrath gehörte ihr an. Auf jenen Studiengängen mit Cloſtermeier erinnerten ihn die Erzählungen über die teutoburger Schlacht an die Befreiungsſchlachten von 1813 und 1815. Er lernte Deutſchland lieben, das deutſche Volk, deſſen Hoffnungen, deſſen Sehnſucht, und indeß er an die Enttäuſchungen, an die

Seufzer, an den Ingrimm über das neue nationale Elend sich gemahnt fühlte, flog seine Phantasie schon manchmal über die sonnendurchglühten Wüsten, über das Meer und über die Wunder der fernen Welt hinaus in das Traumland der Freiheit.

Eine andere, nicht minder zu beachtende Anregung brachte ihm, wenn auch erst als spätere Nachwirkung, Christian Grabbe, jenes andere Detmolder Kind, welches Freiligrath persönlich wohl bekannt war, ehe noch seine Dichtungen zu ihm gesprochen. Grabbe war neun Jahr älter als er, ein junger Mann als er noch Knabe. Nach seiner Studienzeit war er als Auditeur nach Detmold zurückgekehrt und hatte eine Tochter Clostermeier's geheirathet, der auch ihm sich stets als ein Gönner gezeigt. Schon dadurch trat ihm der Schützling desselben näher und die überkräftige Genialität Grabbe's mochte auch nicht ohne Reiz auf Freiligrath bleiben, der in seinem von Haus aus leidenschaftlich abenteuerlichen Sinn so viel Verwandtes mit ihm hatte.

„Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber."

Gedichte: Bei Grabbe's Tod.

Was Freiligrath während seiner Schulzeit in Detmold von diesen geheimen seelischen Beziehungen zu dem geistvollen, in seiner Lebensweise sich verwüstenden Mann noch nicht verstand, das kam ihm später desto mächtiger zur Erkenntniß, wie eben sein Gedicht auf Grabbe's 1836 erfolgten Tod beweist. Es waren zwei dämonische Dichternaturen, demselben kraftvollen Boden entstiegen; aber indeß Grabbe durch sein Genie sich in ungeheure Verirrungen und cynische Gereiztheiten verlor, sein wilder, titanischer Geist früh „die Form zerbrach", sollte Freiligrath dieselbe Kraft in die Banden rythmischer Schönheit schlagen und sie mit seinem ganzen Geistesleben in den vollkommensten künstlerischen Einklang setzen.

Nicht aber um eine Zukunft, wie sie wurde, sondern um solche wie sie werden sollte, sorgte nun sein Vater. An den Mitteln, den Sohn nach dessen Neigungen studiren zu lassen, fehlte es ihm

und wohl oder übel mußte sich Ferdinand in seinem sechszehnten Jahre entschließen, Kaufmann zu werden. Nach menschlicher Berechnung boten sich ihm in dieser Laufbahn die günstigsten Aussichten. Ein Bruder seiner verstorbenen Mutter lebte in Edinburgh als sehr wohlhabender Geschäftsmann und hatte sich bereit erklärt, seinen Neffen an Sohnes Statt anzunehmen und ihm Geschäft und Vermögen zu vererben, wenn er sich zu einem tüchtigen Kaufmann ausbilden würde. Unter solchen Umständen konnte man nicht schwanken. Für eine angenehme und zweckentsprechende Lehre erbot sich überdies ein anderer Oheim, der in Soest ein kaufmännisches Geschäft betrieb und wo dem jungen Mann Muße genug gegeben werden sollte, sich nach seinen Neigungen mit Studien und besonders Sprachwissenschaften, für welche er außerordentliche Lust und Fähigkeit besaß, weiter zu beschäftigen. So ging es denn nach Soest in die Lehre.

Kräftig und groß war der schwarzlockige Jüngling, der sein Vaterhaus verließ, um nun den Weg zum vorgesteckten Ziele seines Lebens abzuschreiten. Aber das schnelle Wachsthum war auch nicht ohne bedenkliche Folgen für seine Gesundheit geblieben. Ein lästiger Husten ließ besorgen, daß die Lunge gefährlich angegriffen würde und der Arzt, den man um Rath fragte, verlangte deßhalb für den jungen Mann besondere Schonung auf Jahre hinaus. Isländischen Moosthee zu trinken wurde ebenfalls verordnet.

Und anläßlich dieses Getränkes reizte ihn die Wirkung desselben in der Zeit des ersten heftigen Anfalls der Krankheit zu dem Versuch seiner dichterischen Schwingen, wohl nicht zum ersten, doch sicherlich zum ersten Mal zu seiner innersten Befriedigung:

„Sechzehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz ich matt und krank;
Sieh, da senden mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.“ Gedichte: Moos-Thee.

In seiner Phantasie tauchte das ferne Island auf; er sah es von Eis umstarrt, mit schneebedeckten Bergen, aus deren Kegeln blutrothe Flammen mächt'ge Steine sprühten, glühende Lava hinunter in die Eisgefilde strömte. Eis und Feuer sah er mit einander, vom Wasser rings umgeben, in großartigem Kampf. Und

„Dorten wuchsen diese bittern
Flechten, wuchs dies herbe Kraut. —
Daß die kranke Brust gesunde,
Und sich freue neuer Kraft,
Biet ich träumerisch dem Munde
Ihren dunkelgrünen Saft.
Kühner fühl ich mich und stärker
Bei dem Lodern dieser Glut,
Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein genesend Blut."

Ein Ahnen überkam ihn, ein Hoffen. Dieser wunderbaren Insel möchte er gleichen, deren Pflanzensaft ihm neue Lebenskräfte geben sollte:

„Feuer lod're, Feuer zucke
Durch mich hin in wildem Kochen,
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke,
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen
Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und weiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faareer Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprüh'n und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen,
Siedend, zischend niederfallen."

Das Fieber einer Krankheit brachte ihm die Offenbarung seiner Zukunft, wie sie ihm vom Geschick bestimmt war und er formte in dieser Stunde kunstvoll den ersten Stein zu dem Bogen, der in stolzer Höhe und Pracht aufsteigen sollte. Noch zwischen Nebeln, aber zuversichtlich, sah der Knabe seinen Stern; wie Morgenschauer durchdrang es ihn und er grüßte das Licht, das ihm winkte.

2.

Kaufmann und Dichter.

Die Lehre beim Oheim in Soest war angenehm und Freiligrath versöhnte sich bald mit seinem Geschick. Er hatte daneben Gelegenheit genug, sich nach seinen Neigungen durch Lesen und Lernen, namentlich des Englischen, auszubilden und nach der prosaischen Arbeit des Tages Einkehr in seine Innenwelt zu halten. Ueberdies gestalteten sich die äußeren Verhältnisse binnen der nächsten Jahre für ihn so ungünstig, daß er mit erhöhtem Ernst auf eine praktische Thätigkeit für die Zukunft verwiesen wurde. Sein Vater, mißmuthig über ihm bereitete Zurücksetzungen, hatte den Lehrerstand in Detmold aufgegeben und den Antrag des Verwandten in Soest angenommen, in dessen erweitertes Fabrikgeschäft als Buchhalter einzutreten. Als es eben dazu gekommen, raffte ihn jedoch unvermuthet und noch in der Mitte seiner vierziger Lebensjahre der Tod dahin. Verwaist stand sein achtzehnjähriger Sohn, der fortan lediglich nur auf die Unterstützung seines soester Onkels und auf die Aussicht auf das Erbe in Edinburgh rechnen mußte.

Wohl drückte ihn dieser Schlag nieder, machte ihn ernst und mißmuthig; aber nichts desto weniger irrte seine Phantasie zügellos in die Weite und erquickte sich auf diesen Flügen nach der Einschirrung in das Joch der Tagesarbeit mit Ballen und Faß, Fakturen und Contobüchern. War er frei, so durchstreifte er wohl Sonntags an sonnigen Morgen den Wald; dann wurde sein Herz ihm weit, der Sinn ihm hell und die erwachende Poesie in seiner Brust zauberte ihm ihre Märchen:

„Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!“ Gedichte: Im Walde.

Ideal und Wirklichkeit deckten sich für ihn so wenig, daß er für das eine seine Phantasie, für die andere sein Pflichtgefühl gesondert und mit desto größerer Energie einsetzte. Da war denn der „Dichtung Flamme" ihm wohl manchmal ein „Fluch" und es kam auch über ihn die Qual des Dichters, der aus den Träumen vom Himmel zur nüchternen Erdenmenschlichkeit erwacht. „Gott, warum gabst du mir Lieder?" so entrang es sich solchen trüben, peinvollen Stimmungen:

„Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern."

Als seine glücklichsten Stunden mußte er sicherlich denn solche preisen, in denen ein irgendwie empfangener Eindruck sich in einem gelungenen dichterischen Ausdruck austönte. So war es unzweifelhaft nach der Lecture der Raumer'schen Geschichte der Hohenstaufen, die damals gerade eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte, daß Freiligrath 1829 seine Phantasie über „Barbarossa's erstes Erwachen" mit der eingewobenen Schilderung von der Enthauptung Konradins in Neapel dichterisch gestaltete. Es bezeugt dies die erste Anregung mehr politischer Art, die der Jüngling erhielt und die zum Ausdruck zu bringen ihn drängte; es führt dies auch auf den Anfang der feinen Beziehungen, welche Freiligraths zart empfindsame Natur zu den gährenden Gefühlen im deutschen Volke finden sollte. Die Begeisterung für die Hohenstaufen-Geschichte in Deutschland entstand aus der dumpf brütenden Sehnsucht nach einer Wiederkehr nationaler Macht und Größe; jenes Gedicht Freiligraths gab in noch dunklem Ahnen dieselbe Stimmung zurück.

Um dieselbe Zeit folgten sich schnell die leuchtenden Wetter rings um das in Starrkrampf liegende Deutschland. In Griechenland wogte der revolutionäre Kampf gegen die Türken, auf welchen mit höchster Theilnahme die Augen aller derer gerichtet waren, die den Triumph der Freiheit, wo es sei, als den Aufgang der erwarteten neuen, besseren Zeit für Alle erkannten. Dann stürzte in Frankreich der Thron der Bourbonen zusammen, in demselben Augenblick, da französische Truppen die Fahne auf der eroberten Kasbah

von Algier aufpflanzten. In Belgien erhob sich das Volk mit dem Ruf nach Freiheit, in Polen schlug die Verzweiflung einer verröchelnden Nation ihren Todeskampf gegen die Russen; in Spanien, in Italien begannen die nationalen Vulkane ihre inneren Feuer herauszuschleudern. Europa zitterte vor Spannung und Erwartung. Deutschland regte sich, eine Bewegung der Geister fand statt, welche im geheimnißvollen Drange den neuen Zielen der Völker zuströmte.

Der junge Mann, selbst ein Vulkan, der ausbrechen wollte, fühlte das Wehen der neuen Zeit, sah das Aufleuchten des neuen Völkergeistes. Im eigenen Innern wuchs die Gährung, wie sie überall in der alten Welt ihre drohende Steigerung erhielt. Noch unbewußt, wohin und wie der Ausbruch erfolgen würde, tönt doch schon das Grollen seiner aufgeregten Natur aus den Gedichten, die er damals für sich im stillen Kämmerlein schrieb, oder jene todessehnsüchtige Resignation eines stürmischen Charakters, der sich mit unlöslichen Banden gefesselt sieht, indeß ringsum der Aufbruch zu befreienden Thaten erfolgt. Wir heben das Gedicht „Der Scheik am Sinai" (1830) hervor, welches die Verbindung der nach dem Orient gewandten Phantasie des jungen Mannes mit dem Ereigniß der Eroberung von Algier in glücklichem Wurf darstellt und Ludwig Philipps dabei in den Schlußworten des Scheiks, der statt Napoleons dieses neuen Königs Bildniß auf dem Goldstück sieht, ironisch erwähnt:

„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

Ebenso das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" (1831):

„Will Er in lichten Flammenbränden,
Von seiner Felsenburg herab
Aufs neue seinen Geist aussenden,
Wie er ihn Christi Jüngern gab?
Woher die Gluth, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie sich ein Mantel weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder schmiegt?"

Und jene Resignation kennzeichnend die Schlußverse von dem elegievollen Stimmungsbild der rastenden Wallfahrer in der Wüste in „Nebo" (1830):

„Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf."

So jung, so tief bewegt, so voll ihn verzehrenden Feuers und reicher Phantasie — wie anders konnte es sein, als daß sich Freiligrath fortsehnte aus dem stillen, kleinbürgerlichen, im gewohnten Geleise abrollenden Leben in Soest? Gewaltiger, immer gewaltiger wurde jener unzähmbare Drang. Fort, nur fort, wo seine Seele sich aufthun und in vollen Zügen athmen konnte!

Die Lehrzeit war zu Ende, in Amsterdam bot sich eine gute Stelle: da war Meer und buntes Hafenleben, da zogen Schiffe ein und aus, kamen von fernen Welten und gingen wieder dahin. Da war Raum zum Flug seiner Phantasie, Freiheit zum Schweifen und Stürmen. So reiste er denn, neuen Hoffens, neuen Lebens voll, im Jahre 1831 nach der holländischen Seestadt, ein Handlungsdiener, der die Welt eines Dichters in seinem Busen trug.

Ja, wie er geträumet, so übten in Wahrheit die neuen Eindrücke auf ihn eine schöpferische Wirkung. Er sah das Meer, den Gegenstand so langer Sehnsucht, und es berauschte ihn; er lebte und entzückte sich in dessen Anblick, er belauschte es und suchte ihm die Geheimnisse abzufordern:

„So hast du meinem Blick dein Innres aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß sie meine Lieder schmücke." Gedichte: An das Meer.

Seine Phantasie begann ihr hundertfaches Zauberwerk. Sie zeigte ihm versunkene Städte auf dem Meeresgrund, wenn er auf leichtem Nachen durch die Wogen fuhr (Meerfahrt), oder die Todten, die seit unendlichen Zeiten dort ihr nasses Grab gefunden (Die

Todten im Meere); sie ließ vor ihm die fabelhaften Ungeheuer der Kraken und Meerkolken erscheinen (Meersabel), oder, am Ufer des holländischen Seebades Zandvoort dahinstreifend, versetzte sie ihn durch den Anblick eines von Fischern angebrachten Walfisches oder Robben in die nordische Heimathregion desselben und er wünschte sich dahin,

. . . . . wo das Meer und die Welt ein Ende nimmt!
Wo krachend in der Finsterniß der Eispalast des Winters schwimmt.
Ich wollt', ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert und stieße mir
Das jäh gezuckte durch die Brust; so stürb' ich wenigstens nicht hier!"

Gedichte: Leviathan.

Gespenstische Geister beschwor er, wie ihr Meister, aus den Wassertiefen und selbst ein nur gemalter Schiffbruch erhob ihn in phantastische Regionen, so daß es ihm schien, als sei sein Antlitz, wie es die frischen Farben des Gemäldes ihm zurückwarfen, das des Gebieters des Sturms darauf (Vor einem Gemälde).

Alles, seine Geisteswiege, seine innere Erweckung, seine Leidenschaft, seine Schmerzenssehnsucht, wurde ihm das Meer:

„Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß
Und über Haiden bin geritten.
Sie ruhn im Meer, im Meere ruht
Mein Lieb, mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jetzt schießt die Fluth,
So schießen mir ins Auge Thränen." Gedichte: Sandlieder.

Er beneidet die Tanne, die als Mastbaum auf der Fregatte ragte und die ihm nun auf ihren Fahrten, wo sie „Meerkönige thronen sah", von ihrer Waldheimath sang:

„O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!" Gedichte: Die Tanne.

Dann der Anblick der großen Seeschiffe, des Mastenwaldes und fremdartigen Treibens im Hafen! Er begrüßte jene, wenn sie nach langer Fahrt endlich zurückkehrten und nun vor ihm gleichsam aus-

luden, was sie mit heimgebracht (Florida of Boston). So erschien ihm eins als der Träger des jungen Mai, des „südlichen Gesellen", den es zum Norden getragen (Die Amphitrite), so riefen die Kopfbilder am Bug anderer ihm die Szene einer Art von Völkerkongreß auf (Die Schiffe). Und auf die absegelnden schiffte er heimlich dann wieder seine Phantasie mit ein, verfolgte in Gedanken ihren Lauf, sah die wüsten Inseln, die Küsten und wilden Völker, wohin sie demnächst kommen sollten, ließ sie dahin aus Deutschland „Liederkronen auf der Fluth Gezisch" entführen (Einem Ziehenden). Auswanderer sah er den letzten Abschied nehmen; er gedachte ihres Geschickes, ihrer Zukunft, ihrer Schwarzwald-Heimath:

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!"

Wehmüthig ergriffen, sandte er ihnen, deren Heimweh ihm vorschwebte, seinen Dichtergruß nach:

. . . . . Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais." Gedichte: Die Auswanderer.

Diesen Anregungen entwuchsen auch Arbeiten wie „Heinrich der Seefahrer" und „Piratenromanze", in denen die lyrischen Stimmungen sich mehr zu epischem Inhalte verdichten. Es war das Abenteuerliche, das Wildromantische, auch des Furchtbaren und Schauerlichen, in denen seine erhitzte Einbildungskraft sich auszutoben liebte.

Aus dem Leben der Seestadt traten ihm dann vor Allen auch die Figuren fremder Völkerschaften als die anregendsten entgegen. „Die Griechin auf der Messe" versetzte ihn in deren Vaterland, wo die Wohlgerüche der Levante wehn, und er träumte ihre Erinnerungen daran nach. Ein Neger, der Schlittschuh auf dem Eise lief, machte, wie vordem in einem Cirkus, in ihm Vorstellungen vom früheren Leben desselben in der Wüste lebendig. Nord und Süd, Wirklichkeit und Phantastisches derart in Berührung zu

setzen, daraus Funken sprühen zu lassen, reizte mehr und mehr sein romantisches Gelüst. Neue Gebiete, wie sie diesem Reiz entsprachen, erschlossen sich ihm damit: Afrika und die Wüste, Asien und der märchenhafte Orient. So entstanden die feurigen Schilderungen ähnlich dem „Mohrenfürsten": „Am Kongo", „Afrikanische Huldigung", der „Löwenritt"; so die vom „Taumelmohn des Ostens" durchsättigten Lieder „Unter den Palmen", „Gesicht des Reisenden", „Die seidene Schnur", „Der Wecker in der Wüste". Mit Herz und Seele ging er in diesen Phantasien auf, die er sich ohne jeden Eindruck von Gesehenem und Erlebten bildete; so sehr umfing ihn namentlich der asiatisch-türkische Spuk, daß er selbst auf einer Fahrt im Eilwagen im Sommer 1832 inmitten der Prosa der niederländischen Landschaft durch die wehenden Schweife der Postpferde in eine Träumerei von stolzen Paschas gewiegt wurde, denen, wie ihm, „fliegt vierfaches Schweifgeroll" (Vier Roßschweife).

Nichts naheliegender, als daß diese Träume zu Märchen wurden und der junge Kaufmann sich seine Einbildung zu einer Scheherezade machte. Eine fast weichliche Ueppigkeit von orientalischem narkotischen Duft durchzogen, löste die erste wilde Glut ab, mit der die ihm aus dem Meer aufgetauchten Kraftgestalten ihn erfüllt hatten. Es war das schöne Märchen „Der Blumen Rache", welches aus solchem träumerischen Hindämmern seiner Seele hervorging.

In dem kreisenden Wirbelspiel seiner phantastischen Empfänglichkeit, das vom Zartesten zum Dämonischen, vom Wildesten zum Schmeichelnden überging, verschwand keine dieser Farben, sondern sie vermischten sich fort und fort und ließen ein immer neues und blendenderes Kolorit der Malereien entstehen. In alle Weiten schweifte sein Sinn mit beutegieriger Hast und schon begann auch das elektrische Funkensprühen, welches bei ihm die Reflexion in Berührung mit der Poesie hervorbrachte.

Wie nach Afrika's Wüsten und nach dem alten Traumland der Khalifen, so entführte ihn seine Phantasie auch nach den Prärien der Indianer in Amerika (Der Tod des Führers). Dort, wo die Natur noch unverfälscht, ergötzte sich sein Geist an den Zuständen der Wildniß. Es war, als wenn er sich abgewendet

halten wollte von der Wirklichkeit, in der er lebte, als wenn er in die fernen Wüsten und Wälder, zu Palmen und Hottentottenkralen, zu Löwen und Wilden, aus einem Instinkt nach Freiheit sich versetzte. Das Ideal tauchte auf wie ein Stern und stand noch fern in der Wildniß der unentweihten Natur und ihrer Geschöpfe; wie ein Aufblick war es nach den schwelgerischen Phantasien von orientalischer Pracht, von Kronen und Sultanen, wie ein Aufblick, bei welchem er plötzlich von ernüchternden Gedanken noch mitten im Träumen überrascht wurde. In „Anduban" hat man ein erstes Beispiel davon. Er feierte den Mississippi-Indianer als den freien Mann, weil er von Europa's Civilisation noch nicht berührt worden:

„In den Wäldern, in der Oede,
Die der Thoren Ruhm: Kultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freuteſt du dich der Natur."

Er sah ihn in dem Kampf dagegen schließlich doch erliegen und diese Gewißheit erfüllte ihn mit Bitterkeit:

„Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?" (Gedichte: Anduban.

So mächtig zog es ihn in diesem instinktiven Gefühl für Freiheit fort aus der Welt der Kultur in solche Wildniß, daß er sich selbst als unter den Indianern lebend und dort am Heimweh sterbend in dem umfänglichen Bruchstück „Der ausgewanderte Dichter" schilderte.

Dazwischen brach immer stürmischer eine kampflustige Stimmung in ihm hervor. Der Kaufmann in der friedlichen Handelsstadt gefiel sich in Schilderung kriegerischer Szenen, in Phantasien von Schlachten, wehenden Feldzeichen, wilden Seegefechten. Dahin gehören u. A. die Bearbeitungen niederländischer Balladen: „Eine Geusenwacht", „Der Wassergeuse", „Lieve Heere" und das muntere Lied nach „Prinz Eugen". Er selbst sehnte sich nach Kriegsfahrten und zwar in der Romantik fremder, orientalischer Rüstung:

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand."

Gedichte: Wär' ich im Bann.

Im „Schwertfeger von Damascus" besang er begeistert den krummen Säbel, den dieser geschmiedet, weil er in der Schlacht vom Khalifen selber geführt werden würde:

„Dann zuckst du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am rothen Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet —
Aus meiner Esse stammt sie her!"

In der wilden, bacchantischen Phantasie „Fieber", in der er sich in einer Schlacht mit dem Tod versetzt sah, rang sich der Kriegsruf von ihm ab:

„Erschallt, Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmschweife, flattert! Mörser, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!"

Und nicht nur Worte waren es ohne weitere Bedeutung — nein, diese Stimmung gab seinen poetischen Schöpfungen wieder eine neue Färbung, einen energievollen Charakter. Die wilden Rythmen schlossen sich klirrend zu Schlachtlinien, aus denen kriegerischer Klang, rauschende Janitscharenmusik, Trometenstöße ertönten. Im dröhnenden Takt, den damit viele seiner Lieder gewannen, brausten sie wie Sturmmärsche. Ein Instinkt nach Freiheit, ein Instinkt nach Kampf, nach einer That, um dem leidenschaftlichen Schlag des Herzens genug zu thun — sie feuerten den Dichter an und ließen ihn auch schon fragenden Blicks sich umschaun, wie seine Phantasien sich gegen die Wirklichkeit verhalten.

Vorwurfsvoll stand er dann zuweilen inmitten dieser Jagd in die Zonen der Wildniß und des Orients, inmitten dieses phantastischen Sturmlaufens, still, und sagte sich:

„Du wandelst, wie ein Mann, der träumt!"

Er hörte, daß man ihn anklagte, für das Nächste, für das Heimische kein Interesse zu haben:

„Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!"

Aber noch vermochte er sich dem süßen Zauber, in Phantasien sich dem wirklichen Leben zu entrücken, nicht zu entziehen:

„O, könnt ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versengte Halme
Wall ich der Wüste dürren Pfad:
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

(Gedichte: Meine Stoffe.

Wie sich selber mahnend an eines anderen Dichters Wort, daß Niemand ungestraft unter Palmen wandele, riß er sich dann wieder empor aus diesem wonnigen Brüten, in neuen Vorwürfen sich auklagend, daß

„Auf's Neue ließ ein Jahr ich ungenossen fliehn;
Und, ach! ich merk es erst, da jetzo sein Verziehn
Mir schauert durch die Brust."

Sündhaft erschien ihm nun, womit er träumerisch, wie seit vier Jahren, auch wieder das letzte seines Aufenthalts in Amsterdam verbracht:

„Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenspürer;
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ocean.

Ich sah der Wüste Brand und ihrer Körner Dürsten.
Versprengt von ihrer Schaar sah ich Normadenfürsten;
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie schauten grimmig aus nach einer Karawane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachschleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen:
Den Flamberg in der Faust erstürmt ich Mauerkronen —
Gewieher und Geschnauf!
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbefleckt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf."

(Gedichte: Im Herbst.

In magiſcher Gewalt hielten ihn nach wie vor dieſe Bilder; aber dennoch horchte er immer ſinnender dem Echo des vernommenen Rufs:

„Es rüttelt mich: Wach auf, kehr ein im eignen Hauſe!
Du Sinnender, beſinne dich!"

Die Zauberlichter verſchwanden, die Fata Morgana verfloſſen, in Nebel hüllte ſich Wüſte und Palmenhain, Prärie und Meer. Eine Sonne ging ihm auf, die ſeinen Augen einen neuen, lichten, weitgezogenen Horizont zeigte, und wie erwachend, wie ſie grüßend, wie das Kommen einer neuen Zeit, für ſich und für die Menſchheit, ahnend, rief er aus:

„Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unſ're Saat!
Es iſt kein Traum, was ich geſprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich ſah ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube feſt an ſeine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare
Und nimmer kehren wird die Nacht!"

(Gedichte: Cannerſpruch. (1835.)

Bei einem ſo tief fühlenden Dichter, wie Freiligrath, der einen ſo bedeutungsvollen Eindruck auf die Nation gewinnen ſollte, konnten die verſchiedenen Phaſen ſeiner poetiſchen Entwickelung keine zufälligen ſein. Der Romantiker, der von ſechszehn bis zu ſechsundzwanzig Jahren eine ganze Welt in Bildern geſchaffen, der aus der Idylle des Cheruskerwaldes ſich beſeeligt auf das unermeßliche Meer begeben, in Gedanken drei fremde Welttheile durchſchweift, um endlich ſtutzend auf die realen, nüchternen Dinge um ſich her zu blicken — der mußte einen in ſeiner Natur bedingten Prozeß durchgemacht haben. Aus der Wirkung, die er mit ſeinen Gedichten ausübte, wird ſich deßhalb die Urſache, aus denen ſie entſtanden, weiter erklären laſſen.

3.

Erste Vorbeeren.

Die deutsche Presse war in den 1830er Jahren über lokale Beziehungen hinaus noch sehr unbedeutend; der schönen Literatur vollends huldigte sie so gut wie gar nicht. Die Dichter, welche ihre neuesten Arbeiten in die gebildete Lesewelt mit Erfolg einführen wollten, waren entweder auf die Herausgabe derselben in Buchform angewiesen, oder aber auf deren Veröffentlichung in den verschiedenen Taschenbüchern und Almanachen, die damals einer großen Beliebtheit, wie später die Kalender, sich erfreuten. Am meisten unter diesen ragte damals der „Deutsche Musen-Almanach" hervor, der von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab zusammen herausgegeben wurde und den Vereinigungspunkt der besten poetischen Kräfte jener Zeit bildete. In ihm erschienen im Jahrgange von 1835 die ersten gedruckten Gedichte von Freiligrath: „Moosthee", der „Löwenritt", „Scipio" und „Anno domini". Er hatte sie ursprünglich an Langewiesche in Barmen für dessen „Lies mich" eingesandt; da dies Jahrbuch indessen nicht weiter erschien, ließ Langewiesche die Gedichte an Chamisso gelangen, der auch nicht minder ihren Werth sogleich erkannte.*) Hohes Ansehen als literarische Zeitschrift genoß auch das von der Cotta'schen Buchhandlung herausgegebene „Morgenblatt" in Stuttgart. Im Jahrgang von 1835 desselben veröffentlichte Freiligrath die Gedichte: „An das Meer" und „Schiffbruch"; zugleich auch andere sowohl in der Soester wie Barmer Zeitung und in Eduard Duller's eben gegründetem „Phönix".

*) Barmer Zeitung 1876, Nr. 83 Festrede von Ritterhaus.

Dieſe Veröffentlichungen riefen ſogleich in der literariſchen Welt wie in den gebildeten Kreiſen, zu denen namentlich jene Sammlungen ſprachen, ein ungewöhnliches Aufſehen hervor. Chamiſſo ſelber begrüßte in dem jungen Kaufmann eine originelle, große Zukunft verſprechende Dichterkraft; er warnte ihn zwar vor der Neigung zum Gräßlichen, gab ihm aber doch gleich auf die erſte Bekanntſchaft mit ſeinem Talent einen Platz inmitten der Tafelrunde, an welcher er als ein gefeierter Patriarch mit den bedeutendſten der zeitgenöſſiſchen poetiſchen Geiſter zuſammen ſaß.

Der Grund des ſchnellen und durchſchlagenden Erfolgs mit dieſen Gedichten lag zunächſt in dem beſtrickenden Reiz der neuen Szenerie, die Freiligrath in ſo blendender Farbenpracht vorführte, und in der neuen, kecken, üppig quellenden Rythmen-Sprache, „deren Saum fremde Reime wirr umrankten.“ Eine Friſche, eine Leidenſchaft wehte aus dieſen eigenartig melodiöſen Liedern an, die erſt befremdend, dann berauſchend wirken mußte. Sie entführten mit Zaubermacht die Phantaſie in die Regionen des Polareiſes und der Tropen, ſie verſetzten durch die Plaſtik der Schilderungen inmitten der Wunder dieſer Zonen, und wie in ihnen die Geographie gleichſam dichteriſch in neuen Bildern verwerthet war, ſo überſtrömte ihre Poeſie auch Thiere und Menſchen fremder Art mit einer geſättigten, wunderbar wirkenden Gluth. Neue, ungekannte Ausdrücke, der Sprache jener fernen Völker oder auch der bisher unbeachteten Proſa in der Correſpondenz großer überſeeiſcher Kaufhäuſer entnommen, bildeten in Verbindung mit den gewohnten deutſchen Wörtern einen ſeltſamen, feſſelnden Gegenſatz; ſie belebten und verzierten die Sprache, ſie prägten ſich wie Begriffe ein, die man noch nicht gekannt und die man doch als eine Bereicherung freudig in ſich aufnahm. Eine andere Sprache, wie ſonſt von Dichtermund gehört, und dadurch auch andere, klirrendere Rythmen, eine wilde und doch einſchmeichelnde Melodik, eine hinreißende Phantaſie und eine feurige Beredſamkeit — gerade in jener Zeit, da überdies die neu erſtehenden Eiſenbahnen und die Dampfſchiffe die Phantaſien weithin über den Erdball lockten, war die mächtige Wirkung all dieſe Eigenſchaften enthaltender Dichtungen wohl erklärlich.

Im Bann einer verfolgungssüchtigen Polizeiwirthschaft seufzten die Geister in Deutschland nach einem erquickenden Ausblick. Seit der Bewegung, welche die Julirevolution in heftigeren Wellenschlägen hervorgebracht, war Alles wieder in dumpfes Hinbrüten versunken. Man wollte nichts mehr hoffen; man wollte nichts mehr von der eigenen Misere sehen und hören, wandte die Augen begehrlich nach außen hin und fürchtete ein Wort, welches auf die Zustände im eigenen Vaterland aufmerksam machte. Es war die Zeit der Demagogenriecherei und der Verfolgung der Jugend, der Studenten, der Schriftsteller, denen man Gedanken über Vaterland und Freiheit zutraute. Da kam es denn recht, wie Freiligrath sprach. Man sah Löwen und Giraffen in der Wüste, den Neger unter der Tropensonne, und in der Stimmung über das eigene geistige und nationale Elend war man auch empfänglich für die Sentimentalität, mit welcher Freiligrath zuweilen das Elend der äthiopischen Rasse, überhaupt das Schicksal der Geschöpfe in der freien Wildniß, vorführte. Alles dies bildete gleichsam eine Epopöe auf das Recht zur Freiheit, wie es die Natur ihren Wesen verliehen, und welches nur der Mensch sich stiehlt oder ihm entzogen wird. Wie ein Gefangener, dem plötzlich das vermauerte Fenster geöffnet wird, damit er weit, weit in die sonnenbeglänzte, ihm längst fremd gewordene Natur blicken und trunken darüber werden kann, so labte sich der gebildete Theil des deutschen Volks an allen diesen bilderprächtigen Phantasmagorien, die der neu erstandene Dichter auf einmal enthüllte.

Den wirkenden Mann inmitten seiner Zeit zu sehen, lehrt diese Zeit selber begreifen. Der Zug, dem Freiligrath folgte, indem er so weit in die Ferne schweifte, um seiner reichen Phantasie Genüge zu thun, war damals einem großen Theil der deutschen Poesie eigen. Goethe ruhte auf dem „westöstlichen Diwan" aus, um als des Todes harrender Greis in orientalischer Beschaulichkeit die letzten Lebensgenüsse zu suchen; Rückert, der einst „geharnischte Sonette" für Deutschlands Erhebung geschrieben, bot nur noch „östliche Rosen", Makamen und Sagen aus Indien und Araberland. Für das neue Griechenland, nicht für das enttäuschte Deutschland erklangen deutsche Harfen. Nach Osten schaute Alles,

als sei da einzig noch die Welt der Ideale, als sei da Morgenroth und im Westen lange, dämmerige Polarnacht. Angewidert floh Platen aus seinem deutschen Vaterland und suchte in Italien Trost in seiner Dichtung von den Abassiden. Dieser deutschen Traumwelt im Osten, diesem freiwilligen Exil, in welches die deutsche Bildung sich begeben, wußte Freiligrath nun neuen Reiz abzugewinnen, in ihm neue Gebiete und mit noch ungekanntem Treiben urwüchsiger Naturgeschöpfe zu erschließen.

Eine andere Richtung der deutschen Poesie, welcher Ludwig Tieck voranzog, hatte die Geister in die Romantik mittelalterlichen deutschen Lebens entführt, anfänglich mit dem Streben, die Nationalität wieder in ihrem ursprünglichen Kern zu erfassen. Es war dieselbe Scheu vor der Berührung mit den heimischen Dingen und Ideen, welche die umfassenden Griffe in den Literaturschatz der morgenländischen Völkerschaften that, die in der nationalen Vergangenheit Ersatz für den gemiedenen Geschichtsgeist der Gegenwart suchte. Aber nicht mehr und nicht länger zog die deutsche Nation in ihrem denkenden Theil Befriedigung daraus. Die Ideale, die man sich träumte, waren doch ganz andere, als wohin diese Romantiker zeigten; die Jugend zumal fand in diesem Märchenduft und in dieser Verschwommenheit aller Empfindungen nichts von dem, was sie für ihre dürstende Seele brauchte. Im Gegentheil, der politischen Reaction gewährte diese literarische Reaction einen Helfersdienst.

War denn aber nicht in den Stürmen der französischen Revolution eine neue Zeit geboren worden? War diese lebende Jugend denn nicht ihre erste Generation, der Ahnung voll, daß sie eine Mission der That habe? Die Ideen, die sie in ihrem Busen trug, eingehaucht von der neuen Zeit mit den blutigen Lippen und dem schwarzen Erinnyengelock quälten sich nach Entfaltung und konnten doch der Stickluft sich noch nicht entwinden. Daher denn die tiefe Unbefriedigtheit, die gelähmte Flugkraft der Seele, die Ermattung der Herzen, die Verdüsterung, in welcher die Sehnsucht befangen war.

Wie unter der unheimlichen, schwülen Ruhe vor dem Gewitter die Singvögel verstummen, so waren auch die schwäbischen Dichter still

mit ihrem weckenden, herzhaften deutschen Freiheitsgesang geworden. Der Romantiker des Mittelalters war man satt; die der Freiheits- und Vaterlandsliebe, Uhland voran, waren über die Gegenwart verdrossen.

Heinrich Heine hatte unter solchen Verhältnissen sein Glück sowohl durch die kosende Sentimentalität seiner Liebeslieder, wie auch durch den sprühenden Witz gemacht, mit dem er sein eigenes wie des deutschen Volkes Weh verspottete. Er machte sich über die Macht, die herrschte, und über die Ohnmacht der Beherrschten lustig und nicht nur, weil dies neu war, sondern auch weil es mit Keckheit und Oppositionsgeist geschah, fing er die Geister ein. Im Witz lag der Trost des Pessimismus und, ohne daß man sich Sorgen darüber machte, wie die Blasirtheit die Folge davon sein mußte, schlürfte man das süße Gift des Heine'schen Spottes. Für die Ernsteren, für die Gediegeneren, welche Zorn über das nationale Elend in sich trugen und denen der Tag der Vergeltung, der Abrechnung, der Erlösung aus unwürdigen Banden gewiß war, hatte Börne seinen Groll aus dem Exil in Paris erdröhnen lassen. Aber Börne, bedeutete er auch das Gewissen Deutschlands, war ein Denker und kein Dichter; er konnte erregen, doch er konnte die Herzen nicht erheben. Und das war es, was nöthig schien und wofür eine ungeheure Empfänglichkeit sich aufgesammelt hatte.

Deßhalb der große und schnell um sich greifende Erfolg der Freiligrath'schen Poesie. Seine Flucht in märchenhafte Fernen entsprach dem allgemeinen Widerwillen gegen Betrachtung der heimischen Zustände; seine farbenglühenden Bilder der verlangenden Phantasie; seine wollüstige Ueppigkeit der Erschlaffung der Geister; seine kriegerische Musik der kampffreudigen Begierde einer Gesellschaft, die nach ihrem Halt am Rande eines Sumpfes sich endlich wieder in Marsch setzen wollte; und seine Verherrlichung der Wildniß, wo noch die Freiheit der Natur existirte, genügte vorerst dem instinctiven Bedürfniß, welches die Freiheit als vorhandenes Ideal erschauen wollte. Etwas Geheimnißvolles tönte aus diesen Gedichten, was aufrüttelte und kräftigte, was wie Alarmruf klang und zu Thatenlust erweckte. Dadurch war es, daß Freiligrath alle gleichzeitigen Intelligenzen und dichterischen Talente

mit einem Stoß überholte und die sympathischen Anregungen zur begeisterten Ermuthigung eines großen, an sich irre gewordenen Volkes gab.

Auch wird man leicht erkennen können, daß die Werke anderer Dichter, sowohl bezüglich der Richtung seiner Phantasie, wie auch der Form, in die er sie brachte, bedeutenden Einfluß auf den jungen Mann geübt hatten. Zunächst führte ihn die Liebe zu Sprachstudien, der Eifer dafür, zur vertrauteren Bekanntschaft mit der englischen Literatur. Was anfänglich dem praktischen Zweck in seinem Kaufmannsberuf, der ihn ja früh nach England verwiesen hatte, dienen sollte, wurde unmerklich zu einem Mittel der Entfaltung seiner poetischen Natur. Er lernte vor Allem die poesievollen Volksgesänge von Robert Burns schätzen, dessen edle Anschauungen einer wahrhaft volksthümlichen Gestaltung des Nationallebens sich damit auf ihn übertrugen und dereinst in seinen tendenziösen Dichtungen bestimmter hervortreten sollten. Walter Scott nicht minder, der ihm den Trank aus den Quellen der alten Volksgesänge reichte, wirkte befruchtend auf seinen romantischen Sinn, der überall das Innerste des Volksthümlichen zu ergründen spähte. Durch das Studium des Französischen wurde er mit Victor Hugo bekannt und die mächtige Phantasie desselben, welche in grell beleuchteten Gestaltungen sich gefiel, die flammende Beredsamkeit, die Meisterschaft in kühner Behandlung der Sprache, regten Freiligrath's damit viel verwandte Neigungen zu ähnlichen Arbeiten an. Schon in Soest hatte er von diesen Dichtern treffliche Uebersetzungen gemacht, in Amsterdam besonders von Victor Hugo's „Dämmerungsgesängen", die 1836 auch als Bändchen bei Sauerländer in Frankfurt erschienen waren.

Von den deutschen Dichtern war es Chamisso's melodramatische Manier in Schilderung schauerlicher Nachtstücke, die in ihm gleichgestimmte Saiten anklingen ließ; Wilhelm Müller's Griechenlieder fesselten ihn um ihres werbenden, aufrufenden, philantropischen Inhalts willen; Uhland's, Schwab's und Justinus Kerner's Gedichte nährten seine patriotischen und herzinnigen Empfindungen. Grabbe's grübelnd faustisches Wesen, ebenso Lenau's, war ihm, der mit Energie den Blick nach Licht und vorwärts richtete, zwar

fremd; aber diese gährenden, wilden, qualvollen Naturen übten dennoch einen dämonischen Reiz auf ihn. Dem todten Landsmann Grabbe rief er bezeichnend dafür nach:

„. . . . . durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt."

Gedichte: Bei Grabbe's Tod.

An Lenau erinnert damals er sich schwermüthig, als dieser über's Meer nach Amerika gereist war:

„Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Gruß und Gesang. —"

Gedichte: Einem Ziehenden.

Bedeutender entschieden wirkte Platen's glänzende Rythmik und die ganze Art von dessen epischen Dichtungen, und auch dabei dessen verbitterte Liebe zu Deutschland, auf ihn ein. Man erinnere sich nur eines Platen'schen Gedichts, wie z. B. „das Grab im Busento":

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder."

Es hätte ebenso von Freiligrath gedichtet werden können, so tönt der feste Takt aus den Versen, so erfaßt und behandelt die Phantasie den Stoff. Auch verräth der Nachruf, den Freiligrath dem 1835 in Syrakus gestorbenen Dichter der „Abbassiden" gab, genug die innigen Beziehungen, die ihn zu diesem hingezogen:

„Daß er süß und ruhig schlumm're, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.
Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.
Und wie sonst auch man gerichtet, Alles jetzt wich diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.
Wüßt' er es! und, o vernähm' er über's Meer auch meine Klagen!
Fangt sie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sizilien sie zu tragen!
Dort am Ufer laßt sie tönen; meldet euch mit leisem Rauschen!
Der Verbannte dem Verbannten: gern wird euch der Todte lauschen!"

Gedichte: Odysseus. 1836.

Auf Platen iſt wohl auch die ungemeine Vorliebe zurückzuführen, die Freiligrath dem Versmaß des Alexandriners widmete, der ihm als eine bisher in der deutſchen Poeſie mißachtete und nur bei den Franzoſen für klaſſiſch gehaltene Form den Reiz der Neuheit und der Uebung in kunſtvollen, ſchallenden Sätzen gewährte. Er hat denn auch ſeine ausgeſprochene Abſicht, den Alexandriner wieder zu Ehren zu bringen, durch die Wirkung einer Anzahl ſeiner beſten Gedichte in dieſen Rythmen — wie „Der Schwertfeger von Damaskus", „Der Scheik am Sinai", „An das Meer", „Scipio", das großartig-ſchauervolle „Anno domini" — glänzend durchgeführt. Man hat einmal Freiligrath's Phantaſie mit einem feurigen Araberhengſte verglichen. Aber es iſt der Dichter ſelber, der dies Bild für ſeinen Alexandriner aufgeſtellt hat:

„Spring an, mein Wüſtenroß aus Alexandria!
Mein Wildling!"
„Vorwärts! laß tummeln dich von meiner ſichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — ſieh, wenn es dämmert, leuf'
Ich langſam feitwärts dich, und ſtreichle dich und tränk'
Dich läſſig in den großen Meeren." Gedichte: Der Alexandriner.

Es war nöthig, auf dieſe Umſtände hinzuweiſen, um zu erkennen, welche innige Fühlung Ferdinand Freiligrath auch mit den anderen Geiſtern ſeiner Zeit hatte. In dem großen Orcheſter der Dichtkunſt ließ er, wie Berthold Auerbach in einer Feſtrede 1867 ſich treffend ausdrückte, ein neues Inſtrument mit neuem Ton als ein „Mehrer des Klangreiches" erſchallen. Niemand iſt ja alleiniges Kind ſeiner Zeit; Einer ſteht an den Schultern des Andern; aber wo die Zeit einſchwenkt, macht ſie aus dem Einen einen Flügelmann.

4.

Am Rhein.

Im Jahre 1836 kam Freiligrath von Amſterdam nach Soeſt zurück, um einige Zeit in dem Hauſe des Verwandten zu bleiben, wo er ſeine Lehre durchgemacht, wo ihm allein noch der Reſt einer Familie verblieben. Am Grabe des ihm theuren Vaters, auf dem dortigen Friedhof ſuchte er die Erinnerungen an dieſen, an die in Detmold begrabene Mutter, an ſeine Kindheit auf. Sein weiches, dankbares Gemüth hatte in der ergreifenden, zart-innigen Todtenklage: „O lieb', ſo lang du lieben kannſt!“ dem tiefen Schmerz um den Verluſt des Vaters, bald nach deſſen Tode, Ausdruck gegeben (1830). Wie einen Nachruf hatte der Sohn als Dichter dieſem Manne, der ſeinen Genius wohl erkannte, ſein herrliches, unvergängliches Herzenslied gewidmet:

„O lieb', ſo lang du lieben kannſt!
O lieb', ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Dann knieſt du nieder an der Gruft,
Und birgſt die Augen, trüb und naß,
— Sie ſeh'n den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras“.

Zwiſchen den Garben: O lieb, ſo lang etc.

Die erſten Lorbeeren des anerkannten Dichters ſchmückten des jungen Mannes Haupt. Sinnend ſtand er vor dem ſchiefen Mauerthurm der Stadt, an den er einmal als Knabe in Manuſcript einen der erſten poetiſchen Verſuche, in welchem er ſich den Thurm aus Huldigung vor den ſoeſter Schönen verneigen läßt,

angeſchlagen*). Mancher anderen Anregung erinnerte er ſich, wie der zu ſeinem „Mohrenfürſten“, die dem Knaben auch hier durch ein Cirkustreiben entſtanden war und nun zu ſeinen Erfolgen ſo bedeutend beigetragen hatte. In dunkler Ahnung deſſen, was in ihm in ſchöpferiſcher Kraft ſchlummerte, war er fünf Jahre zuvor aus dem Geſchäft in Soeſt ausgezogen nach der niederländiſchen Seeſtadt. Nun er an dieſen Ort zurückgekehrt, fand er ſich wie an einem Scheidewege. Auf der einen Seite winkte ihm der Ruhm, auf der anderen die Einſicht. Gewiß hat er geſchwankt, wem er folgen ſoll, und wird mit dem Oheim, mit Freunden der Familie, darüber Raths gepflogen haben. Vom Ruhm zu leben, mußte als ſehr unſichere Ausſicht für die Zukunft erſcheinen; Kaufmann zu bleiben empfahl ſich allein in nüchterner Auffaſſung der Frage um die Exiſtenz, wiewohl die glänzende Hoffnung, in welcher Freiligrath einſt dieſen Beruf ergriffen, inzwiſchen zerronnen war. Der Oheim in Edinburgh hatte Bankerott gemacht; er konnte ſeinem Neffen weder Vermögen noch Stellung übertragen. Eine ſolche, ſeinen ſprachlichen Kenntniſſen und praktiſchen Erfahrungen entſprechend, bot ſich dafür auf dem Comptoir eines befreundeten Geſchäfts in Barmen dar. Anfangs des Jahres 1837 trat Freiligrath in dieſelbe ein.

Sein Dichtername hatte ſchon ſo hellen Klang, daß er an der neuen Stätte ſeines geſchäftlichen Wirkens ſogleich Verehrer, Gönner und mitſtrebende Genoſſen herbeizog. Nach der proſaiſchen und ihn ſichtlich niederdrückenden Arbeit am Contobuch und der kaufmänniſchen Correſpondenz, reichten ihm zur Entſchädigung die Poeſie und der Ruhm ihre Hände, um ihn in ein neues Leben voller Luft und Sonnenſchein, voller Blütenduft und ſeelenerquickendem Rauſch einzuführen. Er ſchloß anregende Freundſchaften und literariſche Verbindungen. Hatte er treulich ſeine Pflichten im Geſchäft erfüllt, ſo genoß er dann in vollen Zügen ſelbſtbewußter, gefeierter Jugendlichkeit die Freuden in den Kreiſen der Geiſtverwandten. Ein förmlicher „Freiligraths-Verein“ wurde gegründet, in dem die jungen Leute einmal wöchentlich des Abends ſich klaſſiſche Stücke,

*) Weſtfäliſche Zeitung 1876. Ende März.

namentlich Shakespeare'sche, mit vertheilten Rollen vorlasen. Hackländer, der als Kaufmann in Elberfeld ebenfalls poetischer Volontär war, gab sogar für diesen Freundeskreis eine besondere humoristische Zeitung heraus, die natürlich nicht die Censur passirt hatte. Dann lernte Freiligrath den Dichter Immermann in Düsseldorf kennen, der hier einen Mittelpunkt der rheinischen Poetenwelt bildete; er verbrüderte sich ferner mit dem jungen, geistvollen Referendar Matzerath in Köln, der dort als Geheimer Regierungsrath, hochverehrt von seinen Mitbürgern, sechs Tage nach dem Tode seines treuen Freundes und Genossen ihm ins Grab folgen sollte; er wurde der Freund von Pfarrius, der Lehrer in Köln war; von Simrock, der in Bonn seinen Studien lebte, vom jungen Wolfgang Müller von Königswinter am Rhein, der auf der dortigen Hochschule sich zum Arzt und zum Dichter ausbildete. Ein förmliches Wallfahrten von einer rheinischen Stadt in die andere brachte in den Ferienzeiten und bei festlichen Anlässen diese feurigen und sich anfeuernden Geister zusammen. Bald suchten die Freunde den Kaufmann Freiligrath in seiner Stube in der wupperfelder Kirchstraße von Barmen auf, um mit ihm zu plaudern, sich gegenseitig neue poetische Arbeiten vorzulesen und darüber die Herzen auszuschütten; bald wanderte dieser nach Bonn, oder Düsseldorf, oder Köln auf Gegenbesuch, um mit den lebensfrohen Sangesbrüdern beim funkelnden Wein zu zechen und zu singen. Einer gab dann dem Andern Nachtquartier, wie es sich machen ließ, um am frühen Morgen den Freund gleich wieder zur Stelle zu haben. So feierte Freiligrath zu Pfingsten 1838 das niederrheinische Musikfest in Köln. Aufgeregt durch die prächtige Musik, die er gehört, schloß man den Tag mit einer geselligen Zusammenkunft im „Marienbildchen". Die sonst so sanften, milden, gütigen Augen des Dichters der Wüstenbilder glänzten, seine schwarzen Haare flatterten ihm um das Haupt, sein Mund quoll über von Scherz und Lust und Frohsinn. In diesem ungebändigten Uebermuth verletzte er seinen Ringfinger an einem Glase, das Blut quoll hervor und er ergoß sich in lauter Späßen über das „Poetenblut", das kaum zu stillen war.

Ein ander Mal, im Winter, kam man in Bonn zusammen,

Freiligrath mit Matzerath, um mit Wolfgang Müller auf deſſen Zimmer den gewohnten Commers zu halten. Auch Simrock erſchien und andere geweckte Muſenſöhne. Es wurde Wein getrunken in großen Zügen und dabei wie immer geſungen. Müller beſonders regte durch ſein Guitarreſpiel an, womit er eine Menge ihm geläufiger alter, ſinniger Volkslieder begleitete. Auch die Anderen ſpendeten in dieſer Art das Beſte, was ſie hatten, ſo daß darüber die freundlichſten Erinnerungen in Allen zurückblieben und ſpäter oft noch dieſer „Volksliedernacht" gedacht wurde. In ihr wurde der Bund geſchloſſen, welcher unter den Fahnen Simrock's, Freiligrath's und Matzerath's die poetiſche rheiniſche Jugend in den nächſten Jahren ſammelte*).

Freiligrath vor Allen hatte beſten Grund, guter Dinge und hoffnungsſelig zu ſein. Er hatte ſeine im Muſen-Almanach, im Morgenblatt, im Phönix und anderwärts ſeither veröffentlichten Gedichte geſammelt und mit vielen anderen zur Herausgabe als Buch beſtimmt. Cotta ſelber hatte ihn durch einen ſchmeichelhaften Brief dazu aufgefordert und es iſt völlig irrig, daß es erſt Immermann's Vermittelung bedurft hätte, um ihn zur Uebernahme dieſer Gedichte in ſeinen berühmten Verlag zu beſtimmen. Schon während des Winters auf 1838 verließ in Folge deſſen Freiligrath auf Urlaub das Geſchäft in Barmen, um in Soeſt die Drucklegung in aller Muße zu beſorgen. Kaum waren dann die Gedichte in ihrem neuen Gewande erſchienen, als der außerordentliche Erfolg, mit dem ſie vom Publikum begrüßt wurden, einen glänzenden Beweis dafür lieferte, daß ſie nicht nur eine vorübergehende Wirkung gemacht, ſondern in Wahrheit einem noch immer vorhandenen Bedürfniß der Geiſter nach „ſtärkender Luftерſchütterung" entſprachen. Schnell folgte eine zweite Auflage der erſten, ſchnell eine dritte; der Name des Dichters erſcholl jetzt gefeiert aus Aller Munde; aus den literariſchen und engeren Kreiſen verbreitete ſich ſein Ruhm in die weiten des Volks; einzelne Verſe wurden populäre Ausſprüche; manche Gedichte wiederholte man aus Verliebtheit in ihren rythmiſchen Melodienreiz in den Familienzimmern wie an den Zechtiſchen der

*) Denkwürdigkeiten von W. Müller von Königswinter.

ſtudirenden Jugend. Getragen von dieſer mächtigen Woge ſeines Ruhmes, fühlte ſich der junge Dichter erklärlicher Weiſe wie der Erde und der irdiſchen Sorge entrückt; die Probe war außerdem gemacht, daß ihm ſein dichteriſches Talent klingenden Ertrag brachte, deſto mehr jedenfalls, je unbehinderter er es auch für dieſen Zweck einſetzen konnte. Kamen doch jetzt Anerbieten und Lockungen zu literariſchen Arbeiten genug, um ihm die allerletzten Bedenken zu benehmen, den Kaufmann zu verabſchieden und ganz im Dichter aufzugehen.

Voll war ihm der Kopf von Gedanken und Plänen, das Herz erfüllt von dem Wonnerauſch der im ſtrahlenden Morgenſonnenlicht des Ruhmes ihm leuchtenden Freiheit. Er fühlte ſich wachſen, zu einer Ueberkraft ſeiner Natur kommen — ein anderes Fieber, das des Ehrgeizes und höchſten Strebens, durchtobte ſein Blut.

Noch immer hatte er ſich bei ſeinen neuen dichteriſchen Arbeiten der alten Neigung für das Fremde und Bizarre, für Meer und Wüſte, Kriegslärm und orientaliſches Farbenſpiel hingegeben. So waren als ſolche Nachgeborene z. B. die Gedichte „Das Hoſpitalſchiff“, „In der Nordſee“ und „Ein Ritt“ entſtanden, und auch den unvollendet gebliebenen Cyklus „Klänge des Memnon“ darf man dieſer Familie als eins der reizvollſten Kinder zurechnen. Aber ſchon dies ſchlug die Augen auf, um dem Granitkoloß des egyptiſchen Memnonsbildes in der Wüſte ein höheres Lied abzufordern:

„Ich aber grüße dich in deiner Kraft und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einz'gen Worte: Licht!“

Unmerklich wob ſich dann in ſeine, auf den Orient gerichtete Phantaſie das eigene Mahnen an die deutſche Heimath, an das deutſche Volk ein, in deſſen Mitte er nun in lieblicher Landſchaft, umweht von Sympathien und Freundſchaft, den vollen ſchäumenden Becher des Lebens trank. Er ſah den gekreuzigten, ſeine Sterbensworte ſprechenden Chriſtus auf Golgatha bewacht auch von einem jener germaniſchen Krieger, die mit Hermann und Thusnelda kriegsgefangen wurden und in römiſche Dienſte hatten treten müſſen. Sinnvoll hob er das Bild durch die Worte an den römiſchen Legionär:

. . . . . Solltest du es sagen,
Daß dieser Jude hoch am Blutgerüst,
Daß dieser Deutsche, der sein Henker ist,
Hinfort vereint die Weltgeschichte tragen?"

Zwischen den Garben: Kreuzigung.

Dann, so wie er aufgehört hatte, im Kaufmannsgeschäft sich an diesen erträumten Bildern der Ferne phantastisch zu laben, wurde sein Auge von selbst empfänglicher für das Poetische der ihn umgebenden Wirklichkeit. Vom Drachenfels sah er beseligt auf den Rhein und gedachte der Sagen, die an seinen Ufern träumen . . .

„Was bin ich so bewegt! — was weht
Durch meine Brust ein sel'ges Ahnen?"

Zwischen den Garben: Auf dem Drachenfels.

Ja, der Rhein übte seinen vollen, mächtigen Zauber auf ihn; „in's Leben riß' ihn dieser Strand", gab ihm den „Handschlag" eines „Volkes frank und unverstellt", das „für sein Recht den Fuß beim Male hält."

Im Glück der neuen Hoffnungen für die neue Zukunft in literarischen Arbeiten durchstreifte er im Sommer 1839 Westfalen, sein Heimathsland, um Studien für das Prachtwerk des „malerischen und romantischen Westfalens" zu machen, zu dessen Abfassung ihn der Buchhändler Langewiesche in Barmen aufgefordert hatte. Da ging ihm ganz das Herz in Freude und Lust an dem Heimischen auf und er drückte sie in schönen Briefen an seine Barmer Freunde aus. Er wähnte sich ein Freigraf, der im Vehmgericht das Westfalenland zu richten unternehme . . . .

„Er that den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Thurmespforte,
In Burg und Klöster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jeden Kreuzweg drohend er die Worte:
Horch auf! — die Ladung! — du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!"

Zwischen den Garben: Freistuhl zu Dortmund.

Wie klar geworden seiner inneren Umwandlung rief er dann am Schluß dieses Gedichtes aus:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht!
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!"

Zum Herbst 1839 nahm er im stattlich am Rhein sich erhebenden Städtchen Unkel seine Wohnung als freier Schriftsteller. Dies Fleckchen Erde hatte ihm auf den Rheinfahrten als die rechte Heimstätte gefallen, wo er sich dem neuen Schaffen im deutschen Geiste hingeben wollte. In einem großen Hause unmittelbar am Strom nahm er sein Poetenstüblein, von dem aus er die herrliche Aussicht auf den Rhein und das Siebengebirge hatte. Glücklich und lebensfroh war er, wie noch niemals zuvor. Die Reize der schönen Natur lockten ihn nicht minder, wie das anachreontische Leben unter jungen Gesellen, die sein glänzender Name um ihn versammelte und die er nur zu gutherzig um sich duldete, wie Wolfgang Müller hervorhebt. Oft auch saß er mit ihnen

„ . . . tief bis in die Nacht hinein
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte Jeder seinen Scheppen Wein,
Und sah in's Glas und dachte seiner Lieben."

Zwischen den Garben: Die Rose.

Ging man Nachts dann oft mit feurigen Zungen heim, so stellte sich Freiligrath wohl nach seiner Gewohnheit hin, stemmte die Arme in die Seiten und rief mit seinem Lieblingsworte aus: „Trotzdem und alledem — wir sind doch ordentliche Kerle!"

Mit der Arbeit für das Buch über Westfalen kam er freilich nicht recht vorwärts. Er hatte die poesievollsten Briefe darüber schreiben können, aber prosaische Schilderungen waren ihm nicht geläufig. Er übertrug daher die Vollendung dieses Werkes seinem jungen Landsmann Levin Schücking, mit dem er Freundschaft geschlossen. Dagegen war ihm die Herausgabe eines rheinischen Jahrbuches gelungen und er hatte sich dafür mit Simrock und Matzerath vereinigt, wie für den einmaligen Versuch mit dem „Rheinischen Odeon" (Koblenz 1839) vorher mit J. Hub und A. Schnezler.

Zu einer anderen, besonders schönen Poetenthat feuerte ihn dann der erfolgte Einsturz des alten, denkwürdigen Schwibbogens der Ruine Rolandseck an. Er hatte die Weihnachtszeit in Soest verlebt und kam am 29. Dezember 1839 auf der Rückkehr nach Unkel an Rolandseck vorüber, wo er einem mitfahrenden Freunde den Bogen zeigen wollte. Gerade in der Nacht zuvor war derselbe eingestürzt und seine Trümmer machten auf Freiligrath einen desto ergreifenderen Eindruck. In begeisternden Versen*) forderte er zu Sammlungen auf, um das Bauwerk wiederherzustellen. Der Erfolg war der denkbar schmeichelhafteste für den Dichter; hunderte von Beweisen der Verehrung, die er genoß, kamen ihm dadurch zu Händen. Nicht der geringste darunter war, daß die Prinzeß Wilhelm von Preußen, die Besitzerin der Ruine, in deren Eigenthumsrecht der gefeierte „Rolandsknappe" durch diesen Aufruf unwissend einen Eingriff gethan, ihm alle Rechte seines Verdienstes ließ und für ihr Theil dafür die Schule im Dorfe Rolandseck reichlich beschenkte. In der That erhob sich noch im Sommer 1840 wieder der Rolandsbogen. Der Sohn Westfalens aber hatte sich damit für immer sein Bürgerrecht am Rhein erworben.

Unkel am Rhein wurde durch ihn in der That auch zu einem neuen Mittelpunkt der rheinischen Poetenwelt. Ein wiederholter Besuch in Köln zum Carneval erschloß viele neue Bekanntschaften, die dann im Frühjahr nach Unkel wallfahrteten. Der bonner Student Ganzhorn gehörte dazu, mit dem Freiligrath später noch die innigsten Familienbeziehungen nach dessen Heimath Württemberg hin unterhielt; ebenso Niklas Becker. Sein damals gedichtetes, dann viel gesungenes Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" entstand aus Anregung durch Matzerath, wurde in Unkel von Freiligrath und Simrock gesegnet und von dort der Trier'schen und Kölnischen Zeitung zur Veröffentlichung übersandt.**) Bekanntlich gab es der thatenlustigen Stimmung Deutschlands in Folge der von Frankreich her aufsteigenden Kriegsgefahr Ausdruck. Es führte derart Freiligrath, den Dichter des

*) Zwischen den Garben: Rolandseck und Baurede für Rolandseck.
**) Schwäbischer Merkur 1876, Nr. 75.

Orients, aus Anlaß der politiſchen orientaliſchen Frage an das Gebiet der deutſchen patriotiſchen Poeſie. Um dieſe Zeit, im April 1840, kam auch Hackländer nach Unkel, diesmal, um ſich dem Freunde ebenfalls als ein „der Proſa Stall“ des kaufmänniſchen Geſchäfts Entrückter, vorzuſtellen, der fortan als Schriftſteller ſein Glück machen wollte. Er war auf dem Wege nach Stuttgart, wo er es finden ſollte. Im ſonnerhellten Zimmer Freiligraths ſah er einen Blumenſtrauß in einem Glaſe mit weißem Wein gefüllt ſtehen. Das ſchien ihm beſonders glückliche Vorbedeutung und nicht wenig imponirte ihm dieſe Ueppigkeit, Wein ſtatt Waſſers den Blumen zur Nahrung zu geben.*)

Und dieſer Blumenſtrauß auf dem Arbeitstiſch des Sängers von Rolandseck — war er nicht ſchon das Mahnzeichen an die leidenſchaftliche Liebe, die inzwiſchen über ihn gekommen war und in welcher er eine neue Seligkeit durchkoſtete? Durch ſeinen Verkehr auch mit dem Sohn einer in Unkel wohnenden liebenswürdigen Familie war er in das Haus derſelben gekommen und dort einem jungen, großen, ſchlanken Mädchen mit braunen Haaren und braunen Augen begegnet. Es war Fräulein Ida, die feingebildete Tochter des Profeſſors Melos am Seminar zu Weimar, der auch mehrere pädagogiſche Schriften über Naturlehre und Geſchichte herausgegeben hat. Sie war als Kind in der berühmten thüringiſchen Muſenſtadt in enger Freundſchaft mit den Enkeln Goethe's aufgewachſen, dieſem ſelbſt ein Liebling, mit dem er geſcherzt und großväterlich geſpielt.**) Als Erzieherin hatte ſie dann längere Zeit ſich in Rußland aufgehalten und in gleicher Eigenſchaft lebte ſie nun in Unkel am Rhein. Ihr Weſen zog den Dichter ſo mächtig an, daß er im Ungeſtüm ſeiner feurigen Natur in Wonne und Schmerz dieſes Gefühls ſich verzehrte. Auch bei einer engliſchen Familie, die in Unkel wohnte, trafen ſich Beide, und ſie lernte in dieſen Begegnungen den ihr huldigenden Mann lieben, noch ehe ſie, ſelber poetiſch begabt, den Reiz ſeiner Lieder auf ſich hatte einwirken laſſen. Nun aber entſtrömte für ſie ſeinem Herzen

*) Gartenlaube, 1876, Nr. 14. Erinnerungen von Waldmüller.
**) J. W. (Julius Wolff) in der National-Ztg., 1876, Nr. 151.

das Herrlichste, was an Innigkeit sich einem Dichter entrungen. Feldblumen suchte er für sie am Ufer des Rheins in quälender Liebeslust und Sehnsucht:

„Wo zwei Augen braun über'n Strom hinschau'n —
O da möcht' ich fliegen, fliegen!"

„Knickte Zweig und Ast, knickte Blatt und Bast,
Ließ nicht ab vom wilden Rausen,
Bis die Hand zersetzt, und ich matt zuletzt
Mich in's Gras warf, zu verschnaufen."

Zwischen den Garben: Mit Unkraut.

Die Herzen, die sich für das Leben angehören sollten, hatten sich gefunden. Hoch und rein wölbte sich der Himmel in diesem neuen Sonnenglanz über den Dichter; in heiterem Liebeskosen verrauschten ihm die Tage; die ganze Naivetät seiner biederen und so zartbesaiteten Natur weihte er diesem Glück seines Lebens:

„Du hast genannt mich einen Vogelsteller: —
Als ob du selber keine Garne zogst!
O Gott, in deine Garne flog ich schneller
Und blinder ja, als du in meine flogst!

Sprich, hab' ich dich — sprich, hast du mich gefangen?
Du weißt es selbst nicht, du mein herz'ges Kind!
Wer kann denn sagen, wie es zugegangen,
Daß wir uns haben, daß wir Eins nun sind?"

Zwischen den Garben: Du hast genannt etc.

Im jubelnden Sang feierte er den Höhepunkt, den er erreicht, berauschte er sich in dem Jauchzen seiner Seele, in der dankbaren Rührung über die Zuversicht, welche ihm das Jawort der Geliebten bereitet:

„So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!"

Zwischen den Garben: Ruhe in der Geliebten.

Was nun auch noch? Auf, weit auf stand die Pforte in die glückliche Zukunft irdischen Daseins, die er einst in Träumen erschaut, und er zog nun ein in dieselbe mit den Kränzen des erworbenen Ruhmes, an der Hand die heißgeliebte Braut!

5.

Dichterfahrt.

Das Herz ſo voll, die Bruſt ſo weit, zog es Freiligrath mächtig zum Wandern in der ſommerlichen Ferienzeit, da Alles ſich hierhin und dorthin in die Berge zerſtreute. Auch ſeine Braut hatte Unkel verlaſſen und war in ihr elterliches Haus nach Weimar zurückgekehrt. Dort wollte Freiligrath ſie beſuchen, ſich ihrem Vater vorſtellen und dann Hochzeit mit ihr machen. Die Fahrt dahin beſchloß er über Schwaben zu unternehmen, wohin es ihn längſt gezogen hatte, um Uhland und Schwab, Karl Mayer und Kerner kennen zu lernen; überdies empfahl es ſich aus geſchäftlichen Intereſſen, in Stuttgart mit ſeinem Verleger Cotta perſönliche Rückſprache zu nehmen.

In leichter Reiſetracht, den Ränzel auf dem Rücken, ſo zog er heiteren Sinnes aus,

„Ein fahrender Poet:
Ein närriſcher Kerl in Knappentracht,
Der gern als Käppler geht!“

Zwiſchen den Garben: Köln und der Rhein.

Er wanderte dem Neckar zu, dorthin, wo die berühmte dichteriſche Freiſtatt Juſtinus Kerner's war: nach Weinsberg. Nach deſſen gaſtlichem Hauſe wallte ja fort und fort der Strom von Freunden, Verehrern und allerhand Beſuchern, Gelehrten, Künſtlern, Dichtern, Geiſterſehern und genialiſchen Frauen. Der ſinnige, joviale, gemüthvolle Juſtinus, der am Fuße der alten, ſagenberühmten Burgruine Weibertreu ſich einen reizenden Poetenſitz geſchaffen hatte, war wie ein Erzvater der deutſchen Literatur ange-

ſehen, den jeder aus dieſer Republik, wollte er gar in Schwaben gute Aufnahme finden, beſucht haben mußte.

Der liebenswürdigen Freundlichkeit ſeines Sohnes — Arzt und Dichter wie ſein Vater — und der deſſen Erbe würdig in Ehren hält, verdanke ich die humorvolle, lebensfriſche Schilderung des Beſuchs Freiligrath's bei Juſtinus Kerner und laſſe dieſelbe hier mit einigen nebenſächlichen Einſchaltungen folgen:

Es war am 7. Auguſt 1840, Vormittags elf Uhr, ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Hausstreppe entgegen und ſagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnſtube iſt einer, der ſagt, er ſei der Dichter Freiligrath aus Unkel.“

„Ach, der Freiligrath!“ rief ich erfreut und wollte ſchnell in's Zimmer.

„Wart' noch ein wenig,“ ſagte mein Vater, „haſt Du ſchon ein Bild von Freiligrath geſehen?

„Nein“, entgegnete ich.

„Haſt Du auch nicht gehört, wie er ausſieht?“

„Nein, aber ſeinen Gedichten nach ſtelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor.“

„Das iſt ja eben der Jammer,“ ſagte mein Vater, „der da drinnen ſieht gar nicht ſo aus und kommt mir durchaus nicht wie der Freiligrath vor und doch ſcheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu ſein und ich möchte ihm nicht Unrecht thun; fühle Du ihm einmal auf den Zahn!“

„Das will ich,“ ſagte ich, und muß hier hinzuſetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Beſucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war; er hatte in dieſer Beziehung manche böſe Erfahrung gemacht. Ich trat ein und mein Vater ſagte: „Freiligrath, hier iſt mein Theobald!“ Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich ſein Ausſehen auch etwas überraſchend und konnte ich mir den Zweifel meines Vaters an ſeiner Identität wohl erklären, ſo ſah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der ſich einen Scherz machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die

kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte, rothe Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätten einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm vom Leben am Rhein, von Bonn, Rolandseck, seinen Gedichten — über Alles äußerte er sich klar und unbefangen. „Er ists doch," flüsterte ich meinem Vater zu. Ein Fräulein Friederich (Tochter eines Predigers in Frankfurt) war bei uns zu Besuch und im Zimmer, als Freiligrath sich meinem Vater vorstellte. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sie die bei einem Backfisch wohl erklärliche, unaufhaltsame Anwandlung verspürte, davon zu eilen und aus ihrer Reisetasche ein schön gebundenes Album zu holen. Mit diesem trat sie jetzt glückstrahlend herein und stammelte an Freiligrath die Bitte, ihr einige Worte hineinzuschreiben. Zu anderer Zeit hätten wir es für unpassend gehalten, einem Dichter so schnell mit einem Album über den Hals zu kommen und an einer beißenden Bemerkung dagegen hätte es nicht gefehlt, so aber — ich muß mich dieser polizeilichen Schandthat anklagen — konnte ich nicht eilig genug ein Tintenzeug holen und es vor Freiligrath hinstellen. Dieser durchblätterte ruhig das Album, sagte bei einem Gedicht, das eine Institutsfreundin ohne Angabe des Autors hineingeschrieben hatte, mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Da ist ja auch ein Gedicht von mir!" tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit fester, geläufiger Kaufmannsschrift ein noch ungedrucktes, kurzes Gedicht ein. Jetzt müßten wir doch die verstocktesten Skeptiker gewesen sein, wenn wir länger im Zweifel verharrt hätten, und je eingehender wir mit Freiligrath sprachen, desto mehr schämten wir uns unsres Mißtrauens und trösteten uns nur damit, daß eigentlich nicht sein Aeußeres, sondern die für seinen Dichterruhm fast unglaubliche Bescheidenheit und anspruchslose, joviale Natürlichkeit daran Schuld war, daß wir nicht eine Berühmtheit wie Freiligrath in ihm vermutheten. In dieser Uhlandischen Einfachheit und Anspruchslosigkeit war selten ein Dichter erschienen; gar Viele trugen ihre Leyer wie einen Orden oder goldenen Kammerherrnschlüssel effektvoll zur Schau, strichen sich gedankenschwer über die Stirne, blitzten mit den Augen, verzogen weltschmerzlich den Mund, stellten sich ins gehörige Profil.

daß man unwillkürlich vor ihrer Dichtergröße heilige Schauer empfand, waren dabei nicht so ehrlich wie ein Schulmeister, der zu meinem Vater kam, bat etwas singen zu dürfen, sich ans Clavier setzte und mit näselnder Stimme ein zwölf Verse langes, selbstgedichtetes und selbstcomponirtes Lied sang, dessen Refrain immer lautete:

„Die Liebe nämlich ist
Ein Umstand, der uns sehr erfreut."

Dann trat er stolz wie Marquis Posa vor meinen Vater, reckte den Arm beschwörend aus und sagte: „Nicht wahr, ich bin ein Dichter?" Die Andern sagten es nicht, aber sie dachten es und wollten darnach behandelt sein. Lenau z. B. war keine halbe Stunde da, so wußten wir nicht allein schon, daß er ein Magyar war und aus edlerem Holze als andere Menschenkinder geschnitzt, sondern auch das Manuscript war längst hervorgezogen und wir Kinder mußten mäuschenstill sein, denn Lenau las und Zigeuner, schwarze Haidenbilder, Räuber und Weltschmerz folgten sich in ununterbrochenem Zuge, dabei ließ er hie und da gegen uns seine Augen dämonisch wetterleuchten, daß es uns ganz ängstlich und poseidonsichtenhainerlich zu Muthe ward. — Wie ganz anders Freiligrath! Hier keine Spur von Koketterie, kein schnelles theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, Alles nur unverfälschte Natürlichkeit, naturwüchsige Geradheit; die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten sprach, so kindlich und ungezwungen, daß man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen, inneren Schaffens, sondern es hätte sie ihm die Muße hinter seinem Rücken scherzend ins leichte Felleisen gesteckt, und er zeige den Andern nur schüchtern den seltsamen Fund. —

Bei Tisch ging es fröhlich zu; mein Vater beging die kleine Perfidie und vertraute Freiligrath an, der Theobald habe ihn Anfangs nicht für den Freiligrath gehalten, aber er habe es ihm gleich angesehen; auch Fräulein Friederich wurde wegen ihrer Albumsmanie geneckt und mein Vater erzählte, er habe viele Jahre lang Jedem ins Album geschrieben:

„Das Kreuz ist des Sternes Fundament."

Die Einen hätten es geleſen und ſich ſtumm verneigt, Andere ihm die Hand gedrückt und geſagt: „Wahr! ſehr wahr!“ endlich aber habe einer ihn gefragt: „Was verſtehen Sie eigentlich darunter, Herr Doktor?“ — „Ich, ich verſtehe gar nichts darunter,“ habe er verlegen geantwortet, „aber der Satz iſt ſo kurz und lautet ſchön.“ Nach dem Eſſen, wobei auch weiblich getrunken wurde, legten wir uns im Garten ins Gras und Freiligrath ſagte: „Hier iſt gut ſein!“ Nachmittags kam ein Fräulein von Gemmingen und von Rauch aus Heilbronn, die ſchmerzlich bedauerten, ihre goldverzierten Albums nicht bei ſich zu haben. Dann kam eine Kaufmannsfrau von Ulm nebſt Tochter, dann ein Herr von Bieland aus Holland und Abends zu großer Freude meines Vaters ſein alter Freund Miniſter von Wangenheim aus Gotha. (Auch Emma Niendorf, die jüngſt verſtorbene Frau von Succo, „der Anmuthstrampel“, war da.) Nach einem gemeinſchaftlichen Spaziergang auf die Weibertreu aßen wir im Schweizerhaus zu Nacht, Freiligrath, die Fräulein Friederich, die zwei Ulmer Damen, Wangenheim und ein penſionirter Cameralverwalter. Uhland nebſt Frau waren einige Tage vorher auf dem Rückweg von einer Rheinreiſe in Weinsberg geweſen und er hatte eine hohe, aus ſchwarz und weißem Roßhaar gewobene Sommerkappe hier gelaſſen. Nach Tiſch füllte ich einen großen Pokal aus grünem Glas, den einſt Eduard Duller meinem Vater geſchenkt hatte, mit gutem vierunddreißiger Wein und ſtatuirte, daß jeder der Anweſenden abwechſelnd die Uhlandsmütze aufſetzen, einen kräftigen Schluck aus dem Pokal nehmen und von dem magnetiſchen Einfluß der Mütze begeiſtert einen Reim ſprechen mußte. Freiligrath überſprudelte von Humor und Frohſinn und machte der Kappe alle Ehre, aber auch die Andern fühlten ſich, je öfter die Kappe an ſie kam, wunderbar gehoben und poetiſch angeregt; nur der Kameralverwalter behauptete, ſo oft auch die Kappe ihm aufgeſetzt und bis über die Ohren gezogen wurde, er fühle nichts, rein nichts und blieb ſtreng bei der Proſa, worüber wir andern Gottbegnadeten in wahre Wuthkrämpfe vor Lachen und Luſtigkeit verfielen. — Im Gartenhaus — nach dem Dichter Alexander von Württemberg, der oft dort übernachtete, das Alexanderhäuschen genannt, auch Lenau wohnte meiſt dort — hatte ich mein Quartier

und da wurde auch Freiligrath einlogirt. Es war ein Schäferleben, das wir führten; wir bummelten viel in der Gegend herum und waren auch in Heilbronn, wo wir in der „Traube“ mit meinem Freunde Karl Mayer (dem Sohn, der eben mit zwei geistlichen Herren beim Bier saß) und andern Studenten zusammentrafen — mit welchem Stolz sagte ich ihnen: „Hier ist Freiligrath!“ und er, der Berühmte, stand so bescheiden daneben! — Freiligrath war aber trotzdem auch fleißig, schrieb viel, namentlich in den Vormittagsstunden, zeigte mir Gedichte, aus dem Englischen übersetzt, und dichtete hier ein größeres Gedicht.

Als es zum Abschied kam, der uns schwer fiel, aber Freiligrath pressirte nach Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, gab ihm mein Vater mehrere Empfehlungsbriefe an Cotta, Graf Alexander, Hofrath Reinbeck u. s. w., küßte ihn herzlich und — gleichsam um mit einem Scherze über die Abschiedstrauer wegzukommen — zupfte er ihn am Ohr und sagte, mich mit unbeschreiblichem Humor anschauend: „Am Ende ists doch der Freiligrath!“ — Wie ich einst als Knabe (1821) einem vertriebenen Könige (Gustav von Schweden) das leichte Felleisen nach Heilbronn zu getragen hatte, so ließ ich mirs nicht nehmen, auch des jungen Dichterfürsten Freiligrath's Reiseränzchen mir umzuschnallen und wir wanderten zehn Uhr Morgens rüstig Heilbronn zu. Freiligrath, der auf der Reise nach Weinsberg in Heilbronn im „Falken“ übernachtet hatte, war dort mit einem Kaufmann zusammengetroffen, den er von Amsterdam aus kannte und hatte ihm versprochen, auf der Rückreise nach Stuttgart bei ihm zu Mittag zu speisen. Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Die Sonne brannte heiß, es dürstete uns nach einem kühlen Trunke und in Ermanglung dessen verlegten wir uns aufs Wünschen. „O hätten wir jetzt eine Flasche Riesling von der Weibertreu!“ seufzte ich.

„Ein guter Asmanshäuser wäre mir lieber!“ knurrte Freiligrath.

Aber keine gütige Fee erhörte uns und darüber wurden wir grandig und giftig und stritten uns über die Güte der Neckar- und Rheinweine. Ich als guter Schwabe und Partikularist, der noch wenig über seine Berge hinausgekommen war, glaubte, Besseres

als die Neckarweine gebe es, zumal bei so durstigem Wetter, nicht; er war voll des Lobs der Weine des Rheinlands.

„Nun laß uns nur nach Heilbronn kommen," sagte ich, „im Aktiengarten dort gibts eine gute Weinkarte, da wollen wir den Streit in natura ausfechten."

„Ja das wollen wir," rief Freiligrath kampfbegierig, und kaum saßen wir im Schatten der großen Linde des Aktiengartens, so begann unser Turnier. In rothen und weißen Farben ließen wir sie abwechselnd aufmarschiren, die edelsten Weine des Neckars und Rheins, und waren am Ende einig über das Lob des Schöpfers, der sie beide erschaffen, und so von ihnen begeistert, daß wir in fremden, dem Kellner völlig unverständlichen Zungen redeten. Der eine schob sich das Felleisen unter den schweren Kopf und legte sich auf die Bank, der andere daneben ins Gras und wir schliefen wie zwei, denen ein gesunder Schlaf recht noth thut. Als wir erwachten, stand die Sonne schon etwas schief am Himmel, von einem Besuch bei dem Kaufmann konnte keine Rede mehr sein, Freiligrath fuhr nach Stuttgart und ich schlenderte schlachtenmüd nach Weinsberg heim.

Einige Tage darauf kamen Briefe von Stuttgart. Ei! ei! der böse Freiligrath, was hatte er gethan? Die Neckar- und Rheinweine in ihm müssen unterwegs wieder Krieg miteinander angefangen haben; in Stuttgart mischten sich noch neue Alliirte in den Kampf — kurz, in später Nacht hatte er durch die Straßen der Hauptstadt (noch dazu die streng verbotene Cigarre im Munde) wie eine Amsel gesungen, was ihm eine Arretirung und unfreiwilligen Aufenthalt auf der Hauptwache zuzog. Vergebens protestirte er, berief sich auf seine Briefe an Cotta, Reinbeck, Graf Alexander und sagte, er sei der Dichter Freiligrath. Was Freiligrath! Die stuttgarter Wächter des Gesetzes glaubten ihm noch weniger als die friedlichen Weinsberger und hätten sie ihm auch geglaubt, was wußten sie von Freiligrath! (Nach einer anderen und verbürgten Version gab er sich für seinen Freund Hackländer aus, um schnell aus der lästigen Lage befreit zu werden.) Kurz, er mußte in der profaischen Gesellschaft ausharren bis an den lichten Morgen. Dann sandte er vom Gasthof (Hotel Marquardt)

den Brief meines Vaters an Hofrath Reinbeck mit der Entschuldigung, er sei noch zu müde von der Reise, werde jedoch Abends selbst kommen! —

„Freiligrath ist in Stuttgart! Freiligrath kommt heute Abend zu Reinbeck's!" wie ein Lauffeuer durchschwirrte es die ästhetischen Kreise Stuttgarts. Abends war natürlich großer Thee bei Reinbeck's und alte und junge Blaustrümpfe hatten sich daselbst in gespanntester Erwartung dessen, der da kommen sollte, versammelt; zwei Dutzend Album, in Sammet und Maroquin gekleidet, harrten ihrer schönsten Bestimmung. Aber es schlug acht Uhr, es schlug neun Uhr, der Theekessel brummte, die zarten Butterbrödchen krümmten sich vor Ungeduld — kein Freiligrath kam. Die Sache wurde bedenklich, man sandte zu ihm und — verhülle dein Haupt, o Muse! — welche Antwort brachte der Bediente?

„Einen schönen Gruß und er könne nicht kommen, er habe einen ganz abscheulichen Katzenjammer!"

„Ist das nicht unverzeihlich? wir sind noch ganz krank vor Alteration", lautete der Schluß eines Briefes darüber. Mein Vater lachte herzlich und sagte: „Der liebe Freiligrath! wäre er doch hier geblieben! Seine frische, deutsche Natur paßt nicht zu diesen chinesischen Theetrinkern!" — —

Während seines Aufenthalts in der württembergischen Hauptstadt gewann er sich durch die Schlichtheit und Bestimmtheit seines Charakters, durch die Treuherzigkeit und stille Innigkeit seines Wesens, die Herzen all derer, mit denen er dort oder auf Ausflügen in Umgang kam. Mit Schwab, Karl Mayer dem Vater, vor Allem aber mit dem einfachen, ängstlich bescheidenen Ludwig Uhland trat er fortan in die innigsten Freundschaftsbeziehungen, und in manch späterem Lied hat Freiligrath, wie von dem außerordentlich sympathischen Eindruck der malerischen Natur des Schwabenlandes, so auch von seiner Verehrung für Uhland Zeugniß abgelegt. Am geliebten Rhein erinnerte er sich, daß dort auch

. . . . . Die Woge mit dem Hort,
In dessen Strahl sich Uhlands Wimper sonnte."
Ein Glaubensbekenntniß: Ein Flecken am Rhein.

Und aus seinem langen Exil in London grüßte er, wie Karl

Mayer, ſo auch den kernhaften Mann und Sänger zu deſſen fünfundſiebzigſtem Geburtstage.*)

Auch hat der ſcharfe deutſche und freiheitliche Geiſt, der ihn in dieſer Atmoſphäre umwehte, unleugbar ſeine Innenwelt mächtig genug erregt, um dies als ein Moment für die fernere Entwicklung ſeiner dichteriſchen Thätigkeit beſonders hervorzuheben. Am Rhein entſchwand ihm das Traumland der Palmen, nach dem er vom Meerſtrand ausgelugt und in das er ſich „hineingeheimnißt“ hatte. Am Neckar erſtarkten die Keime der Freiheits- und Vaterlandsliebe, um den üppigſten Blüthenflor aus der Urkraft dieſes Gemüths hervorzuziehen. Als Freiligrath von der Dichterfahrt nach dem Rhein, nach Preußen, zurückkam, ſah er die Dinge um ſich her nicht mehr bloß mit dem Auge eines nach langer Abweſenheit in die ihm theuere Heimath Zurückgekehrten an, ſondern er prüfte den Grund ihres Weſens mit kritiſchem Blick. Die mächtigen Gemüthsbewegungen der letzten Zeit weckten die Inſtinkte, die in ihm geſchlummert, und ließen ſie allmählich zum Bewußtſein werden.

Einen großen Theil des Winters verlebte er darnach in Weimar im Hauſe ſeiner Braut und kehrte dann auf kurze Zeit nach dem Rhein zurück. Alle äußeren Verhältniſſe, um den Liebestraum ſeiner Seele zu verwirklichen, wurden hier glücklich geordnet; die Verlobungskarten gingen dann in alle Welt und der Bräutigam erklärte allen Freunden, daß dies das Beſte ſei, was er ſeither habe drucken laſſen. Er, der ſich vom Kaufmann den praktiſchen Ordnungsſinn bewahrt, konnte auch annehmen, daß er Alles zur Gründung eines eigenen Hausweſens gut vorbereitet habe. Wenn auch das eben von ihm herausgegebene „Rheiniſche Odeon“ und „Rheiniſche Jahrbuch“ keine günſtigen Ausſichten zur Fortſetzung boten, ſo beabſichtigte er dafür in Darmſtadt eine eigene Zeitſchrift zu gründen, die ſich ſpeziell mit dem Leben der Engländer beſchäftigte, und Bulwer, Dickens wie andere namhafte Schriftſteller hatten dafür ihre Mitarbeiterſchaft zugeſagt.**)

*) Neueres und Neueſtes: Aus der engliſchen Apfelblüthe.

**) Augsburger Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 82.

Im Mai 1841 holte er die Braut als seine Gattin heim und nahm mit ihr seine Wohnung in Darmstadt. Freilich, lieber hätte er am Ufer des Rheins sein Nestchen gebaut, würde sein neues geschäftliches Vorhaben ihn nicht auf die hessische Hauptstadt verwiesen haben. Um so empfindlicher und verstimmender berührte es ihn daher, als der Plan mit der Zeitschrift durch den unerwarteten Rücktritt des dafür gewonnenen Verlegers nicht zur Verwirklichung kommen konnte. Dem Glück der umfriedeten Häuslichkeit auch für das Bedürfniß des im Gesang sich verlierenden Dichters hatte er eben noch ein Loblied gesungen:

„Derselbe Schnabel singt nicht Lieder blos,
Derselbe Schnabel trägt aus Laub und Moos
Doch auch ein Nestchen sich zusammen!"

Zwischen den Garben: Antwort.

Nun trat mitten in den Flitterwochen seiner Ehe schon die Sorge in sein Haus und gab den Anlaß dazu, daß er wider seine innerste Neigung und Absicht in eine Unstätheit seiner Häuslichkeit gezogen wurde, und schließlich, wie der Krieger im Felde, nur in einem Zelt sein Heim finden sollte, bereit oder gezwungen, es nach kurzer Ruhe immer wieder abzubrechen.

6.

In Sturm und Drang.

Während ſeines Aufenthalts in Darmſtadt machte Freiligrath unter anderen auch die Bekanntſchaft mit dem General von Radowitz, dem vertrauten und deutſch-patriotiſch geſinnten Freund des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Derſelbe wollte ihn für eine Zeitſchrift gewinnen und ſeine Anträge waren in mancher Hinſicht verlockender Art.*) Aber der Dichter ſchlug ſie dennoch aus, um nicht in eine gewiſſe geiſtige Abhängigkeit zu gerathen, während gerade jetzt mehr wie je der Drang in ihm mächtig war, als freier Mann ſeine Stimme erſchallen zu laſſen.

Eifrig hatte er fortgefahren aus den engliſchen und franzöſiſchen Dichterwerken das Schönſte auszuwählen und ſeinen Ehrgeiz aufgeboten, um als Meiſter des Worts dieſe Dichtungen in Sinn und Klang den Originalen entſprechend ins Deutſche zu übertragen. Aber es genügte ihm nicht, ſein eigenes Bedürfniß damit auszutönen. Verſunken war ihm die Märchenwelt, aus welcher er ſonſt ſeine dichteriſche Begeiſterung gezogen. Er hatte Simrock eine glücklich geſtaltete Rheinſage gewidmet, womit er förmlich von dieſen Träumereien unter Palmen und Sycomoren Abſchied genommen:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauſcht durch meine Seele
Der alte deutſche Rhein!
Er rauſcht mir um die Stirne
Mit Wein und Eichenlaub;
Er wäſcht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüſtenſtaub."

*) Augsburger Zeitung a. a. O.

Aus dem Grunde ſeiner Seele tauchte ſtatt deſſen das Vineta empor, das er längſt erblickt und von dem er nun ſingen und ſagen wollte, aus dem ihm die Ereigniſſe der Wirklichkeit gleichſam ihre Echos aufforderud zurückwarfen.

Ergriffen von dem tragiſchen Geſchick des ſpaniſchen Generals Diego Leon, der wegen ſeiner Verſchwörung zu Gunſten der jungen Königin Iſabella gegen Espartero's Diktatur von dieſem, ſeinem ehemaligen Waffenbruder, im Oktober 1841 den Tod durch Pulver und Blei gefunden, hatte er ihm zu Ehren „Verſe erdröhnen laſſen, dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall", und dabei zugleich die Freiheit des Dichters betont, ſeine Harfe für Alles zu rühren, was ihm poetiſche Anregung gebe:

„Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Ein Glaubensbekenntniß: Aus Spanien.

Dies Wort brachte eine zündende Wirkung hervor; die Einen bejubelten es, die Andern griffen es an. In hohen Wogen ging damals die politiſche Erregung und mehr und mehr wurde der gebildete Theil der deutſchen Nation zu einer Oppoſitionspartei, die Deutſchland und Freiheit, Beides wie einen ſich deckenden Begriff, auf ihre Fahne geſchrieben hatte. Was namentlich Georg Herwegh als Dichter im Sinne dieſes nationalen Begehrens im „eiſernen Lerchenſchlag" ertönen ließ, wurde mit Begeiſterung aufgenommen und hallte aus Aller Munde wie Glaubensformeln wieder. Jene Verſe Freiligrath's konnten alſo wohl als ein Vorwurf gegen dieſe ſchmetternde Tendenzpoeſie erſcheinen.

Vielleicht deßwegen war der König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßt worden, Freiligrath zu Neujahr 1842 mit der Ertheilung eines bisher von dem verſtorbenen J. D. Gries bezogenen Jahresgehalts von 300 Thalern auszuzeichnen. Humboldt, der ſich namentlich wegen der tropiſchen Bilder, die Freiligrath geſchaffen, lebhaft für ihn intereſſirte, und wohl auch Radowitz, hatten ohne Vorwiſſen deſſelben darauf hingewirkt. Der König ſelbſt, noch umjubelt von dem Enthuſiasmus, den ſeine Thronbeſteigung bei allen Freiſinnigen und Deutſchgeſinnten hervorgerufen, liebte es, ſich freigebig zu zeigen, beſonders auch den deutſchen Dichtern zu

ſchmeicheln. Unter den Erinnerungen deſſen, was ihn in Verſen erfreut, lebten auch die farbenglühenden Poeſien des weſtfäliſchen Dichters und deſſen Verdienſt um die Wiederherſtellung des Rolandbogens. Wenn er jetzt von ihm den Ausſpruch vernahm, daß der Dichter auf einer höheren Warte ſtehe, als auf der Zinne der Partei, ſo gefiel ihm dies ſicherlich ganz beſonders und reizte ihn dazu, ſeine königliche Huld dafür zum Ausdruck zu bringen.

Für Freiligrath ſelbſt war die ihm hiermit bereitete Ueberraſchung eine durchaus freudige. Nicht allein gewährte ihm das Jahrgeld den Grundſtock für eine freie Exiſtenz, der in der jetzigen Lage ihm hochwillkommen ſein mußte, inſofern ja mit Annahme des Ehrengehalts keinerlei Verpflichtungen verbunden waren; ſondern er ſah in der Ertheilung auch eine ſo unverfängliche Auszeichnung, wie Tieck und Rückert in derjenigen, die ihnen nebſt der Berufung an den Hof Friedrich Wilhelms gewährt worden war. Der König galt noch als der Mann der deutſchen Hoffnungen, als der Freund der politiſchen Freiſinnigkeit, deſſen Wort: „ich liebe eine geſinnungsvolle Oppoſition", nebſt manchen ähnlichen, in ſtolze Träume von liberalen Staatsreformen verſetzt hatte. Man verſprach ſich alles Gute von ihm und Freiligrath konnte deßhalb annehmen, daß die Auszeichnung zugleich eine Ermunterung für ihn ſein ſollte, mit ſeinem Lied die Geiſter auch fernerhin zu wecken. Wurde doch bald nachher ſelbſt Herwegh, obwohl er ſich als entſchiedenſter Parteidichter hingeſtellt, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin vom Könige zur Audienz in's Schloß geladen, zu allem Andern Beweis genug, daß der Monarch einer „geſinnungstüchtigen Oppoſition" öffentlich ſeine Sympathien zu bezeigen liebte.

Neuen Glückes voll verließ Freiligrath im Sommer 1842 Darmſtadt und überſiedelte nach St. Goar, wieder an den Rhein, wo er ſeine zweite Heimath gefunden, wo der Stern ſeines Glücks in wachſender Lichtfülle aufgegangen, den alten Freunden wieder nah und neuer Anregungen gewiß. Wenn irgendwie die ihm widerfahrene königliche Auszeichnung die Annahme möglich gemacht hatte, es werde nun die Weiterentwicklung des inneren Prozeſſes in dem Dichter gehemmt werden oder nach der Richtung der ihm

ſcheinenden Sonne fürſtlicher Gunſt erfolgen, ſo zeugte dagegen Alles, was er ſeit der Ertheilung der Ehrenpenſion gedacht, empfunden und zu Papier gebracht. Ohne ſich durch Rückſichten darauf behindert zu fühlen, machte er ſeinen Kampf mit ſich ſelber, um zum Kämpfer für Freiheit und Vaterland zu werden.

Im Andenken an den verſtorbenen Immermann entrang ſich ihm die tiefgefühlte Klage:

„Du weißt es nicht, was ich dir ſchuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunſt und Leben irrt' ich, ach! ſchon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!"

Und er fügte das Gelöbniß hinzu, aus dem man den Durchbruch ſeiner Empfindungen aus ihren Gährungen erkennt:

„Bei dir, dem Feſten, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!"

Brentano war im Sommer 1842 geſtorben. Es regte ihn dieſer Todesfall zu einer Auseinanderſetzung mit der Romantik an, mit der edlen königlichen Wittwe, deren Reich zu Ende gegangen, zu deren Füßen er „klagend ſitzen wollte" — „nur eine Stunde"; denn

„Der friſche Geiſt, der dieſe Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen."
Ein Glaubensbekenntniß: Ein Fleckchen am Rhein.

Kampfluſtig für das Leben, für das „Neue, das ihn mächtig rief", ſo ſtand er auf ſeiner Warte und kündete die Jagd der Zeit, die „ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend"; oder er ließ mit der Poſaune fremder Dichter dem deutſchen Volke „mit der Kette um ſeine Wunden" zurufen: „Ins Gefecht! Werdet frei — werdet frei!" (England an Deutſchland, nach Thomas Campbell).

Tief kränken und reizen mußte es ihn, daß ihm trotzdem von der neuerſtandenen Schule der Freiheitsſänger: Dingelſtedt, Robert Prutz, Ludwig Seeger, Georg Herwegh an ihrer Spitze, ſchon mancher Angriff zu Theil geworden war. Seitdem Herwegh ſeinen Abſagebrief an den König von Preußen in Folge der Audienz bei

dieſem geſchrieben, war er ungeſtümer Revolutionär geworden und predigte leidenſchaftlich ſeinen Fürſtenhaß und republikaniſchen Glauben. Anknüpfend an die Worte Freiligraths von der Stellung des Dichters zu der politiſchen Partei hatte er ſcharf darauf zurückgeantwortet: „Selbſt Götter ſtiegen vom Olympe nieder und kämpften auf der Zinne der Partei.“ Die polizeiliche Verfolgung, der er ſich durch die Flucht nach der Schweiz entzogen, erbitterte ihn ſeitdem noch mehr. Schonungslos machte er ſich auch u. A. über die durch Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Rückberufung des einſt als Demagogen abgeſetzten E. M. Arndt luſtig:

„Er iſt ein Abendroth, und mag noch feuchten
Manch Auge kummerſchwer;
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.“

Daraufhin nahm im Januar 1843 Freiligrath Veranlaſſung, auch ſeinerſeits einen Hieb nach dem „Lebendigen“ zu führen. Denn

„ . . . wer uns Arndt verklagte,
Zog ſelber ſich das Loos!
Du nannteſt den alten Rieſen
Zu alt zu dieſer Friſt?
Du haſt uns nur bewieſen,
Daß du zu jung noch biſt.“

Ein Glaubensbekenntniß: Ein Brief.

Herwegh hielt ſich jedoch keineswegs für ſo abgethan, wie ſein Nebenbuhler im dichteriſchen Ruhm ihn in dieſem ſchneidigen Gedicht behandelt hatte. Emanuel Geibel wurde gerade auch unter die Zahl derjenigen verſetzt, welche ſich vom König von Preußen der Ehre eines Jahrgehalts erfreuten und war nun nach St. Goar gekommen, um Freiligrath zu beſuchen. Aus dieſem Anlaß ſchrieb Herwegh ſein giftiges „Duett der Penſionirten“, bei deſſen Schluß die beiden verhöhnten Dichter den Chor liebedieneriſchen Inhalts ſangen:

„Und verzehren dann in Frieden
Die Penſion der Invaliden.“

Auch in den damals von Herwegh in Zürich herausgegebenen „Einundzwanzig Bogen“ fehlte es nicht an boshaften Gloſſen auf

den Dichter in St. Goar. Serger verſpottete ihn darin z. B. in einer Strophe:

„Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging mir ein Freiligrath im Kopf herum.“

Immerhin war Freiligrath dieſer Schlag ſehr empfindlich, denn Herwegh nahm damals eine außergewöhnliche Bedeutung als Wortführer der Poeten-Oppoſition in Anſpruch, und außerdem fühlte Freiligrath, daß ihm die Unbill ohne Grund und in völliger Verkennung ſeiner eigenartigen und eigenen Weg gehenden Natur angethan worden. Mit ſeinem reinen Gewiſſen begriff er es nicht, daß man ihn konnte als einen höfiſchen Poeten hinſtellen, da gerade ſeine neueſten Gedichte nichts von einem ſolchen Charakter, wohl aber genug dagegen aufwieſen. Er hatte noch immer an eine große Miſſion Friedrich Wilhelms IV. für Preußen wie für Deutſchland im Sinne des Liberalismus geglaubt. Doch ſchon erkannte er in Folge dieſer Angriffe, daß ihm nur zu leicht ſein Ehrengehalt ungerechtem Verdacht ausſetzte, und andererſeits, daß diejenigen nicht Unrecht hatten, welche durch ihre Zweifel in die Abſichten des Königs bereits zu vergällten Peſſimiſten, wie Herwegh, geworden waren. Gewiß iſt denn auch, daß dieſer Vorgang ihn auf dem Wege fortgeſtoßen hat, den er ſchon aus eigener Ueberzeugung eingeſchlagen, und daß er nun beflügelten Schrittes ihn abeilte. Im Auguſt kam auch noch Hoffmann von Fallersleben auf Beſuch zu ihm nach St. Goar, der abgeſetzte, flüchtige Profeſſor, deſſen „unpolitiſche Lieder“ im Grunde nichts Anderes austönten, als was Freiligrath ſelber auf dem Herzen hatte. Wie reimte es ſich zuſammen, daß Hoffmann geächtet von demſelben Könige war, der ihm aus freiem Willen eine Auszeichnung gegeben? Es machte ihn nachdenklicher und den Herwegh'ſchen Hohn, ein Penſionär des Königs zu ſein, für ihn brennender. „Er trug's nicht länger.“

Es muß aber auch an dieſer Stelle hervorgehoben werden, daß Hoffmann durchaus nicht der Mann war, welcher ihn in dem Seelenkampf, den er durchmachte, irgendwie als ein Mentor weiter geführt hätte und daß „jene Nacht im Rieſen“, von der das im „Glaubensbekenntniß“ enthaltene Gedicht an Hoffmann ſpricht, ihm die Augen geöffnet habe. Im Gegentheil, Freiligrath fühlte ſich

ſchon viel weiter auf dem großen Wege, als Hoffmann, der auf einem Seitenpfad dahin gekommen war und glaubte, mit ſeinem Ingrimm auf die herrſchende Polizeiwirthſchaft ein fertiger Freiheitsmann zu ſein. Höher blickte Freiligrath, höher ſtanden ſeine Ideale und länger mußte er deßhalb auch ſeine ganze Kraft zum Ausflug dahin ſammeln. Er hatte ſogar ein ſehr ſcharfes Gedicht in ſolchem Sinne gegen Hoffmann gemacht mit dem Vorwurf, daß dieſer nur am Kleinen hange und die Größe der zu ſtellenden Forderungen nicht würdige; aber aus ſchonender Rückſicht auf den perſönlich liebenswürdigen Freund unterdrückte er daſſelbe noch während des Drucks ſeiner neuen Sammlung von Gedichten.

Wohl freilich trugen alle dieſe Stimmungen dazu bei, wie zufließende Bäche den Strom ſeiner Empfindungen anſchwellen und wogenmächtiger werden zu laſſen. Seine dichteriſchen Aeußerungen erhielten einen herberen, heftigeren, politiſch leidenſchaftlicheren Ton und mehr und mehr fand er den arbeitenden Gedanken der neuen Zeit, um ihn dann in gewaltiger Schönheit und poetiſcher Reinheit wie ein erkorener Rufer ſeines Volkes auszuſprechen.

Auf dem Friedhof von Koblenz hatte er an Max von Schenkendorf's Grabe geſtanden und die Klage entwand ſich ſeinem Herzen:

„Ach, die Freiheit, die Du meinteſt,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!"
„Was Du ſangſt, wofür Du ſtrebteſt,
Ach, von Allem nichts erfüllt!
Wohl Dir, daß Du nicht erlebteſt,
Was Dein Hügel Dir verhüllt!"

Zwiſchen den Garben: Bei Koblenz.

Für eine deutſche Flotte hißte er begeiſtert Schwarz, Roth, Gold auf, „einſt verpöntes Band" (Flotten-Träume); gegen das Zopfthum der preußiſchen Bureaukratie brach er ungeſtüm ſeine Lanzen (Prinz Ludwig von Preußen, Und noch einmal der Zopf); die Zukunft Deutſchlands wurde ſeine Parole (Königsſtuhl bei Rhenſe) und noch war es der alte Kaiſertraum, in dem er ſie erſtehen ſah (Des Kaiſers Segen). Die Freiheit und das Recht wurden ihm jetzt Forderungen, nicht energievoll genug an die Machthaber zu ſtellen:

„Nicht mach' uns einzelne Schlappen verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erſt recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: die Freiheit! das Recht!
Denn ewig ſind Eins dieſe heiligen Zweie!
Sie halten zuſammen in Trutz und in Treue;
Wo das Recht iſt, da wohnen von ſelber ſchon Freie,
Und immer, wo Freie ſind, waltet das Recht!
— Die Freiheit! Das Recht!"

Glaubensbekenntniß.

Seine Wandlung war ihm klar, als er die Augen über ſich ſelber öffnete; er konnte nicht mehr eine Auszeichnung aus den Händen des Königs von Preußen annehmen, nun er ſich nicht mehr als einen Vorſtürmer *für* ihn, ſondern *trotz* ihm erkannte. Zu Neujahr 1844 gab er die Penſion zurück und begrüßte ſich ſelber wie einen vollſtändig Erwachten:

„Meinem Volke ſagt' ich: Guten Morgen!
Einſt, ſo Gott will, ſag ich: Guten Tag!
Guten Morgen denn! — Frei werd' ich ſtehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke ſoll der Dichter gehen —"

Glaubensbekenntniß: Guten Morgen.

Die Hoffnung auf die Wiedergeburt ſeines Vaterlandes erfüllte ihn ſo mächtig, daß ſie ihn zu dem ſchönen, ergreifenden, wie Gebet aus tiefſter Seele ſich hervorringenden Liede „Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte" begeiſterte:

„Der du die Blumen auseinanderfalteſt,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knoſpen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh' auch dieſe an!
In ihrem tiefſten ſtillſten Heiligthume —
O, küſſ' ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein!"

Als im Februar 1844 dies Gedicht erſcheinen ſollte, ſtrich die Cenſur die vierte Strophe darin, welche von der Knoſpe Deutſchlands handelte, die ihm „dem Berſten nah" erſchien.

Eine fieberhafte Luſt zum Schaffen hielt ihn in höchſter Erregung; es war Revolution in ſeinem Innern und er bedurfte der

Lieder, um ſich Luft zu machen. Immer des Enthuſiasmus für die nationale Idee voll, immer noch in der Hoffnung auf deren Verwirklichung durch Preußen, ließ er Friedrich den Großen als den Alexander erſtehen, der den Knoten durchhieb:

„Ich thät's! Einſchlüg ich mit der Fauſt dies Diplomatenneſt!
Reichsſtände! öffentlich Gericht! ein einig deutſch Geſetz!
Und überall das freie Wort! — Bei Gott, ſo trät ich hin!
Bei Gott dem Herrn, ſo ſchlüg' ich durch! — ſo wahr ich König bin!
's würd' eine Bombe ſein! Gleichviel! Ging's auch ein Jahr lang kraus,
Ich brächt' es in die Richte ſchon, ich führt' es doch hinaus!
Und zög' ein Wetter auch heran, und würfe Keil auf Keil:
Ein König trotzt' ich Königen — zu meines Volkes Heil!"

Glaubensbekenntniß: Im Himmel.

Da ſah er denn natürlich das ärgſte Hemmniß in der Vielfürſtenſchaft in Deutſchland, und weil der Hoffnung keine nahe Erfüllung winkte, richtete ſich ſein Zorn nunmehr gegen Alles, was als Urſache der nationalen Miſere gelten mußte. So klang aus dem „Kindermärchen" (in „Zwiſchen den Garben") vor Allem ſein Ingrimm über den König von Hannover hervor, der die Verfaſſung ſeines Landes 1837 aufgehoben und die ſieben Profeſſoren von Göttingen, welche dagegen Proteſt erhoben, abgeſetzt hatte, unter ihnen auch die Märchendichter Grimm. — Die acht Provinzen des preußiſchen Staats erſchienen ihm als die Roſſe, die einmal mit dem ſchlecht gelenkten Staatswagen durchgehen würden (Von acht Roſſen). Die Sage von der weißen Frau, die bei beſonderen Veranlaſſungen in der hohenzoller'ſchen Familie ſich im Schloſſe zu Berlin zu zeigen pflege, wandte er zu einer direkten Mahnung an den König von Preußen an, indem er ſie zu dieſem ſagen läßt:

. . . . . Was ſchlummerſt du?
O, daß du ſähſt meinen Kummer!
Die Ohren taub, die Augen zu —
Ach, ewig ſind' ich dich im Schlummer!"

An das dem Volke gegebene Fürſtenwort für eine Verfaſſung erinnerte er dabei (Vom ſüßen Brei):

„Es gab dir Blut, es gab dir Schweiß,
Und wird dir, was es gab, nicht schenken!
O wolle doch des süßen Brei's,
Den du versprochen, bald gedenken!"

Ingrimmig geißelte er die Censur und die Censoren (Wann? Im Irrenhause.); seinen Hohn schüttete er auch gegen die damalige Verehrung des Czars Nikolaus und überhaupt alles Russischen am Berliner Hofe aus (Kinderlied, Zwei Flaggen). Aus Beethoven'schen Sonaten, die ihm seine Frau auf dem Klavier vorspielte, hörte er die Feldmusik, mit der er als Poet der Welt nun zu Leibe ging:

„Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann singt er doppelt freud'gen Schalles
In Wetter und in Sturm hinaus:
Deutschland und Freiheit über Alles!"

Glaubensbekenntniß: Feldmusik.

Deutschland erschien ihm als Hamlet:

„ . . . . Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrab'ne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht."

„Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn! —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du gethan
Und räche deines Vaters Geist."

In dieser reichen Arbeit des Jahres 1844 waren es nur Sturmlieder, die seine Phantasie gebar. Ueberall hörte er die Glocken der Zukunft, sah er im Geiste die Umwälzung, welche in Deutschland stattfinden werde. (Es seien dafür auch die Gedichte „Der Wisperwind", „Hohes Wasser", „Wallenstein", „Eine Seele", „Das Fensterkreuz" (des Widerstands), „Ihr kennt die Sitte wohl" an dieser Stelle angeführt. Aus den Instincten der Jugend waren die Ueberzeugungen des Mannes geworden, die sich unter der aufreizenden Bedrückung, welche sie in der Wirklichkeit fanden, zu schneidigen Tendenzen ausspitzten. Die politische Freiheit wurde jetzt seine Leidenschaft, wie einst die natürliche des Meeres. Auch der Sozialismus spielte mehr und mehr schon dahinein. Die Gegen-

sätze des Lebens und im Recht der Menschen, wie Freiligrath sie sonst in den Mohren und Indianern grell hervorzuheben liebte, traten ihm jetzt in weiterer Entfaltung dieses philanthropischen Zuges seiner Natur in den weißen Sklaven der Civilisation entgegen. Die Leiden des Volks waren ja nur ein Theil der Leiden der Menschheit. Robert Burns ließ ihm diese Saite in dem von ihm in „Trotz alledem" nachgedichteten Lied auf die Armuth grell erklingen; das Elend der schlesischen Weber beklagte er bitter in dem Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge"; das tragische Geschick eines Wildschützen regte in ihm das finstere Gedicht „Vom Harze" an.

In alledem aber wird man nur denselben Freiligrath wieder erkennen, der einst Träume für die Wirklichkeit genommen und sich damit begnügt. Jetzt war er sich selbst dieser Entwickelung, dieses Durcharbeitens aus der Dämmerung der Gefühle und Ideen und mit Befriedigung bewußt:

„Frei ward Lipp' und Zunge,
Frei das Auge mir, und frei
Dehnt sich Herz und Lunge!
Von Gedanken bis zur That
Schlug ich dreist die Brücke:
Hüben steh' ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!
Vorwärts denn — bis über's Grab!
Vorwärts — ohne Wanken!
Jede Rücksicht werf' ich ab,
Satt hinfort der Schranken!"

Glaubensbekenntniß: An Hoffmann von Fallersleben.

Offen und entschieden wollte er sich fortan zur Opposition bekennen. Er hatte als Einzelner vor den Augen der Nation die Schule durchgemacht, wie er selbst im Vorwort zu diesem Theil seiner Gedichte sagt, die doch am Ende nur die nämliche war, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und damals noch durchlief. Er war nun doch auch, getrieben durch die Begeisterung für den hohen Beruf eines Dichters seines Volkes, auf die „Zinnen der Partei" getreten, um sich der

Reaction entgegenzustemmen und für die Freiheit mit der wilden Energie seines Geistes mächtig zu werben. Die kampflustige Stimmung, in der er einst Mohren- und Türkenschlachten geschildert, richtete sich nun auf nächste und geweihte Ziele. Wie kam ihm jetzt, als er „einem schönen Kinde" eine neue Ausgabe seiner ersten Gedichte schenkte,

„Dies Heer von Schiffen und von Mohren,
Das in der Nordsee Uferbanne
Sein einsam brütend Hirn geboren."

Zwischen den Garben: An ein schönes Kind.

so wundersam vor! Er kannte sie nicht mehr, sie waren ihm fremd geworden. Anderes erfüllte jetzt seinen Sinn mit unwiderstehlichem Zauber.

Die That, nach der er sich seit Jahr und Tag gesehnt, war die Herausgabe all jener Freiheits- und Sturmlieder, die er in St. Goar gedichtet. Als sein „Glaubensbekenntniß" machte er im Mai 1844 in der „Krone" zu Asmannshausen dies Büchlein „gegen eine Krone" für den Druck zurecht. Bei Viktor Zabern in Mainz erschien es darauf und sein Inhalt wirkte in der That, seiner Absicht gemäß, wie ein „kecker Schuß" in die Stickluft jener Tage.

7.

Ohne Raſt, ohne Ruh.

Je durchſchlagender der Erfolg dieſes Glaubensbekenntniſſes war und Freiligrath auf einen Schlag zum gefeierſten auch der politiſchen Oppoſitionsdichter machte, deſto heftiger war die Erbitterung der reactionären Partei. Bejubelt von der Jugend und den Freunden der Freiheit, thaten ihn die Gegner derſelben und alle Königstreuen, ſchaudernd über den dämoniſchen Reiz dieſer feurigen Sturmrufe, in Acht und Bann. Angenehme Ausſichten für eine Lebensſtellung hatten ſich ihm eben in Weimar eröffnet;*) nach dieſem ſeinem Schuß mußte er allen ſolchen Hoffnungen entſagen. Die Regierung war überdies nicht gewillt, einen ſo entſchloſſenen Rüttler und Schüttler der gährenden Geiſter unbehelligt zu laſſen; die fort und fort damals in der Jagd auf übelgeſinnte Schriftſteller und Poeten abgehetzte Polizei ſetzte ſich in Bewegung, um auch dieſen höchſt gefährlichen Menſchen einzufangen und war ungehalten genug darüber, daß es ihr mißlang. Freiligrath hatte ſich noch im rechten Moment aus dem Bereich der Häſcher entfernt und zunächſt in Brüſſel ein Aſyl geſucht.

In dem faſt ausſchließlichen Umgang mit Karl Heinzen daſelbſt, der ebenfalls flüchtig war, mochte er ſich nichts weniger als behaglich fühlen und wohl drückte ihn das Opfer, das er um ſeiner That willen hatte bringen müſſen. Aber er bereute nichts; er fühlte, daß er nach ſeinem Gewiſſen gehandelt; daß er nur ausgetönt, was ſeine ganze Seele erfüllt; daß er dem freien Dichter im Menſchen ſein Recht hatte widerfahren laſſen. Weder war es

*) Augsburger Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 82, Beilage.

in seinem Willen, noch auch in seiner Macht gewesen, den Ausbruch des Vulkans in seinem Innern zu verhindern. Wie durch ein Naturgesetz geboten, hatte er es geschehen lassen und in seinem Erfolg erkannte er auch den der Sache des Volks, für welches damals nur die Dichter und Denker sprechen konnten. In allem Leid lag darin für ihn Trost, Genugthuung und Ermuthigung zum Beharren.

Aus jener Zeit seines ersten Exils hat Franz Wallner in der „Gartenlaube" von 1862 eine hübsche Episode mitgetheilt. Freiligrath hatte von Brüssel aus einen Ausflug nach Antwerpen gemacht. In alter Liebe ging er an den Hafen, zu den dort liegenden Schiffen, die nach ihren Fahrten über das Weltmeer ihre Winterrast halten wollten. Unter ihnen reizte eins besonders sein Interesse; es war der „Adler", ein prachtvoller, nach Canton bestimmter, neuer Dreimaster, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß ertheilt, das Schiff zu besehen. Der Oberbotsmann machte den Führer, entschuldigte sich aber an der Capitänscajüte, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Capitän eben Gäste bei sich bewirthe. Gesprächsweise wurde noch erwähnt, daß derselbe schon zweimal die Reise um die Welt gemacht. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und man erblickte eine fröhliche Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriff war, ein nichts weniger als frugales Mahl zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundete. Der blonde Dichter entschuldigte sich, seiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, gefolgt zu sein. Der Capitän aber, ein vollendeter Weltmann, nöthigte die Herren, in seine Gemächer einzutreten, zeigte ihnen seine Waffenkammer und sein Arbeitszimmer. Letzteres zierte auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in welcher die Prachtausgabe von Freiligrath's Gedichten obenan stand. „Freut' es dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die Reise nach Canton mitmachen?" frug der Begleiter Freiligrath's seinen Freund. — „Wie so?" warf der Capitän dazwischen. — „Der Herr ist Freiligrath." — „Freiligrath? Der Dichter Freiligrath?" rief der Seemann stürmisch aus. Auf die Bejahung der Frage stürzte er zum Sprachrohr: „Flaggen auf! Alle Mann

an Bord! Champagner herauf! — Gott segne Sie, Sie haben mir manchen heißen Tag auf dem weiten Ocean verkürzt, manche frohe, begeisterte Stunde geschaffen!" Er drückte den erschütterten Dichter bewegt an die Brust, und die Gläser mit dem inzwischen angekommenen schäumenden Rebensaft füllend, sprach er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie haben auf dem Festland keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seefahrer in fernen Welttheilen ist, was dieser ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich segne, bringt der besten einen an meinen Tisch. Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine Reise an. Erheben Sie die Gläser, der Dichter Freiligrath lebe hoch!" Lautlos, nur durch eine mühsam zurückgedrängte Freudenthräne konnte der arme Dichter, der in diesem Augenblick mit keinem Fürsten der Erde getauscht hätte, den stürmischen Jubelruf der Anwesenden erwiedern. Bei seiner Entfernung standen ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Festkleidern „alle Mann an Bord," alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im festlichsten Schmucke da, als ob der König es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Es erinnert diese Anecdote lebhaft an des Dichters „Nacht im Hafen", wie er dem aus dem Orient zurückgekehrten Freunde Hackländer bei Erzählung von seinen Erlebnissen daselbst zuhorcht und dabei, eben daß er Abschied von seinen orientalischen Liebhabereien nahm, noch einmal an deren glänzenden Erfolg gemahnt wurde.

„ . . . Er gab dem Pascha von Egypten
Ein Exemplar von meinem Liederbuch,
Und dann, o hört: Fern in des Libans Thalen
Verehrt er zierlichst einem alten Schech
Mein trefflich Werk, mein malerisch Westfalen —
Es wäre sündhaft, sprächʼ ich noch von Pech!"

Zwischen den Garben: Aus Darmstadt 1841.

Wie weit entfernt von jenem Dichterträumen war er seit drei Jahren — jetzt ein trotzig aufstürmender Geist, der seinem Volke und der Freiheit mit wuchtigen Schlägen eine Gasse brechen half! Wie sonnte er sich im Glück der Liebe, als er sich damals sein Heim am Rhein errichtet — und wie herb und zornerfüllt rief er jetzt im Exil zu Brüssel seiner Frau zu ihrem Geburtstag im Dezember 1844 zu:

„So sei dir denn auch noch vertraut,
Was junge Sagen künden:
Bald wird aus niederm Haidekraut
Sich selbst ein Besen binden,
Ein rief'ger, der der Niedertracht
Und Sclaverei ein Ende macht
In Deutschland und auf Erden!
Dann wird auch uns zur Wiederkehr
Der Freiheit Glocke läuten.
Dann wird uns keine Scherbe mehr
Heimath und Herd bedeuten."

Neuere politische und soziale Gedichte.

Im finsteren, unheimlichen Groll, wie er der tiefen Gährung seines Innern entsprach, war er vom Rhein geschieden, ein verfolgter Mann. Da hatte er seine Phantasie um den Dampfer spielen lassen, auf dem vielleicht der König von Preußen, mit dem er den Kampf als Dichter aufgenommen, sich nach seinem schönen Lustschloß Stolzenfels hinübertragen ließ. Unten im Schiffsraum aber, vor seiner glühenden Esse, in trotziger Verbitterung der Maschinist, der verachtete Proletarier:

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schoos,
Tief unten, von der Noth gepeinigt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?
Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Wort von mir, Ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!"

Ça ira: Von unten auf.

Damals und jetzt — welche Kluft dazwischen und der Pensionär des Königs ein heimathloser Flüchtling!

Von Belgien begab sich Freiligrath durch Frankreich nach der Schweiz, an die Ufer des Zürcher See's, um dort in größerer Sicherheit und angenehmer als in Brüssel zu leben. Sein Blick aber war immer noch nach Deutschland gewandt und er unterließ es nicht, immer wieder seine schauerlich-wilden Alarmrufe ertönen zu lassen, immer tiefere Züge aus dem schäumenden Becher der revolutionären Poesie zu thun.

In Folge der Revolte in Leipzig im Sommer 1845, wobei das Militär auf das Volk geſchoſſen hatte, dichtete er das dumpfe, von Blitzen der Leidenſchaft umzuckte Lied auf „Leipzigs Todten“ mit dem furchtbaren Refrain:

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß iſt blutig, und mein Haupt verſchleiert.
Es hat in Deutſchland eine Fürſtenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!“

Und nach der verdammenden Schilderung des blutigen Vorgangs ſchloß er den Ausruf an:

„O deutſches Land, was trugen dir ſchon an
Wie deine Fürſten, ſo dein Glauben! —
Allein du liebſt es, ſtets ein Kind zu ſein!
Nicht eine Kette läſſeſt du dir rauben!“

Neuere politiſche und ſoziale Gedichte.

In der Revolution allein ſah er die einzige Rettung, die einzige Möglichkeit für die Geburt der befreienden Zukunft. Sie war ihm ein Piratenſchiff:

„Es iſt die einz'ge richt'ge Fähre —
D'rum in See, du kecker Pirat!
D'rum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte ſchnöde Galeere!“

Im dythirambiſchen Schwung der Marſeillaiſe beſang er deſſen Fahrt

„Zum grünen Strand der neuen Erde,
Wo die Freiheit herrſcht und das Recht,
Wo kein Armer ſtöhnt und kein Knecht,
Wo ſich ſelber Hirt iſt die Herde.“ Ça ira: Vor der Fahrt.

Dann malte er ſie wieder in wildem Farbenſpiel als den Alles niederreißenden Eisſtoß im Frühjahr:

„Ihr aber wollt verſchlungen ſein! Daſteht ihr und kapitulirt
Lang erſt mit jeder Scholle noch, ob ſie — von Neuem nicht gefriert!
Umſonſt, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr ſprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal gekracht, ſo glaubt mir, daß es bald auch bricht!“

Ça ira: Eisgang.

So gewiß war ihm das große Ereigniß der Revolution, daß er wie ein Prophet ihre Schlachten verkündet und gleichſam das

Volk, die Proletarier, ſchon zu dem Kampf organiſirt, ſie in Gedanken ſich rüſten und aufrufen läßt. In „Wie man's macht“ ließ er die Menge das Landwehrzeughaus ſtürmen, die dagegen anrückende Truppenmacht zu den Revolutionären übergehen:

„Und wie ein Sturm zur Hauptſtadt geht's! Anſchwillt ihr Zug lawinengleich!
Um ſtürzt der Thron, die Krone fällt, in ſeinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk ſieghaft ſein lang zertreten Haupt: —
Weben hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt!

Ca ira.

Die Buchdrucker machte er in gleicher Art mobil; ſie goſſen ihre Lettern zu Kugeln um:

„Nur als Kugel mag die Type dieſer Tage ſich befrei'n!
Wohl ſoll der Gedanke ſiegen — nicht des Stoſſes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn ſchnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladſtock laßt euch rammen!
Auch in ſolchem Winkelhaken ſteht als Kämpfer treu beiſammen!
Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und ſchwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, ſchlagt die Söldner, ſchlagt den allerhöchſten Thoren,
Der ſich dieſe freie Preſſe ſelber auf den Hals beſchworen!“

Ca ira: Freie Preſſe.

Es waren nur die letzten Folgerungen dieſes revolutionären Gedankens, daß die gewaltſame Umwälzung aller bedrückenden Verhältniſſe nicht nur politiſcher, ſondern ſozialer Art ſein müſſe. Freiligrath war kein Politiker, er war nur der Idealiſt, der den Odem einer neuen Zeit in ſich aufgenommen und ihn in mächtigen Rythmen aushauchte. Seine ſenſitive Natur beſaß die große Empfänglichkeit für den arbeitenden, wühlenden, nach Durchbruch ringenden Geiſt der Zeit, und wie derſelbe aus Schuld der niederhaltenden Polizeiherrſchaft durch und durch politiſch revolutionär geworden war, ſo auch ſozialiſtiſch. Die Lehren Proudhon's und Louis Blanc's erfüllten die Geiſter, die ſozialiſtiſchen Romane Eugen Sue's bildeten das aufregende Labſal nicht nur der franzöſiſchen, ſondern geradezu der europäiſchen Leſewelt. Nichts war alſo natürlicher, daß auch aus Freiligrath dieſer Geiſt in Flammenzungen ſprach und das geſellſchaftliche Elend in der Menſchheit ihn nicht minder erbitterte, als das beſondere politiſche des Vaterlandes. Aus faſt

allen Gedichten aus dieser Zeit erdröhnt in immer drohenderen Accorden der Schrei über die soziale Noth und die verkümmerten Menschenrechte der Armen, der Arbeiter. Ergreifend in dieser Hinsicht ist namentlich das im Februar 1846 in Zürich gedichtete „Requiescat“ mit den einleitenden Versen:

„Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!“

Neuere politische und soziale Gedichte.

Einzelne dieser Gedichte fanden ihre Verbreitung durch die schweizer und auch deutsche Presse, zusammen erschienen sie dann als einzelnes Heftchen 1846 unter dem jacobinischen Wort aus der französischen Revolution: Ça ira, in einem schweizer Verlag. Die Möglichkeit war da, daß deßwegen Reclamationen von der preußischen Behörde erfolgten, die ihm auch den Aufenthalt in der Schweiz schwierig machen konnten; dies und dann die Sorge um einen festeren Grund seiner Existenz bestimmten ihn, sich nun nach einem neuen Zufluchtsort umzuschauen:

„Mir ist, als müßt ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tell's Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen.“

Ça ira: Der Springer.

Es bangte ihm nicht und er war entschlossen, sein Schachspiel als Springer der Freiheit gegen den König nicht aufzugeben:

„Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:
Matt werden kann ja nur der König!“

Wohl waren schon damals ihm Einladungen nach Nordamerika, „nach des Ohio luft'gen Wiesen“, gemacht worden; ein Verehrer daselbst hatte ihm sogar ein Farmerhäuschen zum Geschenk angeboten. Aber noch befreundete er sich mit solchem Gedanken nicht.

Zu sehr liebte er sein Vaterland, um sich durch eine Uebersiedlung nach Nordamerika in so weite Fernen davon zu rücken; zu erfüllt war er auch noch von dem Glauben einer nahen Revolution, für welche er mit seinen Kriegsgesängen weiter zu werben sich verpflichtet fühlte. So entschied er sich denn für England, „das kein flüchtig Haupt von seiner Schwelle noch gewiesen", und mit Frau und seiner in Rapperschwyl geborenen Tochter Käthchen schiffte er sich im Sommer 1846 dahin ein, um wieder Kaufmann zu werden, sich selbst ermuthigend für die Zeit neuer Arbeit:

„Auch ein Mann, der Steine bricht:
Auch ein Mann in Eisenhütten!
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!
Sei, der zwiefach reifig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet."

Neuere politische und soziale Gedichte: Nach England.

In London hatte er aus früherem Verkehr und durch seine Uebersetzungen englischer Dichter Freunde genug, die lebhaften Antheil für sein Geschick zeigten. So gelang es ihm denn bald, im Hause von Huth u. Comp. eine Stellung zu finden, die ihm 200 Pfund Sterling jährlich eintrug, wofür er allerdings den ganzen Tag über „in der Prosa Stall" eingepfercht war. Wie die Nachricht davon in den liberalen Kreisen Deutschlands berührte und sogar schon die Idee zu der erst zwanzig Jahre später erfolgten Nationalbelohnung für ihn aufrief, dafür seien hier die Worte aus Held's „Volksvertreter" vom September 1846, der in Berlin erschien, angeführt: „Möchte nur die schmerzliche Erinnerung an sein Vaterland nicht den Flügelschlag seines Geistes lähmen! Doch wir hoffen, daß er, ein kühner Aar, in Albions freier Luft sich zu neuem hehren Fluge erheben werde. Aber können wir, wenn sein Gesang über das deutsche Meer zu uns herübertönt, ihn ohne Beschämung hören? Denn hätten wir ihm nicht vor Allen seine Zukunft sichern sollen, nachdem er auf die Pension, die seines Monarchen Großmuth ihm gewährte, Verzicht geleistet hatte?"

8.

Die Revolution.

Freiligrath nahm damals ſeine Wohnung in Clapton, einer Vorſtadt Londons, von wo er ſich morgens nach ſeinem Comptoir in der City begab, um tagüber daſelbſt, oft bis zum ſpäten Abend, die Correſpondenz des Hauſes Huth u. Co. zu führen. Seine Gattin ſuchte ihrerſeits durch Unterrichtgeben und Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Engliſche etwas zu den Haushaltungskoſten beizutragen.

Währenddeß wuchs in Deutſchland die Wirkung ſeiner revolutionären Gedichte und zeugte von der ungeheuren Macht, die ein Dichter über ein Volk auszuüben vermag, deſſen Geiſt er im innerſten Weſen erfaßt und wie in ſchlagenden, zündenden Sentenzen ausgeſprochen hatte. Zwanzig Jahre, nachdem er im „Mooskhee“ ſich ſelbſt dieſe Zukunft eines einflußreichen Volksdichters vorhergeſagt, deß „Kerzen wilder Lieder“ —

„ . . . . . ſprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, ziſchend niederfallen!“

hatte es ſich in der höchſten Bedeutung des Sinnes erfüllt. Seine Lieder hallten in ganz Deutſchland wieder und überall, wo Deutſche in allen Welttheilen wohnten; ſie waren die Gebete der Arbeiter, die Hoffnungsſprüche der Jugend, das Entzücken aller patriotiſchen Freiheitsfreunde, aber auch das Entſetzen aller derer, welche die verkündeten, und in der ſich ſteigernden Schwüle ihr Nahen verrathenden, Wetter der Revolution aus Gründen der Selbſtſucht und des Unverſtands zu fürchten hatten. „Freiligrath!“ das war die Parole des deutſchen Volks geworden, welches auf den Kampf

für seine Rechte im Geist sich vorbereitete; wenn der gefeierte Dichter nur als Bannerträger einer Partei angesehen wurde, so war dies lediglich dem natürlichen Umstand zuzuschreiben, daß als der Vortrab einer großen politischen Bewegung immer eine äußerste Partei erscheinen wird.

Er selbst, dessen Innerstes in diese gewaltigen Schwingungen einer dröhnenden Sturmglocke gerathen war, tönte in Wahrheit nicht die sich im Leben der Wirklichkeit wieder verwischenden Tendenzen einer Partei aus, sondern die Ideen einer neuen Zeit, eines Glaubens an das Vaterland für Alle in der Freiheit, an das Menschenglück in dem aufzurichtenden Recht der Völker. Es war ein hoher, beseeligender Idealismus für die Zwecke des menschlichen Daseins auf Erden, in dessen Begeisterung er nothwendig sowohl Republikaner wie auch Sozialist werden mußte, ohne daß es von ihm zu bedenken war, wie aller Idealismus zunächst nur die Stoßkraft zur Fortbewegung der Geister erzeugt. In den Niederschlägen der Verwirklichung, früher oder später, krystallisirt er sich aber in Gebilden nach eigenen natürlichen Gesetzen. So weht der Sturm in hohen Regionen, um die Lüfte eines Weltballs zu reinigen und in Ausgleich zu bringen, und unten bildet sich dadurch Rauhfrost und feste Eisdecke nach ihren bestimmten Bedingungen, oder es kommt das Meer in den Aufruhr, der doch immer nur im Gesetz der Wellenschläge sich abspielt. Für den Dichter war es das Gebot seiner eigensten Natur, wenn er mit aller Leidenschaftlichkeit dem Idealismus seiner Zeit Ausdruck lieh, und es war nicht seine Sache, zu erwägen, was davon, wie und wann es sich verwirklichen könne und werde.

Das Elend war unter den Menschen; es entsprang vielfach der Rechtlosigkeit ganzer Klassen, den Mißständen der staatlichen Einrichtung, dem Egoismus der Herrschenden; es war ein Fluch für Millionen und sie hatten ihn nicht verdient deßhalb, weil sie geboren waren, die doch von Naturrechts wegen jedem Glücklicheren gleich waren. Wenn nicht der Dichter, wer sollte dies Elend beklagen, wer in den Seelen dieser Unglücklichen lesen, wer die Schuld daran verdammen? Es war auch ein Evangelium, welches da von begnadetem Dichtermund gelehrt wurde und unbekümmert

darum, wie die Reinheit seines Inhalts sich in den Wirkungen auf die Menschen sichtbar wiederspiegele, ob es bekämpft und begeifert werde, was dem christlichen nicht minder widerfuhr. Wenn Freiligrath während seines damaligen ersten Aufenthalts in London seine Stimme für das Elend des Proletariats (Das Lied vom Hemde) erhob, für die damals in tausend Schriften geschilderte Noth und Rechtlosigkeit des irischen Volks (Irland), und für die sozialen Gebrechen überhaupt, wie in anderen, theils englischen Dichtern nachgesungenen Liedern, so war es nicht allein in Folge der ergreifenden Erfahrungen, die er gerade in England darüber machen konnte, sondern vor Allem aus Anregungen der höchsten Sittlichkeit. Ebenso, wenn aus seinen nachfolgenden politischen Gedichten immer zorniger der Haß, immer begeisterter die Hoffnung auf Freiheit und die Liebe zum Volke herausklang, und er nun als unbedingter Republikaner in dem monarchischen Princip die Wurzel aller verdammenswerthen Zustände angriff, als ein Humanist das allgemeine Völkerglück erträumte. Nicht bloße Tendenzpoesie war es; dagegen hat nichts unverwerflicher gezeugt, als der Reiz, den diese Gedichte auch noch lange nach der Zeit der revolutionären Erregungen geübt, den sie auch heut noch und den sie dauernd auf diejenigen äußern werden, denen Humanität und Freiheit als ewige Ziele für die Menschheit gelten. Die Wahrheit und die Schönheit dieser Lieder hat sie aus der raschen Vergänglichkeit bloßer Parteiauslassungen zu bleibender Bedeutung erhoben.

Mit seinem Ideal im Herzen mußte Freiligrath sich in der Wirklichkeit seines londoner Geschäftslebens, die so unversöhnlichen Gegensatz dazu bildete, immer bedrückter fühlen. Er zeigte sich jetzt bereit, der alten Welt den Rücken zu kehren und in Amerika sein neues Heim zu gründen. Der berühmte amerikanische Dichter Longfellow, mit dem er während seines Aufenthalts am Rhein innig befreundet worden, hatte durch seine Briefe an ihn wesentlich dazu beigetragen, diesen Entschluß zur Reife zu bringen. Von Deutschland glaubte er nichts mehr erwarten zu dürfen; er war empört über die dortigen Zeitungen, die ihm zu Gesicht kamen, weil sie eine so mattherzige Sprache führten, und klagte enttäuscht

über die „hündische, thatenarme, höchstens maulfechtende Generation.“*)

Mitten in dieser Stimmung brach nun die Februarrevolution aus und veränderte auf einen Schlag Freiligrath's Auffassung der Dinge in seiner nächsten Nähe. Ein hoher Jubel überkam sein Herz, in herrlichsten Hoffnungen schwelgte seine Phantasie, und er begrüßte mit schmetternden Trommeten den endlich gekommenen, längst erwarteten Aufgang der neuen Sonne. Auf seinem Comptoir in der City war ihm die inhaltsschwere Nachricht aus Paris zugekommen; dort, trotz aller Correspondenzen, gab er den Eindruck derselben in stolzer Siegeshymne wieder. Als er am 25. Februar wie gewöhnlich sein Mittagsessen in einem Speisehaus der City in Gemeinschaft mit ein paar Freunden hielt, las er ihnen dies Lawinen-Lied vor:

„Im Hochland fiel der erste Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz vom Siege ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne.“

„Die Thräne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen singt's: Mourir,
Mourir pour la patrie!
Glück auf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
Allons enfans — Mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!“

Neuere politische und soziale Gedichte.

Er schickte sogleich eine Abschrift davon an Karl Heinzen in Newyork für dessen dort erscheinende „Schnellpost“ und schrieb ihm dazu u. A.: „Ich kann dir nicht sagen, wie uns zu Muthe ist — so wild, so froh, so glücklich!“ Die begeisterten Freunde ihrerseits übernahmen es, schleunigst angefertigte Abdrücke auch an die freisinnigen deutschen Zeitungen einzusenden.

*) Briefe an Karl Heinzen in dessen „Pionier“, 1876, 29. März (Boston).

Die Errichtung der Republik in Frankreich steigerte Freiligrath's Enthusiasmus. Nun sah er seine Fahnen fliegen, nun zwei Lager nur noch auf Erden, die der Freien und der Sclaven.

„Sonst aber — hoch die Republik! —
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur fester Bund zu Lieb und Glück!
Nur Bruderschaft — die Republik! —
Und menschlich schön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!"

Weiter verbreitete sich die gewaltige Wirkung der pariser Ereignisses; in Wien, in Berlin krachte es in dem alten Bau, überall in Deutschland, in Italien, in Ungarn begann der lang verhaltene Vulkan seine Feuer zu werfen. Der ersehnte Völkerfrühling war da, die Unfehlbaren zitterten, die Fahnen des Volkes entfalteten sich trotzig und frei, umwogt von nie gekanntem Hochgefühl, im Glanz der neuen Sonne. Auch Schwarz-Roth-Gold, und der Verbannte grüßte mit übervoller Innigkeit diese Farben, die das Symbol deutscher Freiheit bedeuten:

„In Kümmerniß und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Roth, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!"

Noch aber war ihm der Gang der Dinge zu langsam, das Volk in Deutschland zu bedächtig und thatenscheu. Das war ihm

„. . . . . noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!"

Von Fürstenwort erhoffte er kein Heil und mißtrauisch warnte er vor leichtgläubigem Vertrauen des Volks:

„Die Eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen.
Das ist der große letzte Strauß —
Flieg aus, du deutsch Panier, flieg aus!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Gelben flackert die Flamme!"

Da erfolgte die Revolution und der Barrikadenkampf in Berlin, die Amnestie der politischen Flüchtlinge und Verurtheilten, die Verkündigung der Verfassung, die Betheuerung des Königs: „Preußen geht fortan in Deutschland auf!"

Freiligrath beglückwünschte Berlin über seinen 18. März mit dem „Liede der Amnestirten im Auslande"; er pries seinen Kampf und seine Todten; aber er wollte als rechte Errungenschaft die Republik.

„Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O, Volk, ein einziger Tag verstrich —
Und schon von Pirats beißer?

Daß der König von Preußen gar deutscher Kaiser werden könnte, woran damals die Geister in erster Hoffnungsseligkeit dachten, dies wollte ihm, der einst so stürmisch es gewünscht und gefordert, jetzt nicht mehr zu Sinn. An dem äußersten Punkt, wo er seitdem mit seinen Ideen angekommen, hielt er das Kaiserreich für eine Umkehr der Bewegung; in dem Strom, in welchem er trieb, wollte er nicht annehmen, daß derselbe einmal sich stauen und wieder zurückgehen werde.

Bei den Deutschen in London hatten die Märzereignisse selbst verständlich eine allgemeine Erregung bewirkt. Ihrer Viele hatten ein lebhaftes Verlangen, in die Geschichte, welche nun in Deutschland spielte, thätig mit einzugreifen. Es kam damals die Kunde zu ihnen, daß Herwegh in Frankreich eine deutsche Legion bilde, um mit derselben zur Unterstützung der republikanischen Bestrebungen nach Deutschland einzubrechen. Nun musterte man von jener

Seite auch Freiligrath auf, Aehnliches zu unternehmen und von England aus an der Spitze einer Freischaar ebenfalls als ein Eroberer für die deutsche Republik zu erscheinen. Daraufhin erwiderte er aber mit Besonnenheit:

„Meine Herren, nein; ich bin nicht zum General geboren, mir genügt die Stellung eines Trompeters der Revolution.“*)

Aber wohl war auch er bereit, ins Vaterland zurückzukehren und nach seinen Kräften im Dienst der Volkssache sich wirkend zu erweisen:

„Wir treten in die Kampfschule,
Wir brechen auf schon heute!“

Neuere polit. u. soz. Ged. Berlin.

Für ihn war die Revolution noch keineswegs zu Ende; ihm war es gewiß, daß noch neue Kämpfe erfolgen würden, erfolgen mußten, sollte die Freiheit vor den Fangnetzen der alten, eben nur vorsichtig nachgebenden Regierungskunst sicher gestellt werden. Er sah um diesen Preis einen anderen Todestanz kommen:

„Auf den Hügeln steht er im Morgenroth,
Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand.
Wer ich bin? ich bin der Befreiertod!
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!
Nicht der Leichtreiter am Krankenbett,
Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
Nein, der eherne Stürmer im Kampfgewühl,
Der den Mann und den kriegrischen Jüngling erschlägt.“

Ebenda: Ein Lied vom Tode.

Im Mai 1848 verließ er England und ein zweites Mal das kaufmännische Comptoir, um frei dem Zuge seines enthusiastischen Herzens zu folgen. Neun Jahre zuvor that er es, um als Dichter um seinen Ruhm zu arbeiten; jetzt, um für seine Ideen als Dichter den ganzen Mann einzusetzen. Er ging an den Rhein zurück, von wo er ins Exil gegangen, nach Düsseldorf, wo eins der Hauptquartiere der Demokratie aufgeschlagen war. Als einen der gefeiertsten Streiter für die höchsten Ideale begrüßte man ihn daselbst, als dem geliebtesten Sänger jubelte ihm das Volk entgegen, als einer der Führer der Volkssache nahm er seinen Platz an der Spitze der rheinischen Demokratie. Mit ihr theilte er nun

*) Neue fr. Presse, Ende März: Aus Zürich.

die Leidenschaft für das Vorwärtstreiben der Geister, die Hoffnungen auf den vollen Sieg, die Befürchtungen vor den Halbheiten des einberufenen deutschen Parlaments. Er feuerte an, er gab seine Signale, er stand auf der Wacht und beobachtete den Feind. Die Reaction faßte Fuß und er warnte vor der Gefahr, die damit erstand.

„Trotz alledem und alledem —
Trotz Wien, Berlin und alledem —
Ein schneider, scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem!
Das ist der Wind der Reaction
Mit Mehlthau, Reif und alledem!"

Und dennoch blieb unerschütterlich in ihm noch immer der Glaube an den Sieg der Ideale:

„Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr kommt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trotz alledem!"

Neuere polit. u. soz. Ged.: Trotz alledem.

Der Ingrimm freilich wuchs bis zur maßlosesten Leidenschaft in ihm, je mehr die Reaction an Kraft gewann und sich schon entschlossen zeigte, mit der gesammelten militärischen Macht ihren Kampf gegen die Revolution zu führen. „Scheitert Alles, so steht uns Amerika noch immer offen," schrieb er am 21. Mai in solcher sich einmischender Besorgniß an Heinzen.*) In jenem gewaltigen Oratorium „Die Todten an die Lebenden", an rythmischer Pracht und Schönheit unvergleichlich, tönte er diese Stimmung aus. Er ließ die auf den Barrikaden von Berlin Gefallenen wieder aufersthen und sie in klagendem Zorn zu den Lebendigen sprechen:

„Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
Ihr habt uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten."
„Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch ächt auch ist die Waare!
Nun legten uns im Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.

*) Demokr. 1876, 5. April.

Weh euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und Alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlettert und verloren —
O, Alles, Alles hörten wir mit leisen Geisterohren!"

Dies Lied machte eine ungeheure Wirkung und nur, wer selbst Zeuge davon gewesen, wie diese Worte die Herzen erschüttert und die Lippen bewegt, vermag sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Um so mehr erbitterte es aber auch die Reaction. Schon als es Freiligrath seinem Freunde Dr. Köster in Düsseldorf im Manuscript vorgelesen, hatte dieser von der Veröffentlichung desselben abgerathen, um den Dichter nicht ein Opfer neuer Verfolgung werden zu sehen. Doch Freiligrath glaubte nicht daran; er fühlte sich eine Macht in Düsseldorf, die noch der dortigen Reaction zu gefährlich erscheinen mußte, um einen directen Angriff darauf zu wagen; und wenn er dies auch nicht glaubte, so war er nicht der Mann, der aus Furcht vor den Gegnern eine That unterließ, die ihm sein Gewissen abgezwungen.

Gleichwohl entschloß sich die Regierung, einen Schlag nach dem ihr furchtbaren Dichter zu führen. Am 29. August bekam er eine Ladung auf's Gericht zu einer Vernehmung und als er sich guten Muths eingefunden, hielt man ihn als Gefangenen, des Hochverraths angeklagt, dort zurück. Außerordentlich war das Aufsehen, welches diese Maßregel erregte; in Düsseldorf zumal hatte man Mühe, zu glauben, daß es dem Gericht Ernst sein könnte, Freiligrath den Prozeß zu machen, daß er im Gefängniß zurückbehalten werden würde. Eine drohende Gährung entstand in den Arbeitermassen; aber besonnener Weise verhinderte man einen Ausbruch derselben, um der Reaction nicht Vorwand zu neuen unheilvollen Gewaltthätigkeiten zu bieten. Dagegen blieb diese Angelegenheit fort und fort für die Bevölkerung von Düsseldorf ein Gegenstand der Aufregung und ließ sie mit höchster Spannung die angesetzte Verhandlung vor dem Schwurgericht erwarten.

Am 3. October 1848 fand dieselbe statt. Die Gattin des Angeklagten, selbst gefaßt darauf, daß er zum Tode könnte verurtheilt werden, hatte sich mit zahlreichen Freunden in den Zuhörerraum begeben. Eine ungeheure, hoch bewegte Menschenmenge drängte

ſich vom frühen Morgen an nach dem Gerichtshauſe zu, und Freiligrath, als er um acht Uhr im Wagen dahin geführt wurde, konnte ſehen, wie in Wahrheit ein Volk hinter ihm ſtand. Blumen und Kränze waren in den Händen von Mädchen und Frauen, die an den offenen Fenſtern warteten, als gelte es, einen Triumphempfang demjenigen zu bereiten, der eben wegen ſeines Todtenliedes ſich vor der Jury zu vertheidigen hatte. In Hurrahgeſchrei, das von außen erwiedert wurde, brachen die Zuhörer im Gerichtsſaal aus, als in der Anklageſchrift auch das verbrecheriſche Gedicht verleſen wurde, ſo daß der Präſident drohte, den Saal räumen zu laſſen. Mit all' dieſer offen zur Schau getragenen Zuverſicht auf eine Freiſprechung, ſo ſchien es, ſuchte man dieſe den Geſchworenen gleichſam abzuzwingen. Um Mittag rückten dann draußen auch noch die Arbeiter maſſenhaft und in drohender Haltung auf. Es war wie vor dem Beginn einer Schlacht; in ſteigender, ernſter ſtimmender Spannung war man des Signals gewärtig zum Siegesjubel — nicht anders wollte man denken. Und als dann um ein Uhr aus dem Fenſter des Gerichtshauſes ein weißes Tuch hinauswehte in den Sonnenſchein dieſes Tages und das Wort: Frei! von daher zugleich erſchallte, da brauste es in tauſendfachem Echo als Jubelruf weithin durch die Straßen der Stadt und eine Rührung vor Freude bemächtigte ſich der zahlloſen, harrenden Menſchenmenge, die dieſem Moment die höchſte Weihe verlieh.*)

Das Haupt hoch, wie ein Sieger, die Augen blitzend vor Glück und feucht vor innerſter Bewegung, kam der Freigeſprochene aus dem Portal, begrüßt von ſtürmiſchen, nicht enden wollenden Hochrufen. Kränze flogen auf ihn nieder, mit Blumen beſtreuten die feſtlich gekleideten Mädchen ſeinen Weg, drei Muſikkorps, die freiwillig ſich angeſtellt hatten, empfingen ihn mit rauſchenden Weiſen, ein Tücherſchwenken aus allen Fenſtern, ein jauchzendes Zurufen, Thränen der Freude in Aller Augen. Man wollte Freiligrath auf Armen durch die Stadt tragen und nur ſeinen Bitten gelang es, das Volk endlich davon abzuhalten. Aber dennoch zog er wie ein Triumphator nach ſeiner Wohnung und

*) Deutſche Ztg. 1876, Nr. 1531: Mitthel. von P. Lindau.

erst, als er dort war, verlief sich die Menge, die ihm bis dahin mit ihren Huldigungen das Geleit gegeben hatte. Am Abend aber zog sie noch einmal vor sein Haus in einem glänzenden Fackelzuge, in allen Händen das gedruckte Lied der „Todten an die Lebenden", und im blutrothen Feuerschein jener Lohen trat der Dichter ans Fenster und dankte mit übervollem Herzen durch ein Gelöbniß der Treue für die Sache des Volks.

Unmittelbar darnach luden ihn die Besitzer der neu entstandenen „Rheinischen Zeitung" in Köln ein, Mitglied ihrer Redaction zu werden. Es war deßhalb, daß Freiligrath Ende October nach der alten Hauptstadt am Rhein reiste. Wie hoch er in der Verehrung auch des Proletariats stand, davon erhielt er gleich nach seiner Ankunft daselbst einen rührenden Beweis. Er hatte einen Gepäckträger gerufen und ihn beauftragt, seinen Koffer nach dem Gasthof zu tragen, wofür er im Voraus die Bezahlung leisten wollte. Da las der Arbeiter auf dem Koffer den Namen Ferdinand Freiligrath; er stutzte, zog dann die Mütze ab und sagte stotternd: „Um Vergebung Herr, sind Sie der Freiligrath, der das Gedicht „Die Todten an die Lebenden" gemacht hat?"

Als Freiligrath darauf lächelnd nickte, schob der Dienstmann die Hand zurück, die ihn eben bezahlen wollte und sagte: „Die Ehr' vergeß ich mein Lebtag nicht, Herr Freiligrath!" Damit ging er stolz mit dem Koffer von dannen.

Und wie immer tief bewegt von solchen Kundgebungen der Verehrung, äußerte Freiligrath auch später noch über diese Anerkennung eines Mannes aus dem Volke, daß sie zu seinen schönsten Erinnerungen gehöre.*)

In Köln arbeitete er nun mit Marx, Engels, Dronke und Wolff an der Neuen Rheinischen Zeitung, die zu den muthigsten und einflußreichsten Wortführern der rheinischen sozialistischen Demokratie gehörte. Aber auch seine wildlockige, revolutionäre Muse ließ sich bei solchen Anlässen wieder vernehmen, die tief in die Empfindungen des Volkes griffen und wie Marksteine des Niedergangs der Revolution erschienen. In Wien war die Erhebung des Volks in

*) Deutsche Ztg. a. a. O.

blutigen Kämpfen niedergeschlagen worden. Da rief er Deutschland in Vorahnung der nächsten Ereignisse abermals mit kriegerischen Posaunenstößen aus dem Winterschlaf auf:

„Ja, Deutschland, ein Erwachen! ja, Deutschland, eine That!"
„Allwärts, um Wien zu retten, steht du an deinem Platz!
Räum' auf im eig'nen Hause! Räum' auf und halte Stich —
Den Jellachich zu jagen, wirf deinen Jellachich!
Ein dreister Schlag im Norden ist auch im Süd ein Schlag;
Mach' fallen unser Olmütz, und Olmütz rasselt nach!" Wien, u. a. O.

Robert Blum wurde in Wien erschossen und Freiligrath dichtete darauf diesem blutigen Opfer der Reaction ein schmerz- und zorndurchbebtes Requiem. Eine letzte Hoffnung der überall geschlagenen, überall entwaffneten Revolution war noch Ungarn in seinem Kampf gegen Oesterreich . . . .

„Ein Volk noch in der Welt,
Das trotzig mit der festen
Stahlhand am Aufruhr hält!
Im fernen, wüsten Osten,
Der Freiheit Aufgepflanzt,
Die schlagen jetzt die Schlacht,
Die beiß zurück sich wälzend,
Jedwede Fessel schmelzend,
Auch euch zu Freien macht." Ungarn.

So hoffte Freiligrath noch; er sah die Niederlage nur als eine verlorene Schlacht an, nicht als einen verlorenen Feldzug. Eine neue Erhebung des Volks erschien ihm als sicher bevorstehend und er suchte mit äußerster Leidenschaftlichkeit bei der Revolutionsfeier auf dem Gürzenich in Köln am 19. März 1849 durch sein Gedicht „Reveille" die Hoffnungen darauf zu beleben, noch einmal zu werben für die zu erwartenden Kämpfe um die Freiheit.

Aber einen andern Weg ging die Geschichte, um zu ihren Zielen zu gelangen. Durch neue Nacht führte sie ihren Geist wie einen unterirdischen Strom zu dem Punkt, wo er geklärt und geläutert sich fähig erwies, die Mühlräder der Zeit in eine Bewegung zu setzen, die langsamer und sicherer ihre Erfolge bewirkte. Die Revolution war ein Sturm gewesen, der den Samen der neuen Zeit mit sich geführt und überall verstreut hatte; unter der

Reaction, die dann folgte, hatte der Samen Ruhe, um in Wurzel und Keim zu schießen und zu Pflanzen zu erstarken, denen bei neuem Sonnenstrahl die Blüthen gewiß waren. Vorläufig aber war es Nacht und der Sieger verfolgte den Besiegten. Dieser Verfolgung fiel im Mai 1849 denn auch die „Neue Rheinische Zeitung" zum Opfer. Sie wurde durch einfaches Dekret für verboten erklärt. Dennoch erschien sie darnach noch einmal am 9. Mai und an der Stirn mit dem herausfordernd in rother Schrift gedruckten, trotzigen „Abschiedswort" Freiligrath's:

„Aus dem Dunkel flog der tödtende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!
Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: Die Rebellion! —
So bin ich mit Ehren erlegen."

Dieses Gedicht war wie ein Armeebefehl, durch den der revolutionäre Heerbann aufgelöst wurde. In der demonstrativen Art, wie es erschien, nicht minder machte es eine gewaltige Wirkung, und diese Nummer der Zeitung, obwohl überall auf sie gefahndet, wurde tausendfältig im Geheimen erworben und als eine der publizistischen Denkwürdigkeiten jener Tage aufbewahrt.

Freiligrath selbst wollte sich zunächst in Holland niederlassen, wurde aber schon an der Grenze mit seinem Paß zurückgewiesen und begab sich nunmehr in der Verkleidung eines Heizers auf einem Rhein-Dampfschiff wieder nach Düsseldorf zurück, wo er in der Vorstadt Bilk eine ländliche Wohnung bezog. Er besorgte hier die Ausgabe seines ersten Heftes der „Neueren politischen und sozialen Gedichte", die in den für ihn so bedeutungsvollen Jahren 1845 bis 1848 entstanden waren, und fing auch die Nachklänge in seinem Innern auf, in denen die Sturmmärsche dieser Poesie verhallen sollten. Nach englischen Originalen verfaßte er die sozialen Gedichte von der „Armenhaus-Uhr", vom „Landproletarier", vom „Armenhaus"; nach dem französischen Volkssänger Pierre Dupont dichtete er das ergreifende Lied um's Brod, welches in den französischen sozialistischen Kreisen und bei den Arbeitern

wie ein Glaubensbekenntniß verehrt wurde und ich entſinne mich ſelbſt noch, welche erſchütternde Wirkung es hervorbrachte, wenn es in den Verſammlungen der franzöſiſchen Flüchtlinge in London von einem derſelben geſungen wurde und der Chor dann mit dem Aufſchrei wie Gebet einfiel:

„Car c'est le cri de la nature:
Il faut du pain, du pain, du pain!"

Auch jene Viſion „Am Birkenbaum", mit einer Erinnerung des Dichters an eine Stätte ſeiner weſtfäliſchen Heimath vermiſcht, iſt ein ſolcher Nachhall. Er ſah eine furchtbare Schlacht, eine wilde Jagd, Einen ſtürzen und unter Laffeten und Pulverkarren geſchleift verenden. „Was Bahre, was Sarg!" — „So ſtirbt in Europa der letzte Monarch!"

Verhehlen konnte ſich Freiligrath nicht, daß er nach dem Aeußerſten, was er in der revolutionären Poeſie als „Trompeter" der ſturmvollen Zeit geleiſtet, nun, da Alles in Trümmern und Kirchhofsruhe ringsum lag, nichts mehr in dieſer Art zu ſagen vermochte. Von ſelbſt kam Schweigen über ihn, nachdem er das Tiefſte in ſeiner Bruſt ſo mächtig ausgetönt; es war wohl genug, um noch der kommenden Zeit zur Richtſchnur und zur Hoffnung zu dienen. Im Anblick ſeiner vermehrten Familie machte auch die Sorge um die Exiſtenz wieder ihr unerbittliches Recht geltend. Der Boden der Heimath, auf dem er die Schlacht mit durchkämpft, brannte ihm zudem unter den Füßen, und bei der zur Herrſchaft gekommenen Willkür des Polizeiregiments konnte er beſonders bei Fortſetzung ſeiner literariſchen Thätigkeit nur auf neue Verfolgungen und Behinderungen ſich gefaßt machen. Da richtete er denn ſeinen Blick wieder nach der Fremde und über England hinaus ſelbſt noch einmal nach Amerika. In dieſer Stimmung, halb wehmuthvoll, halb zuverſichtlich, machte er das rührende „Weihnachtslied für ſeine Kinder", 1850:

„Ade, Ade! das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfroſt im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!

Vielleicht auf's neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch sich'rer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Leden."

„Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Traut wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath blos macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters."

Neuere politische und soziale Gedichte.

Die Regierung in Düsseldorf hatte in der That nichts Gutes mit demjenigen vor, an dem sie für die revolutionären Lieder Rache zu nehmen schon längst geneigt war. Um seine angeordnete Ausweisung von dort rechtlos zu machen, hatte sich Freiligrath sogar einen Heimathschein vom Ministerium in Berlin verschaffen müssen; aber vorsorglich hatte er sich auch zugleich einen Paß für England besorgt. Er war überzeugt, daß die Ausgabe des neuen, zweiten Heftes seiner politischen Gedichte, die er eben in Druck gegeben, ein willkommener Anlaß für die Regierung sein werde, ihm einen neuen Prozeß zu machen, und diesmal wohl mit für sie besserem Erfolg bei den Gerichten ohne Geschworene. Die Zeichen der Gefahr wurden erkennbarer. Kaum daß er noch durch den Maler Hasenclever sein Porträt hatte vollenden lassen, als er — im Mai 1851 — wie auf einen Ausflug am Rhein still und allein aus Düsseldorf sich entfernte. Er hatte den Abend lustig mit seinen Freunden, die nichts von seinem Vorhaben wußten, zugebracht und bat sie dann, ihn nach dem Dampfschiff zu begleiten, um ihnen Lebewohl, vielleicht auf immer, zu sagen. Einige Tage später war er in London, um sich umzuschauen, ob er durch eine neue kaufmännische Stellung sich und seiner Familie dort wieder eine zweite Heimath gründen könne. Nur zu berechtigt war das Mißtrauen gewesen, weßwegen er sein Vaterland verlassen; denn kaum war sein Gedichtheft erschienen, als auch schon der Steckbrief hinter dessen Verfasser folgte, auf den die Polizei ver-

geblich inzwiſchen gefahndet. Nicht genug damit, erſchien 1852 noch ein zweiter Steckbrief, in dem er als communiſtiſcher Verſchwörer bezeichnet und verfolgt und als ſolcher ſpäter auch in dem großen kölner Prozeß mit einbegriffen wurde, ohne jedoch in contumaciam ein Urtheil zu finden. Man ließ vielmehr die Anklagen gegen ihn in der Schwebe, um ihm auf dieſe Weiſe die Rückkehr unmöglich zu machen.

So war denn das Exil fortan ſein Loos, da auf eine Aenderung der politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland auf lange nicht gerechnet werden konnte. In London bleiben und wieder als Kaufmann arbeiten, dies wurde nun ſein Entſchluß. Aber auch den Dichter wollte er nicht darüber untergehen laſſen, wie er vordem ſich gelobt, als er das erſte Mal nach England geflüchtet; auch die Ideale wollte er keineswegs aufgeben, um die er gekämpft. Glaubensſtark, daß ſie ewige Wahrheit ſeien und ihre Verwirklichung einmal doch erfolgen werde, war noch — wie ein letzter Abſchiedsgruß an Deutſchland — in dieſem Geiſte ſein Gedicht „Die Revolution" auf britiſchem Boden entſtanden:

„Und ob ihr in's Exil ſie jagt, von Lande ſie zu Lande hetzt:
Und ob ſie fremde Herde ſucht, und ſtumm ſich in die Aſche ſetzt:
Und ob ſie wunde Sohlen taucht in ferner Waſſerſtröme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babels Weiden hängt ſie auf!
O nein — ſie ſtellt ſich vor euch hin; ſie ſchlägt ſie trotzig euch zum Trotz!
Sie ſpottet lachend des Grils, wie ſie geſpottet des Schaffots!"

„Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?
In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt ſich trägt?
Iſt mein Aſyl nicht jede Bruſt, die menſchlich fühlt und menſchlich ſchlägt?
Nicht jede Werkſtatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt —
Bin ich der Menſchheit Odem nicht, die raſtlos nach Befreiung lechzt?"

9.

Im Exil.

Wie jenes erwähnte Oelgemälde von Hasenclever Freiligrath in der Vollkraft seines Lebens mit vierzig Jahren darstellt, war er eine hohe, kräftige, gedrungene Gestalt mit mächtiger Brust und breiten Schultern, mit einem stark ausgeprägten Charakterkopf voll dunklen, ihn umflatternden Haares, das Antlitz voll energischen Ausdrucks, den ein dunkler Kinn- und Lippenbart hob, die sanft und innig blickenden Augen aber milderten. In Allem ein Kernmann, ein Bild gesetzter Kraft und gesammelter Würde. Bald sollte die Sorge und Arbeit die Gesichtsfarbe bleichen, einen Zug von Schwermuth in's Antlitz zeichnen, das Haar ergrauen lassen, — ein äußerlicher Tribut, an dem sein Herz und Geist keinen Theil hatte.

London war damals, im Jahre 1851, von Flüchtlingen überschwemmt. Die Revolutionen in Polen, in Italien, Frankreich und Deutschland hatten Tausende in ihre Strudel gerissen, die sich dann nach dem gastlichen Boden Englands noch zu retten gewußt, und noch immer dauerte der Zuzug neuer Verschlagener dahin an. Die meisten waren darauf verwiesen, sich durch Arbeit ernähren zu müssen, und eine Menge von Intelligenzen und Leuten von Bildung unter ihnen suchte nach passenden Stellungen in der Riesenstadt. Natürlich war Alles, was sich in dieser Art bot, bald besetzt, und wo eine neue Gelegenheit sich zeigte, warben sogleich ihrer Viele und mit den besten Empfehlungen um die Berücksichtigung.

Unter solchen Verhältnissen wurde es auch Freiligrath trotz seiner londoner Freunde und trotzdem er schon durch die frühere Stellung ein erfahrener englischer Geschäftsmann geworden, nicht leicht, eine geeignete kaufmännische Stellung zu finden. Noch mehr

als wie er es schon 1846 erfahren, stand ihm sogar sein politisches Flüchtlingsthum dazu im Wege. Als ihm endlich durch einen jüdischen Kaufmann ein Posten geboten wurde, nahm derselbe sein Tagwerk vollständig wieder in Anspruch. Erst später, und namentlich durch seine 1857 erfolgte Anstellung als Direktor der schweizer Bank Kommandite in London, erfreute er sich eines erleichterten Berufs und sorgenfreierer Existenz.

Aber er trug ein stolzes Selbstbewußtsein, sich in so harter Arbeit sein Leben erkämpfen zu müssen. Nichts von Dünkel, weder auf sein politisches Martyrium, noch auf seinen poetischen Ruhm, war ihm eigen, und als er einmal in London dem dänischen Dichter Andersen begegnete, der auf die ihm hier gezollten Auszeichnungen und gesellschaftlichen Verherrlichungen sich sehr viel einbildete, konnte er sich nicht eines bitteren Spotts darüber enthalten, wie er, anders denn dieser gefeierte Löwe, als deutscher Dichter unbeachtet durch das rastlose Treiben der City seinen ewig gleichmäßigen Weg gehe:

„Ich bin nur Bär! Bär brumm ich durch die Massen,
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme",
Dem schön gewetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling" meinst du, könnt' ich doch als Blume
Der Passen im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!
Und stähle mich an diesem muth'gen Leben,
In das aufs Neue mich mein Schicksal warf:
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspernt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf;
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt,
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!"

Neueres und Neuestes: Aus einer poetischen Epistel.

Verließ er Abends sein Bureau in der City, so machte er seine kleine Reise auf der Eisenbahn nach dem entlegenen Stadtviertel von Hackney, wo er eins der kleinen Häuser, wie sie den londoner Cottages eigenthümlich sind, am Sutton-Place Nr. 3 bewohnte. Still und freundlich stand es zwischen Bäumen, ein kleines Gärtchen dahinter, welches er sorgfältig zu pflegen und mit

Blumen auf dem ſmaragdgrünen Raſen zu ſchmücken liebte. Im ſchmalen, unteren Geſchoß waren das Eß- und das Studirzimmer mit der anſehnlichen Bibliothek, welche des Dichters Stolz bildete; im oberen Theil befanden ſich die Wohngemächer. „Dies kleine Haus," erzählt der Genoſſe ſeines Exils, Gottfried Kinkel, „in der ländlichen laubgrünen Vorſtadt, mit der geiſtig großen, klaren Frau, die ſo eiferſüchtig iſt auf des Dichters Ruhm und Charakter, mit den ſchönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das ſo gaſtfrei deutſchen Freunden Sonntags ſich öffnet, das freie, lichte, herzliche Geſpräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen ſtammt, ein Leben im ſchönſten Sinne bürgerlich, wie alles Echteſte in Deutſchland bürgerlich iſt — es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen, ſchmalen Garten neben dem Dichter auf und abwandelte im Geſpräch und Sonnenſchein, und dort in der ſtillen Vorſtadt der londoner Nebel und das londoner Getöſe ſo fern, ſo fern blieb von der friedlichen, hellen Sonntagsinſel." *)

Im Kreiſe ſeiner Familie fand Freiligrath ſeine einzige Erholung nach der täglichen Comptoir-Arbeit. Er liebte ſeine Kinder mit außerordentlicher Innigkeit. Zwei Töchter wuchſen ihm heran, Käthchen und Louiſe; drei Söhne tummelten ſich im Hauſe, Wolfgang, Otto und als Jüngſter Percy. Wie manches Mal erzählte er ihnen von ſeiner wilden Zeit und zeigte er ihnen auch die zwei Steckbriefe, um ihnen lächelnd zu Gemüth zu führen, welch' ein gefährlicher Menſch er ſei. In der Familie wurde nur deutſch geſprochen, mit der Dienerin engliſch. Jeder, der dort als Gaſt einkehrte, fühlte die Behaglichkeit eines glücklichen, geordneten Hausweſens und die Herzlichkeit, welche die Familienmitglieder unter einander verband, deren Haupt wie ein gütiger, milder Patriarch erſchien." **)

Sonntags, wenn alle Geſchäfte ruhten, kamen befreundete Familien auf Beſuch, Kinkel mit ſeiner trefflichen Frau Johanna, Marr, Karl Blind, Louis Blanc, der Profeſſor Schaible aus Woolwich, und Andere. Anfänglich war es natürlich, daß noch unter den nachwirkenden politiſchen Erregungen Freiligrath in

*) Nat.-Ztg. 1876, 151.

**) H. Lucas, Deutſche Ztg. 1876, 1542.

ſolchem Verkehr mit anderen politiſchen Flüchtlingen ſein Herz ausſchüttete; ſpäter zeigte auch hierin die beruhigende Zeit ihre wohlthätigen Einflüſſe. Aber wie Freiligrath immer der liebenswürdige Wirth allen ſeinen Beſuchern blieb, ſo auch der treue Freund derer, mit denen er ſeine Sympathien tauſchte. In einer ausgebreiteten Korreſpondenz hielt er ſtets die Fäden feſt, welche ihn mit ſo vielen Freunden und Verehrern in Deutſchland, in Amerika und England verbanden, und wo ſich eine paſſende Veranlaſſung bot, da ſandte er gern eins jener ſinnigen, humorvollen Gelegenheitsgedichte, von denen nur ein paar aus jener Zeit: „Zwei Hochzeitslieder", von ihm den geſammelten Dichtungen einverleibt wurden. Nach ſeinem Tode iſt noch manches derartige von anderen Seiten veröffentlicht worden, z. B. von B. Lukas in der Deutſchen Zeitung und von Franz Dingelſtedt in der Neuen freien Preſſe (April 1876), und Vieles wird in den Familien des Freundeskreiſes als Reliquie in Ehren gehalten. Aus dieſen Gedichten aber ſpricht oft ein ſo geſunder, kerniger, gemüthvoller Humor, ſtets eine ſolche Herzenstreue und Innigkeit, daß ſie zur Würdigung des trefflichen Charakters Freiligraths als Menſchen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Für die Freundſchaft ſchlug er in der Stille noch immer ſeine Leier, wenn er ſie auch jahrelang nicht mehr für die Oeffentlichkeit rührte. Zog es ihn in jener Zeit der inneren Sammlung nach dem Sturm noch ſonſt zu den geliebten Bethätigungen ſeiner poetiſchen Natur, ſo waren es vorzugsweiſe die engliſchen Dichter, aus deren Werken er ſeine Auswahl traf, um ſie in ſeiner meiſterhaften Art in deutſchen Verſen wiederzugeben. Durch ihn waren vorher ſchon, abgeſehen von den Uebertragungen Viktor Hugo'ſcher, Lamartine'ſcher und vieler anderer franzöſiſcher Gedichte, die Engländer Burns und Scott, Thomas Moore, Hemans, Tennyſon, Coleridge, Hood, mit ihren bis dahin weniger gekannten lyriſchen Arbeiten in die deutſche Literatur eingeführt worden. Denen reihten ſich darnach noch verſchiedene aus der engliſchen wie auch franzöſiſchen Dichterwelt an und ebenſo der Amerikaner Longfellow, beſonders mit ſeinem großen und ſchönen „Sang von Hiawatha", den Freiligrath im Jahr 1857 überſetzte. Ein Beherrſcher auf den drei großen Sprachgebieten des Deutſchen,

Englischen und Französischen — einige Streifereien ins Italienische ungerechnet — wurde er ein einflußreicher Vermittler zwischen englischer, amerikanischer und deutscher Poesie, gehörte allen dreien an und hat in dieser Beziehung denn auch eine ganz eigene, einzige und verdienstvolle Stellung eingenommen.

Nur eins jener, der Freundschaft geweihten Lieder von ihm flog nach langer Zeit wieder nach Deutschland über's Meer. Es war die Klage um den jähen Tod von Kinkel's Frau im November 1858:

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben."

„Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen:
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vor'm Feind erschossen:

Ein Schlachtfeld auch ist das Exil —
Auf dem du bist gefallen,
Im festen Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns allen!"

Eine erschütternde tiefe Wirkung brachte es in der deutschen Heimath hervor, sowohl durch den allgemeinen Antheil, den man an dem tragischen Ende der ausgezeichneten Frau des Dichters nahm, der zum Jubel aller Edlen vor Jahren aus dem preußischen Zuchthaus glücklich entführt worden war, als auch durch die Schönheit und Fülle der Empfindung, die dieser Nachruf eines patriotischen Schicksalsgenossen über das Grab der Freundin ausschüttete. Durch alle deutschen Blätter machte dies Gedicht die Runde und es hat Thränen noch lange darnach, wenn man es wieder las, auch denen entlockt, die in keinen persönlichen Beziehungen mit dem Kinkel'schen Hause gestanden hatten. So tief prägte es sich durch seine rythmische Kraft, durch den dumpfen Trommelwirbel edlen Männerschmerzes ein, daß es zu denen gehört, die unwillkürlich manchmal wieder auf die Lippen treten und die zu den bekanntesten auch im Munde des Volks gehören. Es mahnte zugleich die Geister in Deutschland daran, daß von den Besten der Nation

noch so viele draußen im Exil wie ausgestoßene Kinder leben mußten, daß sie für das litten, was einst Alle ersehnt und erhofft und was in neuem Volkserwachen auch jetzt wieder ersehnt und erhofft wurde. In die Stickluft dieser Tage einer wieder abgewirthschafteten Reaction wirkte dies erste Lied Freiligrath's nach langer Zeit des Schweigens — ohne seine Absicht — auch wie ein Schuß; bei diesen innigen, feinen Beziehungen zwischen ihm und der Nation wurde allen seinen Gedichten sogleich nach Erscheinen auch für die Folge noch der Charakter einer geistigen Münze aufgedrückt. Er blieb, was er gewesen, ein Rufer seinem Volk.

Vergessen war er denn unter dem vorhergegangenen Schweigen durchaus nicht gewesen; im Gegentheil hatte sich in stiller Wucherung seine Popularität immer weiter über Deutschland wie über Nordamerika ausgebreitet. In reinem Glanze strahlte sein Stern über zweien Welten. Bei deutschen Patrioten standen seine Gedichte in so hohem Ansehen wie ein Brevier des politischen Glaubens. So widmete sie 1863 ein Vater seinem mündig gewordenen Sohn mit folgenden Strophen, die in der That den Geist ausdrücken, in dem man unter jener Zeit des neuen nationalen Drängens von ihm in Beziehung zu seinem Volke dachte:

„Er nähr' in Dir das heil'ge Feuer,
Das in Dir selbst schon ist entbrannt!
Er mache Dir die Wahrheit theuer,
Begeistre Dich für's Vaterland!
Und mit dem Reichthum Seiner Farben
Erneu're Dir des Lebens Bild,
Wenn jemals Hoffnungen Dir starben
Und es ein fest Entsagen gilt!

Wie Seine Lyre ewig Fehde
Dem Unrecht schwur, dem Schein, dem Trug,
So lerne Deines Mundes Rede
Von Ihm, nicht von der Dichtung Flug!
Denn eitler Worte lautes Tönen
Ist immer an uns selbst Verrath,
Durch Thatkraft zähle Du zu den Söhnen
Des Dichterhelden Freiligrath!"*)

*) Dresdener Ztg. 1876, Nr. 82.

Sein Landsmann Julius Rodenberg, der ihn in London besucht und auch eine Schilderung seines Lebens auf dem Bureau wie in der Familie daselbst veröffentlicht hatte, widmete ihm 1861 ein Gedicht mit folgenden Schlußstrophen:

„Verschiedne Wege gingen wir indessen,
Dein Banner ward das meine nicht, — doch dies,
Ich sag es laut: Kann Deutschland Dein vergessen —
Nicht werth wär's, daß Dein Vaterland es hieß!

Ich hoffe nichts, ich fürchte nichts. — Ich lebe
In Deinem Lied, und oft, wenn es mir hier
Zu enge wird, um Mitternacht, entschwebe
Ich mit dem Sturm zum Meere und zu Dir!"*)

Friedrich Kapp seinerseits, der in Nordamerika lebte, erzählt in seinen von Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien", und auch wiederholt in dem neueren Werke „Aus und über Amerika", folgenden charakteristischen Zug von Freiligrath's Popularität unter den Deutschen daselbst:

„Ich war im Herbst 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlassung im äußersten Nordwesten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'schen Werke an den Meistbietenden verkauft wurden. Der Auctionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkosungen der dortigen Geistlichkeit nach Amerika getrieben war, also selbstredend nicht anders als radical sein konnte. Das Publikum bestand aus einem Dr. jur. aus Darmstadt, der Fuhrmannsdienste zwischen dem „Settlement" und den benachbarten Forts that, und jetzt mit seinem Joch Ochsen dem Verkauf beiwohnte; einem ehemaligen kurhessischen Justizbeamten, der gehaßenpflugt worden war; einem paar ehemaligen hanauer Freischärlern, einem Arzte, der in der ungarischen Armee gedient hatte; einem früheren preußischen Offizier und einem dresdener Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern. Ich glaube nicht, daß sämmtliche Bieter zusammen drei Dollars besaßen; allein dieser Mangel trat dem Verkaufe nicht hindernd in den Weg. „Ihr wißt ja Alle", rief der Meister der Schule mit

*) Rodenberg, Deutsches Museum. II. Jahrgang.

aufrichtigem Pathos, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unsern Freiligrath? Sokrates, Christus und Freiligrath sind die größten Männer der Geschichte". (Der dresdener Schneider ruft begeistert „Bravo!" während der Doctor aus Darmstadt seine langen Wasserstiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödsinn!" in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution". Der Lehrer trug eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor:

„O nein — sie stellt sich vor euch hin, sie schlägt sie trotzig euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Grils, wie sie gespottet des Schaffots!
Sie singt ein Lied, daß ihr entsetzt von euren Sesseln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!"

Geld war, wie gesagt, nicht da. Der darmstädter Doctor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Ex-Offizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich trotz aller Armuth der Bietenden etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen", sagte eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur, um das schöne Gedicht: „Ehre jeder Stirn voll Schweiß"! Der Blick, mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte. Ueberhaupt boten die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel."

Eine amerikanische Ausgabe der Freiligrath'schen Gedichte bildet überdies einen Beweis dafür, daß er auch von den eigentlichen Yankee's als ein ihnen geistig verwandter Dichter angesehen wurde.

Die Schillerfeier im Jahre 1859 muß als ein weiteres Zeugniß für sein Ansehen bei seinen Landsleuten erwähnt werden. Für

dieſen Zweck erhielt Freiligrath den ehrenden Auftrag, das Feſtlied der Deutſchen in London zu dichten. Die Wirkung deſſelben bei dem Vortrag durch alle dortigen Geſangvereine im Kryſtallpalaſt am 10. November in der Kompoſition von Ernſt Pauer war eine außerordentliche, lediglich durch die poetiſche Schönheit der Hymne bewirkte. Anknüpfend an Burns und Händel, begrüßte ſie Schiller als den „Herold der Schönheit",

„Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menſchheit für uns auch erflog!
Seht, das die Schulter,
Drauf ſich die Muſe
Flüſternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die ſo trotzig gegoben,
Seht, das die Bruſt, die ſo Kühnes geboren,
Das iſt das Auge, das ſtets ſich gelehnt!
Da, ſeht ihr die Schläfe,
Die hohen, nicht pochen —?
So iſt er im Kampf einſt
Zuſammengebrochen!"

Er aber, der verbannte deutſche Dichter, war es auch, von dem die Deutſchen in Amerika für dieſe ſelbe, wie eine nationale Tagwacht über die Welt ziehende Feier ihr Lied begehrten und denen er es gedichtet zum Preiſe deſſen, der auch Amerika's Bürger, der dies Land auch ſich zu eigen gemacht, „dies Zukunftsland",

„Und baut und ſchafft an ſeiner Zukunft mit!"
Neueres und Neuestes.

Das Exil hatte Freiligrath's geſunde, kraftvolle Natur nicht gebrochen, auch nicht, wie ſo vielen der Schickſalsgenoſſen, ihm das Herz verbittert. Er grollte nicht, er klagte nicht. In alter Innigkeit hing er an ſeinem Vaterlande, und obwohl er in England Exiſtenz und Familie und Freunde hatte, erſetzte es ihm doch nicht die deutſche Heimath. Noch hoffte er, ſie einmal wieder betreten zu können, und er ſchaute dahin aus mit wehmuthvollem, ſehnſüchtigen, wenn auch im alten Stolz des Freiheitsmannes leuchtenden Blicke. Im Jahre 1856 ſchrieb er in Rodenberg's Album ein:

„Heil ihm, daß in der Heimath er,
Darf für die Heimath ſingen!"

Um für den kranken Dichter Julius Mosen die allgemeine Theilnahme in Deutschland zu erhöhen, ließ er 1863 seine Stimme wieder aus dem Exil erschallen und rief dabei aus:

„Uns, die wir uns in schönen stolzen Tagen
Um Deutschlands Ehre froh geschaart!
Uns, die wir singend unterlagen
Für's Vaterland, das Bettler ward!
Das Traum auf Traum im Winde sah zerstieben,
Das Bettler ward und Bettler ist geblieben, —
Bis diesen Tag!

Uns, die gewagt wir und gewettet,
Die brechen wir gewollt des Bettlers Joch!
Uns, die wir auf die Erde uns gebettet, —
Nicht auf die Heimatherde doch!
Wir steh'n seitab, verlor'ne Außenposten!
Die harte Noth ließ uns're Saiten rosten, —
Was liegt daran?"

Wer sich der wahren Stimmung in Deutschland im Jahre 1866, als es zum Krieg Preußens gegen Oesterreich und den deutschen Bund kam, noch erinnert, wird behaupten müssen, daß das nationale Gefühl zuerst mit Abscheu diesen Bruderkrieg zurückstieß und Preußen als den Schuldigen eines vaterländischen Unglücks bezeichnete. Dem entsprechend empfand auch Freiligrath. In diesem politischen Krieg war wohl ein dynastischer, aber kein nationaler Gedanke erkennbar. Gleichwohl wirkte er dann läuternd auf die Unklarheit der Geister in Deutschland und ließ sie die alten Ideale mit der neuen Wirklichkeit der Zustände in erstarkter Hoffnung auf mögliche Aussöhnung beider vergleichen. Die nationale Bewegung kam in einen immer mächtiger strömenden Fluß. Und da bethätigte sich denn auch wieder der innerste Zusammenhang der edelsten Empfindungen zwischen Freiligrath und dem deutschen Volke, der ihm auf dessen Herzen einen viel höheren Einfluß gesichert hatte, als aus den Aeußerungen der zeitgenössischen Literatur über ihn erkennbar werden könnte. Gegen andere Dichter war er sicherlich ein viel weniger genannter in der Presse; aber er war von Allen gekannt, von Allen gewürdigt, und jedes seiner Gedichte, welches nun noch zur Oeffentlichkeit gelangte, fand die Bedeutung eines

dem Volke giltigen Ausspruchs! Wie er mit dem Aufschwung des nationalen Lebens von 1866 an überhaupt wieder öfter in die Saiten griff, angeregter zu Liedern wurde, so zeigte sich auch in jedem derselben, wie er, den alten Idealen treu, doch in der rechten Fühlung mit dem deutschen Volke sich gehalten hatte. Das Revolutionäre war verspüht, der patriotische und der Freiheitsgeist war geblieben, ihm wie der Nation.

In dem „westfälischen Sommerlied" beklagte er den aus seiner Heimath in den Krieg von 1866 ziehenden Landmann:

„Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn;
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen."
„Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust."

Neueres und Neuestes.

In „Nadel und Draht", im Sommer 1866 gedichtet, stellte er den Triumph der preußischen Militärpolitik in Vergleich mit dem Triumph der Civilisation durch Legung des ersten unterseeischen Kabels zwischen Europa und Amerika durch den Great Eastern. Aus dem Blut von 1866 sah er schon die Kaiserkrone für Preußen hervorleuchten, unterdeß aber wurde durch Lösung der „vom Blitz durchzuckten Weltmeerschlange" die große, „menschheitliche Sendung" gefördert:

„Und das erste Wort, das, schlachtenmüde,
Abendwärts der Morgen blitzt, ist: Friede!
Blut'gen Rades rasch an's Ziel getragen
Den Eroberer hat sein Siegeswagen.
Und die Menge jauchzt, erfolgestrunken!
Sieh, da flammt zurück ein zorn'ger Funken!
Friede! blitzte hin zur Republik es, —
Freiheit! Freiheit! Freiheit! blitzt zurück es."

Als ein „Jahr der Meteore" erschien ihm 1866, ein großes „Brand- und Feuerjahr"; aber was es „mit der Schlacht Gebrülle grimm versprach" — das neue Jahr, so heißt er, soll es bringen:

„Ein rechtes Jahr der Freiheit,
Anstrebend klar und licht
Die Einheit, nicht die Dreiheit,
Die Einheit durch die Freiheit,
Die Einheit durch die Willkür nicht."

„Ihr Funken und ihr Flammen
In Oſt, Weſt, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zuſammen,
Die einzeln jetzt ihr ſprüht!
Ihr ernſten und ihr frohen,
O, wann im deutſchen Land,
Ein brüderliches Lohen
Weh'n wir in Einem hohen,
In Einem heil'gen Freiheitsbrand?"

Neueres und Neueſtes: Allerlei Funken.

Und auch getreu ſeinem Mitgefühl mit den Leiden der Armen, dem Unglücksloos der Arbeiter, entfloß ihm — milder wie einſt — das ſchöne Lied für's „Schwarze Land" um dieſe Zeit. Im Schacht durch die Wetter erſchlagene engliſche Bergleute — viele Hunderte — riefen gerade um die Weihnachtszeit 1866 das allgemeine Mitleid wach:

„O du tapf're Schaar,
Die das Feſt uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Feſt vergällt!
Es trauert die Stadt,
Es trauert das Land —
Wir trauern, die Deutſchen
Auf Brittenſtrand!"

Noch gehört das Lied „zur Feier von Gutenberg's 400jährigem Todestage", am 24. Februar 1868 gedichtet, in dieſe Phaſe des dichteriſchen Wiederauflebens. In ihm ſtellt er den Kampf zwiſchen dem Pulver und den bleiernen Typen Gutenbergs, den Kampf zwiſchen Dunkel und Licht dar. Das Pulver hat meiſt als „Scherge, als ſchnöder Herrenknecht" gedient, die Type aber hat den „Geiſt, den unterdrückten, wehrhaft gemacht." Jenes ſah er nun im höchſten Erfolg durch Preußen; doch

. . . . . Alles für Macht und Ruhm!
Und Alles wider die Freiheit, das freie Menſchenthum!

Auf, Gutenberg, zu Hülfe! Den Willen des Mönches brachst
Du einmal schon! Daß wieder du kühn ihn brechen magst."
„Wir wissen es: wie lange auch daure dieser Krieg,
Dir, und durch dich dem Lichte, bleibt endlich doch der Sieg."

Um jene Zeit stand Freiligrath, schon ein betagter Mann, an der Bahre seiner Hoffnungen. Die genfer Bank, deren Kommandite er in London geleitet, machte 1867 Bankerott und Freiligrath verlor damit seine Stellung. Die höchste Sorge kam nun über ihn und in dieser Gedrücktheit seiner Lage, in der Ungewißheit seiner Zukunft, in dem unter solchen Umständen niederstimmenden Gedanken an seine 57 Jahre, wurde die alte Sehnsucht nach seinem Vaterlande mächtiger in ihm als je. Er richtete seinen Blick dahin, wie prüfend, ob wohl sein innerstes Wünschen sich erfüllen könne, ob er für den Rest seines Lebens auf deutschem Boden noch eine Existenz finden werde. Wiederholt hatte ihm vordem einer der Vorstände der genfer Bank, Georg Klapka, der ihm ein treuer Freund war, Aussicht auf einen Urlaub gemacht, den er dann zu einem Ausflug nach Deutschland benutzen wollte. Jetzt bedurfte es des Urlaubs dazu nicht mehr; aber eine andere Macht hatte ihn in Bann genommen: die Noth!

10.

Im Vaterlande.

Die unglückliche Wandlung in den Verhältniſſen Freiligrath's konnte den Freunden in Deutſchland nicht verborgen bleiben. Die Kriſis der genfer Bank wurde ja öffentlich bekannt und man wußte, in welchen Beziehungen er zu ihr geſtanden. Auch hatten namentlich die Freunde im Wupperthal fort und fort eine lebhafte perſönliche Verbindung mit dem einſtigen und verehrten Genoſſen unterhalten, die ſich auch auf deren Nachwuchs übertragen. Kein Wupperthaler, der nach London ging — die geſchäftlichen Beziehungen zwiſchen den Fabrikdiſtrikten an der Wupper und England ſind ſehr rege — verſäumte es, bei Freiligrath vorzuſprechen und bei der Heimkehr im Freundeskreiſe Bericht zu erſtatten über das, was er in dem kleinen gaſtlichen Hauſe des Dichters in London geſehen und gehört.*) Auf ſolche Weiſe erfuhr man hier zuerſt, wie betrübend es um Freiligrath ſtand.

Sogleich rief die Einſicht in dieſe Verhältniſſe die allerlebhafteſte Theilnahme unter den wupperthäler Freunden wach. Es war vor Allem Emil Rittershaus, der ſich aufs ſchmerzlichſte von dem Looſe des Dichters berührt fühlte. Auch er war Kaufmann und Dichter, eine jüngere, hochbegabte Kraft, die in Talent und Geſinnung Freiligrath außerordentlich verwandt war und deſſen gelegentlich veröffentlichte Lieder ihn als einen der würdigſten unter den neueren deutſchen Dichtern, als den begabteſten Schüler des größten Freiheitsſängers, wenn man ſo ſagen darf, zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatten. Als junger Mann war er auf ſeinen

*) Paul Lindau in der Gegenwart, 1876, März.

Geschäftsreisen nach London in das Freiligrath'sche Haus gekommen und hatte in dem Meister einen Freund gefunden. Jetzt trat er als der rührigste Werber auf, um ihm zu helfen, um ihm durch längst verdiente Ehre die Noth zu einer Brücke für eine womöglich sorgenfreie Zukunft im deutschen Vaterlande zu machen. Nach London flog sein ermunternder Zuruf, sein Plan, was geschehen müsse, geschehen werde, um Freiligrath in stolzen, freudigen Hoffnungen aufzurichten; im Wupperthal einte er die Freunde und Verehrer desselben, Richard Wehm, Fritz Elbers, Ernst von Eynern und Andere, um durch öffentlichen Aufruf eine Sammlung zum Ehrengeschenk für den Verbannten zu bewirken, diesen selbst dadurch, wie von seinem Volk gerufen, zur Rückkehr in die deutsche Heimath zu bestimmen.

Im April 1867 erschien dieser Aufruf zuerst in der 17. Nummer dieses Jahrgangs der „Gartenlaube". „Auch eine Dotation!" war er überschrieben, und es war wohl eine treffend durchschlagende Bezeichnung für den Zweck, dem verdientesten, in Sorgen gerathenen Freiheitsdichter Deutschlands eine Dotation zu geben in dem Moment, da Heerführer und Minister Preußens für ihre Verdienste um die Siege von 1866 mit reichen Geldsummen durch den Staat belohnt wurden. Der einstige Pensionär des Königs von Preußen sollte endlich, was schon einmal zwanzig Jahre zuvor als Idee in der Presse aufgetaucht, der Pensionär des deutschen Volkes werden, für welches er mit seinen Liedern gekämpft, dem er damit so viel Begeisterung für nationale Einheit und für Freiheit eingehaucht, um deren willen er das Vaterland verloren, das harte Brod des Exils so lange Zeit gegessen, bis er ergraut im Haar geworden. „An alle Deutsche im Vaterlande und in der Fremde" erging der Aufruf, unterzeichnet in Barmen von Bölling, Elbers, Eynern, Neuhaus, Rittershaus, Schink und Zibel, und eingeleitet durch ein schwungvolles, hinreißendes Gedicht von Emil Rittershaus:

„Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Mannskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O ruf' ihn heim vom gelben Themieſtrome,
Bau ihm ein Hüttchen auf der deutſchen Flur.
Gieb endlich Ruh dem alten Ruheloſen!
Nicht ſei ſein Grab dereinſt am fremden Strand!
O flicht zum Lorbeer nun des Glückes Roſen
Ums Haupt des Dichters, deutſches Vaterland!"

Zugleich fügte die Redaction der „Gartenlaube" eine erſte Liſte von ſchon gezeichneten Beiträgen im Betrage von tauſend Thalern bei.

Die Wirkung dieſes Aufrufs war eine außergewöhnliche. In Wahrheit, es öffneten ſich die Hände des Volks, um Scherflein für ein Nationalgeſchenk an den verehrten Dichter beizuſteuern; alle Zeitungen der liberalen Partei gaben den Aufruf wieder und eröffneten Sammelſtellen bei ſich, und ſelbſt die Gegner der politiſchen Geſinnung Freiligrath's gönnten ihm dieſe Auszeichnung als ehrenhaftem Charakter. Einmüthig ſchaarte ſich für dieſen Zweck die deutſche Nation aller Stämme, gleichſam, als ſolle ſich auch darin ihr Drang nach voller Verwirklichung des nationalen Gedankens bethätigen. Das Volk war inſtinktartig nach einer That in dieſem Einheits-Sinne begierig, nachdem die preußiſche Politik die ihrige unter noch nachwirkenden Widerſprüchen geleiſtet.

Im Anſchluß daran erließen Ignaz Hub in Würzburg und Chriſtian Schad in Kitzingen einen anderen Aufruf an die deutſchen Dichter zu einem „Freiligraths-Album", deſſen Verkauf zum Beſten der Dotation ſtattfinden ſollte. In ſehr ſchöner Ausſtattung und reichem Inhalt mit Biographie, autographiſchen Beigaben und einem der beſten Porträts des Gefeierten erſchien es darnach in Leipzig und fand ungemeinen Abſatz. In Wien nahm ihrerſeits die „Neue Freie Preſſe" für Oeſterreich die Sache mit großem Erfolg in die Hand. Sie brachte im Mai eine wirkungsvolle Biographie Freiligrath's, die auch in anderen Zeitungen wiedergegeben wurde, und ihre Sammlung hob ſich ſchnell zu Achtung gebietender Höhe. Nicht minder lebhaft war die Theilnahme dafür in Amerika; es ſeien u. A. die Begleitverſe zu einem für dieſen Zweck von dort eingelaufenen Wechſel hier mitgetheilt:

„Zählet an die Orte deſſen,
Der den Löwenritt erdacht,
Der bei Bolgrad die Kanone
In gehör'gen Reim gebracht;
Der die Wüſte Sahara
Und den Nichtmuſikus ſah.

Zählet dem, der uns die Riegel
Schob von ferner Zone Pforten;
Der das Drängen ſeines Volkes
Ausgedrückt in Freiheitsworten!
Der den Barth entrichtet hat,
Zählt an Ferdinand Freiligrath!"

Wohl mußte dieſe Aufnahme des Gedankens, ihm den Lebensabend zu verſchönern, den Dichter tief bewegen. Als 1857 eine Geſellſchaft von Engländern zuſammentrat, um ihm eine ſorgenfreie Exiſtenz anzubieten, da hatte er einen ſolchen Antrag zurückgewieſen, mit dem Ausſpruche, daß, wenn er je einmal in die Lage kommen ſollte, der Hilfe zu bedürfen, er ſolche nur von ſeinen Landsleuten, die ſeiner wohl nicht vergeſſen werden, annehmen würde.*) Jetzt ſah er, daß er in ſolcher Hoffnung ſich nicht getäuſcht hatte, daß das deutſche Volk einen Stolz darein ſetzte, ihn aus allen Sorgen um die Exiſtenz zu befreien, ihm im Vaterlande ein glückliches Heim zu errichten. Eben verheirathete ſich in London an einen dort anſäßig gewordenen deutſchen Kaufmann ſeine älteſte Tochter Käthe, und zu ihrer Hochzeit im Dezember 1867 widmete er ihr ein Gedicht, in welches auch ſinnig die Stimmungen hineinſpielten, die in ihm die neueröffnete Ausſicht in die Zukunft hervorgerufen:

„Jetzt aber, da auch Neue
Es ſich'n und wundern heißt;
Da an die Herz, das treue,
Die Heimath ſtark uns reißt;
Da Deutſchland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt ſchlägſt du die Augen nieder, —
Wir geh'n und du bleibſt hier!"

*) Neue Fr. Preſſe 1876, Nr. 4157.

„Und du, von dem wir scheiden,
Gastfreies Engelland,
Wir lassen dir die Beiden
Als ein lebendig Band,
Das fest uns an dich binde,
Wo immer uns're Flur!
Sei Heimath uns'rem Kinde:
Uns warst du Zuflucht nur!"

Neueres und Neuestes: An Albion.

Ein Jahr nach dem Aufruf aus Barmen wurde die Sammlung für die Freiligrath-Dotation geschlossen. Sie bildete ein Vermögen von nahezu 60,000 Thalern.

Nun zögerte Freiligrath auch nicht länger, England zu verlassen und dankerfüllten Herzens in das Vaterland zurückzukehren. Wohl konnte er sich der Besorgniß nicht entwinden, daß in Preußen aus Anlaß der früheren Anklagen und steckbrieflichen Verfolgungen ihm noch Widrigkeiten bereitet werden möchten, da die erlassene Amnestie sich auf diese Gattung von Fällen noch nicht erstreckte; er hoffte wenigstens unbelästigt durch Preußen sich nach Süddeutschland begeben zu können, wo er seinen Wohnsitz zu nehmen dachte — nicht am Rhein, wie man doch ohne Berücksichtigung seiner Bedenken hätte vermuthen sollen. Den Genuß aber einer Fahrt zu Dampfschiff auf dem geliebten Strom, von seiner Mündung bis hinauf nach Mannheim, wollte er sich als den ersten im Vaterlande gewähren und ohne Rast vorübereilen, wenn auch schweren Herzens, an all den Punkten, wo einst die glücklichsten und denkwürdigsten Tage seines Lebens sich abgespielt hatten: Düsseldorf, Köln, Bonn, Rolandseck, Unkel, Koblenz, St. Goar und Asmannshausen.

Am 21. Juni 1868 schied er mit seiner Frau, seiner Tochter Louise und dem jüngsten Sohn Percy aus London und von dem britischen Inselreich, um sich nach der Meerfahrt auf einem Rheindampfer in Rotterdam einzuschiffen. Inzwischen hatten seine davon unterrichteten Freunde die Ueberraschung eines festlichen Empfanges in Köln längst vorbereitet und sich zum 27. Juni daselbst in großer Zahl von nah und fern versammelt. Classen-Kappelmann, einer der angesehensten Führer der liberalen Partei in Köln und Vorstand des Comités für die Freiligrath-Sammlung,

fuhr am Morgen mit den älteſten der Freunde auf einem beſonderen Dampfer dem Dichter bis Mühlheim entgegen und begrüßte ihn dort zuerſt mit Jubelruf in der wiedergefundenen Heimath. Seiner und ſeiner Begleiter dringenden Bitten gelang es, Freiligrath's Bedenken zu heben und ihn zu beſtimmen, in Köln auszuſteigen und das ihm zu Ehren veranſtaltete Empfangsfeſt daſelbſt mitzumachen.

In ſtolzer ſchöner Fahrt ging es weiter in den Sonnenmorgen, den Rhein hinauf bis zur alten Metropole. Da grüßten ihn die noch unvollendeten Thürme des Doms, zu dem er auch vor beinahe nun dreißig Jahren durch ſein begeiſtert Lied einen ſchönen Bauſtein geliefert; da tauchten die neue Brücke auf, die Häuſer am Ufer; die Schiffe, die dort lagen, wehten ihm ihre Ehrenflaggen entgegen; eine dichte, feſtlich bewegte Menge von Frauen und Männern harrte an der Landungsſtelle, und als er nun den Fuß wieder auf deutſche Erde ſetzte, die er ſiebzehn Jahre lang nicht mehr geſehen, da brauſte ihm ein Sturm der Freude und des Jubels entgegen, und umwogt von den Zeichen der Verehrung und Liebe, konnte er nur mit Thränen der Rührung und ſtummem, innigen Händedruck danken.

Des Morgens gegen elf Uhr war er in Köln angekommen, am Abend fand das Bankett im geſchmückten Gürzenich-Saale ſtatt, woran zweihundert Perſonen, darunter viele von der Ferne herbeigeeilte Freunde und Verehrer, Theil nahmen. Ein Menge von Briefen und Telegrammen war eingelaufen, die den Heimgekehrten Gruß und Willkommen aus allen Theilen Deutſchlands brachten. Rittershaus begrüßte ihn an der Tafel mit begeiſterndem Vortrag eines Gedichts; Claſſen-Kappelmann feierte den Dichter, der neunmal von Land zu Land habe ziehen müſſen, als den Wiedergekehrten, dem nun eine bleibende Stätte und Muße für ſeinen ſchöpferiſchen Genius beſchieden ſei, dem das „Traumrecht des Dichters" fürder nicht mehr verkümmert werde. Ein prächtiger, zwei Fuß hoher Silberpokal wurde ihm dabei überreicht, auf welchem ſich das Gedicht von Rittershaus eingegraben befand und die Inſchrift: „Dem heimkehrenden Dichter F. Freiligrath an der Schwelle des Vaterlandes. Köln, 27. Juni 1868, von ſeinen rheiniſch-weſtfäliſchen Freunden."

der mächtigsten Herzensbewegung hingegeben, in süßer Pein seiner bescheidenen Natur, der Gegenstand so hoher Auszeichnung und Liebe zu sein, fand Freiligrath die Worte nicht, in denen es ihn drängte, seine Empfindungen auszudrücken. Dem Dichter, dem, wie wenigen, der ganze Reichthum der deutschen Sprache erschlossen war, ließ bei so tiefen Erregungen das Wort zum mündlichen Vortrag in Stich. Auf seinem treuen Gesichte zeigte sich die gewaltige Aufregung in rührend ehrlichem Ausdruck, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und seinem Herzen mußten tiefe Athemzüge Luft gewähren. Endlich klopfte er an's Glas und Spannungsstille trat ein. „Meine Freunde", begann er mit zitternder Stimme . . . „Meine Freunde", wiederholte er und stockte abermals . . . „von ganzem Herzen . ." Er konnte nicht mehr über die Lippen bringen. Er lächelte und langte aus seiner Westentasche einen Zettel hervor und las nun hastig ab, was er sich vorher flüchtig darauf als Dankesworte notirt.*) Seine Rührung wurde von Allen getheilt und tönte sich in dem donnernden Hochruf aus, mit dem der verunglückte und doch so wohlverstandene Toast des Dichters beantwortet wurde. Er aber hatte in Ahnung dessen, was und wie es bei dieser Gelegenheit auf ihn einstürmen würde, schwermüthig seinen großen, von grauem Haar umwallten Kopf schüttelnd, den Vertrauten zu seiner Seite zugeflüstert: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei!" Aber vor Mitternacht wurde er nicht erlöst.

Anderen Tages setzte er mit seiner Familie, festlich entlassen und von Vielen begleitet, die Rheinfahrt fort, und erst in Mannheim, jenseits der preußischen Grenzen, stieg er wieder aus, auch dort aufs herzlichste empfangen. Am 30. Juni war er dann in Bad Rippoldsau im Schwarzwald und dort, in der abgelegenen Stille des schönen Thales im Tannengrün, gab er sich dem Glück der Ruhe auf deutschem Boden herzstärkend hin. Ein von ihm für die dortige Bühne verfaßter Prolog war die erste poetische Gabe nach seiner Rückkehr, die auch von den „Kölnischen Funken" veröffentlicht wurde."**)

Nicht nur aus eigener Neigung, sondern auch auf Einladung

*) Lindau, Gegenwart.

**) Trevd. Ztg. 1876, 92.

ſchwäbiſcher Freunde hatte er ſich entſchloſſen, zum Herbſt in Stuttgart ſich häuslich niederzulaſſen. Inzwiſchen war ihm aber von der „Neuen Freien Preſſe“ in Wien, die es als eine Ehrenpflicht bei ihrem hohen Range innerhalb der deutſchen Publiziſtik anſah, auch verdienten Dichtern einen Platz an ihrem reichbeſetzten Tiſch zu bieten, der Antrag gemacht worden, nach Wien zu kommen und eine Stellung bei der Zeitung zu übernehmen. Es blieb ihm überlaſſen, ſeine Bedingungen zu ſtellen und die Art ſeiner literariſchen Thätigkeit ſelbſt zu beſtimmen. Freiligrath ſchien von dieſem Vorſchlag einen Augenblick ſehr eingenommen, doch gab er gleich zu bedenken, wie ſchwer ihm eine ſolche Ueberſiedlung fallen würde und wie wenig er hoffen dürfe, den Anforderungen eines Journals zu genügen. Inzwiſchen hatten wohlmeinende Freunde von dieſem Antrage in der Oeffentlichkeit Mittheilung gemacht. Verſchiedene Zeitungen wiederholten das Gerücht mit dem verdächtigenden Zuſatze, Freiligrath ſei von der öſterreichiſchen Regierung eingeladen worden, ſeinen Sitz in Wien zu nehmen, und in den Weiterbeſprechungen darüber kam es ſogar zu der komiſchen Behauptung, der Dichter ſei von Oeſterreich gekauft. Das ſchreckte dieſen vollends ab und er ſchwankte nun nicht länger, im Herbſt nach Stuttgart zu gehen. Noch auf dem Bahnhof daſelbſt hatte der Beſitzer der N. Fr. Preſſe, Max Friedländer, eine Unterredung mit ihm, um ihn umzuſtimmen, aber Freiligrath legte ihm die Beweggründe überzeugend dar, aus denen er den ehrenvollen Antrag ablehnen zu müſſen glaubte.*) Unzweifelhaft ſehnte er ſich auch nach einem ruhigen, behaglichen Genuß des Reſtes ſeines Lebens, nachdem es ſo reich an Stürmen und Sorgen geweſen und die von der Nation erhaltene Dotation doch gleichſam dieſe Vorausſetzung in ſich ſchloß.

Zunächſt nahm er eine Wohnung in Cannſtatt am Neckar, um in größerer Zurückgezogenheit die neuen Verhältniſſe auf ſich wirken zu laſſen. Dann zog er nach Stuttgart in das Eckhaus an der Ulrichs- und Urbansſtraße, in die geräumige Wohnung des dritten Stockes, von wo aus ſein Auge ſich an dem Anblick eines Theils der romantiſchen Umgebung der Hauptſtadt erfreuen konnte.

*) Neue Fr. Preſſe 1876, Nr. 4157.

Er hatte bei seiner ersten Ankunft in Stuttgart im Oktober 1868 in festlicher Vereinigung, ihm und dem gerade damals nach Wien abreisenden Dichter Moritz Hartmann zu Ehren, der statt seiner an die N. Fr. Presse berufen worden war, die schwäbischen Freunde alle wiedergesehen, neue kennen gelernt. An Hartmann, den Leidens- und Gesinnungsgenossen, hatte er ein herzliches Gedicht bei dieser Gelegenheit gerichtet, aus welchem sowohl seine Freude an dem schönen Schwabenland sprach, wie auch seine Auffassung der politischen Verhältnisse nach 1866, insofern, als er Wien nach wie vor auch noch als ein Centrum deutschen Lebens ehrte:

„Ich bin, Freiheitssoldat und Dichter,
Von Uhland's Grab zu Lenau's Grab!"
„Du bleibst uns nah! Was hier, was dorten!
In unsern Herzen, unsern Reih'n,
Wirst Du der Unsre allerorten,
Auch an der deutschen Donau sein."

Neuere und Neueste: Bei M. Hartmann's Abschied.

Nach dieser einzigen und damals nur auf den kleinen Kreis der Festgenossen beschränkten Kundgebung dessen, was ihn im Vaterlande erfüllte, schwieg er bis zum nächsten Sommer, wo ihm neue Huldigungen das Herz wieder in die höchsten Bewegungen versetzen sollten.

Im Mai 1869 war auch seine zweite Tochter Louise nach London hin verheirathet worden. Nach ihrer Hochzeit zog er nun selbst noch einmal ins Land hinaus, um seine westfälische Heimath wiederzusehen, zum ersten Mal wieder nach fast dreißig Jahren und zum letzten Mal in seinem Leben. Bei der Innigkeit, mit welcher er als Sohn der rothen Erde an dieser und an all seinen dortigen theuren Erinnerungen hing, war es ein Gemisch von Hochgefühl und Wehmuth, mit welchem er sich im Juli auf diese Reise machte.

In Bielefeld am 18. Juli 1869 wurde er von zahlreichen Freunden und Verehrern empfangen. Auf einem großen Bankett am Abend wurde er gefeiert mit manchem Liede, manchem Trinkspruch und stürmischem Zuruf. Diese Huldigungen waren nicht nach seinem tief bescheidenen und vor Allem in der Oeffentlichkeit schüchternen Sinn. Aber er konnte sich ihnen nicht entziehen und

hielt wacker aus. Es erging ihm wie auf dem Bankett im Gürzenich-Saal zu Köln im Jahre zuvor. „Ich sehe ihn noch", so berichtet als Augenzeuge jener Feste der schon erwähnte Necrologist in der berliner National-Zeitung, „und höre die Jubelrufe, als Ferdinand Freiligrath die bekränzte Rednerbühne bestieg, seinen Dank zu sprechen. Er that es in einem Gedicht, das er abias; er las es nicht schön, denn er war befangen und allzu bewegt, und doch machte dieser Dank aus dem Munde des Dichters einen gewaltigen Eindruck, als er bewegt anhub:

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Felsen und Halde nieder,
Das alte, laute Quellenblühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide,
Ich seh' auf Wiese, seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

Im Verlauf des Gedichtes kam die Frage:

Kennt mich denn Jemand noch im Land?

Und als er schloß:

Wohlan, ich greife frisch zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und bring' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt ihn hoch mit freier Hand;
Und rufe hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutschen Laut mag schauen,
Laut auf aus von des Berges Bauen:
Ich danke dir, mein Vaterland!

da schlug ihm jedes Herz entgegen."

Es war ihm längst ein Bedürfniß gewesen, diesen Dank persönlich an sein Vaterland zu richten. Vieles Leid in ihm hatte der glänzende Beweis von der unerschütterten Liebe des Volkes verwischt, manche inneren Mißklänge behoben, ihn milder gestimmt auch in Auffassung der Zustände, wie sie seit jener Zeit geworden, da er in jugendlichem Ungestüm Verstürmer seinem Volk gewesen. Er für sein Theil konnte mit Genugthuung auf seine Lebensthätigkeit zurückblicken:

„Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und sag': Ich strebte nicht vergebens,
Und segne dankbar mein Geschick.
Geliebt zu sein von seinem Volk,
O, herrlichstes Postulat!
Doch, das aus dunklen Wetterwolken
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel."

Neuere und Neueste: Im Teutoburger Walde.

Als man ihn bei diesen festlichen Gelegenheiten an seine revolutionären Dichtungen erinnerte, erwiderte er: „Diese Sachen sind längst historisch geworden und sollen nicht mehr agitiren".*) Er drückte damit nur wieder den Einklang seiner Natur mit dem Geist des deutschen Volkes aus, der aus den Sturmhöhen des Idealismus sich auf die Wirklichkeit der Dinge gesenkt hatte, wo er werden sah, was einst nur eitel Wünschen war, wo die revolutionären Forderungen nationaler Auffassung „trotzdem und alledem" in der politischen Einigung Norddeutschlands und Einsetzung eines frei gewählten Parlaments für dasselbe ihre ersten Gebilde gefunden hatten. Es war keine Zeit für neue Verbitterungen, sondern eine für Hoffnungen erstanden, und das Volk hatte ein Recht erhalten, in die neu geschaffenen politischen Gestaltungen den Inhalt seines Geistes mehr und mehr hinein zu bringen. So verleugnete Freiligrath sich und seine Revolutionspoesie so wenig, wie das Volk die Ideale und Forderungen von 1848. Kein Charakter, den Sentimentalität oder Verbissenheit krankhaft machen konnte, ließ er einer Wirklichkeit ihr unbestreitbares Recht, die denn doch nur das Kind der einst kämpfenden, revolutionär gemachten Idee war, in welcher er diese Idee, wenn auch noch am Gängelband dynastischer Interessen wiederfand, und von welcher zu hoffen war, daß mit ihr auch der Geist erstarken werde, um einst dem Körper die freie, bestimmende Selbständigkeit zu geben.

*) Nat.-Ztg. 1876, Nr. 155.

Am andern Tage nach dem Bielefelder Fest fuhr Freiligrath und mit ihm eine Anzahl Freunde zu Wagen nach seiner Vaterstadt Detmold. In jedem Dorfe, durch welches sie kamen, wurde er mit Rede und Gesang und einem Ehrentrunk begrüßt. Ehrenpforten und Kränze spannten sich über den Weg, alle Häuser waren geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut. Am Grenzstein mit der Lippe'schen Rose wurde Rast gehalten und auf grünem Rasen unter breitästigen Eichen gelagert. Da war er glücklich auf dem heimathlichen Boden, man sah es ihm an. Die Stadt Detmold selber hatte bis dahin wohl noch niemals in so glänzendem Festgewande, in so reichem Blumenschmuck geprangt, wie an jenem Tage seiner Ankunft. Neue Freunde und Verehrer, viele Abgeordnete und Journalisten hatten sich dort eingefunden, die Ehrengarde der Dichter um ihn hatte sich stattlich vermehrt; von den alten war Hoffmann von Fallersleben da, von den jüngeren Rittershaus, Albert Träger, Strodtmann, Julius Wolff.

Mit ihnen besuchte Freiligrath sein Geburtshaus, an welchem seitdem die Tafel mit der Inschrift sich befindet; dann aber ging er allein, um das Grab seiner Mutter auf dem Kirchhofe, und auch das Grabbe's, zu besuchen.")

Aus jenen Tagen erzählt Julius Wolff noch einen Zug von Freiligraths weichem und bis zur Aengstlichkeit dankbarem Gemüth. Er saß mit Andern in einem öffentlichen Garten, wo eine Musikkapelle spielte. Der Dirigent derselben, der von der Anwesenheit des gefeierten Dichters gehört hatte, sandte als seine besondere Huldigung an denselben ein Programm des Konzerts mit einem durchgesteckten Lorbeerreis.

„Kommen Sie," sagte Freiligrath darauf, der sonst alles Aufsehen so gern vermied, „ich muß mich bei dem Manne bedanken."

Und er ging mit seinen Begleitern zur Estrade, zog seinen Hut und stand dankend vor dem schlichten Kapellmeister, der dadurch in die sichtbarste Verlegenheit gerieth.

Schneller, anders auch als erwartet, sollten ein Jahr später schon die deutschen Verhältnisse eine weitere Verwillkommnung finden.

*) Nat.-Ztg. a. a. O.

In einem Kriegssturm ohne Gleichen erhob sich die nationale Idee; im Liede einte sich Alles durch unwiderstehliche Zaubermacht, und wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, so sprang das nationale Deutschland in Waffenrüstung aus der Unklarheit seiner bisherigen Geschicke. In der Begeisterung jener Tage ging der Gedanke aller Parteien auf, fiel auch so viel der alten fortfressenden Mißmuthigkeit und Zweifel entwurzelt zu Boden. Um sein Dasein, um seine Unabhängigkeit mußte das deutsche Volk kämpfen, nachdem es durch den Uebermuth auch des dritten Napoleon dazu herausgefordert worden war. Verkümmert im Siegespreis und betrogen um ihre blutig erfochtenen Rechte waren einst die Väter worden; die Söhne, welche im Feuer der Ideen lange ihre Seelen gestählt, zogen diesmal in den gleichen Kampf gegen Frankreich, um sich die Einheit ihres Vaterlandes sicher zu erstreiten. Nur in diesem Geist durfte man die deutschen Heere in die Schlachten führen, und um diesen Preis wollten sie Sieger werden. Das ganze Volk fühlte es, daß es nicht anders sein könne, daß die nationale Idee allmächtig über alle dynastischen Interessen geworden, daß auch die stärksten derselben zerschellen würden, wenn sie nicht willig von dieser Woge sich forttragen ließen.

In solchem Hochgefühl, daß nun auf dieser blutigen Bahn die Einheit des Vaterlandes als das Fundament für die Freiheit erkämpft werde, begrüßte auch Freiligrath den Ausbruch des französischen Krieges. Nochmals, wie einst in jüngerer Zeit, entlockte er den Saiten seiner Leyer die feurigsten patriotischen Lieder, und nochmals, wie einst, wirkten sie wie Sturmmarsch und begeisternder Zuruf auf das Volk. „Hurrah, Germania!“ antwortete er auf die französische Kriegserklärung im Juli 1870:

„Schwaben und Preußen Hand in Hand!
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Herz, ein Arm, ein einig Lied,
ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, heilges Lied!
Hurrah, du große Zeit!“

In demſelben Augenblick, da Deutſchland unter den beklemmenden Eindrücken befangen war, welche der Vormarſch der Franzoſen nach Saarbrücken hervorgerufen, und da die ungeheure Spannung der Geiſter noch nicht durch die erſten Siege bei Weißenburg und Wörth ſich hoffnungsvoll befreit fühlte, verkündete Freiligrath, wie einſt die Revolution, ſo jetzt den Zuſammenbruch des franzöſiſchen Kaiſerreichs; den Sturz des „Zuaven im Purpur,“ mit den prophetiſchen Donnerworten: „So wird es geſchehen!“

„Und Ihn, der ſich wähnte den Herrſcher der Welt,
Hat das Fieber im Bunde mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein zündender Blitz
Flammt den Fieber, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!“

(Neueres und Neueſtes, 17. Auguſt 1870.)

Sein älteſter Sohn Wolfgang eilte aus England an den Rhein, um in der Begeiſterung für ſeines Vaterlandes Sache freiwillig ſich in die Schaar der Streiter einreihen zu laſſen. Da es ihm nicht gelang, in die Armee einzutreten, ſo nahm er das rothe Kreuz und verſah ſeinen patriotiſchen Dienſt im Felde in einer Abtheilung freiwilliger Krankenpfleger. Der Segen des Vaters folgte ihm in dem herzinnigen Gedicht: „An Wolfgang im Felde“:

„Das ſei dir unverloren!
Zart, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Turnir der Menſchlichkeit!
Rund um der Kampf auf's Meſſer, —
Kehr' du zu dieſer Zeit,
Statt Wunden heilen beſſer
Als Wunden ſchlagen iſt.

Durch Sterbende und Todte
Geh' deines Weges kühn.
Halt' hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei,
Laß Freund und Feind es ſchirmen
Auf deinem ernſten Gang —
Und ſuche nur den Einen,
Der uns zum Schlachten zwang.“

Nur einmal noch gaben ihm die Ereigniſſe des Krieges, die an ſich und ihrer Idealität entkleidet, nur Sieg und Triumph,

ihn doch nicht berauschen konnten, die Anregung zu einem Gedicht. In der Meisterschaft plastischer Kraft, die ihm eigen, schilderte er darin den Trompeter, der nach der heißen Schlacht von Gravelotte zum Sammeln blasen soll.

„Und er nahm die Trompet, und er hauchte hinein:
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klangloß Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!"

Neueres und Neuestes: Die Trompete von Gravelotte.

Den Todten rief er die Klage des Vaterlandes um sie nach. Ihm, dem Dichter, stand es überhaupt wohl an, über dem Patriotismus das Edelste an Empfindungen des Menschen nicht zu vergessen. Der Mann der hohen Ideale verlor sie trotz des Pulverdampfes nicht aus dem Auge, auch als er erkannte, daß die alte „Zinne der Partei" durch die aufbauende Hand der Geschichte unmerklich zu einem Eckthurm der deutschen Nationalsache geworden war. Als Nationaldemokrat stand er nun auf dem Boden der Wirklichkeit und war des Glaubens voll, daß auch im Geist der Ideale sich immer mehr vollenden werde, was in diesem Geist schon zu einer ersten Gestaltung gelangt war. So widmete er im Oktober 1870 seine „gesammelten Dichtungen" (drei Bände) dem „freieinigen" Deutschland, der „bleichen Siegerin", der „Herrlichen", die noch fortkämpfen mußte mit der „trotzigen Nachbarin", und im Stolz auf das Errungene, im Glück auf das Erkämpfte rang es sich ihm jubelvoll von der Seele:

„Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!"

Eben war die besondere Ausgabe seiner Jugendgedichte in ihrem 37. Tausend erschienen, ein Ereigniß in der deutschen Literatur, wie es als Beweis anhaltenden Erfolgs eines neueren Dichters im Volke nur wenig andere geben dürfte. In jener Widmung gedachte er dieser „Liederkerzen":

„Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!"

Doch auch dieſe, wie alle ſeine anderen Lieder — er wußte es — waren der Liebe zu ſeinem Vaterlande entfloſſen:

„Du aber haſt in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben ſie dir gefallen,
Drum gabſt du mir treu die Hand!
Drum hab' ich ſeit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren, —
Mehr, als ich danken kann!"

Geſammelte Dichtungen: An Deutſchland.

Zum „Friedensfeſt" ließ er ſie jetzt mitten im Kriegsſturm fliegen, erſchauend den „langen goldenen Tag für der Freiheit fröhliches Schaffen". Als dann immer noch nicht der Friede kam, weil Frankreich ſich bis aufs Meſſer gegen ſeinen Beſieger verzweifelt wehrhaftig wollte, veröffentlichte er in Gemeinſchaft mit Karl Blind und Eduard Bronner ein Manifeſt: „Au peuple français et son assemblée nationale", datirt aus London im Februar 1871, in franzöſiſcher Sprache, in welchem die drei Männer die franzöſiſche Nation zum Nachgeben, aber auch Deutſchland an die höchſten Zwecke des Völkerlebens mahnten. Im Kriegsgetümmel verhallte freilich dies Wort; doch es beurkundet, wie Freiligrath, indem er dem geſchichtlichen Prozeß auch in dieſem Kriege, der Deutſchland ſich wiedergab, Rechnung trug, den Idealismus, der dem Dichter gehörte, unbeeinträchtigt ſich bewahrte.

Nichts von ſeinen Mannesgrundſätzen ging ihm über den Erfolgen der Politik verloren. Der Aufſchwung und der Triumph ſeines Volks beglückte ihn; aber er gerieth darüber nicht in eine Verehrung der herrſchenden Macht, welche die glückliche Vollſtreckerin des nationalen Einheitsgedankens wurde und alle ihre Kraft und Erfolge nur aus dem geſchöpft hatte, was ſie vorher feindſelig bekämpft. Er war höchſt verdroſſen darüber und zum öffentlichen Proteſt geneigt, als er erfuhr, daß Levin Schücking eine neue Auflage des „romantiſchen Weſtfalen", mit dem doch

auch sein Name innig verknüpft war, dem neuen deutschen Kaiser aus eigener Neigung gewidmet hatte; und wenn Robert Waldmüller erzählt, daß sich Freiligrath einmal ohne große Umstände durch ihn bewegen ließ, auf des Kaisers Geburtstag mit ihm anzustoßen,*) so kann diese Höflichkeit gegen den dazu auffordernden Gast und die unbestreitbare Achtung, welche Freiligrath sowohl der Person des greisen Monarchen, wie auch dem in ihm vertretenen Reichs-Einheitsgedanken zollte, nicht so gedeutet werden, als sei er deßhalb in Allem mit den neuen Zuständen zufrieden gewesen und habe nicht in der Hoffnung auf Verwirklichung auch seiner Freiheitsideale gelebt. Nichts gab er davon auf, wenn er auch mit der Nation die Schule politischer Durchbildung weiter durchlaufen und in Einklang mit ihr sich mit dem Gang der Geschichte versöhnt hatte. Derselbe blieb er im innersten Wesen, und rief er nun nicht mehr im Zorn zum Streit, so war er darum fürstlicher Herrlichkeit nicht günstiger geworden, wie vordem, und wollte am allerwenigsten in deren Sonne sitzen. In Folge seiner patriotischen und so mächtig wirkenden Kriegslieder von 1870 wurde ihm von Mecklenburg, was ganz unbekannt blieb, ein Orden auf telegraphischem Wege angeboten; er ließ den Funken sogleich mit einem verneinenden Dank zurückfliegen. Nach Fritz Reuter's Tode trug man ihm von München dessen erledigten, und wesentlich als künstlerische Auszeichnung geltenden Maximilians-Orden an; auch diesen lehnte er ohne Besinnen ab. Er sah nicht sich verändert, wohl aber diejenigen, welche mit Orden Menschenwerth und selbsterrungenen Ruhm zu belohnen gewohnt sind.

Mit der Ruhe nach dem Kriege kam auch wieder Schweigen über ihn. Er dachte vom Dichter zu hoch, als daß er demselben gestatten wollte, aus anderen als berechtigten Erregungen ein öffentlich Gehör zu verlangen. Auch wollte er seinen Ruhm durch Verstreuen bedeutungsloserer Blüthen seiner Muse nicht verflachen, und er nahm es dem alten Hoffmann von Fallersleben sehr übel, daß er bei jeder Gelegenheit sich mit ein paar Tendenz-Versen dem Volke immer wieder in Erinnerung zu bringen suchte. „Man

*) Gartenlaube, 1876, Nr. 14.

muß zu rechter Zeit aufzuhören wiſſen," daraus machte er gegen Niemanden ein Hehl, der ihn um den Grund ſeines Schweigens fragte. So iſt denn in den letzten Jahren auch nur ſelten noch ein Lied von ihm, zumeiſt als Ausdruck perſönlicher Empfindungen, in die Oeffentlichkeit gekommen. Es ſind dahin außer denen in der zweiten Auflage der „geſammelten Gedichte", wie zu Hölderlin's hundertjährigem Geburtstage, an Karl Mayer, auf Auerbach's Barfüßele, zum Amerikaner-Feſt, für das berliner Aſyl für Obdachloſe, noch der Nachruf an Hoffmann von Fallersleben 1875, der Beitrag für das Album zum Hermannsdenkmal und, als ſein letztes, ſein Glückwunſch an Viktor Scheffel zu deſſen fünfzigjähriger Geburtstagsfeier am 16. Februar 1876 zu rechnen.

Doch nach wie vor gab er gern eins ſeiner Lieder voll gemüthvollen Humors und liebenswürdiger Laune der Freundſchaft zum Beſten. Da, wie ſchon früher erwähnt, von dieſen Gedichten als „Manuſcripten für Freunde" nur wenig bekannt geworden iſt, ſo ſei hier dasjenige eingefügt, welches Freiligrath ſeinem alten Freunde Hackländer bei Gelegenheit eines Beſuchs auf deſſen Beſitzung Haidehof bei Stuttgart im Sommer 1871 ins Album ſchrieb:*)

„Der älteſte Freund von allen wohl,
Der ſich taſtend hier ſetzt,
Der am ſchönen Rhein Dich kannte,
Eh' ein Blatt, eh' ein Buch Dich nannte,
Hinkt' ich hier zuletzt.

Und denk' an die ferne, ferne Zeit,
An die Tage friſch und keck,
Als wir ſangen und Shakeſpeare laſen
Und Bowle brauten — der Baſen
Und ruhigen Bürger Schreck.

Wohl trennten uns're Wege ſich
Seitdem manch liebes Jahr;
Doch denk' ins Haus zur Haiden
Zeig' ich Dir gern: — beſcheiden
Als Zuvernummerar!"

*) Bisher ungedruckt.

Als literarische Beschäftigung genügte ihm in der letzten Zeit seines Lebens die Herstellung des „Illustrated Magazine“, einer im Verlag von Eduard Hallberger seit 1875 erscheinenden englischen Zeitschrift, die eine Blumenlese des Besten der modernen englischen Literatur darbieten sollte. Ihr gediegener, von Freiligrath sehr sorgfältig gewählter Inhalt hat sie schnell in den sprachgebildeten Kreisen des deutschen Publikums verbreitet. Auch der Lieblingsarbeit in Uebertragungen merkenswerther französischer und namentlich englischer Gedichte blieb er bis zu seinem Ende treu; er hatte die Früchte derselben in den „gesammelten Gedichten“, sowie in einer vortrefflichen Anthologie englischer Gedichte unter dem Titel: „The Rose, Thistle and Shamrock“ herausgegeben, und von Zeit zu Zeit veröffentlichte er noch neue solcher Nachdichtungen, u. A. in der „Illustrirten Frauenzeitung“ von Franz Lipperheide in Berlin. Der Plan, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, den er gefaßt hatte, kam über all diesen Arbeiten nicht in Angriff. Viel nahm ihn Tag für Tag auch seine Korrespondenz in Anspruch, die sehr ausgebreitet war und die er mit der Pünktlichkeit eines Geschäftsmannes und mit dem Fleiß der Gewissenhaftigkeit führte, kaufmännisch schön geschrieben und fließend, trefflich im Styl. Er hielt eigens deßwegen ein Journal, in das er die eingegangenen und die abgesandten Briefe eintrug. Brachte der Postbote die Briefe, so wurden sie zu allererst in dies Buch einregistrirt, bisweilen mit Randglossen wie „Brief von N. N. (Autographenbettler)“, oder „Brief und Paket von X. X. (Manuscript, o du grundgütiger Gott!!)“. Er pflegte überdies selber seine Briefe zur Post zu geben.*) Von ihm aus war 1872 auch die Anregung zu der deutschen Schriftsteller-Petition an den Reichstag um Abhilfe gegen die Schädigung durch den holländischen Nachdruck erfolgt und es verdroß ihn sehr, daß es zu keiner berechtigten Entscheidung in dieser Sache kam.

Die skrupelhafte Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, raubte ihm viel Zeit. Er konnte oft stundenlang an einem schon fertigen Verse feilen, ehe er die rechte, ihm genügende Gedrungenheit der

*) Nat.-Ztg. 1876, Nr. 155.

Sprache, das treffende Wort, gefunden. Seine Gedichte entstanden meist nach einer schlaflosen Nacht; wenn er sich dann Morgens erhob, war sein erstes Wort zur Gattin, mit der er über Alles sprach: „Ich hab's! Ich hab's!" und er schrieb nun aus dem Gedächtniß die Arbeit nächtlicher Phantasie nieder. Jede Zeile in seinen Uebersetzungen wurde in solcher Sorgfalt dem Original nachgefühlt und in ihrem Wortklang immer wieder geprüft. Aber er war deßhalb auch eifersüchtig auf dies Verdienst der Sprachmeisterschaft und namentlich auf eigene Begriffsworte, die er sich erdacht und die dann zu geflügelten Worten geworden waren. So hatte es ihn einmal empfindlich berührt, daß Adolf Stahr irgendwo den Ausdruck „trotzdem und alledem" auf Lessing ursprünglich zurückführte, während er wußte, daß er sich ihn aus eigenem Sinnen gebildet, daß er ihn als junger Mann schon gern im Munde zu führen pflegte und ihm durch eine paar seiner revolutionären Gedichte die Bedeutung eines populären Schlagwortes gegeben hatte. Er überzeugte sich dann auch zu seiner Freude, daß Stahr seine Behauptung ohne treffenden Grund aufgestellt hatte und er wirklich der alleinige Urheber des „trotzdem und alledem" sei.

Am 1. März 1873 riß der Tod seinen zweiten Sohn Otto in der Blüthe seiner Jahre am Scharlachfieber dahin, er war eben zur Ableistung seines einjährigen Dienstjahres in ein in Stuttgart garnisonirendes Regiment eingetreten. Der Verlust dieses Lieblings ließ den sonst so seelenstarken Mann seinem Schmerze fast erliegen; um so trostloser war er, als er sonst keins seiner Kinder mehr um sich hatte. Die zwei Töchter lebten verheirathet in England, Wolfgang und Percy damals in Nordamerika. Vereinsamt fühlte sich der Vater und fortan lebte er auch noch zurückgezogener als vordem. Nur im Umgang mit ein paar Freunden, mit dem treuen Walesrode, mit Hofrath Hemsen, Edmund Höfer, fand er manchmal seine abendliche Zerstreuung. Er gefiel sich außerdem ebenso wenig wie seine Frau in Stuttgart; sie waren durch langen Aufenthalt an englische Sitte und Lebensweise gewöhnt, und daß die Kinder dort ihr Heim gefunden, ließ die Sehnsucht nach England immer rege bleiben.

Von dem harten Schlag, den der Tod seines Sohnes ihm

bereitet, erholte ſich Freiligrath nicht wieder. Der Gram um dieſen alterte ihn ſchneller als die wachſende Macht der Jahre. Schon gebeugt im ſonſt ſo kräftigen Genick, ſah man ihn am Sarge Georg Herwegh's ſtehen, an jenem Apriltag 1875, da man dieſen Mitſtreiter von einſtmals auf den Friedhof zu Baden-Baden trug — einen Vergeſſenen, an deſſen Sarg nur Freiligrath als einziger aller deutſchen Dichter die Ehrenpflicht der Kameradſchaft erfüllte! Im unverſöhnten Groll war Herwegh geſtorben und ſeine Leiche ſelbſt wollte er nur in ſchweizer Erde gebettet wiſſen: wehmüthig ergriffen ehrte Freiligrath dieſen Trotz; aber er fühlte auch die Genugthuung, daß er ihn mit ſeiner ſtärkeren Natur längſt hatte überwinden können!

Seit 1874 ſchon hatte er die Wohnung in Stuttgart aufgegeben und nach einer ſtärkenden Sommerreiſe ſich wieder in Cannſtatt eingemiethet, in dem Eckhaus „zum alten Haſen" an der Neckarbrücke, ſtill gelegen an der Landſtraße, vor ſich das rauſchende Wehr des Stromes und den Ausblick auf die Gärten der Wilhelma und des Roſenſtein, und auf die Berghöhen bei Stuttgart. In behaglicher Einrichtung mit beſcheidenem Komfort lebte er hier mit ſeiner Gattin allein, den Tag über in ſeinem geliebten Arbeitszimmer, wo die von ihm ſo ſorgfältig gehaltene, werthvolle Bibliothek ſtand, wohl an 5000 Bände ſtark; an den Wänden eine Bleiſtift-Handſchrift Schiller's, eine eingerahmte Locke von deſſen Haupt, eine andere von Goethe, ein Bildniß von Carlyle und eins von Rittershaus. Nachmittags ſah man ihn wohl mit ſeiner treuen Pflegerin längs dem Neckar oder in die Kuranlagen bei Cannſtatt ſpazieren gehen, immer gebeugter in der Haltung werdend, mit eisgrauem Haar und langgewachſenem wallenden Vollbart, langſam gemeſſenen Schrittes. Schon wurde ihm das Gehen ſchwer und die Bruſt bedrückter dadurch. Ein unglücklicher Stoß an's Schienbein beim Einſteigen in einen Wagen der ſtuttgarter Pferdebahn, die vor ſeinem Wohnhauſe ihren Anfang nimmt, kam hinzu, um ihn fortan, ſeit dem Herbſt 1875, durch die erhaltene und ſchwer heilende Verletzung an ſein Zimmer zu feſſeln. Eine Reiſe an's Meer, nach dem er ſich ſehr ſehnte, ſollte er nicht mehr machen können.

Es zehrte auch jetzt gieriger die Krankheit an seinem Leben, die er nicht vermuthete und die ihm geheim gehalten wurde: die Wassersucht. Die Arbeit ging ihm nicht mehr von der Hand und er mußte sich dazu bequemen, zu diktiren, manchen Tag auch einhalten damit, so ungern er es sah. Der Arzt hatte die Gattin schonend auf ein möglicher Weise schnelles Ende des geliebten Mannes vorbereitet, dessen Krankheit aus der unnatürlichen Vergrößerung des Herzens und durch dessen Verfettung entsprungen war. Gefaßt auf das Unabwendbare, hatte Frau Freiligrath die Familie davon unterrichtet und es war ihre Schwester deßhalb zur Pflege nach Cannstatt gekommen, und aus der weiten Ferne der älteste Sohn Wolfgang mit seiner jungen Frau. Freiligrath selbst ahnte Nichts. Wie sonst war er noch immer frischen Geistes und voll lebhafter Theilnahme für die Vorgänge auf dem Gebiet der Literatur und des öffentlichen Lebens, und er freute sich, wenn ihm ein Besuch von Bekannten wurde. Einige Tage vor seinem Tode äußerte er zu einer befreundeten Dame:

„Ich stehe wie ein Student auf der Mensur und mein Gegner ist der Tod. Aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch.“*) Er mochte dabei an sein Jugendgedicht „Fieber“ denken, in dem er seinen visionären Kampf mit dem Tode so erschütternd schildert.

Auch sagte er früher einmal zu seiner Frau in Bezug auf Goethe's Tod:

„Ich bin kein Goethe und will ihn gewiß nicht kopiren; aber in einem Sessel sterbe ich auch mal, du sollst sehen!“

Und so kam es.

Der Tod harrte seiner schon längst, aber wollte nicht mit ihm kämpfen. Er ließ des Greisen Bart noch binnen wenigen Tagen schneeweiß werden, dann drückte er das mächtige, edle Haupt sanft an die Brust der treuen Lebensgefährtin und hielt sein reiches, großes Herz auf einmal still. In der Nacht zum 18. März 1876 schlief Freiligrath, wie auch sonst in letzter Zeit, so unruhig, daß er seiner angenommenen Gewohnheit nach öfter das Bett mit dem

*) Nat.-Ztg. a. a. O.

Ruhſeſſel wechſelte. Auf dem Seſſel entſchlummerte er ſanft Morgens nach ſechs Uhr, nachdem er eben noch zu ſeiner Gattin ein paar ſcherzhafte Worte geſprochen. So ſchlafend für immer und verklärt, ließ der Sohn zwei Stunden darnach eine ſchöne Photographie von ſeinem Vater aufnehmen.

Die Kunde von Freiligraths Tode, blitzſchnell durch Deutſchland getragen, rief eine tiefe und allgemeine Theilnahme hervor. Die Necrologe und Gedichte auf ihn in allen Zeitungen, und die lange noch nachwachſende Fülle allerhand publiziſtiſcher Mittheilungen aus ſeinem Leben bewieſen es. Selten, daß einem deutſchen Dichter eine ſolche große, ſchmerzliche Theilnahme nachfolgte, die man eine National-Trauer nennen konnte. Von nah und fern ſandte man Lorbeerkränze und Kronen in das Trauerhaus, um ſeinen Sarg damit zu ſchmücken. Die Stadt Detmold begehrte ihren berühmten Sohn zurück und wollte ihm eine würdige Grabſtätte bereiten; auch die Freunde in Stuttgart waren bereit, ihm mit dem unvergeſſenen Sohne zuſammen auf dem Friedhof jener Stadt die Gruft zu bereiten. Aber Cannſtatt wollte ſeinen großen Todten ſich nicht rauben laſſen und es trug den Sieg davon. Die lauſchige Stelle auf dem Friedhof um die dortige Ulrichskirche, wo er einmal ausruhend mit ſeiner Gattin auf einer Bank geſeſſen und geſagt hatte: „Hier iſt's gut ruhen!“ wurde ihm zur letzten Ruheſtätte von der Neckarſtadt geweiht.

Am Dienſtag Nachmittag, 21. März, fand das Begräbniß ſtatt. Vom Thurm der Stadtkirche erſcholl das Geläute der Glocken und der lang hinhallende Klang der Choräle. Umflorte Fahnen ſchwäbiſcher Sängervereine wurden vorauf dem langen, ſtillen, ernſten Männerzuge getragen, der dem Sarg folgte. Eine Laſt von Lorbeerkränzen und Blumen ſchmückte das letzte Haus des Dichters; eine Schleifenpracht von Schwarz-Roth-Gold daran zeugte für den deutſchen Mann der Freiheit, der an einem immer denkwürdigen Tag für dieſelbe ſein Herz ausgehaucht hatte.

Nach dem Geſang und des Predigers ſinniger Weiherede am Grabe rief ihm mit bewegter Stimme Walesrode den Freundesabſchied nach und Karl Mayer pries ihn als den Dichter, der dem ganzen deutſchen Volk angehört hatte und um deſſen Verluſt weit-

hin, bis in die Welt jenſeits der Oceans, die Klage ſeiner Verehrer erſchallen werde. Mit Blumen und Lorbeeren bedeckte man dann ſein Grab. Wie einen großen Sängerfürſten, der er war, hatte man ihn zur Ruhe beſtattet und Tauſende wahrhaft Leidtragender umſtanden ihn, als er der Erde übergeben wurde. In Barmen, von wo er einſt als junger Dichter in die Welt gezogen, in die Welt des Ruhmes, der Verfolgung und des Exils, wurde am 4. April eine ergreifende Todtenfeier gehalten, bei welcher Rittershaus die Gedächtnißrede hielt. Die ſchwäbiſchen Freunde aber erließen am 10. April einen Aufruf zu einem würdigen Grabdenkmal für dieſen Liebling der deutſchen Nation.

Wie er einſt Immermann nachſang, ſo gilt ſein eigen Wort auch von ihm ſelber:

„Den Todten Ehre, ſei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen ſind;
Die ew'gen Lichtes vorglüh'n unſrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nah'n,
Um leiſe wimmernd ein Gebet zu ſtammeln,
Wir friſchen Muth und neue Thatkraft ſammeln!"